

Biblioteka

U. M. K.

Toruń

22

185645

E. Dorn  
Die  
Hebistin  
von Herford

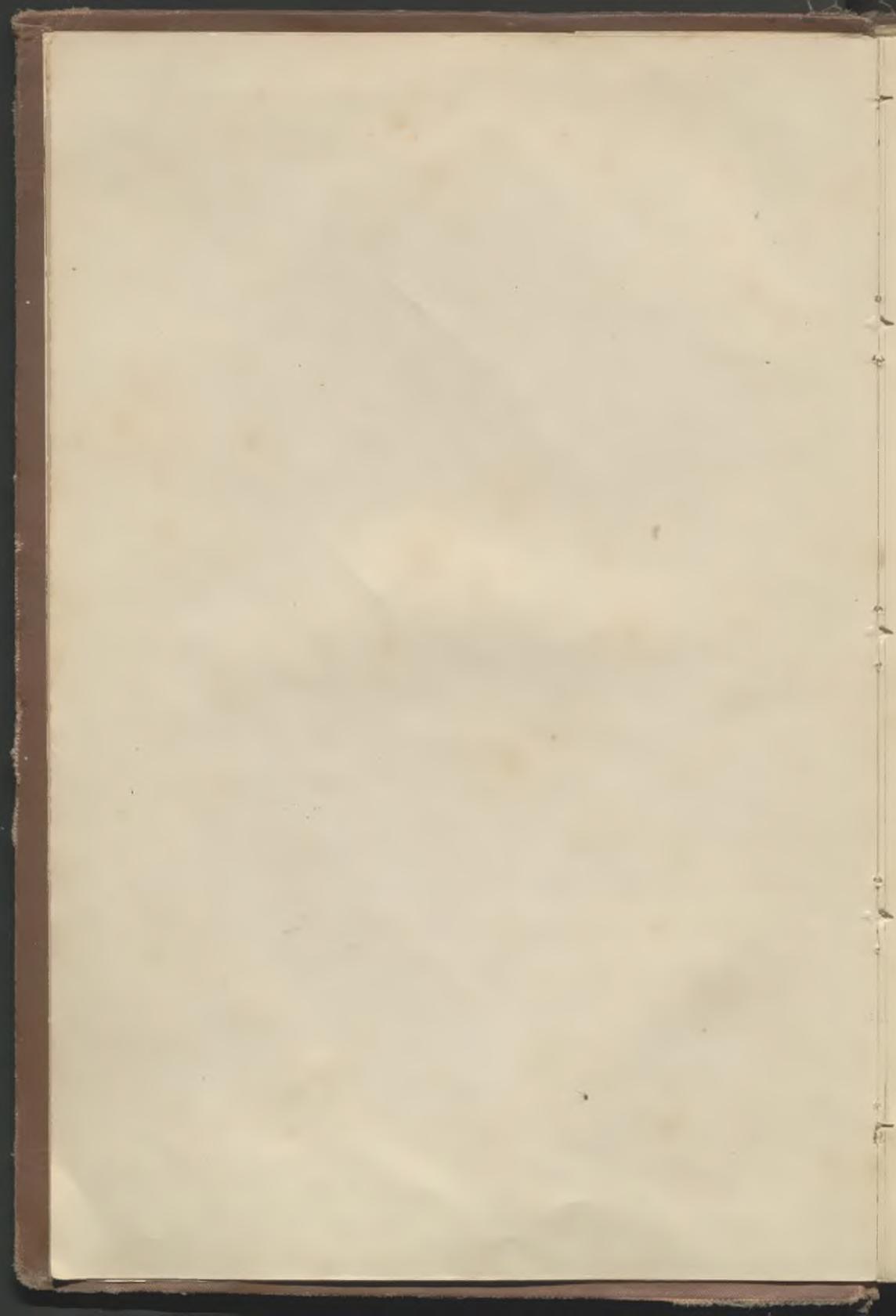
5766

~~No. 1790.~~

No. 688

Duplicate.

~~Handwritten signature or scribble~~



Bibliothek der Curonia.

~~Nr. 179~~

Die

# Aebtissin von Herford.

Roman

aus der Zeit

Friedrich Casimirs, Herzog von Kurland

von

E. Dorn.

Erster Theil.



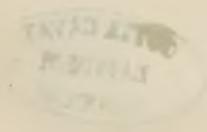
Riga.

Verlag von Wilhelm Helms.

1882.

Abhandlung von ...

~~~~~  
Von der Censur erlaubt. — Riga, den 30. November 1881.  
~~~~~



135.645  
5

---

Druck von C. Sieslack in Mitau.

Dem

Herrn Doctor der Philosophie

**Nikolaus von Gerbel-Embach**

Ritter des Stanislaus- und St. Annen-Ordens

sowie dessen Gemahlin

**Alexa geb. v. Stern-Stem**

widmet dieses Werk aus alter Freundschaft mit herzlichem Gruß

der Verfasser.

1848

# Verzeichnis der Bücher

aus dem Nachlass des Herrn Dr. J. G. ...

von ...

in ...

...

Vorliegendes Buch wird Sie, meine geehrten Freunde, vielleicht zu großen Erwartungen berechtigen, da es seinem Titel und seinem Umfange nach noch completer, als mein vorhergegangenes Werk, erscheinen muß. Sie als Fachmann, geehrter Freund, ermessen mehr denn jeder andere Leser, wie große Studien der geschichtlichen Quellen nöthig sind, um ein sei es auch das kleinste Werk, welches eine historische Staffage hat, schaffen zu können.

Durch die besondere Gefälligkeit des Bildnißmalers und Conservators des kurländischen Museums, Herrn Julius Döring, ist mir eine Anzahl historischer Notizen freundlichst geliefert worden, wie ich auch dem Herrn Doctor Willmanns einzelne geschichtliche Belege aus dem Archiv zu Münster zu verdanken habe. Hierauf mich stützend, habe ich mich bemüht, in diesem Roman die geschichtliche Treue soviel wie möglich zu wahren und sollte es mich freuen, wenn ich dieselbe Rücksicht wie bei meinem vorhergegangenen Werke fände.

Das Interesse aber, lieber Doctor, das Sie immer für die baltischen Provinzen bewiesen haben, hoffe ich noch reger zu erhalten, indem ich mich freue, Ihnen und Ihrer edlen Gemahlin wiederum ein Stück kurländischer Geschichte enthüllen zu können. — Dem Urtheil meiner geehrten Recensenten, wie dem der übrigen parteilosen Lesewelt, sei es anheim gestellt, in wie fern sich meine Bemühungen zur Geltung bringen.

Ⓒ . . . . .

Im Jahre 1881.

Der Verfasser.



## Kapitel I.

### Der Leibarzt des großen Kurfürsten.

Wie ein stilles, müdes Greisenantlitz schaut der Himmel auf die Erde nieder — nur der Winter thront in seiner ganzen Majestät und hält seinen weißen, glänzenden Königsmantel weit ansgespannt über Berg und Thal. Die Altmütter in den Gesindestuben erzählen es den Kindern, daß dies noch lange währen könne, denn Edda, die treueste Gefährtin des Winters, habe einen unruhigen Schlummer und schüttele ihr Bett beständig, weshalb denn ohne Unterlaß alle die weißen Klöckchen zur Erde fielen, der Schneesturm forme Hügel und Berge aus ihnen und die Sonne müsse selbst im Frühling lange scheinen, bis sie all' die Wasser austrocknen könne, unter denen die bunten Wiesenblumen tief begraben lägen. Auch wüßten es die Waldböglein ganz genau, daß der Winter noch lange dableibe; denn sie kämen mit den Dohlen zusammen vor die Thüren der Menschen und suchten Freundschaft mit den Späßen zu halten — schwatzten und stibizten nach Späßenmanier und jene gönnten ihnen dafür ein warmes Plätzchen am Rauchfang und einen Schlupfwinkel unterm Strohdach des Bauern; die armen Singböglein — so meinte eine greise Prophetin — fühlten dann heimlich alle Leiden mit jenen Menschen, die genöthigt sind, ums Brod die Gönnerschaft der reichen Plebejer zu suchen.

So war der Winter des Jahres 1681 mit besonderer Rauheit und Härte ins Land gekommen; ausdauernd streng hielt er die ganze Natur in eisiger Erstarrung und seine Schneestürme hüllten die weite Erde in einen dichten, weißen Schleier. Hoch lag der Schnee in

den Wäldern, die Bäume brachen fast unter der Last ihrer weißen Umhüllung — immer neue Massen von Eis und Schnee kamen hinzu und verschütteten die ohnehin schlecht gepflegten Wege, die nach Kurland hineinführten; vergebens mühte sich der Bauer, mit Hack' und Spaten einen Weg zu bahnen, den ein nächtlicher Schneesturm aufs Neue verwehte. In den zahlreichen Vertiefungen versanken oft Mann und Roß bis an den Leib — erfolglos blieb dann das Bemühen des Reisenden, der sich sehnte, noch vor Einbruch der Nacht sein Ziel zu erreichen. Im Zwielicht erschien die weite Fläche vor der herzoglichen Residenz dem verspäteten Wanderer endlos und wenn nicht ein ferner Lichtschimmer ihn den Pfad vermuthen ließ, oder der Instinct seines Thieres ihm weiter half, so geschah es wohl, daß der Bedrängte mitten im Schneefelde den Morgen erwarten mußte, um die von Gräben durchzogene Strecke gefahrlos zurücklegen zu können.

Um Vieles gefahrvoller aber war die lithau'sche Heerstraße zu passiren, die theils durch unbewohntes Haideland, theils durch große Wälder führte. Hier gab es Wegelagerer, die den einsamen Wanderer bedrohten und hier lungerte der Wolf und machte die Verbindungsstraße zwischen Kurland und Livland nicht wenig unsicher. Die harmlosen Thiere des Waldes trieb der Hunger aus ihrem sichern Versteck und sie wurden dem eingewanderten, frechen Waldvagabunden eine sichere Beute. Der einsame Wanderer mied sorgfältig diese unliebame Strecke und nur einer größeren Anzahl wohlbewaffneter Leute, die mit vereinten Kräften ihre Waaren nach der benachbarten Provinz transportirten, war es möglich, diese im schlimmsten Rufe stehende Gegend ohne Abenteuer und Gefahren zu passiren.

An einem dieser kalten Wintertage war es, als ein Mann, bekleidet mit einem groben Friesrock und einer Mütze aus Otternfellen, vermittelst Hacke und Spaten sich den Weg aus seiner Hütte zu bahnen suchte. Der bleiche Tag dämmerte im Osten herauf und die hohe, breitschultrige Gestalt des Mannes, der am Ende der fünfziger Jahre stehen mochte, hob sich scharf ab von der schneebedeckten

Fläche, die mit dem Horizont zu verschmelzen schien. Ein rauher Wind strich daher, aber dessen ungeachtet warf der von kräftiger Hand geführte Spaten wuchtige Schneestücke zu beiden Seiten des Weges auf; immer weiter, immer eifriger grub der Alte, wie eine dünne Rauchsäule stieg ihm der Athem aus Nase und Mund und umzog ihm Bart und Haar mit Reif und Eis. Bis zu den Ställen führte der Weg und endete dann an der Rückseite des Hauses. Zufrieden überschaute endlich der Mann sein mühevolltes Werk; dann klopfte er einige Male kräftig in die mit Fellhandschuhen bekleideten Hände, nahm den Spaten wieder auf und schlug auf eben dieselbe schwierige Art noch einige Schritte weiter seinen Weg ein bis zu einer Gruppe von Tannen und alten Weiden, die unter ihrer Schneelast gebeugt, die Rückseite des Hauses begrenzten. Einige Schuppen und Ställe, deren Dächer aus dem Schnee hervorlugten, lagen weiter im Hintergrunde; neben ihnen ragte der Schwengel eines Brunnens hervor, an dessen Ende ein mit Eis bedeckter Eimer schwebte; am andern Ende waren der Schwerkraft wegen ein altes Wagenrad, eine zerbrochene Deichsel und etliche Steine mit Stricken befestigt. Eine viereckige Schneefläche mit einer aus dürren Reisern zusammengesetzten Umzäunung kennzeichnete die Stelle, wo sich im Sommer der Gemüsegarten des Hauseigenthümers befand und dicht daneben die sogenannte Wiege, ein Gebäude, in welchem das Getreide gedörrt und von Häckerling gereinigt wird.

Mittlerweile hatte sich der Alte den Weg bis zu einer breit-ästigen Tanne frei gemacht; tief aufathmend stand er still, warf Handschuhe und Spaten bei Seite, bog behutsam die von Schnee belasteten Zweige auseinander und stand dann vor einem Hügel, zu dessen Häupten ein schwarzes eisernes Kreuz emporragte. Mit seinen breiten, schwieligen Händen säuberte er den Hügel vom Schnee, der denselben unter dem Schutze der Tannen wie eine leichte, weiße Decke überzogen hatte. Das Kreuz trug in der Mitte einen Spruch und Namenszug, über welche ein aus Metall geprägtes Gottesauge herniederfah, dessen Strahlenkranz bereits zu erblinden begann und an die Vergänglichkeit alles Irdischen mahnte; ein welcher Eichen-

Kranz lag vergessen am Boden. Es blieb daher kein Zweifel, daß die Tannen und Weiden hier ein einsames Grab einschlossen und daß Gedenkpruch nebst Namenszug zum Gedächtnisse desjenigen auf dem Kreuze eingegraben waren, der hier unter dem Hügel in Frieden schlummerte. Der Alte hielt seine Otterfellmütze mit beiden Händen umspannt und stand eine lange Weile gesenkten Hauptes da, wie tief in Gedanken versunken; der Wind strich ihm um die feuchte Stirn und wühlte leise in dem dichten, mit Grau untermischten Haar. Ein leises Frösteln schüttelte seine Glieder und mit einem stillen Seufzer bedeckte er sein Haupt; dann hob er den Kranz vom Boden empor, schlang ihn um das Kreuz und murmelte halblaut vor sich hin:

„Nun, das war der Morgengruß im Namen Eures Kindes — so lange meine Augen diesen Platz hüten, wahre ich Eure Rechte; ich hatte es ihr versprochen und der Jansche hält Wort, selbst wenn ihm bei der Hundekälte das Herz im Leibe und das Gebet auf den Rippen zu erfrieren droht!“ Noch einen Blick warf er auf das Grab; dann wandte er sich, theilte behutsam die Zweige der Tanne auseinander und schritt eilig dem Brunnen zu.

„Ach, Du ein Racker!“ brummte er halb ärgerlich, halb gutmüthig, „hat er doch wieder vergessen, den Eimer in die Tiefe zu lassen! Wie soll nun der Eisklumpen alles Wasser für das Vieh und für die Wirthschaft heraufschaffen?“ Mit diesen Worten löste er das mit dem Rad beschwerte Ende los und mit einem schrillen Getöse fuhr der Eimer in den Brunnen hinab; zu gleicher Zeit erhob sich in den Ställen ein heftiges Schnaufen, Krachen und unterdrücktes Heulen.

„Ach, meine Vögelchen singen auch schon,“ nickte der Alte, „na, na, ruhig, Wannax! still, Zirul!“ Er watete durch den Schnee zu den Ställen, der Kiegel flog zurück, eine Schaar großer und kleiner Hunde der edelsten Race stürzte ihm entgegen und warf ihn fast über den Haufen. Er stellte Hacke und Spaten unter den Schuppen, nahm eines der kleinsten Thierchen, ein braun und schwarz-

geflecktes Dachshündchen, unter den Arm und begab sich dann, umwedelt und umsprungen von seinen Böglingen, auf den Rückweg.

Die Hütte lag auf einer Anhöhe, so daß ihr breites, hervorspringendes Strohdach die dahinter liegenden Scheunen überragte, sie war aus Feldsteinen und rohen Balken zusammengefügt und hatte im Innern nur zwei Räume, von denen der eine, größere, sein Licht durch zwei kleine, halb von Schnee verdeckte, Fensterchen sehr spärlich empfing. Ein breiter, aus Backsteinen geformter Herd nahm fast gänzlich die eine Seite der Wand ein und das darauf entzündete große Feuer beleuchtete eine ungewöhnlich schlichte, fast an Armuth grenzende Ausstattung; doch war der hartgetretene Lehm-boden rein gefehrt, die rohen Tische und Bänke, sowie das irdene Geschirr, wiesen nicht die gewöhnliche Unsauberkeit des kurischen Hüttenbewohners auf und selbst die aus Heu, Stroh und Lämmerfellen hergerichteten Schlafstätten in den Winkeln machten den Eindruck, als wäre hier der beste Wille zur Ordnung vorhanden.

Oben an den Sparren der rußigen Decke hing ein Theil des Winterbedarfs, bestehend aus gedörrten Pilzen, Obst, Zwiebeln u. u. in nebartigen Säcken herab, welche der kurische Bauer ebenso wie seine Stellneze mit der Holznael geschickt anzufertigen weiß. Der vordere Raum war lang und schmal und enthielt weiter Nichts, als einige Kübel, einen Haufen fein gerissenes Holz „Skallen“ genannt, welche zur Beleuchtung dienten; ferner eine Streu, die Schlafstätte der jungen oder franken Hunde, welche besonderer Pflege oder Wärme bedurften. Dies Alles war das unbeschränkte Eigenthum des herzoglichen Hundewärters Jansche Kalning, der seinen zweiten Namen der kleinen Anhöhe, auf welcher sein Häuschen lag, verdanken durfte. Er hieß zum Unterschied von den unzähligen Janes und Jansches in Kurland der Kalning-Jansche oder auch Jansche Kalning und hatte mit den Jahren vergessen, daß er ein Leibeigener sei, den man, ebenso wie seine Hunde, zu jeder Zeit verschenken konnte. Wer aber sollte ein Gelüste verspüren nach dem häßlichen, plumphen, vierschrötigen Mann mit den groben, unschönen Gesichtszügen, dessen Blicke von struppigen Brauen verdeckt wurden,

deffen Aufgabe es war, seine jagdgerecht dressirten Hunde dem Buschwächter zu überliefern, welcher letztere sie zum Jägermeister brachte, der ihm für jedes brave Thier eine kleine Belohnung gab. Der Jägermeister lieferte die Hunde dem Oberjäger aus und dieser bezahlte auf Anordnung des Erbprinzen jeden geschickten Hund mit einem Thaler; denn Prinz Friedrich Kasimir liebte es, fürstlich zu belohnen und jedes rechthaffene Bestreben anzuerkennen. Jansche aber lebte in stiller Zufriedenheit in seiner Hütte und genoß Nichts von allen diesen Günstbezeugungen, mühte sich um sein kümmerliches Brod im Schweiß seines Angesichts und war glücklich, daß man ihm seinen kleinen moorhaltigen Landstrich steuerfrei zur Bearbeitung überließ. Es war ihm gestattet, bei der Dressur seiner Hunde ein Probeschießen in Feld und Wald anzustellen; das Wild aber, das er bei dieser Gelegenheit erlegte, gehörte in die herzogliche Küche und wurde von ihm gewissenhaft dorthin abgeliefert. Für seine Böglinge, die Genossen seiner Einsamkeit, hegte er eine besondere Vorliebe; er gab ihnen die abenteuerlichsten Namen, die ihm gerade in den Sinn kamen, die aber in der Regel nicht zu den Hunden passen wollten und sie am allerwenigsten charakterisirten. Er theilte mit ihnen die Milch von zwei Kühen und die Hälfte seines Roggenbrotes und behauptete, daß er bei den Hunden gerade die Tugenden und guten Eigenschaften finde, welche er bei den Menschen oftmals vermisse.

Sie trugen daher Menschen- und Vögelnamen, die sie in der Regel auch beibehielten, wenn sie der herzoglichen Meute gezählt wurden, die Edelleute wetteiferten, ihren Hunden die Namen zu geben, welche die der herzoglichen Meute so glorreich trugen.

Ein Wolfshund, der den Namen „Birul“ führte, rechtfertigte diesen in abschreckender Weise; die Zahl der Hühnerhunde, welche „Meiting“ (Mädchen) hießen, war unfehlbar des Hasen Tod und das Heer der Dachshunde, die ihrem Namen nach zur Vogelschaar gehörten, waren dem Fuchs und Dachs zum sichern Verderben dressirt. So hatte sich der Hundezüchter, ohne danach zu streben,

ein Denkmal bis auf unsere Zeit gesetzt; denn noch heute finden wir Namen, die eigentlich niemals auf den Hund kommen dürften.

Jahre hindurch hatte Zansche in Gesellschaft seiner Zöglinge gelebt und bis auf einen oder zwei Knechte, deren Hülfe er in der Erndtzeit bedurfte, oder einen alten Nachbar, der sich Rath von ihm holte, sah er selten ein menschliches Angesicht. Es hatte einmal eine Zeit gegeben, wo sich der Hundezüchter unter die Dirnen des nahegelegenen Dorfes mischte; allein das war lange her und nur eine alte Spinnerin aus jener Gegend entsann sich dessen, was von dem Alten längst vergessen schien. Seit 5 Jahren war der Hundezüchter nicht mehr allein; er hatte einen Zögling erhalten, den er nicht mehr los werden konnte, über dessen Dasein er sich Anfangs nicht wenig ärgerte, und auf dessen unschuldiges Haupt er alle nur erdenklichen, oft komischen, Zornesausbrüche lud. Da er nun aber sah, daß ihm dies Alles wenig half, fing sein Unmuth an, allmählig abzunehmen; er betrachtete seinen bereits zwölfjährigen, dunkeläugigen Zögling mit versöhntem Gemüth und verbarg eine hervorkeimende Zärtlichkeit unter allerlei haarsträubenden Namen, welche er ihm von Zeit zu Zeit beilegte. Er polterte seinen Pflegling aus dem Morgenschlaf, trieb ihn zur Arbeit und that doch schließlich die schwersten Verrichtungen mit eigenen Händen. Er schob ihm den besten Bissen zu, wenn das frugale Mahl sie bei einer Schüssel vereinte und breitete, indem er über Wärme klagte, dem Knaben seine Decke aufs Lager, um ihn desto wärmer zu betten.

Jetzt stand nun Zansche draußen vor der Thür, beschwichtigte noch ein Mal die Hunde — „es könnte ja sein, daß der faule Junge, statt aufzustehen, wieder auf sein Lager zurückgeschlichen war, um die Stille zu benutzen;“ allein beim Oeffnen der Thür leuchtete ihm das Feuer vom Herd entgegen und auf einem Block saß zusammengekauert Inco, der braune Zögling des Hundewärters, und startete in die Flamme und auf den brodelnden Topf, der vor ihm am Feuer stand. Ein großer schöngefleckter Hund sprang wedelnd auf ihn zu, legte die Pfoten vertraulich auf die Schulter des Knaben,

der ihn lieblosend umhalste und sich von dem Thier Gesicht und Hände lecken ließ.

„Der Wannax besorgt die Morgenwäsche bei Dir, mein Junge!“ schmunzelte der Alte und warf Mütze und Rock in eine große, buntbemalte Truhe, die neben dem Herd stand; „der Hunger trieb Dich wohl aus dem Nest, sonst hättest Du noch wie ein fauler Bär im Stroh gelegen — he! Habe meine alten Knochen bei der Arbeit draußen nicht wenig geschunden, derweil Du am Feuer sitzt und den Fasnache für Dich sorgen läßt; ich dachte mir wohl einen Gehülfn an Dir zu erziehen, als sie Dich nicht mehr holen kam, aber wenn nun Gott den Schaden besieht, so haben meine alten Augen noch einen Biter mehr aufzupassen, der klüger und gefräßiger ist, als der Beste einer von ihnen!“ Hierauf nahm Fasnache mit lächelnder Miene Holznadel und Zwirnfäden aus der Truhe, schneuzte sich mit Daumen und Zeigefinger, ließ sich am Feuer auf eine der Bänke nieder und begann eifrig an seinem Netz zu arbeiten.

Der Knabe hatte sich hastig erhoben, so daß die Hunde, welche sich um ihn geschaart, scheu zur Seite wichen und stand hochaufgerichtet mit gerunzelten Brauen vor dem Bauern da. Seine Haare fielen ihm wie Rabensfittiche um das dunkelbraune Antlitz, dessen edle, weiche Züge den italienischen Typus trugen; der antike Kopf erinnerte an den eines jungen Römers aus dem Patriziergeschlecht, in den dunkelglühenden Augen lag jedoch ein leiser Zug von Schlaueit und Tücke verborgen und trat jetzt durch die innere Erregung unverholen hervor. Die schlanke, hoch aufgeschossene biegsame Gestalt des Knaben war mit einer Leinwandhose und einem Hemd aus grobem Zwillich bekleidet, über welches lose eine Weste aus blauem Tuch, mit Bleiknöpfen versehen, hing. Die schmalen, braunen Füße waren unbekleidet und zeigten die feinen Knöchel eines leichtfüßigen Hindu; die ganze Gestalt des Kindes hatte etwas kagenartig Geschmeidiges und doch kam man auf den Gedanken, es habe ein böses Geschick ihn aus lichten Räumen verbannt und ihn in die düstere, freudlose Hütte versezt. „Du hast kein Recht, mich Deinen Hunden gleichzustellen,“ sprach in gebrochenem Letztisch trotzig der Knabe und

schob den großen Wolfshund, der ihn umwedelte, unwirsch zur Seite, „ich thue meine Pflicht für die Lumpen, die ich trage, und das kümmerliche Brod, das ich genieße, und bin Dir ein treuer Helfer, je nachdem Du es verlangst!“

„Na, sieh' mir Einer den Junker an!“ lachte der Hundezüchter gemüthlich, den der Born des Kleinen zu belustigen schien, „verstehst Du keinen Spaß und mußt mir alten Kerl gleich die Schnauze zeigen, wenn Dein leerer Magen Dich verdrießlich macht? — Da, greif zu, der Topf läuft über und unsere gute Grütze ins Feuer; beim Zanken kommt das Hundsvieh und auch wir schlecht weg und mir könnte ein warmer Bissen just recht sein!“

Mit einem Sprung war Inco am Feuer, schob das überlaufende Gefäß zur Seite, ging mit finsterner Miene zum Tisch, auf welchen er den Topf stellte, dann tauchte er in denselben einen Löffel und die Mahlzeit war angerichtet.

Jansche zog sein Messer aus dem Gurt, langte ein Brod vom Fensterbrett und theilte dasselbe in zwei größere und viele kleinere Stücke und während er mit einem gutmüthigem Blick Inco den Löffel hinschob, vertheilte er den größten Theil des kleingeschnittenen Brodes unter die Hunde. Eben wollte nun auch der Alte den Löffel in die Suppe tauchen, als der Knabe hastig aufsprang und an eines der Fensterchen eilte.

„Seht her, Jansche,“ rief er, „der Schnee draußen färbt sich dunkelroth und die Dächer der Ställe glühen wie vom Morgenroth beschienen, auch sehe ich Funken sprühen und eine Anzahl Männer betritt den Weg, den Ihr vor der Thür gebahnt habt!“ — Der Löffel schwamm bereits oben im Topfe.

Mit einem hastigen Ruck fuhr der Hundewärter in die Höhe und eilte zur Thür. Die Hunde schlugen laut an; draußen näherten sich Tritte und lautes Rufen unterbrach die Stille.

„Fort, Ihr Rabenkinder!“ rief der Bauer seinen Hunden zu und zog einen Lederstreifen hinter einem Sparren hervor, den er als Gurt für den Schafspelz, aber auch als gefürchtetes Strafinstrument zur Erziehung seiner Pflegebefohlenen in schwierigen

Fällen gebrauchte; wie Spreu stob die Hundeschaar unter Tische und Bänke, nur einer der Wolfshunde, der größte Rebell unter ihnen, ließ beim Oeffnen der Thür ein unterdrücktes Knurren hören.

Es war ein seltsamer Zug, der sich auf dem von Jansche geebneten Wege fortbewegte.

Zuerst fiel des Alten Auge auf ein kuriozes Gefährt, das auf Schleifen gestellt von zwei schönen Pferden gezogen wurde und sich mühsam bis vor's Haus bewegte; sieben bis acht Reiter in pelzverbrämten Röcken und großen Bärenfellmützen begleiteten dies kastenähnliche, schwerfällige Miraculum, wie's in seiner Art dem ehrlichen Hundewärter noch nie zu Gesicht gekommen war.

Einer der Männer, welcher die Pferde behutsam bis vor die Hüttenthür geleitet, sprang vor und öffnete das mit Eisblumen bedeckte Fenster des Kastens und heraus stieg ein in einen Mantel gehülltes und mit einer großen Fellmütze bekleidetes Männchen, das aus zwei golbeingefassten Brillengläsern, die zu beiden Seiten einer scharf zugespizten Nase funkelten, sich die nächste Umgebung anschaute; ihm folgten zwei andere Männer, welche in lettischer Sprache Befehle ertheilten. In der Thür erschien Jansche und machte dem Herrn mit der Brille ehrerbietig Platz, der, ohne von ihm Notiz zu nehmen, direct auf das ihm entgegenlodernde Feuer des Hauses zuschritt; hier angekommen ließ er den Mantel von seinen Schultern gleiten, nahm die Mütze von dem spärlich behaarten Schädel und setzte sich auf den Block, auf welchem der Knabe gesessen, dicht am Feuer nieder. Hier schlug er die Beine, welche mit hohen Fellstiefeln bekleidet waren, behaglich über einander und endlich klang ein langgedehntes „Ah!“ über seine schmalen Lippen, die sich dann wieder zu neuem Schweigen schlossen. Draußen erlosch der glührothe Schein der Fackeln und Windlichter, welche die Männer in den Schnee stießen, daß die Funken weit über die Fläche dahinflogen und zischend erlöschten; dann traten sie zusammen in den Vorderraum, schüttelten sich den Schnee aus Haar und Bart und schritten eilig auf und ab, um den erstarrten Gliedern neue Geschmeidigkeit zu verleihen. Inco hatte sich hinter den Heerd zurück-

gezogen und überschaute mit dunkelglühenden Augen den Raum und seine Insassen; die Hunde schlichen still aus ihren Schlupfwinkeln und näherten sich vertraulich den Männern im Borderraum. Fausche aber hatte Inco geboten, das Haus zu hüten, die hohen Gäste könnten ja seiner bedürfen und mit einem Blick auf die bloßen Füße des Knaben war er hinausgeeilt, um einem der Männer beim Unterbringen der Kofse im Schuppen behilflich zu sein. Hier schleppte er einen Vorrath von Heu und Stroh zusammen und half dem Führer die Decken auseinander nehmen, welche jedes der schönen Thiere zusammengeschnallt auf dem Rücken trug.

Die Sprache der Fremden konnte der Hundewärter nicht verstehen, klang doch diese Mundart zu possirlich und ein derartiger Jargon war ihm noch nicht vorgekommen. Mit stillem Staunen gab er auf ihre lebhaften Gesten Acht, die viel Aerger und Unbehagen ausdrückten und obwohl der Alte das heimathliche Deutsch verstand, da er in seiner Jugend zu den Leibeigenen gehört hatte, welche in unmittelbarer Nähe der Gutsherrschaft zu leben genöthigt sind, konnte er doch keinen Gebrauch davon machen. Er beobachtete einen Reitermann, welcher unter dem Schuppen stand und sein müdes Thier streichelte, das mit weit geöffneten Nüstern das Futter beroch, ohne es genießen zu wollen. Der Mann schien seiner Kleidung und seinem Wesen nach dem höheren Bedientenstande anzugehören; er trug kurz geschchnittenes Haar unter der Bärenmütze, einen Rock mit schmalen Goldstickereien. Sein Gesicht war edig, mit starken Backenknochen, graublauen Augen und von gesunder, blühender Farbe; die Gestalt groß und musculös.

„Du, Bauer!“ rief er, als er des Hundewärters gewahr wurde, „hastest du nicht einen Magentrost, den man gegen dies Höllewetter gebrauchen thun könnte?“ — Er machte die Geberde des Trinkens.

Der Alte nickte und wies auf die Hütte.

„Na, siehste, Bäuerlein,“ lachte Jener, „was Du für einen Captus hast, wie mein Medicus sagt!“ Er schritt voran und der Hundewärter folgte ihm auf dem Fuße.

Der Herr mit der Brille saß noch immer vor dem Herd und hatte seine Füße der Flamme zugekehrt; Inco war bemüht, durch neue Scheite das Feuer zu erhalten. Die beiden Andern hatten ebenfalls ihren Sitz am Herd aufgeschlagen und ließen eine kleine Flasche in ihrer Mitte den Rundgang machen; sie ertheilten dem Knaben ihre Befehle in lettischer Sprache und redeten darauf unter einander im heimatlichen Deutsch. Einer der Herren winkte plötzlich den Hundewärter zu sich; Jansche beeilte sich, dem Rufe Folge zu leisten und küßte ehrerbietig den Rock des schlanken Herrn, worauf er in gebückter Stellung, seiner Befehle harrend, vor ihm stehen blieb. „Pferde untergebracht?“ fragte der Fremde lakonisch.

„Ja, Alles in bester Ordnung, gnädigster Großherr!“ entgegnete der Bauer.

„Wir sind vom Wege abgekommen bei diesem verfluchten Wetter!“ polterte der Aeltere der beiden Männer, „wir hätten längst die Stadt erreicht, wenn nicht die fehlenden Brücken bei den Gräben uns Hindernisse gebracht hätten — nimm Dich in Acht, Bauer, daß bei Deiner Grenze Alles in Ordnung ist, sonst holt Dich der Teufel!“

„Großer Herr, das Schneegestöber verschüttet jeden Weg!“ bat Jansche.

„Schweig, fauler Schlingel, und mache Dich auf, uns den kürzesten Weg zu führen, damit wir endlich die Stadt erreichen können!“

„Das thue ich, Herr!“ rief plötzlich Inco, sich wendend und stand mit leuchtenden Blicken vor den Dreien; „ich kenne alle Wege und Stege und der nächste führt durchs Feld; doch kann der Kasten, in welchem Ihr gekommen seid, nicht mit. Besteigt die Pferde, die davorgespannt sind, ich reite voran und in einer halben Stunde sind wir in der Stadt!“

„Wer ist der Kleine?“ fragte der Lange und schaute mit Wohlgefallen auf die zierliche Gestalt des Knaben.

„Mein Hundejunge, den ich mir zur Hilfe erziehe,“ sprach Jansche und seine Blicke senkten sich schen, als er in das erbleichende Antlitz des Knaben schaute.

„Gut, mein Junge, aber nun tummle Dich! In einer halben Stunde brechen wir auf“ — und der Lange wandte sich zu dem Herrn mit der Brille und verdolmetschte ihm seine Unterredung mit dem Kleinen.

„Ist denn Euer Barbarennest, so man herzogliche Residenz nennt, noch weit?“ fragte der Brillenträger zurück, „wenn dies das gesegnete Kurland ist, so wäre mir jetzt das Kaffernland lieber!“

„Das glaube ich, Herr Medicus!“ lachte der Andere, „schon der Wärme wegen machtet Ihr den Tausch gerne! Nun, Eure Leiden haben bald ein Ende, sobald wir die letzte Niederung passirt haben und auf der kleinen Anhöhe stehen, die noch vor uns liegt, sehen wir die qualmenden Rauchfänge der gesegneten Stadt Mitau!“

„Eure Herzogstochter muß ein großer Liebling unseres Kurfürsten sein!“ brummte der Medicus, „denn ihr glaube ich diese verteuflerte Reise zum kranken Herzog verdanken zu können. Sogar die Kurfürstin hatte es eilig, als sie vor vier Wochen das Schreiben Eurer Prinzessin empfing, beschwor sie mich unter Thränen, schleunigst und ohne Verzug die Reise anzutreten. — Nun, Gott gebe, daß meine Hülfe nicht zu spät kommt, und daß ich den schwierigsten Befehl meines Kurfürsten ganz zu erfüllen im Stande bin!“

Mit diesen Worten erhob sich der Medicus und mit ihm die beiden Anderen. Draußen scharten sich die Männer um das Haus und hielten ihre Pferde bereit; einer der Reiter trat auf den Hundewärter zu, zog ihn bei Seite und sprach in gutem Lettisch:

„Höre, Brüderchen, reite Du mit in die Stadt und sei unser Wegweiser, dem kleinen Jungen traue ich nicht, ist immer ein Kind und können wir von ihm nur Kinderarbeit erwarten; ich und mein Herr und vier andere Reiter sind gute Kurländer und doch haben wir vollständig die Spur verloren, indem wir den Fremden als Wegweiser dienen sollten, die wir von der deutschen Grenze eingeholt haben.“

„Ich habe am Bein einen Streißchuß bekommen,“ entgegnete der Hundewärter, „dies weiß mein Junge und tritt statt meiner ein, da er als Wegweiser ebenso gewandt wie als Reiter ist; —

doch wer ist der Herr mit den vier Augen?“ flüsterte Jansche vertraulich und wies auf den Medicus.

„Der größte Doctor des Kurfürsten von Brandenburg,“ entgegnete der Reiter, „und der Lange von den beiden Anderen ist Bühren, der herzogliche Stallmeister und mein gestrenger Herr.“

Der Hundewärter kraute sich verlegen hinterm Ohr.

„So, so,“ murmelte er bestürzt, „sind ja hohe Herren!“

„Ja,“ nickte der Reitersmann, „der Andere ist noch höher und ist des Herzogs Geheimschreiber, Puttkammer genannt. Wir haben einen schwierigen Weg zurückgelegt und hätte uns nicht eine Zigeunerbande, welche aus Bithauen kam, aus dem Schnee geholfen und auf die richtige Fährte gebracht, wir mühten uns noch vergebens auf der Landstraße. Dafür bewilligte ihnen aber auch der Großherr Puttkammer zweimonatlichen ungehinderten Aufenthalt in Kurland, natürlich zwei andere Monate nehmen sich die Spitzbuben ohne Erlaubniß dazu und noch mehr an anderen Dingen!“

„Was macht denn der Medicus in Kurland beim Herzog?“ unterbrach ihn hastig der Hundewärter, „hat unser Herr doch der Aerzte genug!“

„Die dürfen ihn nicht sterben lassen,“ entgegnete sich in die Brust werfend der Reiter, „während es, wenn er bei diesem stirbt, Nichts zu bedeuten hat, denn je vornehmer und klüger der Arzt, desto mehr vornehmer Todte macht er!“

Jansche schaute verblüfft auf den Mann, der mit gespreizten Beinen, die Hände hinterm Gurt, vor ihm stand und seine Argumente wohlgefällig belächelte.

„Du lieber Gott!“ murmelte der Hundewärter, „steht es denn so schlimm mit unserm Herrn? Wer hätte das gedacht!“

Ein Pfiff erscholl und beide Männer trennten sich, nach einer Weile war Alles zur Abfahrt gerüstet. Inco hatte den kurzen Schafspelz des Hundewärters angethan und mit dem Lederriemen umgürtet, seine Beine waren mit Schaffellen umschnürt und seine Füße staken in kurischen Sandalen, welche man „Paraisken“ oder „Pasteln“ nannte. So saß er in seiner plumpen Kleidung bereits

auf einem kleinen Bauerklepper vor der Thür; das schwarze, glänzende Haar quoll aus der schmutzigen Pelzkappe hervor, die ihm der Hundewärter aufgestülpt hatte, wobei er ihm einschärzte, die Hasen, die er vor ihm aufs Pferd gebunden, in die herzogliche Küche abzuliefern und den Wannag als Begleiter für den Heimweg mitzunehmen. Dann eilte Sansche zurück, um den vornehmen Herren auf ihre Pferde zu helfen. Mit lautem, lustigen Ruf sprengte Inco auf seinem kleinen Thier voraus und langsam folgten ihm die Reiter mit ihrer Mannschaft.

der alte Mann stand vor der Thür; das schmale, hün-  
 den-Geißel sah aus der schmalen Handlung hervor, die ihm der  
 Fingerring an der Hand hatte, wozu er ihn einführte, die Hand,  
 die er aus der Tasche zog, in die Handlung, die er  
 schloß, was ihm als Zeichen für den Fingerring diente.  
 Er sah die Handlung, die er der Fingerring diente,  
 und der Fingerring diente ihm, die Handlung, die er  
 schloß, was ihm als Zeichen für den Fingerring diente.

## Kapitel II.

### Alte Bekannte.

Eine Weile stand der Alte und schaute, indem er mit den breiten Händen seine Augen schirmte, den Reitern nach.

Im Osten hatte sich der Himmel geklärt und versthohlen zuckte ein Sonnenstrahl über das Schneefeld. Es flog wie ein mattgoldiger Schimmer drüber fort und unter diesem flüchtigen Sonnenblicke sprühte es in bunten Lichtreflexen, als wäre die Schneedecke, wie das glänzende Gewand einer Märchenprinzessin, mit tausend köstlichen Edelsteinen bestreut. — Plötzlich fuhr ein rauher Wind daher und trieb dunkle Schatten über den Weg; am Himmel schoben sich bleifarbene Wolken zusammen und wieder verhüllte ein dichter Schneefall den ganzen Horizont.

Der Hundewärter hatte den Zug aus dem Gesichte verloren, nur das Wellen des voranspringenden Wannax scholl noch zu ihm herüber. Eben war er im Begriff, ins Haus zurückzukehren, als aus derselben Richtung, in der der Zug verschwunden, eine Gestalt auftauchte, welche an einer Leine ein halbes Duzend zusammengekoppelter Hunde vor sich hertrieb.

„Gott schütze mich!“ rief der Alte beim Anblick des neuen Ankömmlings, „wie soll ich sie Alle bergen in dieser Winterzeit, wo man selbst kaum der Nahrung genug hat?“

„Accurat so! Wirft sie schon unterbringen, Brüderchen, hast Du doch als Junggefelle eine viel zu große Gefindestube und Aleten mehr, als sich für einen einzelnen Bauern geziemt! — Die Hunde

schickt Dir der Großherr Puttkammer zum Einschulen, sie sollen ein Geschenk für den Neuenburg'schen abgeben."

Der Sprecher war jetzt nahe herangetreten und schlang die Leine, an welche die Thiere gebunden waren, um des Alten Arm. Dieser schaute erzürnt aber schweigend den hoch aufgeschossenen Burschen an, dessen einfältige Gesichtszüge eine harmlose Natur vermuthen ließen, ungeachtet dessen, daß die kleinen, listigen Augen, die sich beim Lächeln des breiten Mundes verschmigt schlossen, einen speculativen Keim verriethen. Die etwas zu lange Nase trug freilich nicht zur Verschönerung des Profils bei und hatte jene Form, welche die Physiognomiker mit dem Namen „Spürnase“ zu bezeichnen pflegen, unter einer Fellmütze mit grüner Abzeichnung quoll das lange, braune, ungepflegte Haar verwildert hervor. Ein Anzug aus Schaffellen von zweifelhafter Sauberkeit bekleidete die knochigen Glieder und ein breiter Ledergurt mit numerirtem Bleischild kennzeichnete den niederen Forstwärter oder Buschwächter, den das herzogliche Gefinde „Strauja-Peter“ nannte und der sich beim Treibjagen stets nützlich erwies, zumal wenn es galt, die Fährte eines gehezten Wildes aufzufinden. Bei seinen Landsleuten galt der Strauja-Peter für harmlos und genoß den Ruf der Frömmigkeit, weil er selten sprach, ohne Gott und den Himmel anzurufen.

Nach einer Weile waren beide Männer bei der Hütte angekommen; der Hundewärter ließ seinen Gast stehen und ging schweigend, um die neu hinzugekommenen Thiere unter Dach und Fach zu bringen, dann folgte er dem Buschwächter in die Hütte. Dieser stand bereits vor dem Feuer und rieb sich behaglich die Hände.

„Sieh einmal, was Du für ein Mann geworden bist,“ schmunzelte er, „zieht doch bei Dir der Rauch zum Rohr hinaus, wie bei dem Gutsherrn, während er bei mir nicht durch die Sparren will und Weib und Kind erblinden, wenn ich nicht die Thür aufmache, damit er seinen Weg dort hinaus nehme. Du lieber himmlischer Vater, ist das ein schweres Leben für einen armen Bauer'smann!“

„Ich denke, Du Entenväterchen besitzt ein größeres Stück Land und einen fruchtbaren Boden dazu, der Dir Korn und Gras in

Dorn, die Aestifin von Herford.

2



Hülle und Fülle trägt!“ brummte der Alte, „auch ist Dein Haus nicht weniger von Ställen umgeben, als das meinige. Du solltest daher nicht scheel sehen, wenn es ein Anderer weniger gut hat, als Du, der Du als des Jägermeisters Knecht so manchen unverdienten Thaler in deinen Säckel zu streichen gewohnt bist.“

„Gott und Vater!“ seufzte der Andere, „mein Boden ist so voll großer und kleiner Steine, die erst herausgewühlt werden müssen, soll das Winter- oder Sommerkorn Wurzel fassen; meine Kühe und Schafe sind mager und krank wie mein Weib und meine Kinder! Ist das nicht des Unglücks genug?“

„Mache Dir einen Rauchfang, wie ich es gethan,“ entgegnete Jansche, „und verstopfe die schadhafte Stellen Deiner Hütte mit Moos und Gras. Dein steinhaltiger Boden erfordert Mühe, mein mooriges Land nicht weniger, mein einziger Gehülfe ist der Junge und den alten Jacob dinge ich nur zur Erntezeit, Du aber hast ein Weib und zwei Brüder für alle Zeit, welche mit Dir arbeiten.“

„Du lieber, himmlischer Vater, wo nehme ich die Zeit zum Arbeiten? Habe ich Dir nicht die Hunde zu bringen? Habe ich nicht am Krüge des Jägermeisters Pferde zu hüten, wenn er beim Vorüberreiten rasten will, muß ich nicht nach Mitau laufen, um Befehle zu erwarten? Ach, ich habe die ganze Welt voll Dienstbarkeit! Es geht nicht, Brüderchen, es geht beim ganzen Leben nicht!“

„Höre, Peter,“ sagte der Hundewärter, indem er seinen Gast mit prüfenden Blicken maß, „ich glaube, Dein Weib ist nicht die rechte Gehülfin für Dich, obwohl kräftig und gesund, scheint sie doch eine faule Henne zu sein, die viel gadert, in des Nachbars Hof fliegt, überall scharrt und kratzt und dabei ihre Küchlein für Wind und Wetter läßt!“

Peter kraute sich bedenklich den Kopf, spie unmutig vor sich hin, seufzte tief auf und entgegnete:

„Die Krankheit und die böse Kälte verderben uns allen die Lust zum Arbeiten; mein Ältestes hat ein schiefes Bein, die beiden Anderen blöde Augen. — Du lieber Gott, ist das nicht Unglück genug?“

Heute früh kommt da der vornehme Doctor vorbei und der herzogliche Stallmeister schickt seinen Diener zu uns in die Hütte, des Unterkommens wegen, verstehst Du? Ich denke, hier giebt's was zu verdienen, und stürze mit entblößtem Haupte hinaus, um den Herrschaften vom Pferde zu helfen. „Da hinein können wir nicht,“ sagt Bühren, „ist ein Ferkelstall und keine menschliche Wohnung!“ Die Reiter schimpfen und fluchen in ihrer Sprache. „Du lieber himmlischer Vater!“ denke ich, „des bischen Rauches wegen so viel Aufsehen zu machen!“ Unterdessen hat einer der herzoglichen Leute meinem Weibe erzählt, der Herr in dem hohen Kasten sei ein kluger Arzt, der da komme, um unsern kranken Herzog gesund zu machen; sie nimmt schnell die zwei Kinder auf den Arm, die ihr schreiend gefolgt sind, und läuft auf den fremden Herrn zu. — „Was fehlt Deinen Kindern?“ herrscht Bühren sie an, die Anne erzählt sehr klug, wie es mit den Kleinen stehe. Da greift der Herr mit der Brille das Jüngste an und dreht es zu sich herum, läßt es aber rasch fahren und ruft dem Stallmeister viele böse Worte zu; dieser wendet sich lachend um und sagt: „Der fremde hohe Doctor meint: Dein Weib soll vor allen Dingen ihre Kinder täglich mit reinem Wasser waschen und sie dann zu ihm in die Stadt bringen!“ Dabei setzte sich der Zug in Bewegung. Die Anne stürzte mit den armen Kleinen schluchzend in die Hütte. — O lieber, himmlischer Vater, welche Mutter wird denn bei dieser Kälte ihre Kinder waschen? Sowaß hat man denn doch noch nicht erlebt! Diese Ausländer sind ja accurat Wölfe von Natur, ohne Mitleid und Erbarmen!“

Der Hundewärter pffiff leise vor sich hin und schob ein wuchtiges Wurzelstück in die Flamme.

„So wurde also Nichts daraus und der fremde Doctor bot Euch keinerlei Hülfe?“ forschte er und unter den buschigen Brauen blitzte es wie Schadenfreude hervor.

„Accurat so!“ entgegnete der Skrauja-Peter und rückte sich seinen Gurt zurecht, es schien, als mache er Anstalt zur Heimkehr. Blöthlich aber blieb er vor dem Hundewärter stehen, der sich vom Herd

erhoben, um seinen Gast hinaus zu geleiten. Peter stemmte vertraulich seine tagenartigen Hände auf des Alten Schulter, ein breites Lächeln umspielte seinen Mund und die Augen zwickerten verstohlen zu ihm hinüber.

„Brüderchen,“ sagte er, „noch eine Bitte habe ich auf dem Herzen; — die alte Margarethe sagte immer, daß Deine Zunge schlimmer sei, als Dein Herz. Schreie Du jetzt nach Herzenslust, aber nimm mir die Zigeuner ab, welche sich in meiner Nähe niederlassen wollen! Gott und Vater! soll ich unglücklicher Mensch auch noch diese Plage ertragen? Ich glaube, ich laufe davon!“

„Und in den nächsten Krug, wo eingeschenkt wird!“ ergänzte trocken der Hundewärter, „von welchen Zigeunern sprichst Du? Aus Dithauen kommen ihrer Viele, um Handel zu treiben, mehr aber, um zu betteln, zu stehlen und um das, was sie nicht haben wollen, Einem auf dem Hals zu lassen!“

„Accurat wie Dir den Jungen,“ lachte Peter, „der jetzt den Herrschaften den Weg nach Mitau zeigt! Mir macht es Spaß, daß sie sich doch verlaufen hatten, obwohl die Zigeuner sie ein gutes Stück gegen die Stadt führten und ihnen den Weg freigruben; die Alte mit dem bösen Blick, vor welchem sich die Kinder fürchten, war auch bei ihnen. Weißt Du, es sind dieselben, welche zur Zeit, als man den Amtmann in Bauske verbrannte, hier waren. Die Alte wird von ihnen „Bepph“ genannt und scheint die Stamm-mutter der Bande zu sein; sie verhegt einem die Kinder und das Vieh, wenn man ihr nicht den Willen thut. Mein Aeltestes kam mit einem schiefen Bein zur Welt, weil mein Weib ihr nicht das fetteste Ferkel aus dem Stalle gab. Diese Alte fürchte ich daher mehr, als die Anderen, welche nehmen, was man ihnen giebt, und noch dafür das kranke Vieh kuriren. Du hast weder Kinder, noch ein Weib, das sie Dir verhegen könnten, und schon des Jungen wegen, der ja ihnen gehört, werden sie Dich verschonen!“

Der Hundewärter fuhr sich mit der Hand übers Gesicht und pffiff leise vor sich hin, welches ein Zeichen großer Bedenklichkeit bei

ihm war, nach einer Weile sagte er hastig, aber mit veränderter Stimme:

„Der Junge gehört mir, so lange ich will, aber die Zigeuner sollen kommen, die nehme ich! Warte, Du Wolfsmutter, Dich habe ich jetzt!“ Er ließ sich, ohne weiter auf seinen Gast zu achten, abermals am Feuer nieder und starrte in die Gluth. Der Buschwächter war überrascht, so wohlfeilen Kaufs davon zu kommen; sein speculativer Sinn hatte bereits alle Gewaltmittel erwogen, mit welchen er im Weigerungsfalle den Alten zwingen zu können vermeinte, jetzt, da dieser sich so bereitwillig zeigte, näherte er sich ihm vertraulich und flüsterte:

„Freilich mußt Du Dein Eigenthum immerhin im Auge behalten. Ich würde ihnen, wenn es nicht anders sein könnte, die alte Badestube am Waldessaum einräumen, allein ich habe die Thür davon verbrannt, weil das Holz, das wir zu unserem Bedarf holen dürfen, grün und naß ist. Du lieber himmlischer Vater, wie brennt doch das Deinige hell und klar! Das kommt, weil Du so viel Zeit hast, Dir Deinen Holzbedarf im Sommer zu holen, wir können das leider nicht! Du lieber, himmlischer Vater, wo nehmen wir die Zeit dazu her?“

Da nun Jansche immer noch ins Feuer starrte und Nichts zu hören schien, so setzte sich Peter auf den Block, zog die vergeffene Schüssel mit des Hundewärters erkaltetem Frühstück auf seine Knie, tauchte den Löffel hinein und aß seufzend den Rest.

„Der Vorreiter des Bühren meint, mein Gesinde habe die rechte Entfernung von der Stadt,“ sprach schmakend der Buschwächter, „es liege accurat acht Werst davon, die Zigeuner könnten eher die Herrengüter als Mitau heimsuchen!“

Der Hundewärter nickte schweigend. Peter erhob sich, schob die geleerte Schüssel bei Seite, zog seinen Gurt fester, stülpte die Fellmütze auf und wandte sich noch einmal zum Alten:

„Ja, wer so wie Du beim warmen Ofen sitzen könnte!“ nickte er wehmüthig, „ich habe noch heute den Weg in die Stadt zu machen, muß dort beim Jägermeister Bericht geben, Befehle

erwarten; — du lieber Gott, es nimmt kein Ende mit der Quälerei! Vor morgen ist an eine Heimkehr nicht zu denken, der Weg ist zu weit, die Kälte zu groß; — was bin ich doch für ein geplagter Mensch!“

Der Hundewärter pfliff wieder leise vor sich hin, was diesmal ein Präservativ war, seines Spottes und stillen Aergers Herr zu werden.

„Na, bleib' gesund!“ sprach endlich der Buschwächter, wandte sich und ging mit langen Schritten hinaus, die Thür fiel polternd hinter ihm zu. Der Alte war nun allein und seinen Gedanken überlassen, den Kopf sorgenschwer hin- und herwiegend, saß er da. Es gab mancherlei zu überlegen und er ging mit sich in lautem Selbstgespräche zu Rathe; er hatte endlich beschlossen, streng und unerbittlich mit der Zigeunerin zu verfahren, sie für den Betrug zu strafen, den sie an ihm verübt; mit dem Erscheinen derselben mußte ja Alles eine andere Wendung nehmen. Er hatte sich freilich daran gewöhnt, dem Gedanken an eine Trennung von dem Knaben nicht mehr nachzuhängen, jetzt sträubte sich etwas in ihm, zu denken: „Inco ginge und käme nicht mehr wieder.“ Verwundert über diese sonderbaren Gedanken kraute er sich lächelnd den Kopf und erhob sich endlich, um nachzusehen, wie es mit dem Wege stand, den Inco kommen mußte. Auf den Spaten gestützt blieb er noch eine Weile inmitten der Hütte stehen und achtete es nicht, daß seine Thiere sich an ihn herandrängten, um ihn zu veranlassen, seinen Gang ins Freie zu beschleunigen. Er hatte vergessen, die Schnur anzuziehen, welche die Holzklappe oben am Rauchfange herabfallen ließ, der Wind fing sich in den Sparren und trieb Schnee und Eis hernieder auf die wärmende Flamme, so daß sie zischend erlosch.

Leise vor sich hin murmelte der Alte:

„Nehmen kann sie ihn, aber erst fordere ich das Unterhaltsgeld für die Jahre, dies wird sie nicht herbeischaffen können! Ha, ha, ich will sie schon pressen, diese Spitzbüb'n, diese Diebsmutter!“ Er hielt inne. — „Wie aber,“ begann er nach einer Pause, „wenn sie das Geld dennoch hätte? Sie wird ihn krauchen können, er ist

flink wie ein Wiesel und klug wie ein Rabenväterchen, wenn sie ihn dennoch nimmt? — Ha, pah, meinethwegen, so bleibe ich allein, ganz allein!“

Draußen erhoben die neuen Böglinge ein wüthendes Geheul und unterbrachen das Selbstgespräch des Alten, der, wie von einem neuen Gedanken befeelt, schnell hinausschritt. Die Bögge flatterten scheu von der Futterkrippe auf, an welcher die fremden Kofte Kaff gehalten hatten. Die Spazzen schwirrten dem Bauer ihren Dank entgegen, der nichts davon verstehen wollte und gebeugten Hauptes in den Stall ging, um den Thieren Nahrung zu bringen und ihnen eine Streu für die kalte Nacht zu geben.

Der Abend war hereingebrochen, eine Krähenschaar flog freischend dem Walde zu. Sie hatten sich so viel zu erzählen von dem Ueberfluß der Stadtleute, von dem Reiterzuge, der vor des Herzogs Schloß angelangt und von dem Käuzchen, das seit Wochen in den Fensterbögen daselbst nistete und nicht in den Wald mitkommen wollte.

Eine tiefe Stille breitete sich bald über die ganze Natur; es dunkelte bereits, nur gegen Osten hin leuchtete die unabsehbare Schneefläche, so weit das Auge reichte, und wurde nur nach der Westseite hin, wo das Häuschen des Hundewärters lag, von Hügel-land und Waldesdickicht begrenzt. Der Mond lugte zwischen dahinjagenden Wolken hervor und sein flüchtiger Strahl beleuchtete den heimkehrenden Knaben, der auf seinem müden Klepper langsam den Hügel hinauskroch. Ihm zur Seite schritt rüstig eine Frauengestalt und ihr folgte Wannax, des Knaben treuester Begleiter. Vor der Hütte angekommen schwang sich Inco vom Pferde, die Frau öffnete die Thür und beschwichtigte mit barschem, herrischem Tone die Hunde, welche ihr den Eingang streitig zu machen suchten.

Inco führte sein müdes Thier dem Stalle zu, wo ihm der Hundewärter entgegentrat, ehe dieser noch Zeit gewann, den Knaben über seine Sendung auszufragen, rief dieser hastig:

„Sie ist da und bittet, diese Nacht unter unserm Dache zu bringen zu dürfen!“

„Was?“ schrie der Alte, „sie kommen heute schon? Das wollte ich nicht; ich mag jetzt mit dem Volke nichts zu thun haben!“

„Das Weib traf mich bei der Heimkehr, sie bat mich, mit mir eines Weges zu gehen, was konnte ich thun?“

Heute wird das Haus nicht leer von unnützen Leuten, die einem die Zeit fortnehmen!“ brummte der Alte und beide traten ins Haus. Am Herd kauerte die Zigeunerin und blies aus Leibeskräften in die erloschene Asche.

„Bist Du ein schlechter Wirth!“ rief sie dem Alten in gutem Letztlich entgegen, „hast nicht einmal ein halbes Feuer für die erstarrten Glieder Deiner Gäste, die einen weiten Weg gemacht haben!“

„Der Teufel hole die Gäste!“ polterte der Alte, „sie lassen einem nicht Zeit, das Mahl zu bereiten, um sich zu sättigen, am Allerseelentage habe ich nicht einen so großen Fasttag wie heute gehabt, dies Alles der Gäste wegen!“

„Sorgt Euch nicht, Nachbar,“ kicherte die Alte, „ich führe einen Feuertrank bei mir, der uns Allen Leib und Seele erwärmen soll! Die Ungarn sind klüger als die Kurländer, sie ziehen ihren Labetrunk aus Weinstöcken und nicht aus Birkenstämmen, wie die armen Ostseeleute.“ Mit diesen Worten erhob sie sich rüstig, ging hinaus und kehrte bald mit einem Arm voll trockner Ställen zurück, sie blies noch einmal in die Asche, wo es schon zu glimmen anfang. Im Nu schlug eine helle Flamme hoch aufblodernd auf dem niedern Herd empor und beleuchtete das dunkle Antlitz der Alten.

Diese erschien klein und zwergartig in ihrer zusammengesunkenen Haltung, doch, sobald sie sich hoch aufrichtete, war ihre Gestalt von mittlerer Größe. Sie trug um den Kopf ein großes, buntes Tuch turbanartig gewunden, das die Stirn verdeckte, während zu beiden Seiten derselben schwarze, mit Grau untermischte Haarstränge herabhiengen, unter denen große silberne Ohrringe hervorblitzten.

Die dunklen, geierartigen Augen hatten jenen durchdringenden Blick, der mit unheimlich mysteriöser Macht den Leuten zu bändigen weiß und vor dem sich fromme Augen scheu und furchtsam senken.

Eine kurze Pelzjacke und ein brauner Friesrock bekleideten die dürre Gestalt und mochten sie nur wenig vor Wind und Wetter schützen.

Mit den hagern Händen nestelte sie jetzt eine herabhängende Seitentasche an, zog daraus ein Stück geräucherten Fleisches hervor, steckte es auf ein danebenliegendes, zugespitztes Hölzchen und briet es über der Flamme; ein verlockender Duft erfüllte die niederen Räume.

Jansche starrte sprachlos auf das Gebahren der Alten, that sie doch, als wäre sie hier zu Hause und die Anderen ihre Gäste.

Jetzt war guter Rath theuer; alle beabsichtigten Grobheiten, die er bei sich aufgespeichert hatte, konnten nicht zur Geltung gebracht werden, die Schlinge, die er ihr zu stellen gedachte, schien ihm jetzt nicht nur sehr lose geknüpft, sondern er begann auch zu ahnen, daß bei diesem Weibe große Schwierigkeiten zu überwinden seien, um sie dahin zu bringen, daß sie eine andere Autorität als die ihre anerkenne. Die Sicherheit und Unerstrockenheit, welche sie zur Schau trug, hatte Alles verdorben. Mergerlich trottete der Alte bei Seite und setzte sich schweigend auf eine Bank. Inco rückte in gewohnter Weise den Block näher zum Feuer, setzte sich auf denselben und lockte die Hunde zu sich heran.

„Na, alter Freund, verkrieche Dich nicht!“ rief die Zigeunerin, „komm, laß uns das Friedensmahl genießen, wir haben uns lange nicht gesehen und alte Bekannte rücken zusammen, wenn sie getrennt gewesen sind.“

Der Alte erhob sich langsam mit finsterner Miene und gerunzelten Brauen, langte aber das Brod vom Gefimse und zog sein Messer aus dem Gurt.

Inco glitt wie absichtslos vom Block herab und Jansche nahm den leeren Platz ein, während der Knabe sich platt auf den Boden niederlegte, das Kinn in die hohlen Hände stützte und mit mißtrauischen Blicken die Fremde zu beobachten schien. Diese theilte das Fleisch in gleiche Theile und bot es den Beiden dar; der Alte nahm ruhig seinen Antheil und reichte Inco das andere Stück.

„Ich mag nicht!“ sagte der Knabe trotzig und wandte das lockige Haupt der Flamme zu.

„Bist in der herzoglichen Küche gewesen,“ brummte der Alte, „dort machen sie Dich naschhaft und übermüthig!“

„Freilich,“ schmunzelte die Zigeunerin, „er weiß sich die guten Bissen ebenso zu holen, wie wir, etwas ist doch noch von der Zigeunerlist an ihm haften geblieben!“

Inco wandte sich zornig ab und schwieg. Nach beendetem Mahl zog die Fremde aus ihrer Tasche ein kleines Fläschchen hervor, da aber Inco auch den Trank verschmähte, so wanderte es nur zwischen den beiden Anderen hinüber und herüber. Den Rest trank der Hundewärter mit sichtlichem Behagen, und als wäre mit dem Genuß des Weines auch der alte Muth wieder zurückgekehrt, so sprach er jetzt mit erhobenem Haupte und mit starker Stimme:

„Glaube nur nicht, Du alte Rabenmutter, daß ich, weil Du so schön mit mir thust, Dich nicht zu strafen gedenke für den nichtswürdigen Betrug, den Du an mir verübt hast! Du wirfst mir, bevor Du den Jungen nimmst, das Kostgeld mit dreißig Thalern blank und baar auf den Tisch legen, verstehst Du, für den langjährigen Unterhalt wirst Du dies bezahlen!“

Bei dieser Drohung richtete sich der Hundewärter mit neu gewonnener Sicherheit auf und sah die Beiden mit herausfordernden Blicken an, aus welchen das Bewußtsein großer Genugthuung leuchtete. Jetzt war es heraus und die Bahn zur Unterjochung des unerschrockenen, listigen Weibes gebrochen.

„Nicht für tausend Thaler gehe ich mit dieser da!“ rief der Knabe und seine Augen funkelten in wilder Gluth.

„Sachte, sachte, Goldkinderchen!“ beschwichtigte die Alte, „weder brauche ich jetzt den Knaben, noch bin ich gekommen, um ihn zu holen. Die Meinigen würden ihn täglich mißhandeln, wenn er nicht betteln ginge, wie die Anderen unserer Horde es zu thun pflegen.“

Inco ballte die Faust und verbarg sein glühendes Antlitz am Halse des zottigen Wannaz, der sich neben ihn gelagert hatte.

„Es könnte ja sein, daß ich den Knaben mit blankem Gelde einlöse, wenn ich sein feines Mütterlein finde, die ihn mir ließ, wie ich ihn Euch gelassen habe; ich konnte ihrer auf meiner Reise leider nicht habhaft werden, obwohl wir die halbe Welt durchzogen; jetzt bin ich gekommen, um Euch willig zu machen, daß Ihr ihn nicht unwirsch behandelt und ihn auf Tagelohn arbeiten laßt, wenn es Euch gefällt. Er soll kein Ackernecht werden, wenn ich ihn auch nicht zum Junker machen kann; um des todtten Sohnes Willen muß ich sein Geschick zu wenden suchen, daß er weder ein Zigeuner, wie die Meinen, noch ein Leibeigener, wie Ihr, werde!“

„Na, der kleine Fuchs weiß bei mir sich die besten Bissen und die wärmste Stelle auszusuchen und daß er weniger arbeitet, als er sollte, ist seine Schuld und wird das Kostgeld erhöhen,“ versetzte mit einem schadenfrohen Seitenblick auf die Alte der Bauer.

„Es ist gut!“ sprach die Zigeunerin, „ich wußte es wohl, daß Euer Herz besser, als Eure Zunge ist und daß jenes Kind dort sein Dasein unter Eurem Dache nicht schwer zu büßen haben wird, allein ich muß auch Eures Schutzes für ihn sicher sein und wenn ich sein Loos nicht leichter machen kann, so will ich ihn doch vor Hunger, Blöße und Mißhandlungen geschützt wissen.“

„So seid Ihr nicht die Altmutter oder eine Verwandte des Knaben?“ forschte der Hundewärter erfrig.

„Nein, aber es ist eine kuriose Geschichte, die eigentlich mit der meinigen verwebt ist; gelüsted Euch, sie anzuhören, so mag's drum sein — vielleicht seid Ihr dann weniger mißtrauisch gegen die Zigeunerfürstin, wenn Ihr erfahrt, daß jenes kleine Goldherz dort den Zigeunern sein Leben verdankt.“

Der Blick der Alten streifte in stiller Befriedigung und Zärtlichkeit den Knaben, der mit geschlossenen Augen, den Kopf auf den Rücken des Hundes gebettet, vor ihnen dalag; die tiefen Athemzüge, welche seine Brust hoben, ließen vermuthen, daß die Müdigkeit ihn überwältigt und daß ihm der harte Boden und der struppige Rücken des Wannax ein gutes Ruhebett sei und seinen Schummer nicht störe.

so
 „Ich habe,“ fuhr die Zigeunerin fort, „des armen Würmleins Leben gehütet, dis es noch klein und ungeschickt war; lange hätte ich es aber nicht vermocht, denn wenn es fähig geworden wäre, auf den Erwerb auszugehen, und dies geschieht mit dem achten Jahr, dann wäre es unserm Stamme mit Leib und Seele verfallen. In meiner Noth brachte ich es zu Dir, als es das siebente Jahr erreicht hatte, denn mein Stamm hatte beschloffen, weit übers Meer zu ziehen, und ich mochte den Kleinen nicht mit mir nehmen auf der beschwerlichen Fahrt des Wandervolkes.“

Jansche warf ein Scheit ins Feuer und fragte:

„Wer aber brachte Dir das Kind? Oder hast Du es aus Gewinnsucht geraubt?“

Bepphy kauerte noch immer schweigend auf dem Boden; dann faltete sie ihre hageren Hände über den Knien zusammen, wiegte das Haupt sorgenschwer und begann nach einer Pause:

„Meine Geschichte ist kurz und darin so vielen anderen ähnlich, daß es Dir scheinen wird, als gebe es nichts Besonderes daran zu erzählen, und dennoch, Freund, könntest Du in all' den Thränen ertrinken, welche von Denen geweint sind, die in dieser lustigen Geschichte Gelegenheit hatten, traurig zu sein.“ Drum höre:

„Zur Zeit der zwei Herzöge lebte ein alter kurischer Frohnbauer, der ein gar schönes Töchterlein besaß, das lange, schwarzbraune Zöpfe und dunkle, blanke Augensterne hatte. Die Dirne half dem Vater freudig alle schweren Arbeiten verrichten und schaute dabei so unverzagt und fröhlich in die Welt, als wäre sie ein Herrschaftskind und habe Leckerbissen zum Frühstück. Bei hartem Brod und schwerer Arbeit war das Kind sechzehn Jahr alt geworden und es nahte die Zeit, wo es auf dem Edelhofe des Gutsherrn seinen Dienst anzutreten hatte, weil der Vater in Leibeigenschaft zu diesem Hofe stand. Zwar war dem Alten gestattet, den Grundzins für das Häuschen, das er im Walde erbaut und wo er mit Weib und Kind lebte, zu entrichten, und deshalb mühte er sich um das dürftige Brod und um den ärmlichen Zufluchtsort, den er sein nannte, im Schweiß seines Angesichts. Er hütete den Forst und Maje —

so hieß das Mädchen — die Heerde des Edelmanns. Er fällte rüstig das Holz, das er zum Winterbedarf für den Edelhof anzuführen hatte, und das Mädchen spann im Winter den Flachs zu feinen Fäden, die der Alte in großen Bündeln zur Gutsherrschaft trug, welche ihre Koffer und Kasten mit dem feinen Gespinnste anfüllte.

Mit frohem Sinn vollbrachte sie die schwerste Arbeit und verwaltete das dürftige Hauswesen; denn die Mutter war einer schweren Krankheit erlegen, als das Kind das dreizehnte Jahr erreicht hatte. Eines Tages trug Maje schwer an einem Bündel Reisig und sang dabei lustig in den Wald hinein. Die Vogelschaar antwortete tausendstimmig, zugleich aber auch eine frische, menschliche Stimme, welche einem schönen, braunen Burschen angehörte, der plötzlich aus dem Dickicht heraustrat.“

Die Alte hielt inne, strich sich, tief aufseufzend, die Haare aus dem Gesicht, — starrte eine Weile in die Flamme — und fuhr dann fort:

„Dieses geschah im Frühling, als die rothen Bohnen blühten, welche Maje gezogen hatte, die unterm Grün hervorbrechend, das armselige Häuschen des Leibeigenen umrankten. Im Herbst trug der Bursche alle Lasten für Maje und deren Vater, er fällte im Walde rüstig das Holz für den Leibeigenen, er half dem Mädchen die Heerde hüten und sorgte, daß keines der Thiere des Edelhofes in die Hände seiner braunen Brüder fiel, welche in den Niederungen ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Dafür hatte das Mädchen ihm gelobt, keinen Anderen zu lieben und, wenn der Gutsherr sie nicht freigeben wollte, mit ihm heimlich aus dem Lande zu gehen und sein Weib zu werden. Das Geschick schien ihm günstig zu sein; eines Tages rettete der Bursche mit eigener Lebensgefahr das Leben des Gutsherrn vor den Schaufeln eines verwundeten, wüthenden Elenthieres. — „Erbitte Dir ein Geschenk!“ — sprach der Gutsherr. Was der Bursche erbat, war die Freiheit des Mädchens. „Gut,“ sprach der Herr, „werde die Dirne zu mir bescheiden und dann stelle Dich in acht Tagen bei mir ein.“

„Was nun geschah, ist zu jener Zeit sehr oft geschehen und geschieht vielleicht auch noch heute; allein, wen es trifft, dem wird das Herz zerrissen und wenn es dann vernarbt, ist es ebenso hart und grausam, wie das Herz des größten und vornehmsten Lehnsherrn.

„Nun, die Maje war gleich auf dem Gute behalten worden. Es gebe dort viel Arbeit, hieß es, viele fremde Herren aus Lithauen kämen, um eine Jagd mit dem Großherrs zu halten. Es mußten Zuriüstungen getroffen werden, kurz — das Mädchen kam nicht mehr ins Vaterhaus zurück. Der Bursche umschlich das Schloß; er mischte sich unter die Dienerschaft und war glücklich, ein tröstendes Wort, einen flüchtigen Gruß von dem Mädchen zu erhalten. Das geschah aber zuletzt immer seltener, das Laub im Walde wurde fahl und noch immer waren die fremden Jäger nicht eingetroffen. Die Brüder des Burschen mahnten zum Aufbruch gen Süden, ehe noch der Winter die Wanderung erschwere. — Da, eines Abends, fand der Bursche das Mädchen auf der Schwelle ihrer Hütte — bleich, hohlwangig, mit starren, thränenlosen Augen!“

Die Alte schwieg und ballte die Hände, während ihre Zähne auf einanderschlügen, — dann flüsterte sie mit rauher, heiserer Stimme:

„Es wäre gut gewesen, wenn er mit ihr davongegangen wäre, still, heimlich, ohne Aufsehen! Mein fein heißes Blut mußte sich an dem Edelmann rächen. — Er, der freie Wandervogel, hatte keine Ahnung von den Gesetzen, welche dem Niederen verbieten, sich aufzulehnen, wenn es dem Mächtigen gefällt, ihn zu vernichten! Genug, der Bursche schoß nach dem Großherrs — wurde ergriffen und Tags darauf fand ihn Maje mit abgeschlagener Hand im Schloßhofe am Pfahle baumeln. — Das war recht lustig, meint Ihr nicht?“

Um den Mund des Alten zuckte es eigenthümlich; er neigte das Haupt tiefer auf die Brust und schwieg.

„Nun kommt das Ende,“ begann jetzt monotoner die Zigeunerin:

„Der Alte und das Mädchen, vom Unglück gebeugt, verrichteten ihre Arbeit lässig; er kam in den Stock, wurde krank und starb. Bald darauf zog sie mit den Brüdern des todtten Burschen heimlich davon gegen Süden, aber ihr Siechthum hinderte sie, weiter zu gehen.

In Livland blieben sie den Winter über und als der Sommer kam und die Schnitter zum ersten Mal ihre Sensen dengelten, genaß Maja eines Knäbleins, das sie haßte und liebte zugleich. Es war ein trauriges Dasein! Die fremden Zigeuner theilten zwar ihr erbetteltes Brod mit der Armen, allein oft waren Hunger, Blöße und Noth so drückend, daß sie eines Tages, ihr junges Kind auf dem Arme, vor der Thür eines schwedischen Obristen erschien, dessen Frau so oft mit ihr und dem Kleinen harmherzig gewesen; das Unglück der Armen mochte die vornehme Dame rühren, sie nahm Mutter und Kind in ihr Haus. Nach zwei Wochen schenkte sie ihrem Gemahl ein Knäblein und starb. Das Kind des schwedischen Obristen, dessen ich mich nun dankbar annahm und das ich an meine Brust legte, damit es die Nahrung mit meinem Knaben theile, war der Rittmeister Bengt-Ström, nachher herzoglicher Inspector; er ruht jetzt unter Euren Tannen an der Seite seines geliebten Weibes. Ich aber bin eine Kurländerin, wie Ihr ein Kurländer seid — und nun reicht mir Eure Hand, Landsmann!“

Langsam legte Jansche Kalning seine schwieligen Finger in die dürre zitternde Hand der Alten; dann zog er sie rasch zurück, fuhr sich mit der Hand über die buschigen Brauen und murmelte:

„Weiter, weiter, wie kamt Ihr zu Inco?“

„Das kommt zuletzt und ganz am Ende; doch jetzt hört weiter.“ — Die Alte schob einen neuen Holzvorrath in die erlöschende Flamme, setzte sich auf ein Bündel Reiser und fuhr fort:

„Jetzt kam eine ruhige, stille Zeit, wir zogen nach Schweden und hier vermählte sich mein Herr zum zweiten Mal. Mit der neuen reichen Herrin zog ein ganzer Troß Dienerschaft ins Haus, welche mich nicht leiden mochten, weil ich das Kind liebte wie mein eigenes und der Herr mich freundlich gewähren ließ. Nun hatte

ein großer schwedischer Bursche, der Thürsteher im Schlosse war, mich schon eine geraume Zeit mit Diebesbeweisen verfolgt, während die Hofe der Herrin aus Eifersucht allerlei Widerwärtigkeiten gegen mich ersann, um mich zu peinigen. Da fehlte eines Tages der Brillantschmuck der Herrin. Alles wurde gerichtlich durchsucht — man fand den Schmuck unter meinen Habseligkeiten; meine Betheuerungen fruchteten nichts, „die Zigeunerin lasse von ihrer Art nicht“ hieß es. Mein Herr befand sich auf Reisen und ich wanderte mit meinem Kinde ins Gefängniß.“ —

Die Alte starrte eine Weile vor sich hin, als suche sie in ihrer Erinnerung, dann begann sie nach einer Pause:

„Bald lernte ich nun in Gesellschaft von Verbrechern die Tugend verachten; ehe ein Jahr verflossen war, hatte ich auch das Erröthen verlernt und ich wich nicht mehr vor der schimpflichsten Zumuthung zurück. Hier, wo über Raub, Betrug, Diebstahl und andere Laster wie von Heldenthaten gesprochen wurde, hier wo man sich rühmte, empfangene Wohlthaten mit scheußlichem Undank vergolten zu haben, hier lernte ich über ernste Dinge lachen und das Heiligste verspotten. Genug, es war mir bestimmt, eine Zigeunerfürstin zu werden, ich bin es geworden und das ging so zu: Mit mir in einer Zelle saß eine alte Frau, welche mir eine Art von Theilnahme bewies, wenn ich ihr den Rest meiner schlechten Mahlzeit überließ, den sie mit Heißhunger verschlang. Mein Kind war siech und kränklich aus Mangel an frischer Luft und jeglicher Pflege und so nahm ich die Theilnahme des sonst so rohen Weibes sehr dankbar entgegen, wenn sie sich um mein krankes Kind bemühte. Wir hatten uns nach und nach in unser Geschick ergeben, obwohl wir wußten, daß der Gang aus dem Gefängniß der zum Tode sei; denn Verbrecher, welche hier als des Diebstahls überwiesen eingeliefert worden, hatten nach bestimmten Zeiträumen den Tod durch den Strang zu erleiden und mußten vorher, während ihres Aufenthalts in den Zellen, noch außerdem ihren Unterhalt durch Strafarbeit verdienen. Eines Tages gewährte man den Gefangenen wieder die bestimmte Erholungsstunde im Gefängnißhof; unter ihnen

war der Sohn der alten Zigeunerin, wegen einer Verwundung am Arm, die er sich bei der Arbeit wohl absichtlich zugezogen. Einige Worte in der Zigeunersprache, welche ihm gelungen waren mit der Alten zu wechseln und die ich zu verstehen glaubte, genügten um mich zu überzeugen, daß eine Abmachung getroffen wurde, welche unsere Befreiung durch Gewalt und List zum Ziel hatte. Der große kräftige Bursche liebte mein Kind und flüsterte mir dabei zu, ich solle die dritte Nacht wachend auf meinem Lager erwarten und bei dem Geschrei des Uhu's sofort in der Nähe der alten Zigeunerin sein. Mit Herzklopfen erwartete ich diesen Augenblick; mit der Hoffnung war auch die Sehnsucht nach Freiheit und die Liebe zum Leben erwacht! Die ersehnte Nacht brachte uns und noch sechs anderen Burschen die Freiheit; Wir schritten über gefesselte Gefängnißwärter hinweg, ob sie todt oder nur betäubt dalage kümmerte mich wenig.

Der heraufdämmernde Morgen fand uns außer dem Bereich unserer Verfolger; die Frau und der große Bursche trugen abwechselnd mit den Andern meinen Knaben, der leise weinend die Aermchen nach mir ausstreckte, aber auf den Zuruf der Alten erschrocken still wurde. Nun ging es ununterbrochen fort, bis eine Schlucht in einer wilden Gegend uns aufnahm. Hier fanden sich neue Ankömmlinge, die um unsere Flucht zu wissen schienen; Die Kleidung wurde vertauscht, das Gesicht geschwärzt und unkenntlich gemacht. Nach dreitägiger Raft ging's weiter und wir gelangten Nachts zum Meeresstrand, wo uns ein Schmugglerboot erwartete, dessen Führer unsere Burschen als Ruderer anwarb und mich und die Alte mit in den Rauf nahm. Ein alter Ungar, der Zigeunerfürst, war der Vater des großen Burschen, dessen Weib ich jetzt wurde; er war klug und sehr gut zu mir. Von ihm lernte ich die Weisheit, in dem Gesichte und in der Handfläche der Menschen ihre Geschichte zu lesen, und oft erzählte er mir seltsame Dinge und Ereignisse aus den vornehmsten Familien und ich war klug genug, dieses Wissen bei meinen Prophezeihungen einzuweben. Er lehrte mich die heilsamen und zerstörenden Kräfte der Kräuter in Wald und Flur erkennen

und nur zu bald hätte ich vergessen, daß Kurland meine Heimath sei, wenn mich nicht ein großes Verlangen von Zeit zu Zeit dort hin gezogen hätte. Ich ehrte den Alten wie meinen Vater, und seine Söhne als wären sie mir Brüder durch die Bande des Blutes. Als die Zigeunermutter starb, welche „Peppy“ hieß, erbte ich ihren Namen und ihre Herrschaft und war stolz, wenn man mich die Zigeunerfürstin nannte und in Abwesenheit des Alten meinen Befehlen gehorchte. Einst wanderten wir wieder über Livland nach Kurland, denn wieder zog mich die Liebe zur Heimath nach der alten Unglücksstätte; mein Stamm wollte sich zum Herbstmarkt in Lithauen den Pferdehandel nicht entgehen lassen und so verließen wir Kurland nach kurzem Aufenthalt. Ich aber hatte heimlich auskundschaftet, daß es mit dem Wohlstand meiner ehemaligen Guts herrschaft zu Ende sei: die stolze Herrin war gestorben, der älteste Sohn mit einer reichen Polin vermählt, deren Liebe und Reichthum allein ihn vom Untergang gerettet hatten. Der alte, strenge, stolze Guts herr war siech und elend geworden, mit dem Siechthum aber grausamer und mürrischer denn je. Sein zweiter Sohn und dessen Ehefrau liebten die Gelage und verblieben nur den Winter über in der Heimath und wenn sie auf Reisen gingen, befand sich ihr einziger Sproß unter der Obhut des alten grämlichen Großvaters. Der dritte und jüngste Sohn dieser stolzen Familie trug zur Verschuldung der Güter ganz besonders bei und war eines Tages plötzlich verschollen. Ich wollte mich über das Unglück meines Verderbers freuen, aber wenn ich heimkehrte und meinen Burschen ansah, der die Züge seines vornehmen Vaters trug und mit seinen andern Brüdern Nichts gemein hatte, so zerschmolz das Gefühl der Rache in das der Liebe zu meinem Unglückskind. Obwohl ich nicht verstand, weshalb ich ihn mehr schützte und liebte als die Andern, so war dies einmal nicht zu ändern; seine Brüder mochten ihn nicht leiden, den trübfinnigen Träumer mit den traurigen Augen, die immer etwas zu erwarten schienen, was nur in seinen Träumen lebte.

Oft spielte er auf seiner Fiedel so seltsame Weisen, daß die Andern sich stille näherten und heimlich lauschten; oft fuhr der

Bogen schrill und wild über die Saiten, daß es wie ein Schrei hinauslang, dann wiederum klagend und leise, als wehe der Abendwind drüber hin, wie der Seufzer eines Todtzwunden. Fort war der Haß wenn ich dann in sein weißes Antlitz schaute und jene Augen sah, die sonst böse Erinnerungen in mir wach riefen; — dann schlich ich still davon und weinte über mich und mein Unglückskind.

So waren die Jahre gekommen und gegangen. Inco, mein armer Bursche trug schwer an seinem Dasein und hatte bereits das Jünglingsalter überschritten, ohne das Glück der Jugend gekannt zu haben. Einst kehrten wir von der Frankfurter Messe mit reichem Erwerb zurück; nahmen unsere Wanderung über Westphalen, Hannover und Preußen nach Polen, um von hier die Heimath der Meinen zu erreichen; wir hatten beschlossen, unsere Zelte in den Büsten Ungarns aufzuschlagen und hielten in den wohlbekanntnen Schluchten vor Prakaufast. Es war ein heißer Tag und ich hatte mein Zelt aufgesucht; denn das Alter macht müde, wenn man an der Jugend schwer getragen hat. Da keuchte Inco, mein Erstgeborener, mit einer Last, welche er unter dem Mantel verborgen trug, zu mir herein.

„Du mußt mit mir, Bepph,“ sprach er hastig, „wenn Du das Weib nicht sterben lassen willst, dem dieses arme Kindlein angehört!“

Ich neigte mich über das Kind, welches jetzt auf der Moosbank vor mir lag; das kleine, junge Würmlein schlief. Eilig steckte ich den braunen, heilsamen Trank zu mir, der aus der Pflanze mit den dreieckigen Blättern gebraut wird, die ich aber nicht zu nennen weiß — breitete den Mantel über das Kleine und verließ mit Inco das Zelt, seinen eiligen Schritten konnte ich kaum folgen. Ich fand ihn bereits mit leuchtenden Augen und mit gerötheten Wangen vor einer leblosen Frauengestalt knien, deren schwarzes, aufgelöstes Haar wirr Brust und Antlitz bedeckte. Wir trugen sie in unser Zelt, ich wehrte mit den Blicken jede Annäherung der Unsrigen ab und man gehorchte mir.

Sie genäß von ihrem Siechthum, aber ihr Mund blieb schweigsam. Das schöne Weib mit den Sternenaugen und der dunklen Hautfarbe, wie die Töchter unseres Stammes, hatte auf alle unsere Fragen nur ein leises Weinen oder ein stummes Händeringen als Antwort. Zuletzt wollte sie weiter wandern, aber der bittende Blick Inco's bewog mich sie zurückzuhalten, sie blieb willenlos.

Nun war Inco ihr treuester Beschützer, er pflegte sie und ihr Kind mit stiller Sorgfalt, hütete sie vor aller Zudringlichkeit und schien neue Kraft und neues Leben gewonnen zu haben. Er arbeitete für sie und das Kind — er arbeitete für seine Brüder, um diese zu beschwichtigen; denn der Stamm war unzufrieden über den fremden Eindringling, mit dem ich mein Zelt und meine Mahlzeit theilte.

„Wie heißt Dein Kind?“ fragte ich sie einstmals.

„Inco!“ flüsterte sie und ein dankbarer Blick streifte meinen Sohn, dessen Augen vor Glück leuchteten — das war das einzige Zeichen ihrer Dankbarkeit. Jetzt spielte mein armer Bursche die schönsten Weisen und die bleiche Schöne lächelte und weinte dazu — das Kind jauchzte — und ich war närrisch genug, zu glauben, die Fremde werde so wie ich, aus Dankbarkeit das Weib eines Zigeuners werden und einst meine Herrschaft erben.

Da hieß es eines Tages, es gebe ein großes Fest im Hause eines reichen Starosten zu Krakau, welcher sich einen Tochtermann aus Kurland erwählt hatte. Es käme der kurische Edelmann mit seinem jungen Weibe, um die Lehnsgüter seiner Gemahlin in Besitz zu nehmen und es gäbe im Schlosse ein großes Bewirthen der fremden Gäste und deren Dienerschaft.

„Hui! da giebt es ein einträgliches Gewerbe bei den Troßbuben und Dirnen,“ dachte ich; die Wahrsagekunst bei solchen Festen war allzu beliebt und lustig kreischte unsere Fiedel und klang unser Tambour'n, wenn sich das Volk im Tanze drehte.

Ein Theil unserer Leute ging auf diesen Erwerb aus — ich und Inco auf Bureden der Fremden mit, um ihr vom Feste erzählen zu können. Wir kehrten heim und Inco berichtete fröhlich vom

Leben und Treiben im Schlosse und brachte der Fremden ein schönes Perleugeschmeide, das er für seine ganze Baarshaft von einem andern Zigeuner erhandelt hatte; — er schlang es ihr um den schlanken Hals und sie ließ es gedankenlos geschehen.

Ich hatte erfahren, daß der junge Eidam des reichen Starosten der älteste Sohn meines ehemaligen Gutsherrn aus Kurland sei; ich sprach zu der Fremden von der stolzen Familie und nannte ihr deren Namen. Eine merkwürdige Veränderung ging mit ihr vor. Starr blickten ihre Augen — dann lächelte sie irre, legte sich zurück und schien plötzlich schlafen zu wollen; gewohnt, ihren Schlaf nicht zu stören, nahm Inco den Knaben und schlich hinaus.

So ging es eine kleine Zeit fort. Meinen Burschen überkam wieder die alte Traurigkeit und ich ging auf den Erwerb aus, um meinen Schützlingen das Nöthige zu schaffen.

Eines Abends kehrte ich zurück — Inco saß bleich mit starren Blicken vor dem Zelt, hielt das weinende Kind in seinen Armen und seine Lippen bebten, als er auf meine Frage, ob die Fremde schlafe, tonlos antwortete:

„Sie ist nicht da!“

Sie war nicht da und blieb verschwunden!

Den Knaben betrachtete Inco als ihr Vermächtniß; er pflegte ihn treu und schweigsam, keine Klage kam über seine Lippen. Er nannte das Kind sein Brüderchen und nahm es auf seinen Gängen mit sich — die Fiedel aber lag bestaubt in einer Ecke und kein Laut erklang unter den Fingern meines armen Burschen. Um ihn von seinem Trübsinn abzubringen, bewog ich die Unsrigen zu einer weiten Wanderung und wir verließen unsere heimathliche Pusta, um nach Deutschland zu gehen; blieben zu Cöln am Rhein, rasteten in den Ebenen bei Münster und trieben Handel auf den Märkten zu Bielefeld und Herford; dann ging es weiter über Preußen durch Memel nach Lithauen und so waren wir wieder nach Jahr und Tag in unserem Gottesländchen, auf heimathlichem Boden. Hier hatte sich Vieles verändert; die Spuren des verheerenden Schwedenkrieges waren unter Herzog Jacob vollständig getilgt. Er führte ein strenges

Regiment und dennoch grünte und blühte es überall. Fremde Meister arbeiteten in neuen Fabriken mit fremden Werkzeugen, die man bis dahin in Kurland nicht gekannt hatte, in Libau und Windau flatterten die Wimpel auf neu erbauten Schiffen und die zerstörten Kirchen und Schlösser hatte der Herzog wieder aufrichten lassen.

Wir Zigeuner konnten, so lange es uns gefiel, im Lande bleiben; der Aberglaube der Bevölkerung war uns Schutz und Schirm vor so mancher Gewaltthat. Vertrieb ein Lehnsherr die Zigeuner von seinem Grund und Boden, so ließ ein Anderer sie gewähren, nur, um seinem Nachbar, dem er die Herrschaft nicht gönnte, Troß zu bieten; wollte man sie ausweisen, so war ein abergläubischer Gutsherr ihr Fürsprecher und meinte, mit dem Fortgange der Zigeuner gehe auch das Vieh zu Grunde; die Hunde bekämen die Heude und die Schafe die Pest, wenn die Nachsicht der Zigeuner durch deren Ausweisung heraufbeschworen würde.

So hatten wir wohl einen unterbrochenen Aufenthalt, aber ein immerhin ungefährdetes Leben in Kur- und Lidland und wieder standen unsere Zelte im Oberlande in den Niederungen, welche zum Besizthum meines ehemaligen Lehnsherrn gehörten.

Sechs Jahre waren seit dem Verschwinden der schönen Fremden, die uns das Kind hinterlassen, verflossen und der kleine Inco sollte das siebente Jahr vollenden und es war unter den Unsrigen beschlossen, daß er auf Erwerb ausgehen müsse.

Mein armer Bursche sträubte sich dagegen und sann, wie er die Zukunft seines Pflegebefohlenen besser gestalten könnte. Ich umschlich oftmals den einsamen verfallenen Edelhof — sah ein Kind zu den Füßen des gichtkranken Greises spielen, der in einem weitarmigen Lehnstuhl, an welchem seine Krücken lehnten, saß und ungeduldig der hin- und hereilenden Dienerschaft seine Befehle erteilte. Die größten Bornesausbrüche des Großherrn aber hatte der Capitular zu erdulden, wenn er gestattete, daß ein Zigeuner den Edelhof betrat. Dennoch hatte sich einst einer der Unsrigen unter das Gefinde geschlichen; der Gutsherr hielt seinen Mittagsschlaf und

lustig erklang jetzt die Fiedel unter der großen Linde, welche abseits vom Herrenhause stand, und Dirnen und Bursche schwenkten sich im Tanze. Der lose Schlaf des Gutsherrn war gestört worden: Er ließ den Zigeuner vor sich schleppen, mit Ruthenstreichen tractiren und mit Hunden hinausheßen. In der Nacht darauf wurden unsere Leinwandzelte von einem glühenden Schein sonderbar beleuchtet; laut ertönte die Thurmglöcke vom Schloßhose; ein Tumult verworrener Stimmen wie Nothschreie klang zu uns herüber.

„Im Schlosse brennt es!“ rief Inco, „bewahre Du das Kind, Bepph, derweilen ich sehe, ob es nichts zu retten giebt!“

Ich wollte ihn zurückhalten, allein die Anderen brachen auf und Inco mit ihnen; nur Einer blieb auf seinem Lager zurück und that, als ob er fest schlief — es war der Bursche, der die Peitsche des Gutsherrn gekostet hatte.

Ein angstvolles Gefühl trieb mich den Meinen nach — ich warf das schlafende Kind neben den Burschen, befahl ihm, darauf Acht zu haben, und ging mit eiligen Schritten, so weit es mein Alter gestattete, der Brandstätte zu.

Die Flamme schlug bereits zum Dach hinaus und beleuchtete grauenhaft einen ächzenden Greis, der in einem Armsessel mitten unter Trümmern von Geräthschaften saß; kreischend und fluchend ertheilte er Befehle, die aber Niemand beachtete. In den brennenden Räumen sah ich die dunklen Gestalten der Meinigen hinzuschlüpfen — sie retteten Nichts, sie raubten, was ihnen in die Hände fiel.

Da sprengte ein Reiter herbei.

„Um Gottes Willen, wo ist mein Kind?“ rief er mit heiserer, halberstickter Stimme, „fünfhundert Thaler Dem der es mir bringt!“

„Es ist mit der Amme im zweiten Stock!“ kreischte der alte Herr und socht mit der Krücke in die Luft hinein.

Eine Frau wurde — leblos, wie es schien — herausgetragen.

„Marie, wo ist das Kind?“ schrie der unglückliche Vater, der, von einem Gelage heimkehrend, sein Haus in Flammen fand.

Rathlos stand die Dienerschaft und Keiner machte Miene, ins Haus zu gehen.

Da sah ich, wie Inco die Stufen hinaufeilte, sein Wams abstreifte und — ehe ich Herr meines Entsetzens geworden — stürzte er ins brennende Haus.

Mit einem lauten Schrei sank ich auf die Stufen und rang halb wahnsinnig die Hände.

Im Fensterrahmen erschien plötzlich Inco, das Kind im Arm. Ich erhob mich angstvoll.

„Wirf das Kind herab und dann wage Du den Sprung!“ schrie ich.

„Da krachte das Balkengerüst zusammen — Rauch und Feuerwolken stiegen zum Himmel empor. Ich fühlte mich herabgerissen und verlor die Besinnung.“

Die Alte schwieg und bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen. Der Hundewärter starrte erschüttert auf den Fußboden. Da regte sich der Knabe und seufzte tief auf. Pappy erschrak, richtete sich empor und begann hastig: „Doch laß mich zu Ende kommen!“

„Der Alte im Lehnstuhl saß sprachlos, mit schlotternden Gliedern da. Der junge Reitermann, der sein Kind nicht retten konnte, war verschwunden. Ich trat auf den einsamen Mann zu, der, verlassen von seinen Kindern, verlassen von seiner Dienerschaft, fühlte, wie machtlos er bei seinem stolzen Namen, bei seinen vielen Ahnen war.“

Ich berührte seine Schulter, er sah mir starr ins Gesicht, das ihm einst so wohl gefallen hatte. Auf den schwarzbraunen Zöpfen ruhte der Schnee des Alters. Die blanken Augen bohrten sich starr und grausam in die meinen, von denen nie ein Blick des Erbarmens zu hoffen war.

„Gott ist gerecht, Gevatter!“ sagte ich, „er will nicht, daß Dein Enkel allein in den Flammen umkommen sollte, es mußte auch Dein Sohn mit ihm verbrennen!“

„Mein Sohn!“ ächzte der Freiherr, „wehe mir!“

„Nein, nicht der Träger Deines stolzen Namens,“ flüsterte ich ihm ins Ohr, „dieser lebt, um ihn fortzupflanzen. Der Sohn der schönen Maje war es, der hinging, um für das Enkelkind seines Vaters sein Leben zu lassen. Fluch über Dich und Dein ganzes Geschlecht!“

Ein wilder Schrei, ein leises Aechzen und er brach zusammen, ich hatte ihn getödtet, wie er mir einst den Geliebten und das Glück meiner Jugend getödtet hatte.“

Erschöpft hielt die Zigeunerin inne. „Ich bin zu Ende, das Andere weißt Du ja. Daß wir schleunig die Gegend verließen, war nothwendig, denn das scheue Gebaren des Burschen, welcher daheim geblieben war während der Feuersbrunst, sagte uns Alles! Wir zogen weiter ins Land hinein und kamen nach Bauske zum Pferdehandel. Hier hatte man auch ein Feuer angezündet und auf Befehl des Herzogs war ein edles Menschenleben darin umgekommen. Mir graute vor Kurland und ich brachte den Knaben zu Dir, weil er mir lästig war auf der weiten Fahrt übers Meer. Wir schifften uns bei Libau ein und verließen für lange Zeit meinen heimathlichen Boden.“

„Ich habe viel gesehen und erlebt und meine Kraft haben Unglück, Sturm und Wetter gestählt. Wie ein Traum zogen die Jahre dahin. Ich haben den großen Schwedenkönig Adolphus in meiner Jugend gesehen, welchen unser Zigeunervater einst aus einem Moore rettete, wo er ohne des Alten Hülfe umgekommen wäre. Der König schenkte ihm seinen silbernen Jagdpokal, den der Zigeunerkürst stets stolz am Gürtel hängend trug. Einer unserer braunen Brüder lehnte sich einst gegen einen Edelmann auf und hatte das Leben verwirkt. Ich kniete zu den Füßen des Königs Karl Gustav und dieser löste das Kleinod seines stolzen Vorfahren mit dem Leben des Zigeunerjünglings ein. Es müssen die Bengt-Ströms dem Schwedenkönig treu ergeben gewesen sein, bevor sie nach Kurland kamen, denn das seltene Stück befand sich in ihren Händen und ich erhielt es zurück von dem Töchterlein des alten Rittmeisters und trage es jetzt, wie einst der Zigeunerhauptling, als Erinnerungszeichen bei mir —

„Sehet her!“ Sie warf einen neuen Scheit in die verglimmende Flamme und bei dem auflodernden Feuer funkelte ein silberner Pokal von kunstreich getriebener Arbeit dem Alten entgegen.

Mit stillem Staunen betrachtete der Hundewärter das Kunstwerk und Inco hob leise den Kopf und schaute verstohlen zu den Beiden hinüber.

Mit vorsichtigen Händen lieferte Jansche der Alten das Kleinod zurück. Staunen und stiller Respect vor der klugen Zigeunerin schlossen ihm die Lippen, seine Blicke schweiften über die zusammengekauerte Gestalt und blieben prüfend auf dem Gesicht der Alten haften, als suchten sie die Spuren von Maje's einstiger Schönheit. Die Haut dieses merkwürdigen Weibes war zwar braun, aber von wenigen Furchen durchzogen und als ein bitteres Lächeln ihren Mund umspielte, glänzten die weißen Vorderzähne noch unversehrt zwischen den schmalen Lippen.

„Sage, Gevatter,“ wandte sich die Alte nach langem Nachdenken an Jansche, „wo sind denn die Kinder des guten Amtmanns und die Tochter des unglücklichen Inspectors verblieben?“

„Ja, wer das wüßte!“ seufzte Jansche, „nach der Bestattung des Inspectors, welche hier vor sich ging und mit großer Feierlichkeit bewerkstelligt wurde, verließen sie Kurland und Niemand weiß, wohin sie gingen, selbst die Herzoglichen nicht, obwohl die Prinzessin und der junge Prinz Alexander nebst einigen Hofcavalieren bei der Bestattung zugegen waren.“

„Was, die Herzoglichen hier bei Dir?“ rief verwundert die Zigeunerin.

„Ja, und die Prinzessin Sophie Charlotte, mit einem schwarzen Flor dicht verhüllt, man konnte sie für eine der Hofdamen gehalten haben, hätte nicht Blasius, der Schweizer, sie mir als die Herzogstochter bezeichnet.“

„Ja, ja,“ nickte Beppe, „der Bengt-Ström genoß große Ehren beim Herzog und da es sich herausgestellt, daß die Braut des Adjunctus des Rittmeisters Töchterlein und von edlem Geschlecht sei,

so mußten wohl unsere Herzoglichen ihnen ihr Leid tragen helfen, zumal sie ein gut Theil daran Schuld hatten!"

"Was der Herzog gethan, darüber haben seine Unterthanen nicht zu richten!" sprach der Bauer demüthig, "es war schon nicht recht, daß der Adjunctus mit finsterner Miene so zornig vor sich hinstarrte, während den Anderen voll Mitleids über den stummen Schmerz des verwaisten Kindes die Augen übergingen. Die Prinzessin hielt sie umschlungen und sprach leise zu ihr. Der Adjunctus aber richtete den starren Blick nicht empor, als der Herzogssohn ihm über das Grab hinüber die Hand reichte. Die Prinzessin legte schnell ihre weißen Finger hinein, ließ des Inspectors Töchterlein am Grabe niedergleiten und verließ mit dem Prinzen, der so weiß wie seine Halskrause ausah, eilig die Stätte. Der Werkmeister aus der Stahlfabrik zu Neuhof pflanzte das Kreuz zu Häupten des Hügelns auf, die Arbeiter beteten laut das Vaterunser und der Prediger sprach leise den Segen über die Beiden, die fest umschlungen am Grabe knieten. Endlich erhob sich die bleiche Jungfrau, trat auf mich zu und sprach zu mir im schönsten Vettisch:

"Jansche, mein Freund, hüte Du das Grab meiner Lieben und bringe ihnen jeden neuen Morgen unsere Grüße an dieser Stätte — einst lohne ich's Dir besser, als jetzt." — Mit diesen Worten drückte sie mir einige Goldstücke in die Hand und noch ehe ich Zeit gewann, ihr zu antworten, waren sie beide fort und ich habe sie nicht mehr gesehen."

Der Alte fuhr sich mit der Hand über die Augen, beugte sich zu Inco und sprach:

"Wache auf und suche Dein Lager, es ist Zeit!"

Der Knabe umschlang den Hals des Hundes fester und rührte sich nicht.

"So magst Du bleiben, wo Du bist!" murmelte Jansche, "der Junge ist widerhaarig, wie ein Fgel und wenn Deine Horde hierher kommt, so wird es ohne Vergerniß für uns Alle nicht abgehen!"

"Wer sagt Dir denn, daß sie hierher kommt," entgegnete die Zigeunerin, "der Großherr Puttkammer hat uns unsere Lagerstelle

acht Werst von Mitau anbefohlen und dort ist das Gefinde unseres Freundes, des Skrauja-Peter, der Federvieh und junge Ferkel in Menge zieht; dort bleiben wir, die Meinen sind bereits an dieser Stelle und haben die Dreschtenne zu ihrem Aufenthaltsort laus-  
ersehen.“

„Der Skrauja-Peter will Euch nicht!“

„Das schadet Nichts! Wir wollen ihn und man gewöhnt sich an uns, wie an schlechtes Wetter, das man nicht eher wegschaffen kann, als bis es freiwillig fortzieht.“

Mit diesen Worten lehnte die Alte ihr Haupt an die Wand und schloß müde die Augen.

Auf dem Herd verglomm das Feuer und draußen unterm Schuppen verkündete der Hahn mit lautem Flügelschlag und dreimaligem Krähen Mitternacht.

### Kapitel III.

#### In der letzten Stunde.

Zwischen den festgefrorenen Flüssen Na und Drixe erhob sich mit ihren weißbeschnittenen Wartthürmen und von einzelnen Weiden und Ahornbäumen umgeben, die ehemalige Ordensburg, welche von ihrem Erbauer „Haus Mitow“ genannt, schon seit dem sechszehnten Jahrhundert von den litauischen Herzögen zum Wohnsitz ausersehen war. Die alte Burg hatte ihre Geschichte, denn gewaltige Stürme und Drangsale waren an ihr vorüber gegangen und immer noch stand sie, den Wandlungen der Zeit wohl unterworfen, aber in ihren Grundfesten unerschüttert da.

Im dreizehnten Jahrhundert hatte diese Burg einen geringen Umfang und ihr plumper Bau ohne Construction in ganz unregelter Form und in willkürlichem Styl, gewährte weder im inneren Raume den Insassen Bequemlichkeit, noch gab sie ihnen Schutz vor feindlichen Angriffen nach außen hin.

Die deutschen Ordensritter suchten die Lithauer und die Semgallen zu unterjochen und lebten in steter Fehde mit einem Volke, das eine fremde Herrschaft nicht anerkennen wollte und sich dagegen auflehnte. Die Sicherheit der Ordenschlösser war daher arg gefährdet und oft wurden ihre Bewohner plötzlich überfallen und mit Feuer und Schwert vertrieben.

Ein deutscher Ordensmeister, Conrad von Mandern, genannt Medem, gedachte seine Behausung vor heimlichem Ueberfall und feindlichen Angriffen zu schützen, er begann seine Weste auszubauen

und sicher zu befestigen. Den Bau unternahm er im Jahre 1271, konnte ihn aber nicht beenden und erst nach vielen Jahren erhob sich eine Burg von größerem Umfange und geregelter Bauart unter der Leitung des Ordensmeisters Eberhard von Monheim, der sie im Jahre 1340 beendete.

Wie die meisten kurischen Ordenschlösser war der Bau größtentheils aus großen und kleinen Feldsteinen aufgeführt, an welchen der Boden Kurlands stellenweise sehr reich ist und die den Baumeistern der alten Zeit als dauerhaftes Material galten. Im Viereck gebaut und auf jeder Seite mit einem Wirthurm versehen, von welchem aus der Thurmwärter nach allen Richtungen hin ausschauen konnte, so stand das Schloß Mitau schon im vierzehnten Jahrhundert zur Ordenszeit da.

Der erste kurische Herzog, Gotthard Kettler, ließ an der Rückseite eine Schloßkirche aufführen, die 1585 feierlich eingeweiht wurde; unter der Kirche befand sich ein geräumiges Gewölbe, und dieses wurde zur fürstlichen Begräbnißgruft bestimmt. Die später folgenden Herzöge ließen an der Ostseite ansehnliche Gebäude aufführen, in welchen die Hofcavaliere ihren Wohnsitz nahmen; mehrere kleine Häuschen, mit Stroh gedeckt, baute man nach der Nordseite zu und gab dieselben der Stallbedienung zur Behausung.

Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts wechselte unter harten Kämpfen die Herrschaft über das nicht vertheidigungsfähige Mitau; Gustav Adolph nahm das Schloß im Gefecht mit den Polen am 3. October 1621, verlor es im Februar des folgenden Jahres an den Fürsten Radziwill und eroberte es von Neuem bei einem Angriff am 25. September 1625. Mit großer Erbitterung begann jetzt der Kampf auf beiden Seiten und die schrecklichsten Gräueltthaten wurden in den Mauern der wehrlosen Stadt verübt.

Als nun Herzog Jacob nach seiner Vermählung Goldingen verließ, um seinen Sitz in Mitau aufzuschlagen, fand er das Schloß derartig mangelhaft befestigt, daß nur die eigenen Mauern und ein Graben als einzige Schutzwehr dienten. Der Herzog ließ nun seine Residenz mit regelmäßigen Festungswerken umgeben, die aus

fünf Bastionen bestanden und je nach ihrer Stellung und Eigenschaft benannt wurden. Ein tiefer Graben umgab die mit Pallisaden besetzten Werke und das große Thor aus massiven Quadern war durch einen Brückenkopf gedeckt, auf dem sich gegenwärtig der Reibnitz'sche Garten befindet. Auch diese gesicherte Festung hatte nachträglich im Jahre 1658—1659 heftige Stürme erlebt und war der Kriegslust der Schweden unter Karl Gustav X. erlegen. Pithausche und brandenburgische Truppen gewannen aber durch Unerfrorenheit und Tapferkeit das verwüstete Schloß wieder und der aus seiner Gefangenschaft heimgekehrte Herzog Jacob schlug nach einjähriger Abwesenheit sein Asyl darin auf und schuf mit starker Hand und mit eiserner Willenskraft aus der zerstörten Burg eine feste Herzogsresidenz und aus dem verwüsteten Kurland ein neues, blühendes Reich.

Nach allen diesen Wandlungen schien wiederum das Jahr 1681 den Schloßbewohnern neue traurige Ereignisse zu bringen. Nachdem am 8. August 1676 die Herzogin das Zeitliche gesegnet hatte, das ganze Reich noch um den Verlust der Landesherrin trauerte, und der Herzog von Schmerz gebeugt am Sarge seiner Gemahlin Trost im Gebet suchte, traf eine neue Trauerbotschaft ein und bald darauf die Leiche des zu Berlin am Fleckfieber verstorbenen Prinzen Jacob. Diese traurigen Ereignisse wirkten auf das Gemüth des Herzogs, dessen physische Kräfte abzunehmen begannen, sehr ungünstig. Melancholie und Hoffnungslosigkeit untergruben seine Willenskraft und der Gedanke, daß ein feindliches Geschick nicht mehr abzuwenden sei und daß sein Stern mit dem Tode seiner Angehörigen zu erlöschen beginne, veranlaßte, daß der einst so starke Mann in thatenloses Träumen verfiel, das immer mehr und mehr in dumpfes Hinbrüten überzugehen begann. Der Einzug des Erbprinzen mit seiner jungen Gemahlin brachte freilich einige Abänderung in die trübe Zeit der Buß- und Bettage, welche der Herzog angeordnet hatte, um ferneres Unheil von sich abzuwenden.

Es kam neues Leben in die düsteren Räume des Schloßes, wo so lange kein Sonnenstrahl durch die verschleierte Fenster

hindurchgedrungen war. Das glänzende Gefolge, der Bediententrost mit allen Hunden und Pferden, die Falkoniere mit den kreischenden Vögeln, die italienischen Schauspieler und französischen Tanzmeister hatten so viel zu hantiren, daß unwillkürlich der matte Blick des kranken Herrn sich von Neuem zu beleben begann, die wachsblassen Hände die Vorhänge zurückzogen und der verbannte Sonnenstrahl ungehindert hereinschlich, um neue Wärme und neue Hoffnung zu bringen. Es war auch wieder ein Lächeln auf den bleichen Lippen des hohen Kranken sichtbar, wenn die junge Erbprinzessin voll Liebreiz und Anmuth sich über ihn neigte. Oft, wenn sie an der Seite der Prinzessin Sophie Charlotte erschien, um die trüben Stunden des Kranken zu erhellen, schien es, als seien die bösen Dämonen gewichen, um freundlichen Genien Platz zu machen.

Der Erbprinz hatte seit der Hinfälligkeit des Herzogs zwar die Staatsangelegenheiten in Obhut genommen, denn von der Universität in Erlangen aus, wo er seine Studien in der Rechtswissenschaft vollendet, hatte er mehrere europäische Höfe besucht und somit einen Einblick in die inneren Regierungs- und Staatsangelegenheiten derselben gewonnen. Seiner Aufgabe nach dieser Richtung hin war er somit gewachsen; aber die industriellen Angelegenheiten entbehrten seiner leitenden Hand und die auswärtigen Verbindungen in commercieller Beziehung geriethen daher in Stockung. Der Erbprinz versäumte, zur rechten Zeit die Initiative zu ergreifen und mit den auswärtigen Mächten in Fühlung zu bleiben, wie es Jacob zu thun pflegte.

Friedrich Casimir war mehr Hofcavalier als Regent; es fehlte ihm daher das Interesse für die heimathlichen Verhältnisse und er entzog sich allen mühevollen Neuerungen, insofern sie Cultur und Gewerbe betrafen. Ihm fehlten in schwierigen Fällen Scharfblick und Combinationsgeist, durch die sich Herzog Jacob so sehr characterisirte. Während seines längeren Aufenthalts in Paris hatte der Erbprinz Gelegenheit gehabt, sich die feine, aber oberflächliche Bildung anzueignen, die damals am Hofe Ludwig XIV. herrschte und die so maßgebend für ganz Europa wurde; ihm gefiel der äußere

Aufwand, die leichten, lockeren Sitten des Hoflebens, welche nie das Niveau der äußeren Ceremonie überschritten. Der Prinz hielt in der Rechtschaffenheit seiner Gesinnung und in der Ritterlichkeit seiner Handlungsweise, die in ihm durch den Einfluß der elterlichen Grundsätze geweckt waren, die erlogene Frömmigkeit des alternden Königs für unverfälscht und den übertünchten Despotismus einer Maintenon für Opferfreudigkeit und Großmuth. Friedrich Casimir bemühte sich daher, Ludwig XIV. nicht nur in seiner äußeren Erscheinung nachzuahmen, sondern er strebte auch darnach, die Ideen des großen Franzosenkönigs in seiner Heimath zur Geltung zu bringen, indem er zuerst damit anfang, den französischen Luxus nachzuahmen. Er tanzte, focht und ritt tadellos, wie ein französischer Cavalier, er spielte wie ein solcher sehr hoch und huldigte nebenbei allen schönen Künsten, ohne die Jagd und Falkenzüchtereie zu vernachlässigen. Sein Hoflager war glänzend und die französischen Küchen- und Kellermeister lieferten Speisen und Wein, wie der Prinz sie am Hofe Ludwigs zu genießen gewohnt war.

Es war somit zu befürchten, daß mit dem Ableben Jacob Kettlers bei der Nachfolge seines Sohnes eine Reaction eintrete und den Finanzen und Einkünften des herzoglichen Hauses unter diesen Verhältnissen eine baldige Zerrüttung drohe.

So waren fünf Jahre seit dem Tode der Herzogin verfloßen und nur der aufopfernden Pflege der Prinzessin Charlotte war es gelungen, das Gemüthsleiden des Herzogs zu lindern, aber eine auffallende Abnahme der Körperkräfte hatte sich bemerkbar gemacht und gab zu großen Befürchtungen Veranlassung. Die sonst so markige Gestalt schien gebrochen, die gelbliche krankhafte Blässe der welken Haut, die eingesunkenen glanzlosen Augen kennzeichneten den Todescandidaten, der sich unaufhaltsam dem Grabe näherte. Die Aerzte nannten das Leiden „die schwarz-gelbe Sucht“ und suchten vergebens ein Mittel, diese Krankheit zu bannen. Der Kurfürst von Brandenburg, dessen Lieblingschwester die verstorbene Herzogin gewesen, sandte seinen Leibarzt und hoffte von der Weisheit dieses

bewährten Mannes Hülfe und Rettung für den Herzog, dessen Geschick er tief empfand und bedauerte.

Bereits vierzehn Tage waren seit der Ankunft des Dr. Menzel verfloßen, und immer noch hatte sich des Herzogs Zustand nicht gebessert. Bald lag der fürstliche Patient in einem apathischen Halbschlummer und der Puls ging matt und träge, bald brannte eine fieberhafte Gluth auf den eingefallenen Wangen; die in unheimlichem Glanz glühenden Blicke irrten ruhelos umher, und die trockenen, brennenden Lippen murmelten unverständliche Worte.

Heute waren wiederum die Vorhänge fest geschlossen und das lautlose Hin- und Hereilen der Dienerschaft ließ auf Ungewöhnliches schließen.

Da drinnen herrschte tiefe Stille, kummervolles Bangen und düstere Ahnungen.

Draußen aber hatte sich nach langen Winterstürmen der Himmel geklärt und wölbte sich lichtblau über den Warttürmen der herzoglichen Residenz; die Sonne bemühte sich um die Mittagszeit, all' ihren Glanz und ihre Wärme zur Geltung zu bringen, die Schneedecke schmolz und in leisen Strömen rann es von den Dächern nieder — aber da, wo die wärmenden Strahlen nicht hindringen konnten, erstarben die herabbrinnenden Ströme im eisigen Windhauch und hingen wie blanke Dolchspitzen an den Dachfirten und Fensterimsen nieder.

Nach der Nordseite zu befanden sich im Erdgeschoß die Küchenräume und hier, wo sonst ein reges Treiben herrschte, hörte man nur leises Walten der Dienerschaft und die unterdrückte Stimme des Oberkuchenmeisters Befehle ertheilen. An der Schwelle auf den breiten Stufen sonnten sich zwei dickköpfige Doggen und schauten mit vornehmer Gönnermiene dem hungrigen Rabengesindel zu, das sich lärmend um einen nackten Knochen zankte.

Drunten aber, im Anrichtezimmer des Oberkuchenmeisters stand in Gruppen die Dienerschaft beisammen und schaute schweigend auf einen Mann, der mit eigenthümlich zuckenden Gesichtsmuskeln unter ihnen stand und der, wie es schien, eben zu sprechen aufgehört hatte.

Die hohe, breitschultrige Gestalt Blasius', des herzoglichen Schweizers, schien kleiner und schwächer geworden zu sein. Das einst so volle, in bester Gesundheit strahlende Gesicht war hager und bleich geworden und der joviale, harmlose Ausdruck daraus verschwunden. Die wasserblauen Augen schauten trübe zu Boden und eine Zähre um die andere schlich verstoßen die Wange herab und rollte in den greisen Schnurrbart.

Nach einer langen Pause, die seinen Mittheilungen gefolgt war, fuhr er sich mit der Hand über die zuckenden Lippen, wie um den inneren Aufruhr zu beschwichtigen und hub dann von Neuem an:

„Ja, Freunde, draußen scheint die Sonne, und ist Alles hell und klar und die, so keinen Gram kennen, freuen sich alle auf den Frühling und sind voll Hoffnung und guter Dinge. Meiner Treu, mich hat die Sonne mit ihrem Glanz noch nie so geärgert, als justement am heutigen Tage, wo es mit dem Herzog, den Gott erhalten wolle, so schlimm steht! Der armen Prinzessin blendet das Sonnenlicht die verweinten Augen, so daß sie Schutz suchen muß hinter den Vorhängen am Siechbett des Vaters und ihm, meinem armen Herrn, können alle Sonnen das Herz nicht mehr erwärmen, das todmüde, mit leisen Schlägen, sich nach der ewigen Ruh' zu sehnen scheint. Es hilft nichts, daß der fürstliche Medicus die erkalteten Glieder künstlich zu erwärmen sucht und ich emsig den silbernen Behälter mit heißem Wasser fülle auf Befehl der weisen Männer, die an seinem Bette stundenlang Rath pflegen, wie ihm zu helfen sei. Dann kommen die angstvollen Augenblicke — wie muß ich die Thür hüten, damit sie nicht Hereinkommen, die Gestalten alle, welche er in seinen Fieber-Täumen zu sehen vermeint! Wie muß ich die Vorhänge schließen, damit der todte Inspector nicht seinen Freund, den Amtmann Lust, zu ihm ans Bett bringt; wie muß die Prinzessin ihm betheuern, daß sie nicht ihre Gräber verlassen, sondern still und versöhnt drin ruhen. Wie oft aber hält er Bühnen für einen Herzog und sich für den ärmsten und kleinsten Mann in ganz Kurland. — Das sind traurige Zeichen, Kinder, und mit dem Ende ist's wohl bald gethan. Jetzt liegt er seit drei Stunden in tiefem Schlaf und

die Leibärzte bewachen seinen Schlummer, als sollte er heute ausruhen von allen Qualen.

Drum hantirt leise, liebe Freunde, in Küch' und Kammer, schluckt die Thränen hinunter und zwinget das Gebet aus dem Herzen heraus auf die Lippen, denn, meiner Treu, Niemand bedarf jetzt so sehr der Fürbitte, als unser lieber Herr!"

Mit diesen Worten hüllte er das ihm dargereichte, mit heißem Wasser gefüllte Gefäß in ein weißes Tuch und verließ mit stummem Gruß das Küchenterrain.

Blasius nahm seinen Weg wieder zurück über den Schloßhof und stieg die Stufen hinan, welche zum Bogengang des südlichen Gethurmes führten. Hier standen zwei Lanzenträger in steifer, schweigsamer Haltung und glichen den aus Stein gehauenen Rittern auf den alten Grabmälern aus der Ordenszeit. Am andern Ende des Ganges, vor einer schweren Eisenthür hatten sich ebenfalls zwei wachthabende Trabanten aufgestellt und nur das Losungswort öffnete dem Einlaßbegehrenden die Thür zu den innern Gemächern des Herzogs.

Mit leisen Schritten nahte sich der Alte und flüsterte dem Manne einige Worte zu; alsbald öffnete der eine Wachthabende die Thür und diese schloß sich geräuschlos hinter dem Schweizer.

Durch ein großes weißgetünchtes Gemach mit weiten Mauervertiefungen und hohen Bogenfenstern, an dessen innerer Thür ein Page schläfrig lehnte und ein zweiter auf einer hochlehnigen Ruhebank lag — schritt Blasius und gelangte von hier aus in ein halbrundes mit Tuchtapeten bekleidetes Zimmer.

Durch die bunten, in Blei gefaßten Scheiben der hohen Fenster drang ein gedämpftes Tageslicht herein und kämpfte mit den hellen Flammen, welche in einem großen Kamine loderten. Auf dem aus Steinfliesen mosaikartig zusammengesügten Fußboden waren dicke Teppiche ausgebreitet, welche jeden Schritt dämpften. Außer einigen Kriegsbildern von der Hand des kurischen Malers Einhorn und den lebensgroßen Statuen Merkurs und Jupiters, welche zu beiden Seiten des Kamins aufgestellt waren, entbehrte das Zimmer jeglicher

luxuriösen Ausstattung und die massiven Stühle aus braunem Eichenholz sowie einige hochlehnlige Ruhebänke an den Wänden erinnerten an die holländische Einfachheit und deutsche Sparsamkeit des damaligen Zeitalters.

Inmitten des Zimmers, in der Nähe des Kamins, saßen zwei Männer an einem Tische über ein Schachbrett gebeugt, schweigsam, wie es schien, mit großer Aufmerksamkeit dem Spiele folgend; vor dem Kamine knieten zwei schlanke Knaben in blauen Wämsern mit weißgeschlitzten Bauschärmeln, in der kleidsamen Tracht, wie sie die Leibpagen der Prinzessin zu tragen pflegten, und gossen in weitbauchige Silberkannen, die vor ihnen standen, erwärmten Wein auf Gewürznägeln und duftenden Zimmt.

Dicht am Fenster vor einem Tisch, auf welchem chirurgische Instrumente und Apparate, Retorten und Gläser standen, beschäftigte sich der herzogliche Leibarzt, Dr. Harder, mit der Lösung eines medicinischen Problems und griff kopfschüttelnd bald hier bald dorthin, ohne sich für eine bestimmte Substanz entscheiden zu können; Blasius ging auf ihn zu und flüsterte leise einige Worte, die jener mit einem Kopfnicken beantwortete. Auf einen Wink des Leibarztes verschwand der Schweizer hinter einer mit dicken Vorhängen versehenen Thür, welche in das Schlafgemach des Herzogs führte.

Der mit einer Brille bewaffnete Schachspieler schaute auf und wir erkennen in ihm den kurfürstlichen Leibarzt Menzel. Er wies verstohlen mit dem Daumen auf Harder, welcher unter den Gläsern umhergriff und jetzt eine langgehaltene Flasche stark schüttelnd gegen das Licht hielt.

„Der kann's nicht treffen!“ flüsterte er und ein sarkastisches Lächeln zuckte um seine schmalen, leichtgekräuselten Lippen. Puttkammer, der herzogliche Oberburggraf, nickte leise und schob den Springer geschickt ins Feld.

„Donner und Doria!“ rief ärgerlich der kurfürstliche Leibarzt. „Wie gut Du Deine Kriegsklist anbringst, derweil ich den Blick abwende!“

Er schob rasch die Brillengläser auf die wie vergilbtes Elfenbein glänzende Stirn, fuhr sich mit der Hand durch die spärlichen Haarlöckchen und winkte dann dem Knaben, der ihm zunächst am Boden kniete.

„Verteufelte Kälte das! In diesen feuchten Mauern fühlt man sie doppelt.“ — Er rieb sich die mit seidenen Strümpfen bekleideten Beine. — „Ganymed, mein Junge, reiche mir den Kräuterwein und stelle die zweite Kanne dem Kanzler zu Füßen; der würzige Duft verlockt ihn gewiß, den guten Trank zu kosten, zumal wenn der kurfürstliche Arzt denselben für Leib und Seele nützlich erklärt — wie *figura* zeigt —“ mit diesen Worten setzte er den Becher, den ihm der Page dienstbeflissen reichte, an die Lippen und leerte ihn mit Behagen. Jetzt winkte auch der Oberburggraf den Pagen zu sich und folgte lächelnd dem Beispiel des Brandenburgerz, wie er scherzweise seinen Freund Menzel nannte.

Puttkammer war ein entfernter Verwandter und Studiengenosse des Medicus und beide hatten in Augsburg die hohe Schule besucht. Menzel trat nach beendetem Studium in brandenburgische Dienste und wurde nachträglich der Leibarzt des großen Kurfürsten. Puttkammer nahm Besitz von seinen Gütern in Kurland und diente dem Herzog; obwohl die kurische Landmannschaft des reformirten Kammerherrn Ansehen zu schmälern suchte, genoß er dennoch die Gunst des Herzogshauses, und Jacob Kettler hatte in seinem Memorial vom 5. März 1677 Puttkammer zum ersten Kanzler unter der künftigen Regentschaft des Erbprinzen Friedrich Casimir bestimmt.

Nach vielen Jahren sahen sich nun die Jugendfreunde wieder, und nachdem der Oberburggraf in Begleitung des Stallmeisters Bühren und einer Anzahl Verrittener den Leibarzt von der Grenze unter mannigfachen Schwierigkeiten eingeholt hatte, waren die Freunde stets bei einander im Dienste des Herzogs zu sehen. Die beiden Männer mochten in den vierziger Jahren stehen, nur war man versucht, den Leibarzt für älter als den Burggrafen zu halten, dessen feine, geistvolle Züge durch einen feurigen Blick belebt, ihm das Recht verliehen, sich zu der jüngeren Generation zählen zu dürfen.

Der volle, blonde Schnurrbart, welcher zu beiden Seiten des energischen Unterkinnnes herabhing, verlieh ihm einen militairischen Anstrich, wie seine schlanke, aber martige Gestalt von ansehnlicher Länge den Mann von Kraft und Ritterlichkeit kennzeichnete. Puttkammer genoss, nächst Völkersahm, des Herzogs Vertrauen und war, wie dieser, dem herzoglichen Hause ein ergebenener Freund und treuer Vasall!

„Wollt Ihr uns nicht Bescheid thun?“ rief Menzel mit gedämpfter Stimme und wandte sich, den gefüllten Becher emporhaltend, zum herzoglichen Leibarzt, der über seine Flaschen hinweg die Beiden aufmerksam zu beobachten schien. — „Laßt die hirnzerbrechenden Forschungen, alter Freund, und genießt mit uns den Wein zur Stärkung: denn „in vino veritas“ ist ein wahres Sprichwort und wir wollen noch vor der zwölften Stunde dem alten Jahre Valet trinken! Es wird, wie mich dünkt, ohnehin eine trübe Sylvesternacht werden; denn es könnte sein, daß unser Herr den letzten Schlaf auf Erden thut, um sich für den dunklen Weg ins Jenseits zu stärken! Alle Medicamente, die wir anjeko brauen, fruchten dem Kranken nichts mehr, dem Gott in seinem letzten Stündlein die rechte Arznei verleihen wolle!“

Garder stellte bestürzt seine Flasche unter die Gläser und Retorten zurück und trat hastig auf Menzel zu.

„Treibt keine Poffen, Medicus!“ sprach er erregt: „ich glaube jetzt an Genesung und habe dem fürstlichen Patienten ein Tränklein zur Kräftigung gebraut, so recht ex voto! Geht mir doch, geht! obwohl ich Euch sonst für einen sehr reputirlichen und gelehrten Herrn halte, so scheint Ihr mich diesmal mit Eurer Aussage doch nur exästuiren zu wollen!“

„Es ist nicht meine Weise, da Kurzweil zu treiben, wo es sich um Leben und Tod handelt!“ entgegnete Menzel ernst; „ich schweige in unabänderlichen Fällen, um in der Zeit handeln zu können. Nehmt, Freund, und trinket den Abschiedstrunk zum Gedächtniß des alten Jahres; denn mit ihm scheidet der Herzog, so wahr ich des großen Kurfürsten Leibarzt bin und auf mein seliges Stündlein

hoffe!" Puttkammer hatte das Haupt tief auf die Brust gesenkt und saß mit verschränkten Armen schweigend da; Harder sprach ein lateinisches Stoßgebetlein und leerte feuzend den gefüllten Becher.

„Reich mir die Sanduhr vom Ramin, Knabe!“ rief Menzel; „Ehe noch der Sand verrinnt, erwacht der Herzog; denn die Macht meines Trankes, der ihn in Schlaf gewiegt, ist gebrochen. Ich aber hoffe, daß er jetzt die rechte Geistesklarheit gewonnen haben wird, um seine letzten Gedanken aussprechen zu können. Die Unterhaltung mit dem Erbprinzen vor dem Genuß des Abendmahls hatte seine Kraft erlahmen lassen, und ich that nicht unrecht — wie Ihr vermeinet, mein edler Freund“ — ein eigenthümlicher Blick traf den herzoglichen Leibarzt — „dem Herzog ein wenig narcotica zu reichen, das, wie Ihr gleich sehen werdet, ihm heilsam gewesen ist. Die Prinzessin habe ich zuvor auf sein baldiges Ableben vorbereitet, da sie durch das lange Siechthum des Herzogs auf dessen schleunigen Tod nicht gefaßt ist. — So hoffe ich denn mit Gott, meine Pflicht nach Amt und Gewissen bei den Lebenden und Sterbenden erfüllt zu haben; doch bleibt mir noch eine Botschaft meines Kurfürsten an die Prinzessin nach dem Tode ihres Vaters zu überbringen und meine Sendung wäre somit vollbracht — Selä!“

Menzel hatte die letzten Worte etwas kurz und hart herausgestoßen, aber ein eigenthümlicher Schimmer in den stahlgrauen Augen, die jetzt der Brillengläser erledigt waren, ließ auf eine tiefere Erregung des Gemüths schließen, und Harder schaute unwillkürlich mit stiller Hochachtung auf den Mann, der so bestimmt und zuversichtlich von Dingen sprach, die zu vollführen er sich selbst niemals getraut haben würde.

Die Pagen hatten, nachdem ihre Aufgabe und ihr Dienst erfüllt waren, sich geräuschlos entfernt, und Harder ging gesenkten Hauptes in des Herzogs Schlafgemach, um dessen Schlummer zu bewachen. Die beiden Freunde saßen nun eine geraume Zeit schweigend da, ein Jeder seinen Gedanken nachhängend; endlich schob Menzel mechanisch eine Schachfigur weiter und der Blick Puttkammers folgte unwillkürlich der Bewegung seines Nachbarn.

„Ah, das war ein Meisterzug, wie ihn nur unser Freund Eberhard zu thun vermochte!“ lächelte der Kammerherr: „ich kannte bis jetzt keinen eifrigeren und geschickteren Schachspieler als Dich und Eberhard — hat er Dich nicht auf seinem Wanderleben in Potsdam besucht?“

Menzel schüttelte das Haupt:

„Der Teufelsjunge jagte stets nach Abenteuern — gern möchte ich wissen, was aus ihm und seinen stolzen Angehörigen geworden ist.“

„Das große Rittergut war arg verschuldet,“ nahm der Kammerherr das Wort; „es war vernachlässigt und haufällig dazu. Die alte, stolze Freiin war gestorben und den Vater Eberhards fand man in seinem Sessel todt, als das Haus durch eine unergründliche Ursache niedergebrannt war. Die Brüder unseres Freundes verpraßten das übrige Vermögen und von dem Jüngsten geht das Gerücht, er ziehe als Krippenreiter im Lande umher und lebe von den Almosen begüterter Edelleute. Das Grundeigenthum war an Bühren verpfändet, dem es verfiel und der noch heute Eigenthümer des schönen Herrenhauses ist, das er auf der Brandstätte erbauen ließ.“

Eberhard fand durch einen Zufall eine schöne, reiche Frau und nachträglich einen kinderlosen Ohm in Westphalen, der den Söhnen seiner Schwester seine Burg und sein Vermögen mit der Klausel vererbte, daß diese mit der Erbschaft auch zugleich seinen Namen annehmen sollten. Mit dem Verfall der Güter und dem Verlust des Vermögens hatte freilich der Familienname Eberhards seinen Glanz und Nimbus verloren; unser Freund sagte freudigen Herzens seinem Namen und seinem Vaterlande Valet. Er lebt jetzt als Burgherr und Ritter, benamset: Freiherr von Löwentruz in Westphalen, nahe dem Teutoburger Walde, bereits zum zweiten Male vermählt, an der Seite eines stolzen, unliebamen Weibes. Zuweilen gelangt ein Sendschreiben mit lustigem Gruß, in welchem einige wehmüthige Tollheiten durchklingen, zu mir und ich gedenke dann sehnsüchtig der Jugendzeit, wo wir so oft in Leid und Freud' vereint waren.“

„Ja, ja, die Zeit auf der hohen Schule, sie bleibt unvergeßlich mit ihren lustigen, minnereichen Abenteuern und den ernstesten Studien in den staubigen Pandecten!“ nickte Menzel wehmüthig,

„dann die tollen Fahrten in corpore und zuletzt das Valettrinken beim Auseinandergehen in die weite Welt, oftmals auf immerdar.“

Wieder war eine Pause eingetreten und ein Jeder hing schweigend seinen Gedanken nach; endlich fragte Menzel: „Mir ist bis dato von [den Kurländern, die mir die liebsten Genossen waren, Nolde nicht zu Gesichte gekommen; hegt er noch immer den unerfütterlichen Haß gegen die Kettlers?“

„Nolde's Erbitterung scheint nicht nur mit den Jahren zugenommen zu haben,“ entgegnete Puttkammer, „sondern er trägt es auch seinen Verwandten, den Gramsden'schen Nolde, eifrig nach, daß diese in die Dienste der Herzoglichen getreten sind. Der Sage, daß eine Verwandte Nolde's den Herzog geliebt habe, ohne es vorher zu wissen, daß es der Mörder ihres Vaters sei, schenkt er keinen Glauben und behauptet, die Freunde der Kettlers hätten diese Fabel erfunden, um die Nolde's auf die Weimruth der Veröhnung zu treiben. Damit nun Nolde's holdseliges Töchterlein nicht zu einer Freundschaft mit den Kettlers gelangt, hat er sie nach Herford ins Fräuleinstift gethan, um sie fein ehrbar und züchtiglich erziehen zu lassen, und sie dem Sohne Eberhards zu vermählen — nota bene wenn dieser nicht den geistlichen Stand vor dem Ehestand anzunehmen gedenkt; die erste Gemahlin Eberhards soll in frommer Uebereilung ihr Söhnlein der Kirche geweiht haben, wenn dieser mit dem einundzwanzigsten Jahr ihre Bestimmung billigt und nicht andern Sinnes werden sollte. Der Clerus wird ihn aber so leichten Kaufes nicht entlassen, da mit dem Eintritt ins Cölibat des Jünglings beträchtliches Vermögen dem Kloster verfällt, in welchem er jetzt die Noviziatsjahre verleben muß.“

Unser Freund Nolde ist gegenwärtig Kurfürstlich Brandenburgischer Gouverneur zu Memel, nachdem er als Obrist das Regiment verlassen. Du siehst, daß er es vorzog, lieber in brandenburgische Dienste zu treten, als ein Vasall der Herzoglichen zu sein. Seiner Tochter wurde daher durch Vermittelung des Kurfürsten die Vergünstigung zu Theil, Stiftsfräulein zu Herford zu werden; allein die kleine Gertha soll gewaltiges Heimweh empfinden und die jüngste

Tochter des Herzogs — die Hessen=Casslerin, — welche jetzt bei ihrer Verwandten, der Aebtissin von Herford, weilt, ist gesonnen, bei ihrer nächsten Reise nach Kurland, wo sie am Sterbebett des Vaters wohl bald erscheinen wird, Noldes Töchterlein für eine kleine Zeit mitzubringen. So geht das Gerücht am Herzogshof. Unser Freund, der Vater Gerthas, befindet sich aber gegenwärtig in Erbschaftsangelegenheiten auf der Reise nach England und hat keine Ahnung von der Heimkehr der Kleinen, noch dazu unter der Obhut unserer Herzogstochter. Sollte sich nun Noldes Lieblingswunsch hinsichtlich der Verheirathung seiner Tochter mit dem Sohne Eberhards erfüllen, so glaube ich, daß er seine Besitzthümer in Kurland den Verwandten zur Verwaltung übergeben wird, um für längere Zeit nach Westphalen zu gehen. Sein Amt als Gouverneur soll er ebenfalls niederzulegen beabsichtigen; sein Haß gegen die Kettlers ist größer, als seine Heimathliebe und macht ihm sein Vorhaben leichter, als dies sonst anzunehmen wäre — nun kommt noch hinzu, daß unser Freund auf seinem Erbgut in dem Familienarchiv eine alte Acte fand, in welcher der Mord seiner Vorfahren mit allen schmachvollen Einzelheiten verzeichnet war — und wehe dem, der es jetzt noch versuchen sollte, ihm die Kettlers zu preisen, oder auch nur ihren Namen zu nennen.“

„Immer fest und unwandelbar, selbst im Haß!“ rief Menzel erregt, „daran erkenne ich unsern Freund Noldes wieder und dieses macht ihn mir noch lieber. Er gleicht dem feurigen, stolzen Corsen, der nie vergißt, weil er nicht zu vergeben gewillt ist, welcher jede an den Seinen verübte Blutschuld durch den Tod des Mörders zu rächen versucht. Es liegt dieser Wildheit des Characters bei den Corsen immer eine gewisse Pietät zu Grunde und ist zugleich eine blutige Genugthuung für die Schmach, welche die Familienglieder des Gemordeten betroffen hat. Mich dünkt daher, daß der König von Polen den Noldes zu geringe Genugthuung gab, nur ein Kampf auf Leben und Tod zwischen den Nachkommen Noldes und dem Herzog Wilhelm hätte diese Schmach sühnen können.“

„Pst, alter Freund!“ mahnte Puttkammer erschrocken und legte die Finger auf seine Lippen, „Du vergißt, daß Du in Kurland und bei den Kettlers bist! Zeit und Verhältnisse ändern die Ansichten und wohl auch die Gefühle der Menschen, das heiße Blut der Corsen wällt nicht in den Adern der Kurländer, daher sind ihnen die Gesetze der Blutrache fremd, und sie vergessen mit der Zeit die Unbill, die der Mächtige dem Schwächeren angethan hat — theils aus Feigheit, oder — im besten Falle — aus Friedensbedürfniß.“

„Kraftlos und lauwarm id est! Unselbstständig und indolent und dieses Alles: facio ut facias!“

„Festina lente!“ drohte Puttkammer, „wenn Du nicht den ehrsamem Namen „Menzel“ trügest und nicht ein deutsches Biederherz besähest, sollte man meinen, Du seiest der giftigste Corsicaner oder ein impostor docti, der nach Kurland gekommen ist, um Drachenzähne zu säen, statt den Kranken Heilung und Trost zu bringen. — Doch horch, im Schlafgemach des Herzogs wird es regē — ich vermeine seine Stimme zu hören!“

Die beiden Männer erhoben sich rasch.

Zu gleicher Zeit theilten sich die Vorhänge und zwischen ihnen erschien die hohe Gestalt der Prinzessin Sophie Charlotte.

Die Tochter Jacob Kettlers hatte in dem dunklen Gewande und dem Schleier von gleicher Farbe etwas Nonnenhaftes in ihrer Erscheinung. Die sonst so glänzenden, freundlichen Augensterne waren vom Weinen getrübt und blickten müde und kummervoll; die schmerzlich zusammengepreßten Lippen schienen das Lächeln verlernt zu haben und ihre imposante Gestalt, welche so sehr an die Herzogin Mutter erinnerte, war jetzt gebeugt, als trügen die Schültern schwer an einer unsichtbaren Last.

Sie winkte Menzel zu sich heran und flüsterte kaum hörbar: „Medicus, der Herzog ist erwacht und schaut mit hellen Blicken um sich, wie in den Tagen der Kraft und des Wohlseins! Habt Dank für den Trank, der ihm so viel Stärkung gebracht, und mein Herz wäre voll Hoffnung, wenn Ihr mir diese nicht gedämpft hättet!“

Sie neigte traurig das Haupt und schritt den beiden Männern voran, welche stumme Blicke austauschend, ihr auf dem Fuße folgten. Blasius hütete die Thür und schloß hinter den Eingetretenen mit sorgsamten Händen die dichten Vorhänge.

Innichten des Zimmers, durch dessen unverschleierte Fenster die Sonne ungehindert eindrang und breite, lichte Streifen auf den Teppich des Fußbodens zog, stand das Bett des Kranken mit zurückgesteckten Vorhängen, so daß dessen ganze Gestalt sichtbar war.

Die bleichen, hageren Hände über der Brust gefaltet, mit einem friedlichen Lächeln auf den Lippen, lag der Herzog in den seidenen Kissen gebettet. Sein Blick weilte lange mit Innigkeit auf dem Prinzen Alexander, der gesenkten Hauptes ihm zur Linken saß. Etwas weiter stand der herzogliche Leibarzt, Dr. Harter, neben Bühren, dem Stallmeister des Prinzen. In den Fensternischen schaarten sich die Kammerherren und Oberräthe zusammen und harrten des letzten Winkes ihres Herrn. Zu gleicher Zeit mit der Prinzessin, dem Leibarzt, Menzel und Puttkammer trat durch eine gegenüber befindliche Thür der Erbprinz mit seiner Gemahlin ein und näherten sich leise dem Bette.

Des Herzogs Blick schien jetzt Alle zu umfassen, leise, aber vernehmlich sprach er:

„Ihr habt mir wohl gethan, liebe Getreuen,“ er wandte das Haupt zu Menzel und ein Lächeln flog über die bleichen Züge, — „alle Molesté, so ich Euch verursacht, sind bald zu Ende! Meine Seele scheidet in Frieden, denn ich weiß, daß Ergebenheit und Treue an meinem Siechbett gewacht und ich danke dem Herrn, daß kindliche Liebe mein Dasein verschönte und auch mein letztes Stündlein erhellen wird, wie die Strahlen der Sonne, welche Gott mir sendet als Zeichen seiner Gnade.“

Die Prinzessin sank zu Häupten des Bettes in die Knie und vergrub ihr erbleichendes Antlitz in die Kissen; Prinz Alexander erhob sich leise und trat in eine Fensternische, um die Thränen zu verbergen, welche unaufhaltsam über die gebräunten Wangen flossen.

Der Herzog wandte den Blick jetzt dem Erbprinzen zu:

„Vor allen Dingen bitten wir Euch, geliebter Sohn, unser Andenken zu ehren, indem Ew. Liebden das dominium, so ich erworben, aufrecht erhalten und damit walten in aller Gottseligkeit, unsern letzten Willen insonderheit haben wir Ew. Liebden im Beisein des Superintendenten kund gethan. Wir ermahnen Euch ferner, Eure herzoglichen Rechte zu wahren, Eurer Unterthanen Schutz und Schirm zu sein in animo, sintemalen das Haupt über die Glieder wache in casu, daß sie nicht uneinig würden unter einander.“

Eine Pause trat ein.

Der Erbprinz hatte knieend seine Hand in die des Sterbenden gelegt. Der Herzog winkte, als sich Friedrich Kasimir erhob, den kurfürstlichen Leibarzt zu sich heran.

Nach einigen tiefen Athemzügen fuhr der Herzog fort:

„Unsern wohlgeneigten Scheidegruß entbieten wir unserm vielgeliebten Schwager, dem Kurfürsten von Brandenburg. Wir empfehlen ihm insonderheit unsere herzgeliebte Tochter Charlotte und unsern gehorsamen Sohn, den Prinzen Alexander, er wolle ihnen, nächst Gott, der treueste Berather sein für alle Zeit!“

Der Herzog hielt inne.

Menzel drückte einen Kuß auf die dargereichte Hand und entfernte sich tief erschüttert.

„Tritt her, Bühren, mein Vasall, den ich nächst Puttkammer, wie meine anderen Getreuen, in den trüben Zeitläuften für wahr und echt befunden! — Sei ein rechter Freund und Diener dem Prinzen Alexander hinsüro und bleibe unwandelbar in allen Drangsalen, welche dem Herzogshause drohen. — Ihr aber, Puttkammer, wahret die herzogliche Ehre und seid ein Baustein, wenn Hader und Zwietracht die Grundbesten unseres Reiches zu erschüttern drohen!“

Der Herzog legte die Hände auf die Häupter der beiden vor ihm Knieenden, und Bühren, der bei der kurischen Edelmannschaft für unadelig und eigennützig galt, fühlte die Blicke der Anderen

kalt und befremdet auf sich ruhen; mit ruhiger Würde erhob er sich und trat in eine Fensternische.

Puttkammer, dem man als reformirten Basall die Gunst des Herzogs mißgönnte, mischte sich, dieses wohl wissend, auch jetzt nicht unter die Hofcavaliere, sondern gesellte sich an die Seite seines Freundes, des Brandenburgers. Der Platz am Bette, wo die Weiden zuvor gekniet, wurde jetzt von dem zweiten Prinzen Ferdinand eingenommen, der eben geräuschlos durch die kleine Thür eingetreten war.

Lange lag die Hand des Sterbenden in den geschlossenen Händen des Prinzen, und ihm allein verständlich flüsteren die Lippen des Herzogs ihm leise Liebesworte zu. Dann sank Letzterer erschöpft in die Kissen zurück und murmelte tief aufathmend:

Ex est! meine Sinne schwinden! Harder, reicht mir den Trank zur Stärkung.

Der Leibarzt neigte die Lippen des Herzogs mit einigen Tropfen Weines.

„Wenige Augenblicke sind mir nur noch gegeben, liebe Getreuen,“ hub Jacob nach einigen schweren Athemzügen an, „und dieses ex mera gratia. — Wir haben Eile, noch Mancherlei laut Pflicht und Gewissen zu exhibiren. Wir sagen Euch Allen, die Ihr hier versammelt seid, herzlieben Getreuen, unsern Dank für treue, große Dienstbarkeit und herzliches Valet für diese Welt. — Gebt mir ein Zeichen Eurer Ergebenheit und betet für das Seelenheil Eures sterbenden Herzogs!“

Alles sank auf die Kniee und Jacob Kettler hub an, mit weicher, vernehmlicher Stimme in seiner Lieblingssprache das „Pater noster qui est coelis, sancehcitur nomen tuum“ u. s. w. zu beten.

Nur das leise Schluchzen der Prinzessin unterbrach dann und wann das laute Gebet der Knieenden.

An der Thür lag Blasius mit gefalteten Händen; kein Laut kam über seine Lippen, aber die zum Himmel erhobenen Augen beteten inbrünstig für das Seelenheil des geliebten Herrn.

Dem Gebete folgte tiefe Stille; von der gewaltigen Aufregung ermattet, schloß der Herzog die Augen, und über das geisterbleiche Antlitz zogen bereits die Schatten des Todes. Die Prinzessin Charlotte trocknete die großen Schweißtropfen von der Stirn des geliebten Vaters und ruhig und bleich, wie das Antlitz des Sterbenden, war auch das ihre.

Da, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, richtete sich der Herzog plötzlich empor:

„Medicus,“ sprach er, zu Menzel gewandt, „giebt es ein Mittel, die schwindende Kraft zu bannen und den Geist stark zu machen durch den Willen?“

Schweigend griff der kurfürstliche Leibarzt in die Brustfalten seines Rockes, zog eine kleine Phiole hervor, träufelte einige wasserhelle Tropfen in den Becher, den Harter ihm hinhielt, und reichte diesen dem Herzog, welcher mit durstigen Zügen den Trank schlürfte.

Abermals brannte eine dunkle Gluth auf den eingesunkenen Wangen und wie überirdischer Glanz leuchtete es aus seinen Augen, als wollten die Blicke tief auf den Grund der Seele eines jeden Einzelnen der Umstehenden dringen.

„Ich will allein sein mit den Meinen!“ klang es leise von seinen Lippen.

Die Aerzte und sämmtliche Hofcavaliers entfernten sich. Blasius warf noch einen langen Blick auf seinen sterbenden Herrn, dann folgte er den Voranschreitenden und stellte sich kerzengerade an der anderen Seite der Thür auf.

Die Prinzessin stützte das Haupt ihres Vaters mit starken Armen und mit vernehmlicher Stimme begann jetzt der Herzog, indem sein Blick unverwandt auf dem Antlitz Charlottens ruhte:

„Du wirst hingehen, geliebte Tochter, in ein fremdes Land, um Oberin zu werden über Viele Deines Geschlechtes. Siehe wohl zu, daß es Dir nicht an Kraft gebricht, gegen mancherlei Ungemach zu kämpfen, wenn menschliche Thorheit und Eigenwille Dir den Stein des Anstoßes in den Weg legen werden. Mit der Macht der Demuth hüte Deine Heerde und leihe Dein Ohr nicht der

Verleumdung, welche Böses sinnet wider den Nächsten, damit Du nicht verfallst in Ungerechtigkeit und Argwohn gegen Die, welche in Treue zu Dir stehen. Und nun, in der letzten Stunde, bitte ich Euch, Herzgeliebte, daß Ihr Die, so wir, durch Irrthum befangen, in Noth und Tod gebracht und deren Nachkommen durch unsere Verschuldung heimathlos und flüchtig geworden, daß Ihr diese suchet und findet. Ihr werdet Sorge tragen, daß Euer ehemaliger Schützling, des Inspectors Töchterlein, nebst ihrem Ehegemahl zurückkehrt in die Heimath und Euren fürstlichen Schutz genießet für alle Zeit. Wir sind gewillt, den Geist des Mannes zu verfühnen, dessen Treue wir so schnöde belohnt. Wir bitten Euch, den Flüchtigen unsern gnädigen Scheidegruß zu bringen und die Botschaft, daß wir ihnen das Allodialgut Ruzau verleihen, dessen Namen sie mit dem ihren tragen sollen in perpetuam rei memoriam, auf daß ihre Nachkommen behütet werden vor Heimathlosigkeit und irdischem Mangel. Meine Blicke werden dunkel, meine Augen sehen Euch nicht mehr. So Ihr gewillt seid, mein Gebot zu erfüllen, reicht mir Eure Hände als Zeichen des Gehorsams!"

Der Erbprinz, seine Gemahlin und Prinz Ferdinand legten ihre Hände bethauernd auf die Brust des Kranken; nur Prinz Alexander zögerte lange, bis ein traurig bittender Blick der Prinzessin ihn bewog, seine Finger in die bereits erkaltende Hand des Herzogs zu legen.

"Wir werden thun nach Eurem fürstlichen Willen, geliebter Vater!" flüsterte Charlotte, über das erbleichende Antlitz des Herzogs geneigt.

Der Herzog lehnte sein sinkendes Haupt auf den Arm der treuen Tochter und mit einem friedlichen Lächeln auf den Lippen war er hinüber gegangen, zugleich mit der sinkenden Sonne, welche eben nach vollbrachtem Tagewerk zur Küste ging.

## Kapitel IV.

### Der Herzog ist todt, es lebe der Herzog!

Nach mancherlei Kämpfen, nach überstandenen Angelegenheiten hatte Friedrich Casimir aus den Händen des polnischen Königs die Bestätigung seiner Herrschaft über Kurland empfangen. Ein großer Theil der kurischen Ritterschaft machte ihm Schwierigkeiten und war mit den herzoglichen Reformen unzufrieden; den Landedelleuten besonders gefiel es nicht, daß der Herzog den reformirten Freiherrn von Puttkammer zum Kanzler ernannt hatte und daß dieser des Fürsten unbeschränktes Vertrauen zu besitzen schien. Zu den Beschwerden, welche man über den Herzog führte, mischten sich die Befürchtungen, daß die Erbgüter der kurischen Edelleute einer Lehnbeschwerde, d. h. Zinsentrichtung unterworfen werden sollten, daß die Münzen nicht den vollen Werth behalten würden und daß die Gerichtsbarkeit, nur von den Oberräthen des Herzogs gelenkt, die beeidigten und besoldeten Nebenrichter entbehren sollte. Friedrich hatte nicht unterlassen, gleich nach Ableben seines Vaters zuerst mit seinen Brüdern Ferdinand und Alexander ein Uebereinkommen zu treffen, zufolge dessen der ältere Prinz Ferdinand 200,000 Thlr. und eine Anweisung auf die Einkünfte der Aemter Ruzau, Ober- und Nieder-Bartan und Grobin als Entschädigung für seine Ansprüche erhielt, wogegen dem Prinzen Alexander das Recht zufiel, nach dem Codicil des Herzogs Jacob, die im Kurfürstenthum Brandenburg belegenen Güter, sowie ein Jahrgehalt von 10,000 Thlr. zu beanspruchen. Die Prinzessinnen aber waren auf die in England ausstehenden Capitalien angewiesen; da diese aber stets schwierig beizutreiben waren und nur theilweise einliefen, so mußten sich

die fürstliche Kammer und Ritterschaft entschließen, diese Lücken auszufüllen, wodurch für den neuen Regenten allerlei Angelegenheiten entstehen mußten. Friedrich hatte den Willen seines Vaters erfüllt und den Oberburggrafen trotz der Unzufriedenheit der Ritterschaft zum Kanzler erhoben. Diesen sandte er nun in Begleitung des Landmarschalls von Alten-Bockum mit von ihm (dem Herzog) und seinen Brüdern ausgestellten Vollmachten an den Hof des polnischen Königs und Puttkammer empfing hier mit allen üblichen Ceremonien für seinen Herzog die Belehnung und die Zusicherung des königlichen Schutzes. Die Ceremonien bestanden darin, daß des Herzogs Bevollmächtigte gleich den Gesandten souverainer Häuser von sehr vornehmen Würdenträger des polnischen Königs in glänzenden Carossen eingeholt wurden und pomphaft in Warschau einzogen, begleitet von Reitern mit entblößten Degen, gefolgt von den auswärtigen Gesandten und den Reichsräthen, die sie auch bis zum königlichen Schlosse begleiteten. Vom Hause der kurischen Gesandtschaft bis zum Schlosse waren die Straßen mit bewaffnetem Fußvolk besetzt; auf dem äußeren Schloßplatz sah man die königliche Reiterei in voller Parade, im Innern an den Eingängen hielt die Leibwache in voller Gala mit fliegenden Fahnen. Die Gesandten wurden von den Marschällen des Königreichs Polen und Großherzogthums Lithauen empfangen, wobei alle Anwesenden sich von ihren Sesseln erhoben. Der König ertheilte Puttkammer die Belehnung, indem er ihm die Lehnsfahne einhändigte, worauf der Gesandte den Platz zur Linken des Königs einnahm. Hierauf nahten sich der Gesandtschaftsmarschall und die im Gefolge befindlichen Edelleute dem König zum Handkuß. An der Abendtisch brachte der König die Gesundheit des neubelehnten Prinzen aus und unter denselben Ehrenbezeugungen, wie vor der Belehnung, wurde der kurische Gesandte, welcher nun die Mission seines Herrn erfüllt hatte, nach seinem Hause heimgeleitet. Somit hatte der König von Polen dem kurischen Herzog, welchem er außerdem den Titel „celsitudinis“ beilegte, alle Ehren erwiesen und alle Rechte zugestanden, welche ihn in seinem Fürstenthum souverain machten. Der König von Frank-

reich nannte den kurischen Herzog „Better,“ England legte ihm das Prädicat „Durchlaucht“ bei und seine Gesandten genossen an den auswärtigen Höfen gleiche Ehren und Auszeichnung mit denen der souverainen Fürsten.

Nun galt es, sich das Vertrauen und die Ergebenheit der Ritterschaft zu gewinnen; der Herzog ging theilweise auf die ihm von ihnen im Landtage gestellten Bedingungen ein und sie weigerten sich daher nicht länger, ihrem Lehnherrn die Huldigung darzubringen. Nachdem die Unterhandlungen noch einige Monate in den Versammlungen hin- und hergeschwankt, das „für und wider“ erwogen und erledigt worden und der Herzog sich entschlossen, die von der Ritterschaft gewählten Gerichtsherrn zu bestätigen, und den Antrag wegen Stiftung eines Gymnasiums in Erwägung zu ziehen versprochen hatte, schienen die Landesbeschwerden ihr Ende erreicht zu haben und es rückte der Tag heran, an welchem Friedrich in den unbestrittenen Besitz der Hinterlassenschaft seines Vaters eintreten sollte. Mit besonderer Bereitwilligkeit eilte der geladene Landadel herbei und huldigte nun, wie es schien, mit herzlichster Ergebenheit, seinem jungen Regenten. Eine Ahnung von Glück und Frieden zogen in das Herz Friedrich Casimirs und ließ ihn freudig und voll Vertrauen in die Zukunft blicken.

Herzog Jacob war mit großen, pomphaften Trauerceremonien bestattet worden und ruhte bereits in der Gruft seiner Väter. Heute hatte der junge Herzog die Huldigungen seiner Landeskinder unter Glockenklang mit großem Gepränge in der Kirche entgegengenommen. Die Glückwünsche befreundeter Mächte, mit denen er in Verbindung stand, waren ihm von deren Gesandtschaften überbracht worden und ein glänzendes Festessen sollte die Feier des Tages beschließen.

Im hellen Kerzenglanz strahlten die Räume des herzoglichen Schlosses der kurischen Residenzstadt. Dicht gedrängte Reihen von neugierigen Zuschauern versperrten die Straßen und umlagerten die Fenster und Eingänge des Fürstenhauses, an deren Schwellen Traubanten mit brennenden Fackeln aufgestellt waren. Schwerfällige Carossen, von stolzen, prächtig gezäumten Pferden gezogen, rollten

daher, vor ihnen stob die gaffende Menge auseinander, um sich gleich wieder hinter ihnen zu schließen. Hier und da trieben die Hellebardiere mit derben Flüchen und Stößen einen der kühnen Neugierigen, der sich zu weit vorgedrängt, in die Reihen zurück. Schweizer und Haiducken hatten Mühe, den Weg freizuhalten für die besternten, in Sammet und Seide strohenden Cavaliere, deren Beine in weißseidenen Strümpfen und hochhackigen Schnallenschuhen stakten und deren feierliche Mienen und fieberhafte Eile außergewöhnliche Erwartungen voraussetzen ließen. Die eine Hand umspannte fest den blanken Degenknäuf, während die andere das goldbetreffte Hütchen an die mit Orden und Spizen bedeckte Brust drückte. Mit leichtbeflügelten Schritten eilten diese Herren der kurischen Ritterschaft die mit Teppichen bekleideten Stufen hinan, um in einem Meere von Licht und Glanz, das sich beim Oeffnen der Thür über die staunende Menge ergoß, zu verschwinden. Hinter den zierlichen Cavaliere ertönte kein Laut der Bewunderung, nur ein leises Flüstern lief durch die Reihen, und hier und da erregte die plumpe Bemerkung eines kecken Burschen die Lachlust seiner Umgebung.

„Du,“ rief ein hochaufgeschossener Handwerksbursche, der seine breiten Hände hinter der ledernen Schürze verbarg, seinem Nebenmanne zu, „der schöngeputzte Herr da hat Beine, wie ein gemästeter Hahn und aller Flachs, der zu ihrer Rundung verwandt worden ist, vermag die angeborene Magerkeit derselben nicht zu verdecken.“

„Still, Du Bummel!“ ließ sich ein betreffter Sakai vernehmen, der, an den Stufen stehen geblieben, drohend seine Faust ballte, „dieser mein Herr ist der kurfürstliche Deputirte, welcher dem neuen Herzog die Glückwünsche unseres Landesherrn überbringt, bei uns ist der Wuchs, den Manieren entsprechend, immer hübsch zierlich und manierlich!“

Er richtete sich stolz auf und schritt mit der Würde eines wohl-erzogenen Sakaien, indem er sich bemühte, den Gang seines Herrn nachzuahmen, die Stufen hinan, von dem lauten Gelächter der

Menge begleitet, um die Rückkehr seines Gebieters in den Vorzimmern des Schlosses zu erwarten.

„Das habt Ihr davon, Nachbar!“ flüsterte ein altes Mütterchen und stieß den Burschen in die Seite, „man darf nicht so hohe Herrschaften verspotten, deren Kammerdiener ebenso vornehm ausseh'n, wie sie selber.“

Neue Heiterkeit, welche über die naive Vertheidigung der Alten auszubrechen wollte, wurde im Keime erstickt.

„Ruhe!“ tönte es aus der Kehle eines härtigen Thürstehers, „und Platz gemacht für die Carosse des polnischen Gesandten!“ Und er schwang bedrohlich seinen Stab über den Häuptern der Eindringlichen, welche jetzt erschreckt zurückwichen.

Neue Gäste erschienen und im Gewirr der Pferde und Lakaien tauchte plötzlich vor dem Schweizer ein schlanker Bursche auf, dessen Augen ebenso dunkel waren, wie seine Hautfarbe.

„Laßt mich in die Reihen der Trabanten, damit ich mir die Herrschaften besser ansehen kann; gebt mir eine Fackel in die Hand und ich stelle mich mitten unter sie!“ bat er und strich sich das tief-schwarze Haar aus der Stirn.

„In diesem Anzuge da, mein Junge, geht es nicht!“ brummte der Alte; „ein herzoglicher Hundejunge, der eben von seinen Böglingen kommt, dürfte keinen schönen Ausputz für unser Fest abgeben!“

„Ganz hinten an die Mauer drück' ich mich!“ flüsterte Inco mit listigem Lächeln und schmeichlerischer Geberde, „meine bloßen Beine verstecke ich hinter die Kanonenstiefel meines Vordermannes und die Piqueure sollen mich gewiß nicht erblicken; laßt mich nur für einen Augenblick die Treppe hinauffpringen.“

Er wartete die Zustimmung des Andern nicht ab, schob ihn zur Seite und sprang mit fagenartiger Geschwindigkeit die Treppe hinan, ohne die Stufen derselben zu benutzen, dann raffte er eine Fackel vom Boden auf und zündete sie an der seines Nebenmannes an, welcher es willig geschehen ließ und sogar mit dem ihm eigenen Stumpfsinn dem Eindringling Platz machte. Von hier aus schaute sich Inco, den die Hofbedienten den „Bigeunerknaben“ nannten, und

der, wie man wußte, beim herzoglichen Hundewärter die niedrigsten Dienste verrichtete, stillvergnügt die vornehmen Gäste an. Es naheten die Rätthe und Oberrätthe in ihren Galakleidern, dann eine große Anzahl Landedelleute, welche zur kurischen Ritterschaft gehörten, ihnen folgten die Autoritäten der Kirche und zuletzt die Repräsentanten der Kaufmannschaft, alle in kostbaren Gewändern und festlicher Stimmung.

Inco hatte seine Fackel bei Seite geworfen, den Vorsprung der Mauer erklimmen, und indem er sich mit beiden Händen auf die Schulter seines Vordermannes stützte, nahm er keinen Anstand, jeden neuen Ankömmling mit einem keineswegs unterdrückten Laut der Bewunderung zu begrüßen.

Unten an der Fensterbrüstung lehnte ein alter Mann, unter dessen fadenscheiniger Mütze silberweiße Locken hervorquollen, still und mit gefalteten Händen sah er in das Gewühl hinein. Nur dann und wann flüsterte er etwas vor sich hin.

„Der alte Herzog ist todt!“ murmelte er, „und mit ihm auch die gute, alte Sitte; vormals durfte auch der Handwerker zum Landesherrn, wenn es im herzoglichen Hause ein Fest gab, um ihm seine herzlichsten Wünsche zu Füßen zu legen, die Meister aus den Fabriken mit den ältesten Gesellen empfing er im Schloßhof und freundlich sprach er zu ihnen, daß man meinen mochte, er schaue einen Jeden insbesondere an. Ja, ja, der alte Herr wußte genau, wie dieses und jenes Handwerk geübt wurde, wie es um die Fabriken und um die Arbeiter in ihnen stand und hatte Einer mal das Unglück, die Arbeitskraft durch Krankheit oder sonstige Unfälle zu verlieren, so gab es Hülfe aus der milden Hand unseres guten, seligen Landesherrn und für arme Handwerker und deren Familien, die aus der Ferne herzogen, hatte er stets Arbeit und Brod in Hülle und Fülle.“

Er seufzte tief auf, und dann verklang es leise von seinen Lippen:

„Der Herzog ist todt, und mit ihm ist so manche schöne Hoffnung zu Grabe gegangen.“

Eine junge Frau mit einem Kinde auf dem Arm, die dicht an seiner Seite stand, schante ihn erzürnt an.

„Schämt Euch, Alter,“ rief sie eifrig, „daß Ihr so wenig Freude bezeugt über den neuen Herzog, unsern Herrn. Ist er nicht jung und schön und ebenso gut wie sein Vater? Hat er uns nicht neue Pracht und Herrlichkeit ins Land gebracht; giebt es jetzt nicht Dinge genug, durch die unser armer Verstand hier geblendet wird? Der alte Herzog ritt oft wie ein Bürgersmann in Begleitung seines Inspectors und eines einzigen Bedienten, um seine Fabriken zu besuchen, auch soll er, wie der geringste Kaufmann, bis zum Morgen über seinen Rechnungen gefesselt haben. Der junge Herzog ist ein richtiger Fürst; er umgiebt sich, sobald er die Schwelle seines Hauses verläßt, mit dem ihm gebührenden Glanz, er hat ein zahlreiches Gefolge und läßt es nie an großen Trinkgeldern fehlen. Seine Falkenzüchtereien und sein Marstall können sich mit denen des französischen und englischen Hofes messen; ich weiß dies am besten von meinem Mann, der Bedienter des herzoglichen Falconiers ist.“ Sie richtete sich stolz auf und küßte ihr Kind. — „Hört Ihr,“ rief sie, „wie das Volk jubelt!“

„Es lebe der Herzog!“ scholl es aus der Menge empor.

Ein Herold erschien auf den Stufen der Freitreppe; er verkündete dem Volke die Gnade des Landesherrn und verhiess ihnen zur Gedenkfeier des Festes im Namen des Herzogs achttägige freie Bewirthung; im Rathhause Speisung für die Bürger, und auf dem Marktplatze für die Bauern. Heute aber, nach Aufhebung der herzoglichen Tafel gebe es freie Bewirthung im Schloßhofs für die Bedienten der fremden Gäste.

Ein donnerndes „vivat Friedrich Casimir, Gott erhalte unsern Herzog!“ drang bis in die Gemächer des Schlosses.

Von seinen Vasallen und fremden Botschaftern umgeben, saß Friedrich, der Erbe Jacob Kettlers, an der reichbesetzten Tafel; ein Jeder nach Rang und Stand, nach Würde und Amt auf seinem Platz. Die fremden Botschafter zwischen den Räten und Oberräthen und nach diesen die Würdenträger der Kirche. Etwas müde

und abgetragen lehnte der junge Regent in seinem vergoldeten Sessel; hatte er doch seit heute Morgen keinen Moment Ruhe gefunden und es kostete ihm einige Anstrengung, den Faden der Unterhaltung fortzuspinnen und mit huldvoller Herablassung seinen Getreuen durch ein wohlwollendes Lächeln die innere Befriedigung auszudrücken. Das große Festmahl bestand aus mehr denn sechsunddreißig Gängen und eine Schaar Bedienter, deren glänzende Livreen ihren fremdländischen Ursprung in Schnitt und Stoff errathen ließen, rannte an einander in fliegender Eile vorüber; Ceremonienmeister und Vorchneider hatten einen der schwersten Augenblicke ihres Lebens glorreich überstanden, wenn ein Gang der duftenden Speisen durch die unzähligen Hände glücklich und ohne Hinderniß bis zur Tafel gelangt war und die blinde Eilfertigkeit eines neuen holländischen oder französischen Bedienten die schöne Ordnung nicht durch ein Mißverständnis störte. Die Tafel brach fast unter der Last ihrer Kostbarkeiten; der Schein der zahllosen Kerzen spiegelte sich wieder in den funkelnden Silbergeräthschaften und schimmernden Crystallauffätzen; Früchte, unter einem südllichen Himmelsstrich gereift, in Grün und Blumen gebettet, luden den verwöhnten Gourmand ein feinem Gaumen einen seltenen Genuß zu bereiten. Oben von der Empore des festlich geschmückten Saales ertönte eine köstliche Musik; ein italienischer Meister leitete, die Geige im Arm, ein wohlgeschultes Corps Musiker mit graciöser und bewunderungswürdiger Geschicklichkeit, sanft und harmonisch, in anderer Form und in neuen Rhythmen klangen die Töne herab und auf den Wellen dieser süßen, schmeichelnden Melodien gewiegt, dehnte sich der Herzog behaglich und winkte lächelnd seinem neuen Maëstro einen beifälligen Dank hinauf. Die alten Posaunen und Zinken hatten den Saiteninstrumenten Platz machen müssen; sie waren verstummt und lagen unter altem Gerümpel in irgend einer Bodenkammer, alles einstigen Glanzes beraubt. Die Spinne webte um die Zinken unbeirrt ihre Netze und in den stets offenen Mund der Posaune war eine Kattenmutter mit ihrer Familie eingezogen; die Zungen spielten Versteckens in ihrer neuen Wohnung, und die Alten wispernten sich zu, daß es jetzt viel besser

sei, als vormals. Draußen erhob sich wieder neues Jubelgeschrei; der Herzog ließ Münzen unter die Menge werfen und jetzt entstand ein Kampf um den Besitz, und der Stärkere unterlag oft der Schlaueheit eines winzigen Nebenmannes, der ihn geschickt zu Boden drückte, um über ihn hinweg einen Theil der Geldstücke in Sicherheit zu bringen; Inco gehörte zu denen, welche mehrere glänzende Trophäen seiner Tapferkeit aus einem nichts weniger als ehrlichen Kampfe davontrugen. Kaum fiel der silberne Regen, als Inco sich mit gewaltigen Sprüngen auf den Knäuel der Ringenden stürzte und durch diesen plötzlichen Ueberfall den Haufen auseinandertrieb; nach einer Weile stand er, tief aufathmend, an das Thor gelehnt, das in den inneren Schloßhof führte. Er warf das lange, mähenartige Haar in den Nacken und zählte mit leuchtenden Blicken seinen Schatz.

„Zwei — vier — zehn — zwölf! Ja, meiner Seel', mehr als der Jahreslohn eines Piqueurs! — Hurrah, es lebe der Herzog!“

Mit diesem Freudenschrei sprang er in den Hof und ließ das Thor hinter sich zufallen. Ineos Ruf hatte ein Echo gefunden; das Volk drängte sich ungestüm zu einem der weitgeöffneten Fenster, an welches jetzt der junge Herzog trat, um sich seinen Unterthanen zu zeigen. Mit ihnen erschienen seine Brüder, die Prinzen Ferdinand und Alexander, und um ihn scharten sich die Kammerherren und hielten brennende Lichter empor, deren Glanz die Gestalt des Herzogs scharf hervortreten ließ. Friedrich Casimir war von hohem Wuchs und hatte das einunddreißigste Jahr zurückgelegt; das etwas starke Oval seines Gesichtes war von einer Perücke à la Ludwig XIV. umgeben, ein Gebäude von Locken und Löckchen, das wenig zur Verschönerung des Kopfes beitrug. Die weichen, frauenhaften Züge gewannen allerdings durch den Ausdruck von Kühnheit, der sich auf der Stirn und in den Augen abspiegelte. Der hübschgeformte Mund hatte zwei Reihen tadelloser Zähne und ein herzugewinnendes Lächeln, das sich eben jetzt bemerkbar machte, worüber das Volk in einem Paroxysmus der Ergebenheit gerieth und dies durch ein endloses „vivat, es lebe der Herzog!“ bezeugte.

Die junge Frau, welche an der Seite des alten melancholischen Mannes stand, hob ihren Knaben bis zur Fensterbrüstung empor; der Kleine jubelte laut und griff begehrlieh nach den glänzenden Sternen, die auf der Brust der Cavaliere funkelten. Erschreckt zog die Frau das Kind zurück und schalt es mit mütterlicher Zärtlichkeit; der Knabe sah sie groß an und begriff nicht den Zorn der Mutter. Er hatte keine Ahnung von der Bedeutung jener Sterne und wußte nicht, daß ihre Besitzer einst sich eben so, wie er, nach ihnen gesehnt und daß sie so lange mit ergebener Ausdauer emporgeblickt hatten, bis ein Sternlein von Oben herabsank, um in einem ihrer Knopflöcher hängen zu bleiben.

Noch ein Mal neigte sich der Herzog huldvoll, noch ein wohlwollendes Grüßen mit der Hand, dann schlossen sich die Fenster, und zurück trat der Mann, in dessen Händen das Wohl und Wehe Kurlands lag, und dem die Aufgabe zu Theil geworden, das Erbe seines Vaters zu verwerthen, das Land zu pflegen, den Wohlstand zu fördern mit klugem Sinn und strebsamer Ausdauer, wie es einst Jacob Kettler gethan.

Das glänzende Fest hatte sein Ende erreicht.

Die davoneilenden Carossen brachten ihre Insassen wieder zurück; die Deputirten entfernten sich zu Fuß und zu Pferde, ein jeglicher nach seinem Stande und nach seinen Verhältnissen. Die Musik war verstummt, die Lichter begannen zu erlöschen, und auf den Straßen zog das Volk in hellen Haufen heim, jubelnd und schwazend und voll der schönsten Hoffnungen ob der Herrlichkeiten, die noch kommen sollten. —

## Kapitel V.

### Wie das Festessen im Schlosse gestört wurde.

In den Gemächern der Herzogin schienen die Festlichkeiten einen stilleren Verlauf zu nehmen. Obwohl die Räume im Lichterglanz strahlten, obwohl dann und wann an den weitgeöffneten Fenstern reichgeschmückte Frauengestalten auftauchten und obwohl auch hier leichtfüßige Pagen geschäftig die Treppen hinaneilten; so herrschte dennoch in den festlich geschmückten Sälen eine gedrückte Heiterkeit, und eine gedämpfte Freude, die sich denn auch sehr auffallend durch den ernsten, leisen Ton der Unterhaltung bemerkbar machten.

Umgeben von ihren Damen, saß die junge Fürstin Sophie Amalie, geborene Prinzessin von Nassau-Siegen, bleich und müde in einem weichen, niedrigen Sessel und lauschte lächelnd auf den Tumult im Schloßhof, der wie ferne Meeresbrandung von der Seite, wo die Pagenzimmer lagen, heraufstönte. Während ihre Blicke zerstreut von einem zum andern Gegenstand ihrer Umgebung umherirrten, streichelten ihre zarten Hände den schlanken Kopf eines Windspiels, das sich an sie schmiegte und mit klugen Augen zu seiner Herrin aufschaute. Seit dem Frühling war die Herzogin einem zeitweiligen Unwohlsein unterworfen, das sie aus Zimmer fesselte und sie hinderte, an allen auswärtigen Vergnügungen und Zerstreuungen Theil zu nehmen. Ihren Kammerdamen und Hoffräulein war die schwere Aufgabe zugefallen, ihr wechselvolle Unterhaltung zu erfinden, und so war denn heute, da keine der Damen ihre Gebieterin verlassen wollte, der Kreis ein ausermählter und

in anmuthigen Gruppen saßen die Frauen theils plaudernd, theils stückend beisammen.

Die Gemächer der Herzogin machten auch auf den verwöhntesten Beschauer einen überraschenden Eindruck; überall begegnete man dem ausgesuchtesten Luxus. Die Wände, mit kostbaren Gemälden decorirt, der Fußboden mit schwellenden Teppichen ließen die Ausstattung eben so reich wie anmuthig erscheinen; französische Lüstres, venetianische Spiegel und kostbare Vorhänge aus Lyouer Sammet waren von künstlerischen und sorgfältigen Händen in geschmackvoller und moderner Weise angebracht. Mythologische Gruppen aus carrarischem Marmor, von grünen Schlinggewächsen umrankt, standen in lauschigen Nischen und, eingeschlossen von einem Spalier von dunkelblättrigem Epheu, sandte eine künstlich angelegte Fontaine, wie sie am französischen Hofe modern geworden, ihre gekräuselten Strahlen empor und verbreitete mit leisem Geplätscher eine wohlthuende Kühle im Zimmer. In den Fensterbögen blühten Cacteen, und glänzende, breitblättrige Aspidistra's vervollständigten den Zimmerschmuck. Inmitten dieser rankenden und blühenden Gewächse wiegte sich in goldenem Ring ein buntgefiederter Papagei und schwätzte nach Herzenslust, ohne die Etikette zu beobachten, in die Unterhaltung hinein; blähte stolz das Gefieder, wenn ihm eine geistlose Phrase um die andere aus dem Schnabel floß oder wenn er durch überlautes Kreischen, wie alle Schwäzker von Profession, den Faden der Rede gewaltsam zerrissen hatte.

Junge Pagen, welche auf silbernen Schalen den Damen Früchte und feine Naschereien boten, glitten lautlos über die Teppiche und beschwichtigten den vorlauten Schwäzker durch irgend eine Leckerei, und er schwieg, so lange der süße Bissen seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Vor der plätschernden Fontaine, halb verdeckt vom rankenden Epheu, saßen zwei Frauen Hand in Hand. Die Eine von ihnen befand sich an der Grenze der Kindheit, in jenem Stadium, wo ein anderes, neues Traumleben beginnt, wo die Fata Morgana der Phantasie die kühnsten Wünsche in Erfüllung gehen läßt und in

dieser Vorspiegelung der märchenhaften Luftgebilde alle erträumten Ideale Fleisch und Wein zu gewinnen scheinen. Aus dem rothigen Kindergesichtchen der Jüngerer blickten zwei tiefblaue Augen sinnig und in stiller Zuversicht zu der Aelteren empor; die etwas hoch aufgeschossene Gestalt des jungen Mädchens, welches kaum fünfzehn Jahre zählen mochte, hatte, ohne gerade eckig zu sein, doch noch jene Schlankheit, welche an eine zu schnelle physische Entwicklung erinnert. Ihre dunkle Kleidung aus brauner Seide bildete einen auffallenden Contrast zu den kostbaren Kostümen der andern Damen und schloß sich in streng klosterlichem Schnitt an die jugendlich schlanken Glieder. Das goldbraune Haar, von einem schmalen Reif gehalten, fiel in freien Locken über den Rücken herab, die weiße Spitzkrause, über welcher als einziger Schmuck, an einem Bande ein funkelndes Kreuz hing, verhüllte den Hals, in unschöner Steifheit bis zum Ohr hinaufreichend und beschränkte jede freie Bewegung des graciösen Kopfes. Das junge Mädchen trug den alten Namen derer von Nolde und war unter der Obhut der Landgräfin von Hessen=Cassel vor wenigen Tagen aus Westphalen eingetroffen. Die bereits früher beabsichtigte Reise der Landgräfin hatte sich durch den Tod eines ihrer Kinder und durch die Krankheit ihrer Verwandten, der Aebtissin von Herford, verzögert und so war es ihr nicht vergönnt gewesen, am Sterbebett des Herzogs zu erscheinen; sie sollte ihn nicht mehr unter den Lebenden finden, und es blieb ihr nur noch der Trost, am Sarge des geliebten Vaters ihren Schmerz auszuweinen. Das Fräulein von Nolde hatte sich diese Gelegenheit, die Heimath und ihre Angehörigen wiederzusehen, nicht entgehen lassen und begleitete mit Genehmigung ihrer Oberin die Landgräfin für unbestimmte Zeit nach Kurland. Die Abwesenheit der Ihrigen bestimmte das junge Mädchen, einstweilen ihre Verwandten auf Gramsden zu besuchen, und so harrete sie denn im Schlosse mitten unter den Kettlers, vor welchen ihr Vater sie zu hüten gesucht, auf eine Bottschaft ihrer Angehörigen oder Sendung zuverlässiger Leute, welche beauftragt wären, das Fräulein in der mit kräftigen Gutzpferden bespannten Staatscarosse heimzuführen und

wohlbehalten in die Arme der ihrer Harrenden abzuliefern. Von den vielfachen Plaudereien mit den Damen der Herzogin ermüdet, welche das junge Mädchen mit eben so viel Liebkosungen wie neugierigen Fragen überhäuft hatten, flüchtete sie sich zu dem grünumlaubten Springbrunnen, dessen leises Rauschen sie bald in liebliche Träumereien wiegte; hier fand sie die Prinzessin Sophie Charlotte, welche, ebenfalls eines ruhigen Augenblicks bedürftig, einen stillen Winkel aufsuchte, um den ermatteten Geist zwangslos ausruhen zu lassen, auf den schonungslos die liebenswürdigsten, wohlgesetzten, aber stets stereotypen Gesellschaftsphrasen eingestürmt waren.

Die sympathische Erscheinung der jungen Kolbe hatte der Prinzessin ein besonderes Interesse eingeflößt; leise zog Charlotte das junge Mädchen an ihrer Seite nieder und hielt sie, indem sie eine ihrer Hände in die ihrigen schloß, mit einem bittenden Blick zurück, als sich die Jungfrau erhob, um bescheiden vor der Prinzessin stehen zu bleiben.

„Bleibt, Fräulein,“ flüsterte Charlotte, „und laßt uns, je nachdem es uns genügt, schweigsam sein oder plaudern; hier herrscht Freiheit der Gefinnungen und zwangloser Austausch unserer Gedanken! Laßt uns Freundschaft schließen und vertraut mir Euren Kummer, den Ihr, erstickt, im Herzen traget und der oft trübe Wolken auf Eure lichte Stirn heraufbeschwört — nicht will ich mich in Euer Vertrauen drängen; allein mich dünkt, einem Antlitz, wie dem Euren stände das Lächeln gut, und die schelmischen Grübchen in den Wangen kämen zur Geltung, wenn das Heimweh nicht zu sehr den Frohsinn verdrängen wollte! Habe ich Recht, Kind?“ und die Prinzessin hob das gesenkte Köpfchen des jungen Mädchens zu sich empor, das sie jetzt mit erschrockenen Augen anstarrte.

„Mein Gott, wer verrieth Euch dies?“ flüsterte die Kleine und die dunklen Augen füllten sich mit Thränen; „habe ich doch Niemandem meine Gedanken und Wünsche anvertraut! — Und ist es nicht Pflicht, den Willen seiner Eltern zu erfüllen?“

„Freilich, wenn es der Wille der Eltern heißt, dann —“ Charlotte versank für längere Zeit in ein tiefes Sinnen. — „Es

müssen hier sehr weise Absichten zu Grunde liegen, die Euch und mir unbekannt sind; denn Eure Jugend, — die Entfernung ist so groß — und ich ermesse vollkommen den Trennungsschmerz, wenn man für lange, lange Zeit den geliebten Vater entbehren muß!“ Die Prinzessin zerdrückte eine Thräne im Auge, dann neigte sie sich über das junge Mädchen, das auf einem niedrigen Tabouret zu ihren Füßen saß und hauchte einen Kuß auf ihre Stirn.

„Doch erzählt mir von meiner theuren Pathin, der Aebtissin zu Herford,“ fuhr sie dann hastig fort, als bemühe sie sich, die trüben Gedanken zu verschuchen.

„Seit sie so leidend ist, hütet sie das Bett, und wir stehen unter der Aufsicht der Priorin, welche weniger milde und liebevoll mit den Böglingen umgeht, als es unsere theure Aebtissin gethan.“

„Ist denn die Priorin nicht eine der frömmsten unter den Frauen der fürstlichen Stiftung, und irre ich mich nicht, so hörte ich, daß sie mancherlei Werke der christlichen Barmherzigkeit übe?“ fragte Sophie Charlotte.

„Sie ist fromm, doch streng in der Ordnung, in der Pflicht und duldet es nicht, daß irgend eine Clausel der klösterlichen Vorschrift verleßt werde; sogar die Schwestern, welche leidend sind, dürfen keines der öffentlichen Gebete vermeiden, welche fünfmal täglich abgehalten werden, und nur den von schwerer Krankheit Heimgesuchten ist das Recht verliehen, hievon eine Ausnahme zu machen,“ entgegnete das Fräulein mit schwermüthigem Lächeln.

„Mein armes Kind!“ liebteste sie die Prinzessin; „und betest Du nicht gern?“

„Doch wohl,“ lächelte die Jungfrau, „am liebsten aber, wenn ich allein bin! Es zieht mir wie Andacht durch die Seele bei der Quelle im Walde, wo sich die alten Ulmen wie ein grüner Dom über meinem Haupte wölben und es stille ist und der ganze Wald mit mir seine Andacht hält. Am liebsten bete ich, wenn ich von unserer Burg ins Thal herniederschau, wenn die Nebel wie stille Geister über dem See schweben, wenn hinter dem dunklen Wald die Sonne wie ein leuchtender Feuerball hervortritt und die Lerche

leichtbeschwingt in die Lüfte emporsteigt, um ihr Danklied zu jubeliren; wenn der neue Frühlingstag uns seine neuen Wunder enthüllt und tausend Knospen sich über Nacht geheimnißvoll erschlossen haben.

Die Prinzessin schaute sie sinnend an.

„Jetzt begreife ich, daß Eure Umgebung wenig zur Glückseligkeit beitragen mag; Du bist wie ein gaukelnder Schmetterling, dem der Schmelz von den Flügeln genommen wird, wenn man ihn der Freiheit beraubt. — Dir gebührt Licht und Sonnenschein und das trauliche „Du,“ womit ich Dich anrede. Sei mir nicht böse, daß ich den Egoismus besitze, zu wünschen, Du hättest mich ein wenig lieb! — und wenn ich einst nach Ableben meiner Pathe ihr Amt zu verwalten eile und ich über jene Schwelle trete, wo alle eitlen Wünsche ein Ende haben und mein Dasein hinfort nur meinen Zöglingen und den Schwestern des Stifts geweiht sein soll, dann wäre es mir wie ein lieblicher Gruß aus der Heimath, wenn Du, mein Elfschen, unter ihnen ständest, um die Freundin zu bewillkommen!“

Das junge Mädchen war von ihrem Sessel herabgeglitten, ein glückliches Lächeln verklärte die feinen Züge, und gerührt drückte sie Charlottens Hände an ihre Brust.

„O, wie verdiene ich dieses Glück, meine theure Prinzessin?“ flüsterte sie, „ich will die Stunde segnen, wo es mir vergönnt sein wird, Euch wiederzusehen — nicht an der Schwelle des Klosters — nein — Ihr seid so schön, so ganz geschaffen, Glück und Segen zu spenden denen, die Euch verehren, die mit Euch und um Eurerwillen die Welt lieben müssen.“

• „Kleine Schwärmerin!“ entgegnete die Prinzessin; „in Deinen Jahren sieht man die Welt in rosigem Licht; ihre Schatten aber verdüstern das Gemüth, je tiefer die Sonne unseres Lebens sinkt, denn was uns blendet, war unsere Phantasie, und unsere Jugendträume belächeln wir im Alter.“ — Doch komm, Kind! Ich wünsche nicht, daß mein Glaube an Deinem Geiste haften möge; mich zieht Dein reiner, frommer Kindersinn zu Dir hinüber, in Deinen Augen

schau' ich meine eigene Jugend — es möge Gott die Deine gnädig schützen!"

Die Prinzessin erhob sich und zog das junge Mädchen in eine Fensternische; ihre edle Gestalt überragte bedeutend die des Fräuleins von Kolbe. Charlotte trug noch das weiße Trauergewand aus mattem Seidenstoff von einfachem Schnitt, auf der Brust von einer Perlenagraffe zusammengehalten, dessen weicher Faltenwurf ihre plastischen Formen vortheilhaft hervorhob. Ihr reiches, braunes Haar lag in leichtem Geflecht diademartig über der gedankenvollen Stirn und fiel dann lose in anmuthigem Lockengekräusel auf den stolzen Nacken hinab. Sophie Charlotte erinnerte an die edlen Frauen des römischen Zeitalters; denn hier war angeborene Hoheit mit weiblicher Milde und edlem Stolz gepaart; das etwas starke Oval des noch jugendlichen Antlitzes störte nicht die Harmonie der regelmäßigen Züge; die leichtgeschwungenen Lippen und das kräftig geformte Kinn deuteten auf unwandelbare Willenskraft und innere Festigkeit. In den ernstfreundlichen Augen ruhte jener Magnetismus, dessen Kraft bestickend und vertrauenerweckend zugleich wirkt, unter dessen Bann sich Diejenigen wohl fühlen, welche nie Gelegenheit hatten, die Bornesblitze dieser dunklen Augen leuchten zu sehen. Jetzt, wie sie den Arm um die zarte Gestalt des jungen Mädchens schlang, gleich sie dem vom Himmel gesandten Schutzgeist, dessen Mission es ist, die Wege und Stege der schuldlosen Jugend zu schirmen und zu schützen.

Die Gemächer der Herzogin befanden sich in dem Theil des Schlosses, dessen Fenster nach der Flußseite hinausgingen; hier schaute man weit über den Strom fort, über Wiesen und Felder bis zum dunklen Saum des Waldes, welcher den Horizont halbkreisförmig begrenzte. Der Fluß schimmerte, von den Freudenfeuern erleuchtet, die an seinen Ufern brannten, wie flüssiges Gold, und auf ihm wiegte sich eine Anzahl großer und kleiner Böte, die, mit eingerefften Segeln, mit Laubgewinden umwunden und mit flatternden Fähnchen und Kränzen geschmückt, schwimmenden Blumenkörben glichen. Rein Laut, kein profanes Lärmen der Bootsmannschaft störte

die Stille; denn sämmtliche Arbeiter befanden sich seit Beginn des Tages in vollkommener Freiheit und genossen mit dem andern Volke in vollem Maße die Freude des Schauens und später die Vergünstigung einer seltenen Bewirthung durch die Gunst ihres Landesherrn.

Die beiden Frauen empfanden schweigsam diese wohlthuernde Ruhe und gaben sich ungestört ihren Betrachtungen hin.

Hinter dem dunklen Waldbesäum lugte der Mond hervor und umsäumte die Spitzen der Tannen und Fichten mit magischem Licht. Die Straße, welche nach Livland führte, schlängelte sich wie ein gezacktes Band durch die weite Ebene und verlor sich endlich hinter einer formlosen Baumgruppe. Auf diesem schmalen Wege bewegte sich eine Reihe kleiner Wägelchen, von müden Gäulen gezogen; das melancholische Läuten der Glöckchen, das Knallen der Peitsche, unterbrochen von dem ungeduldigen „Hü“ und „Hö“ des eben so müden Führers — trug der Wind deutlich über den Fluß.

Die alten Ahornbäume am Schloßportal nickten schlaftrunken wie schlummernde Riesen hinüber und herüber und die lichtscheue Fledermaus verließ ihren Schlupfwinkel und störte mit plumpem Flügelschlag die Schwalbe, welche zwischen den Ornamenten des Schloßthurms Wohnung gemacht, in ihren Sermernachtsträumen.

Schon stiegen dünne Nebel wie weiße flatternde Schleier aus den Wassern empor, gemischt mit den Düften der Wiesenblumen und des Schilfgrases, das sich geheimnißvoll wispernd vor der Wasserrose neigte, die, ihr Blumenantlitz von ihm abwendend, mit den Mondesstrahlen liebäugelte und nicht sah, wie ein grauer Nachtfalter, in ihrem Anschauen verloren, in den Fluthen den Tod fand.

Vom Schloßthurme schlug es Mitternacht; die Freudenfeuer begannen zu erlöschen, im Osten glänzte bereits ein lichter Streif und verkündete den jungen Morgen.

„Alle die großartigen Wunder der Natur eines fremden Länderstrichs wiegen die einfache Schönheit unseres Gottesländchens nicht auf!“ flüsterte das Fräulein von Nolde; „selbst wenn ich in Westphalen vom Söller der stolzesten Burg schaute und vor meinen staunenden Blicken sich die grotesken Herrlichkeiten einer andern

Gegend enthüllten, versank ich wohl in ein andächtiges, ehrfurchtsvolles Schauen, aber das süße Gefühl einer unaussprechlichen Sicherheit, wie es das Kind empfindet, wenn es die Arme der Mutter umschließen — dieses Gefühl der Heimathliebe war ihm nicht beigegeben, wie groß auch das Entzücken sein mochte, das sich in der Bewunderung fremder Landschaften ausprägte!“

Die Prinzessin seufzte tief auf.

„Du hast Recht, Kind! — Wie schwer hat es unser Ohm, der Herzog Wilhelm, büßen müssen; denn er entbehrte der Heimath, die ihm über Alles theuer war und sühte in jahrelanger Einsamkeit — hingegeben der Reue und Buße — die unbedachte That!“

Das junge Mädchen richtete sich hoch auf.

„Mein Gott! und welcher Schuld war er sich bewußt?“

„Verzeiht Fräulein,“ sprach Charlotte mit veränderter Stimme, während ihre Augen starr auf das junge Mädchen gerichtet waren, — „dies ist eine längst verklungene Sage — Ihr wußtet nicht darum — ich hatte vergessen, daß dergleichen Geschichten für junge Gemüther wenig heilsam sind, und Eure Eltern thaten wohl, ihr Kind davor zu bewahren. — Gesegnet seien sie dafür!“

Erstaunt und halb bestürzt blickte die Jungfrau in das bleiche Antlitz der Prinzessin, die jetzt wieder vollkommen ruhig und schweigsam in die Ferne schaute. Das junge Mädchen hatte nicht den Muth, dieses Schweigen zu brechen, und eine befremdende Scheu vor der hohen, ernsten Frau schien sich in ihr Herz einschleichen zu wollen — dann aber, als schämte sie sich dieser Regung, ergriff sie plötzlich die Hände der Prinzessin und zog sie leidenschaftlich an ihre Lippen.

Der düstere Ausdruck in den Augen der Dame wich, und mit leiser wehmüthiger Stimme fragte sie:

„Wirßt Du mich stets ein wenig lieb haben, auch wenn — wenn ich weniger liebenswerth erscheine als jetzt?“

„O, gewiß theure Prinzessin! — ich verehere in Euch seit ich Euch in dieser kurzen Spanne Zeit kenne die Frauenwürde, den edlen Stolz,

das tiefe Gemüth, das ich bis jetzt nur bei meiner Mutter zu verehren gewohnt war, und ich will . . . .“ das junge Mädchen stockte.

Denn klang es nicht wie ein banges Wehgeschrei zu ihnen herauf?

Rüdengebell, — dumpfes Stimmengewirr und hoch! wieder trug der Wind die Klageklänge eines jammernden, geängstigten Kindes bis an ihr Ohr.

„Mein Gott, was bedeutet dies?“ flüsterte Charlotte und neigte sich weit zum Fenster hinaus — „mich dünkt die Laute kommen aus dem Schloßhof — das Volk vergnügt sich schlecht! Es wäre Zeit zu gebieten, das Fest nehme ein Ende!“

Sie schlang ihren Arm in den des Fräuleins, beide Damen verließen rasch das Fenster und traten in den daneben grenzenden Saal. —

Hier hatten sich Damen und Cavaliere um die junge Herzogin geschaart, und die Klänge einer Laute verhallten eben in einem Schlußaccord unter den geübten Fingern eines schönen Hoffräuleins, als die Prinzessin mit ihrer jugendlichen Begleiterin auf der Schwelle des Salons erschien.

Der Herzog und seine Brüder vermehrten jetzt die Zahl der auserwählten Gäste, und während die Landgräfin von Hessen-Cassel an der Seite ihres zweiten Bruders, des Prinzen Ferdinand, in vertraulichem Gespräch auf und nieder schritt, weilte der Herzog an der Seite seiner Gemahlin, die mit nervöser Erregung, die großen braunen Augen auf ihren Gemahl geheftet, seiner lebhaften Unterhaltung lauschte. Der Herzog erhob sich rasch und schritt den eintretenden Damen entgegen.

„Madame, je suis tout à vous!“ sprach er galant und küßte die Fingerspitzen seiner Schwester, worauf er sich leicht vor dem Fräulein von Nolde verbeugte; „Wir vermiffen Euch seit geraumer Zeit, Prinzessin, und Unsere Gemahlin sehnt sich, bevor sie ihre Damen verabschiedet, Euch und dem Fräulein von Nolde eine gute Nacht zu sagen. Wir fühlen Uns wohl im Kreise holder Frauen, nachdem es Uns heute so spät vergönnt war, Unsere Gemahlin zu

sehen — mon Dieu! das Volk und Unsere getreuen Vasallen haben Uns einen heißen Tag bereitet und dort unten“ er deutete mit dem Finger nach der Richtung des Schloßhofes — „sind sie noch immer der Freude nicht müde und des Genusses nicht überdrüssig.“

„Während das Fräulein von Nolde sich in den Kreis der Damen begab, sagte die Prinzessin leise zum Herzog:

Mich dünkt, das Volk hätte für heute genug der Freude genossen, und ehe übermäßiger Trunk und tölle Lustigkeit das schöne Fest entweicht, gebietet Ihr wohl, mein fürstlicher Bruder, daß dem Treiben ein Ziel gesetzt werde; drang doch vor Kurzem wüthes, verworrenes Geschrei an unser Ohr, vermischt mit den Klagelauten eines Weibes oder Kindes. Der Wind trug zwar nur undeutlich die Töne zu uns empor; aber ich fürchte dennoch, daß der Tumult einen bösen Ausgang nehme!“

„Je me rends à vos ordres! gebietet nach Belieben, theure Schwester, und Euer Wille gelte heute als Befehl!“

Der Herzog winkte einen Page herbei.

„Junfer, Ihr habt dem Schloßvogt den Befehl zu überbringen, daß binnen einer Viertelstunde das Volk aus dem Schloßhofe heimziehe und Ruhe einkehre in den Häusern und Straßen der Stadt! Ihr aber habt Bericht zu erstatten über den Verlauf der Dinge da unten!“

Der Page eilte davon, und der Herzog wandte sich, indem er der Prinzessin den Arm bot, mit dieser der Gesellschaft zu.

Von ihren Kammerdamen umgeben, verabschiedete die Herzogin, gestützt auf den Arm des Prinzen Ferdinand, die Cavaliere und Hoffräulein, während am Ausgang des Saales einige Damen in einzelnen Gruppen noch in aller Eile über sehr harmlose Dinge angelegentlich zu plaudern schienen. Das leise Zuflüstern, begleitet von sehr verdächtigem Achselzucken, belehrte aber den stillen Beobachter, daß so mancher der vielsagenden Blicke besagter Damen, gleich einem scharf zugespizten Pfeil, hinschwirrte und sicher sein Ziel traf in dieser oder jener Person, welche als Folie der harmlosen Unterhaltung diente.

An einem Thürpfeiler lehnte der Prinz Alexander in ruhiger Haltung und überfchaute gedankenvoll die bunten Gruppen dieser anmuthigen Gesellschaft. Sein Blick blieb zuweilen an einer lebensgroßen Marmorfigur haften, welche in plastischer Schönheit und kunstreicher Vollendung die Cleopatra darstellte, die, von grünen Rankengewächsen umgeben, eine Ecke des Zimmers schmückte und, die Schlange am Busen, das weiße Antlitz schmerzerfüllt gen Himmel gewandt, lebenswahr emporfchaute. Die Laute, deren süße Töne die Gesellschaft ergötzt hatten, war jetzt verstummt und lehnte ihr zu Füßen, vergessen am Boden. Dicht vor der Statue stand das Fräulein von Nolde und schien, im Anschauen verloren, ihre Umgebung vergessen zu haben.

„Ihr schenkt diesem Bildniß viel Aufmerksamkeit, Dame,“ sprach Prinz Alexander, der sich leise dem jungen Mädchen genähert hatte; „hier bringt mit der Erkenntniß, die Schlange der schönen Sünderin unfehlbaren Tod und augenblickliche Vernichtung — traurige Resultate der betrogenen Liebe, — man sollte diese niemals so erschütternd darstellen!“

Das junge Mädchen senkte erröthend die dunklen Wimpern.

„Ich hatte nicht diese Gedanken — sprach sie — „ich bewunderte nur an diesem herrlichen Kopf eine Aehnlichkeit in den traurigen Zügen, die mich an eine lebensvolle Persönlichkeit in Westphalen erinnert. Es ist hier auch weniger der Schnitt des Gesichtes, als derselbe unabänderliche Ausdruck des Schmerzes in diesem trauernden Antlitz, der mir zuweilen bei jener Frau, wenn sie gedankenvoll dafaf und sich unbeachtet glaubte, auffiel — derselbe düstere, resignirte und stolze Zug prägt sich wie hier so auch dort im Gesichte jener Frau so auffallend aus. — Freilich ist es thöricht, diesen Vergleich hier anzustellen, und meine Phantasie mag mich getäuscht haben; denn die Dame lächelt sonst — ist anmuthig, stolz und herrschsüchtig, und wenn Ihr wollt, Prinz, von bezauberndem Wesen, wie die ägyptische Königin — trotz ihrer Jahre, denn sie gehört zu den älteren Frauen ihrer Umgebung, auf welche sie einen oft schlimmen Einfluß ausübt.“ —

„Ei Fräulein, Ihr reizt meine Neugier!“ lächelte der Prinz; „und wer ist die Dame, welche der Cleopatra so ähnlich sieht?“

„Es ist die zweite Gemahlin des Burggrafen Eberhard von Löwentruk und es ist sehr thöricht von mir, daß ich Euch meine Gedanken über jene Frau enthülle!“ entgegnete schüchtern die Jungfrau.

„Meine Ritterehre wird dies liebliche Geheimniß streng zu hüten wissen, Fräulein!“ lächelte der Prinz; „doch ist mir das Geschick des abenteuerlich gesinnten Freiherrn von Löwentruk nicht unbekannt, und seine Gemahlin mag nicht ohne Grund bisweilen traurige Betrachtungen über das Glück ihrer Ehe anstellen. Es giebt Heldenthaten, die nichts Ritterliches an sich haben, und in dergleichen Dingen hat sich der ehemalige Furländer, jetzt Westphale Löwentruk, in seinem Geburtsort wenig Ruhm erworben.“

„Verzeiht mir, Prinz,“ entgegnete das Fräulein und ihr Blick flammte auf — „das wohlwollende Antlitz des Freundes meines Vaters prägt genau die rechtschaffene Gesinnung des Mannes aus, von dem Ihr so ungünstig denkt! Es giebt Augenblicke, wo ich in der Nähe des Ritters von Löwentruk die Entfernung von den Meinigen weniger schmerzlich empfinde, wenn ich seinen lebendigen Schilderungen aus der Heimath, in welchen sich seine unwandelbare Liebe zu derselben wiederpiegelt, mit tiefer Rührung lausche. — Mein Herz sagt mir dann, daß dieser Mann wohl unbedacht zu handeln vermochte, aber nie einer niedrigen Gesinnung fähig war!“

Der Prinz blickte erstaunt in das jugendliche Antlitz des schönen Kindes, das mit kluger Beredtsamkeit für einen Mann in die Schranken trat, der in seiner Heimath in bösem Leumund stand, und dessen Andenken nur von seinen Jugendfreunden in Ehren gehalten wurde.

„Wer so glücklich ist, Euch, edle Dame, zur Fürsprecherin zu haben, mag selbst ein arger Sünder sein, und ihm sei vergeben! Verzeiht, Fräulein, daß ich mit den Andern, bei welchen unser Ritter arg verläumdete sein mochte — daß ich mit diesen zugleich an dessen besseren Eigenschaften zweifelte! Ihr seht, auch ich bin ein

armer Sünder und bekenne reumüthig mein Verbrechen zu Euren Füßen, holde Madonna!"

"Ihr spottet meiner!" rief die Kleine und ihre Augen füllten sich mit Thränen, die sie, abgewandt von ihm, zu verbergen suchte.

Der Prinz ergriff eine ihrer Hände und führte sie an seine Lippen.

"Schaut mich an, Fräulein, und Ihr werdet sehen, daß in diesem Augenblick mir Nichts so fern liegt als der Spott!" sprach er mit weicher Stimme; „nun aber sagt mir, ob es uns bald vergönnt sein wird, Euch wiederzusehn; mich dünkt, unsere Heimath habe das Recht, die Blume, welche ihrem Boden entsprossen, unter ihrem Himmel ganz emporblühen zu sehen!"

"Meine Angehörigen haben über meinen ferneren Aufenthalt in Westphalen zu bestimmen; ich vermag darüber nicht zu entscheiden!" flüsterte sie.

"So lebt wohl, und Ihr gestattet mir gewiß, wenn mein Weg mich einst nach Westphalen führen sollte, Euch und dem Burggrafen Löwentruk, von dem ich jetzt besser denke, einen Gruß aus der Heimath zu überbringen?"

Das junge Mädchen hatte eine Antwort auf den Lippen, aber ein Blick auf ihre Umgebung belehrt sie, daß ihre Unterredung mit dem Prinzen die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf sich zu ziehen begann. Die Pfeile aus den Augen der in harmloser Unterhaltung dastehenden Frauen schwirrten in beträchtlicher Anzahl hinüber und herüber — der Handkuß des Prinzen hatte veranlaßt, daß sie schärfer zugespitzt, fast lebensgefährlich, wurden —; in diesem kritischsten aller Momente trat eiligen Schritts Puttkammer auf das Fräulein zu und der Prinz verbeugte sich und verließ, ohne eine Antwort erhalten zu haben, eiligen Schritts den Salon.

"Dame," sprach der Kanzler, indem er ein zusammengefaltetes Papier aus der Brusttasche seines Jabots zog, „hier dieses Sendschreiben soll ich Euch eiligst zustellen — Ihr habt Euch Eurem Vetter Levin Nolde aus Gramsden anzuvertrauen, der in Gesellschaft Eurer Amme in einem verschlossenen Wagen unten am Schloßportale

Eurer harrt, um Euch ohne Verzug Eurem Vater, welcher vor zwei Tagen heimgekehrt ist, zu übergeben. Ihr habt Eile; — lebt wohl, bringt meinem Freunde Eberhard von mir Grüße nach Westphalen, er wird bald mehr von mir hören!“

Buttkammer drückte die Hand des Fräuleins und wollte sich entfernen, als der Herzog auf ihn zukam. —

„Avec permission, monsieur!“ sprach er und legte lächelnd seinen Arm in den des Kanzlers; „Wir gedenken morgen in Unsern Gemächern ein Schachspiel zu veranstalten, wo Wir diejenigen Cavaliere des Hofes dazu entbieten, welche die größte Routine in diesem Spiel beweisen. — Ihr, Herr Kanzler, werdet Uns erfreuen, wenn Ihr nicht ermangeln wollt, Unser Partner zu sein. — Es ist Uns leid um den brandenburgischen Leibarzt, der Seinesgleichen im besagten Spiel suchte und den Wir sehr bei dieser Belustigung vermissen! — Beim Souper indeß berathschlagen wir die nächste Falkenjagd, die wir im Oberlaude zu halten gedenken, und erwägen genau, wohin das neue Opernhaus für die französische Truppe zu bauen sei!“ —

Buttkammer verbeugte sich.

„Gestatten, Ew. Liebden, daß bei sothaner Berathung der noch anwesende Landtagsdeputirte den Antrag wegen Erbauung des Gymnasii erneuern darf und wir im Beisein Ew. Liebden mit den Oberräthen diesen so wichtigen Punkt genau beleuchten dürfen!“ sagte der Kanzler.

„Excusez, mon cher!“ rief der Herzog mit leichtgerunzelten Brauen; „hierüber ein ander Mal! — Wir gedenken erst Unsere Einkünfte zu sondern — die Landmannschaft hat Unser herzogliches Wort und wird sich in Geduld zu fassen wissen; indeß — nous verrons, — nous verrons!“

Der Herzog ließ den Arm des Kanzlers fahren und wandte sich dem Eingang zu, wo eben der Page erschien, welcher über den Verlauf des Festessens im Schloßhose berichten sollte.

„Es ist sonst nichts Erhebliches passirt, Ew. Durchlaucht,“ meldete der schlanke Junker, „als daß die Leute ein Judenmädchen, welches

sich aus Neugier in den Schloßhof gestohlen, etwas unsanit hinauswiesen, wobei ihnen unsere Doggen behülflich waren; daß dies ohne Betergeschrei des Judenkindeß nicht abging, daran ist weniger das Volk schuld. — Indessen hat der Schloßvogt nicht verabsäumt, die Befehle Ew. Durchlaucht zu vollziehen. — Alles zieht ruhig hinaus und in den Häusern wie auf den Straßen tritt vollkommene Stille ein!“ —

Der Page verbeugte sich und ging.

Die Prinzessin Charlotte, welche sich von der Herzogin verabschiedet hatte, ging noch eiligen Schritts durch die Gemächer, um das Fräulein von Molde zu suchen, das sie, nachdem fast alle Damen die Gemächer verlassen, nicht unter ihnen bemerkt hatte.

„C'est horrible!“ rief der Herzog erregt und trat auf seine Schwester zu.

„Der Tumult im Schloßhof rührt von einem Judenmädchen her, das sich in frecher Neugier unter die Leute mischte! — Diese Nation wird uns nachgerade unerträglich, sie nimmt zu sehr überhand in Kurland und bleibt nicht in dem ihr angewiesenen Winkel der Stadt; — dieses Volk mischt sich unter die Bauerleute und verführt die Undeutschen zum Schachern! Es übersteigt schon längst die erlaubte Zahl, welcher Unser Vater in seiner Milde gestattet, in der Stadt Aufenthalt zu nehmen — parbleu! dies gedenken wir zu ändern! — Wir werden ihnen die Steuer auflegen, welche der Herzog Jacob verabsäumt hat zu bestimmen. — Wir werden die ausweisen, welche von Schacher und Betrug leben, Unsern Einwohnern den Platz beeinträchtigen und ihnen das Brod schmälern, ohne ein ehrbares Handwerk zu treiben, als das eines listigen, unehrlichen Erwerbes auf Schleichwegen!“ —

Charlotte legte leicht ihre feinen Finger auf den Arm ihres Bruders:

„Ich dünke, Ew. Liebden hätten die Milde und den Gerechtigkeitsinn unseres theuren Vaters geerbt,“ lächelte sie schwermüthig, „und Ihr wäret somit gütig auch gegen die geringsten Curer Unterthanen. — Das Judenvolk ist allerdings in beträchtlicher Anzahl

herangewachsen; doch erträgt es alle Mühsale des Lebens mit bewunderungswürdiger Ausdauer, mit stoischem Gleichmuth. Die Sorge um seine Existenz ist bei ihm fast weniger groß, als die Furcht seines Glaubens wegen angetastet zu werden; dieses geknechtete Volk lebt ein trauriges Dasein, der bittersten Entbehrung und der tiefsten Demüthigung preisgegeben; der fanatische Haß der christlichen Bevölkerung zwingt es, sich zu wappnen mit List, um die Gewalt abzuwenden, welche oft sein Gut und Leben bedroht. Mich dauert dieser unglückliche Stamm Israel, dessen Loos es ist, der Willkür der Mächtigen preisgegeben zu sein!“ —

Charlotte schwieg erschrocken; denn ein kalter, finsterner Blick ihres Bruders erinnerte sie daran, daß er ihre Ansicht nicht theile.

Dem Herzog war heute zweimal widersprochen worden; Puttkammer hatte es gewagt, ihn an sein Versprechen zu erinnern und nun mischte sich gar eine Frau in seine Anordnungen, die, wenn sie auch seine Lieblingschwester war, doch eine zu große Kühnheit beging, da Einwendungen zu machen, wo der Herzog absolut zu handeln gedachte. Dies hatte ihr seinen Unwillen zugezogen, während Schweigen hier bessere Früchte getragen hätte.

Der Herzog verbeugte sich kühl.

„Bonne nuit, ma soeur! chacun à son goût!“ Er grüßte mit der Hand und entfernte sich hastigen Schritts.

Noch ein Mal durchheilte Charlotte die leeren Gemächer; bei der Fontaine saß das Fräulein von Nolde, ein erbrochenes Schreiben in der Hand, bleich und regungslos, mit verstörten Blicken, da. Beim Anblick der Prinzessin ballte sie das Papier zusammen und erhob sich mühsam von ihrem Sessel.

„Was ist geschehen, theures Kind?“ fragte Charlotte bestürzt.

„Nichts, o Nichts!“ stammelte das junge Mädchen; „ich muß sogleich die Reise in meines Vaters Haus antreten; die Carosse harret im Schloßthor bereits meiner, in welcher ich unverzüglich heimgeführt werden soll — mein Vater scheint erkrankt zu sein — er verlangt nach mir! — Ich bitte Euch, theure Prinzessin, mich bei der Land-

gräfin zu entschuldigen, der Herzogin zu empfehlen; denn die Zeit drängt, und ich muß fort!“

Charlotte umarmte schweigend das junge Mädchen, und beide Damen verließen eilig das Gemach in Begleitung der ihrer an der Thür harrenden Kammerfrauen.

In den eben noch so belebten Räumen herrschte nun die tiefste Ruhe; nur die kleine Fontaine plätscherte noch unaufhörlich fort und schwagte mit dem ersten Sonnenstrahl, der sich in ihren Fluthen wiederzuspiegeln begann. Oben im goldenen Ring wiegte sich, der Bekereien satt und des Schwagens müde, den plaudersüchtigen Schnabel unter dem weichen Gefieder sicher geborgen, der Herzogin bunter Lieblingsvogel. Die Blumen dufteten stärker und neigten ihre Kelche wie tröstend um das bleiche Haupt der schönen Cleopatra und durch das offene Fenster fuhr ein frischer Windhauch und strich leise über die Saiten der Laute, als wollte er ihr längst vergessene Melodien entlocken. Draußen schwirrten die Schwalben unruhig hin und her und wunderten sich über die zornigen Augen, welche zwischen den Fensterjalousien des großen Staatswagens, der unten vor dem Schloßportal stand, emporstauten und die Fenster des Schlosses zu bewahren schienen. Vorn auf dem hohen Sitz der großen mit schwankenden Federbüschen geschmückten Carosse, auf dessen Thür das Wappen derer von Kolde glänzte, saß der bärtige Wagenlenker, die Peitsche im Arm, den Kopf auf die Brust gesenkt, und holte den versäumten Nachtschlaf, so gut es sich eben thun ließ, nach Kräften ein. Die Kasse stampften ungeduldig den Sand; denn schon verkündete der Wächter mit lautem Hornruf die zweite Morgenstunde vom Thurm herab, — als sich geräuschvoll die Thür im linken Flügel öffnete und eine verschleierte Frauengestalt, begleitet von zwei Cavalieren, die Stufen hinabeilte; der Wagenschlag öffnete sich, und die Dame schlüpfte hinein.

Einer der Cavaliere schwang sich auf den äußeren Sitz des Wagen an die Seite des bärtigen Mannes empor, zwei Lakaien sprangen hinten auf — ein kräftiger Peitschenschlag, und donnernd rollte der Wagen über die Zugbrücke des herzoglichen Schlosses.

Oben im weitgeöffneten Fenster neigten sich zwei Frauengestalten hinaus und vergaßen mit den Tüchern den Abschiedsgruß zu winken; denn kein freundlicher Blick ward ihnen aus dem Wagen empor-  
gesendet, dessen eng zusammengerasselte Jalousien das Innere desselben verhüllten. Betroffen schauten die beiden Damen dem davon-  
eilenden Wagen nach; dann wandten sie sich schweigend, und die Fensterflügel schlossen sich hinter ihnen.

Unten am Ufer dicht bei der Brücke saß auf einen Stein eine zusammengekauerte seltsame Gestalt mit verworrenem Barte und zer-  
rissenem Gewand; ihr zu Füßen, im Graße gebettet, lag lang aus-  
gestreckt mit todtenblassem Antlitz ein zweites Wesen, dessen dunkles  
verwildertes Haar in langen Strähnen die eine Hälfte des Gesichts  
verdeckte. Das dürrtige Gewand vermochte nicht die nackten Füße  
und die entsetzliche Magerkeit des, wie es schien, leblosen Körpers  
zu verhüllen; ein blutbeflecktes Tuch lag im Graße zu Häupten des  
verunglückten Mädchens, das seiner verkümmerten Gestalt nach noch  
dem Kindesalter anzugehören schien. Einige Schritte von dieser  
Gruppe entfernt stand Inco, der Zigeunerknabe, regungslos, von  
einem Weidenbusch halb verdeckt und schaute unverwandt auf den  
Mann, der, das Haupt in beide Hände gestützt, leise ächzend dasaß.

Da rollte der Wagen über die Brücke; für einen Moment  
theilten sich die Vorhänge an einem der Fenster und ein liebliches,  
blasses Mädchenantlitz schaute nach den Fenstern des Schlosses zurück;  
dann fiel der kleine rothe Vorhang, die Pferde zogen an, und fort  
ging es, dem Walde zu, daß Riez und Funken stoben.

„Bei Gott!“ flüsterte Inco, der, so weit seine Blicke reichten,  
dem davoneilenden Wagen nachschaute; „die Kinder der Vornehmen  
sind doch seltsam schön! — Ich wollt', ich säße oben an Stelle des  
schlanken Junkers neben dem härtigen Sakaien und führe mit dem  
schönen Fräulein in die weite Welt hinaus!“

Der Wagen verschwand jetzt in Waldesdunkel, und Inco starrte  
eine Weile, wie in Träumen versunken vor sich hin. Da klang die  
Stimme des Juden zu ihm herüber, der vom Stein herabgeglitten, vor  
dem todwunden Mädchen kniete.

„Bist Du nicht gestorben, Judith, meine Taube?“ sprach der Mann und bemühte sich, das Mädchen aufzurichten, daß mit starren fremden Blicken um sich schaute; — „gelobt sei der Gott unserer Väter! — Sie haben Dir nicht können nehmen Dein Leben, und Du wirst kehren heim unter das Dach Deines Vaters, der Dich tragen wird und behüten vor allerlei Schande und Spott und vor allen Schäden des Leibes! — Warum bist Du gekommen unter die Goyims, Judith, mein Lamm, warum hast Du verlassen Deines Vaters Haus und hast betreten die Schwelle der Gottlosen?“

So klagte der Jude und bemühte sich, sein Kind auf den Arm zu nehmen — aber es glitt wieder kraftlos nieder auf den Boden; die Arme des Alten zitterten, und die Last ward ihm zu schwer.

— „Ich habe Dir gesagt, Jude, daß ich Dir helfen will Dein Kind heimführen,“ sprach Inco und trat rasch aus seinem Versteck hervor — seine Augen leuchteten, und er streckte seine Hände dem Alten entgegen.

„Hebe Dich weg, Verfluchter!“ schrie der Jude und richtete sich hoch auf; „Du bist gewesen unter den Häschern, welche Israel zu verderben suchen, Du hast gehezt die Bluthunde auf das Opferlamm — eher soll verdorren meine Hand und erlahmen mein Fuß, ehe Du legst Deine verruchte Hand an die Tochter Samuel Baruch’s!“

Bestürzt trat der Knabe zurück; seine dunklen Augen senkten sich zu Boden, eine leichte Blässe flog über sein braunes Gesicht, und die rothen Lippen preßten sich heftig auf einander — aber er blieb wie gebannt auf dem Platze stehn und sah, wie der Jude das Mädchen vom Boden emporzerzte, ihr etwas hastig ins Ohr flüsterte, worauf jene sich mit dem Aufwand ihrer letzten Kraft aufraffte, sich auf den Alten stützte und Beide schwankenden Schritts den Weg nach der Stadt einschlugen.

Eine Weile stand der Knabe und schaute ihnen nach; dann ging auch er denselben Weg und folgte genau der Spur des Juden und seines Kindes.

Um dieselbe Zeit, als die Herzogin ihre Damen um sich versammelt und oben die eben erzählten Scenen stattfanden, vergnügte sich das Volk unten im Schloßhof. (Der geneigte Leser folge uns dahin, da wir der Verständigung wegen etwas zurückgreifen müssen.)

Inco fand, nachdem er sein erbeutetes Geld freudig überzählt und die Pforte hinter ihm zugefallen war, im Schloßhofe eine Reihe weißgedeckter Tische, auf welchem blanke Zinnteller und hohe Steinkrüge in großer Anzahl paradirten. Immer neue Schaaren strömten hinzu, und bald saß ein Jeder vor einer vollen Schüssel, und die mit weißen Schürzen angethanen Küchenjungen und Kellermeister hatten alle Hände voll zu thun, um den wackern Appetit und den gewaltigen Durst der fremden und einheimischen Gäste zu stillen. Große Schüsseln dampfenden Fleisches, ganze Eberköpfe und gesottene Lämmer verschwanden in den weiten Magen der Stallbedienten und ungeheure Ströme Bier und Meth schwammen dem fetten Bissen nach und beförderten die Verdauung der schwerwiegenden Klöße und Speckschnitte, welche als willkommenes Dessert das Festessen vervollständigten.

In einer Ecke des Hofes, am Ausgang der Küche gab es eine Tafel für die besoldeten Forstleute und Buschwächter, welche hier, ihrer Stellung bewußt, die Exclusiven bildeten; zu ihnen gesellten sich die Frauen nebst Kindern, deren Väter, Brüder und Männer die ein Anrecht auf einen Platz bei dieser Tafel besaßen, und diejenigen Lakaien und Leibkutschler, welche ein Stückchen Nimbus von der Bornehmheit ihrer Herrschaften durch die betreffenden Livréen und Wappennützen zu tragen vermeinten.

Pechflammen und Windlichter erhellten zur Genüge den weiten Raum und beleuchteten auch die sonst dunkle Küchentreppe, auf deren untersten Stufen Conrad, der Leiersmann, saß, die Drehorgel zur Seite, und mit großem Behagen Speise und Trank genoß, im Bewußtsein, daß er als Spielmann zur geeigneten Zeit seinen Platz würdig auszufüllen im Stande sei, wenn die lustigen Töne seiner Orgel die Tanzenden beseelte und ihre Mildthätigkeit steigerte, wo-

durch so manche Kupfermünze mehr in seinen schmalen Beutel fiel, ohne daß er darum zu bitten nöthig hatte.

Unter den saubergekleideten Buschwächtern saß auch der Strauja-Peter, der ungeachtet der Sommerzeit seinen kurzen Schafspelz nicht ablegte, einmal, weil die Wärme seiner Ansicht nach eben so wenig wie die Kälte durchdrang und weil der reine Hemdentragen ihm ein festliches Aussehen verlieh — so saß er denn, das sonst so wirre Haar stark geölt und mühsam glatt gestriegelt, die unerläßliche Fellmütze unterm Ellenbogen sicher geborgen, neben seiner Gehälfte vor der vollen Schüssel. Seine Gattin präsentirte in ihrer Wohlbeleibtheit mit dem glänzenden Gesicht, das von einem bunten Kopftuch eingerahmt war, das Bild der vollendeten Gesundheit und bestätigte dies auch hinlänglich durch einen anständigen Eifer in der Vertilgung der besten Bissen. Eins ihrer Kinder, das auf ihren Knien saß und mit nichts weniger als festlicher Kleidung angethan war, sondern des Sommers wegen nur ein Gewand besaß und somit einen auffallenden Contrast zu seinem Vater bildete, konnte auch seiner andern Eigenschaften wegen nicht mit andern Kindern verwechselt werden; sondern kennzeichnete sich auf den ersten Blick als den würdigen Sohn seines langmüthigen Vaters, welcher bemüht war, die besten Stücke für den beehrlichen Kleinen auszuwählen; da es außerdem noch zwei andere Sprößlinge gab, welche an der Seite der Mutter Platz gefunden.

Am andern Ende des Tisches saß die junge Frau mit ihrem Knaben, deren Mann als Ausländer das Vorrecht genoß, Bedienter beim herzoglichen Falconier zu sein; neben diesen hatte sich der weißlockige Alte placirt, der seines Zeichens ein entlassener Weber aus der Fabrik des Herzogs Jacob war und jetzt mit dankbarem Herzen die Gelegenheit benutzte, um sich — wie er sagte — einen guten Tag machen zu können.

Inco wählte sich keinen bestimmten Platz, weil ihm ein ruhiges Verhalten unbequem sein mochte und weil er sich wohl sagen mußte, daß sein ganzer Habitus eine derartige Vergünstigung unmöglich mache — zumal seine Stellung zu seinem einstweiligen Brodherrn,

dem Hundewärter, keine andere Livrée zuließ, als eben die, welche den verwaisten und herrenlosen Knaben kennzeichnete. Er setzte sich daher zu den beiden Doggen, welche die Thürschwelle der Küche behüteten, und da diese in ihm einen alten Bekannten witterten, so ließen sie sich seine Liebkosungen gefallen, und er theilte mit ihnen die Mahlzeit, welche der Küchenmeister in einer Anwandlung von Großmuth dem Knaben gereicht hatte.

Mit dem reichlichen Genuß der Getränke steigerte sich auch die fröhliche Stimmung der Anwesenden. . . Es erklang bald hier bald dort der Refrain eines lettischen Liedes, unterbrochen von dem lauten Jauchzen und Gelächter Derjenigen, welche dem kurischen Improvisator unverhohlen ihren Beifall spendeten.

Dann hörte man wohl auch Lieder in fremdem Jargon, und die dazu gehörigen Gesten des lustigen Sängers verdolmetschten zur Genüge den flotten Inhalt des Liedes. Die Lustigkeit der Gesellschaft brach inzwischen immer in ein donnerndes Lebehoch aus, das man dem jungen Landesvater brachte, der seinem Volke so mannigfache Freuden vergönnte.

Inmitten des Hofes gruppirten sich Thürsteher und Hellebardiere um ein volles Faß, und bald rollten die Würfel beim überschäumenden Becher, und die Flamme der Pechfackeln und Windlichter beleuchtete so manches Gesicht, dessen Züge von Trunksucht entstellt und von Habsucht verzerrt waren. Hier erklang kein Lied, nur abgebrochene Laute der Ueberraschung, vermischt mit den leisen Berwünschungen, die sich über die bleichen Lippen der in Verlust stehenden Spieler stahlen, unterbrachen den Klang der klappernden Würfel; hier hatte die Sünde ihren Sitz aufgeschlagen: unedle Leidenschaften verdrängten jedes bessere Gefühl, Betrug und Hinterlist lauerten im Hinterhalt; die Freude verhüllte ihr Antlitz und verließ erröthend diese entweihete Stätte, wo nur ihr Panier wehen sollte.

Am Tische der Exklusiven ging indeß Alles in bester Ordnung her; die junge Bedientenfrau hielt ihr schlafendes Kind im Arm und lauschte den Erzählungen des alten Webers, der so viel Gutes vom seligen Herzog zu berichten wußte, während ihr Mann im

derben Berliner Dialect einem neben ihm sitzenden gräflichen Lakaien die Zustände unter dem großen Kurfürsten explicirte. Der Preuße galt bereits bei dem betreffenden Gast als ein Wunder hoher Bildung und reifer Einsicht; der gräfliche Diener bewies ihm seine Hochachtung dadurch, daß er dem Knaben seine blanke Mütze als Beruhigungsmittel überließ; der Kleine, welcher nun einmal nach höheren Dingen strebte, gab sich nicht eher dem Schlummer hin, als bis seine kleinen fetten Händchen das gräfliche Wappen, welches so glorreich auf der neuen Mütze des Bedienten prangte, fest umklammert hatten.

Während nun des Strauja-Peters Stimmung immer sentimentaler und mittheilsamer wurde — was stets geschah, sobald er mehr als gewöhnlich über den Durst getrunken — befand sich seine Frau im Stadium der sorglofesten Verdauung, und da sie die einzige Zuhörerin war, welcher die Gefühlsausbrüche ihres Gatten galten, so bemühte sie sich durch ein pagodenhaftees Nicken zu bestätigen, daß seine Argumente bei ihr stets Anklang fanden und ihre starren schlaftrunkenen Blicke entfernten jeden Verdacht, daß sie einer Opposition nach alter Art heute noch fähig sei.

Es sprach sich der Peter immer eifriger ins Zeug und da seine Nachbarn nicht zuhören wollten, so bewog ihn dies, seine Gedanken nachdrücklicher und deutlicher mit derben Faustschlägen auf den Tisch seiner Gattin zu expliciren. Anfangs schien es, als wolle er auf das Mitleidsgefühl der Anwesenden einwirken. . . Er beklagte den Tod seiner Eltern, — was ihm sonst nie in den Sinn kam. Er trauerte über ihr frühzeitiges Hinscheiden und bejammerte, daß er als dreißigjähriges Waisenkind in dieser schlechten Welt habe zurückbleiben müssen; er weinte bitterlich über seine Leibeigenschaft, welche ihn der Freiheit beraubte, wobei er seine Pelzmütze als Thrärentuch gebrauchte, und worauf er dann die Trauer seines Gemüths durch den reichlichen Inhalt eines neben ihm stehenden Kruges fortspülte. Endlich fühlte er sich Mannes genug, seine Pflichttreue und sonstigen Vorzüge in christlicher Demuth vor seinen Nächsten zu rühmen.

„Ja,“ schloß er seine lange Tirade, „wenn ich nicht durch Gottes Gnade ein so guter Mensch wäre — wie sollten wohl die Herrschaften sich auf meine Treue verlassen können. — Barmherziger Gott und Vater, giebt es denn nicht schlechte Menschen genug auf der Welt?“

Ein dröhnender Faustschlag bekräftigte diese Vermuthung und der Buschwächter sah sich zufrieden im Kreise um.

„Wer bringt dem Herzog die besten Hunde? Ich!... Wer hütet dem Forstmeister so gut den Wald?... Ich, der Krauja-Peter. — Ist das wahr oder nicht?“ Und er bestätigte diesmal seine Behauptung durch zwei schallende Schläge auf die eigene Brust, welche durch den Schafspelz vor jeder äußeren Einwirkung geschützt war — „Und was habe ich nicht schon Alles in diesem Leben gelitten, wie habe ich mich gequält, und dazu bin ich seit meinem dreißigsten Jahr ein armes Waisenkind!“ wehklagte er und dann trat eine lange Pause ein. Er seufzte tief auf und sah traurig auf den Boden des leeren Steinkruges. — Die Müdigkeit kämpften bereits einen harten Kampf mit seinem inneren Menschen.

„Gott helf', Brüderchen!“ sprach eine tiefe Stimme hinter ihm, und eine breite Hand legte sich plötzlich auf seine Schulter; „Du bist hier gut versorgt, während es mir wie einem kranken Hunde zu Muthе ist!“

Der Buschwächter drehte sich mühsam um und schaute in die ernstesten Augen des Hundezüchters.

„Du lieber Gott, Väterchen, was Du mich erschreckt hast! — Aber es ist gut, daß Du hergekommen bist; Du kannst es diesen dummen Schöpfern bezeugen, daß ich ein guter Kerl bin, — Sie sind hier Alle so dumm wie unsere Ochsen, die auch nur das Futter finden können!“ Peter belächelte seinen Witz und wiederholte den Schluß seiner Entgegnung mit obligaten Faustschlägen auf den Tisch.

„Höre, Gevatter, den schlagen wir zu Brei, noch ehe er einschläft!“ nahm ein baumlanger Vorreiter das Wort und stieß seinen Nebenmann in die Seite.

Ein unwilliges Murmeln lief durch die Reihen und schon erscholl es:

„Schlagt dem Prahler den Schädel ein, damit er weiß, wer hier ein Döfse ist!“

Jansche Kalning aber erhob seine Stimme:

„Na, meinetwegen, Du Entenväterchen, ich will Dir Dein eigenes Lob lassen; denn wer würde dem Hunde den Wedel heben, wenn er es selbst nicht thäte?“

Ein lautes Gelächter erscholl auf Janschens Rede, und dieser wandte sich ruhig zur Seite und ließ seine Blicke suchend durch die Reihen schweifen.

Von der entgegengesetzten Seite des Hofes erscholl der schrille Ton einer Fiedel, und der dumpfe Klang eines Tambourins; Konrad, der Weiersmann, erhob sich rasch und sah, wie die gepuzte Zigeunerbande bereits eine Ecke einnahm und wie das Volk sich neugierig um sie drängte.

„Jetzt ist es aus mit meinem Verdienst!“ sprach er traurig und ging auszufchauen, ob die Zigeuner ihren Platz behaupten würden.

Die Dirnen scharten sich bereits um Bepphy, welche heute im schönsten Schmucke einer Zigeunerfürstin alle Ehre machte, die sie denn auch zu repräsentiren gedachte, da sie wohl wußte, daß sie ihrer Wahrsagekunst wegen bereits eben so gefürchtet wie berühmt sei. Der rothe Turban schlang sich sorgfältig um die braune Stirn, unter welcher die glühenden Augen eigenthümlich leuchteten; den silbernen Ohrringen war ein glänzendes Perlenhalsband beigegeben, das sich in vielfachen Reihen um den hagern Hals schlang; blankte Ringe schmückten die dünnen Finger, und der bunte Rock, welcher dieselbe Stickei wie die ungarische Jacke trug, welche über dem weißen Hemde prangte, ließ die Magerkeit der Alten noch mehr hervortreten; ein zweiter gefalteter Rock, ähnlich dem Unterkleide, hing lose genestelt um ihre Schultern und diente als schützender Mantel bei jeglichem Wetter.

Zimmer kühner fuhr der Bogen über die Saiten; wie electrische Funken schwirrten die Töne, und der schwarze Dursche lächelte dazu,

und seine blauschwarzen Locken tanzten wie sich ringelnde Schlangen um sein Haupt und neigten sich im Tact, als grüßten sie mit den lustigen Augen des Burschen zugleich die tanzlustigen Dirnen. Das schlanke große Mädchen mit dem rothen Nieder schwang ihr Tambourin in wirbelndem Tact und wiegte sich in den Hüften wie die Haiderose im Winde.

Es lag etwas Berausches in dieser wilden Musik und selbst Konrad, der Leiersmann, schaute versöhnt drein und schob resignirt die Drehorgel in eine Ecke, um den tanzenden Paaren den Platz zu räumen; denn schon traten die Bursche mit lauten Hackenschlägen den Tact und die Wangen der Dirnen rötheten sich höher vor lauter Lust und Freude.

Ein wilder Reigen begann.

Inco hatte seinen Brodherrn kommen sehen und war erschrocken von der Treppe in einen Winkel gesprungen, den hier die Thurm-ecke und ein Mauervorsprung bildeten; jetzt überlegte er, ob er sich dem Alten zeigen sollte oder nicht. — Das Vergnügen, mit allen Reizen der Neuheit, hatte alle seine Sinne gefangen genommen; er wollte um jeden Preis diese unerlaubte Freiheit in vollen Zügen und bis zur Reige auskosten; so endete seine kurze Selbstprüfung. Er wollte den Alten schon anderen Tages durch verdoppelten Fleiß und ungewöhnliche Nachgiebigkeit zu versöhnen suchen, wenn hier alle Herrlichkeiten ein Ende genommen. Freilich, sehen durfte ihn der Hundezüchter nicht — dann gab es Aufsehn. — „Also wenn Jansche mich nicht gefunden, so geht er sicher nach Hause,“ lächelte Inco vor sich hin; „denn diese Lustigkeit vollends ist ihm ein Gräuel — richtig, er schreitet dem Ausgang zu!“

Inco fuhr erschrocken zusammen . . . die beiden Doggen waren ihm gefolgt und schlugen jetzt laut an.

Oben über ihm, einige Fuß von der Erde auf dem breiten Mauervorsprung saß aber auch ein seltsames Geschöpf mit zerissenen Kleidern, wirren Haaren und nackten Füßen und schaute zitternd mit großen erschrockenen Augen den Knaben an.

Immer lauter lärmten die Hunde und stellten sich auf die Hinterbeine, um den Gegenstand ihres Bornes besser fassen zu können.

Ein lauter Schrei des geängstigten Mädchens gellte durch den Hof und übertönte die Klänge der wilden ungarischen Tanzmelodie — die Fiedel schwieg plötzlich, und das Volk drängte sich nach dem Winkel, wo Inco rathlos dastand, ohne den wüthenden Thieren zu wehren.

„Halloh, Rex, hole dir einen Judenbraten herunter!“ schrie ein langer Küchenjunge und schleuderte den Holzlöffel, den er in der Hand hielt, nach dem Mädchen.

Sauchen und Geheul spornte die Hunde zum Sprunge an; mit einem wilden Satz hatte Rex das herabhängende Gewand der Unglücklichen erfaßt — sie stürzte mit einem herzerreißenden Geschrei herab und die Hunde auf sie. Plötzlich traf ein Faustschlag das eine der Thiere und die andere Hand des kräftigen Mannes griff in das Halsband der zweiten Dogge und schleuderte diese auf den Küchenjungen, daß Beide über den Haufen rollten und die Hunde winselnd davonschlüch.

„Bist ein braver Kerl, Bauer!“ sagte der Diener des herzoglichen Falconiers und reichte dem Alten die schäbige Mütze, welche ihm im Kampfe entfallen war; „aber das Kind da scheint todt zu sein; der Kopf und die rechte Hand sind ihm arg beschädigt!“

Dieses Alles trug sich so schnell zu, daß Inco wie betäubt regungslos auf derselben Stelle verharrte. Jansche — denn dies war Derjenige, der die Hunde vertrieben — hatte sich über das Judenmädchen gebeugt und richtete sich jetzt empor, um Hilfe suchend, eine mitleidige Hand für das arme Kind zu finden; da er wohl wußte, welche Schmach Jeden erwartete, der einem Juden Hilfe gewährte, so hatte er wenig Hoffnung auf einen günstigen Erfolg. Sein Blick fiel jetzt auf Inco und ein Bornesblitz flammte unter den buschigen Augenbrauen hervor.

„Du Kattenfänger, Du schlechter Junge, hast Du dies gethan?“ schrie er wüthend.

„Nein!“ entgegnete Inco trozig.

„Und warum wehrtest Du den Hunden nicht?“

„Weil — weil ich nicht wollte,“ entgegnete der Knabe und eine heiße Gluth deckte seine Wangen.

„Warte, Du nichtsnutziger Zigeunerbube!“ rief der Alte erbozt; kehrt Du heim, spare ich die Prügel nicht, welche ich bei Dir jetzt verabsäumt habe!“ Inco war verschwunden aber Beppe stand jetzt an der Seite des Hundewärters.

„Was tobst Du, Alter?“ sprach sie und goß aus einem Fläschchen einige Tropfen auf die Stirn und auf die bleichen Lippen des Mädchens; dann band sie ein Tüchlein um das blutende Haupt der Verunglückten; „hier ist Hilfe nöthiger als zornige Worte — ehe Du den Inco schiltst, forsche nicht zu eilig nach seiner Schuld! Böse Worte machen ihn schlechter als er ist!“ „Undankbares Zigeunerblut!“ brummte der Alte; „ist er mir gestern doch davongelaufen, weil er die Lustbarkeiten der Arbeit vorzieht und meine alten Füße müssen den weiten Weg machen, weil ich den Läufling heimzubringen gedachte!“

„Daß gut sein, Alter,“ lachte die Zigeunerin, „der findet schon Deinen Herd, just so wie das Füllen den Stall, wenn es der bunten Wiesenblumen zu viel hat! — Doch was thun wir mit der Dirne da?“

Diese schlug die Augen auf und sank dann wieder leise weinend zusammen.

Beppe hatte kein Auge von dem Mädchen gewandt und rief sich jetzt nachdenklich die Stirn.

„Seltsam! derselbe traurige, verzweiflungsvolle Blick, wie ich ihn bei dem schönsten Weibe, das ich einst kannte, gesehen! — Und doch ist dieses Mädchen garstig mit seinen rothen Haaren und mit Jener nimmermehr zu vergleichen, —“ murmelte die Alte und bemerkte in ihrem Sinnen kaum, wie sich die Menge theilte; sie schrak zusammen, als ein Jude mit fliegendem Gewand, baarhäuptig, mit verwildertem Bart, neben dem Mädchen zu Boden sank und mit dem Ausruf: „Gott, Du Gerechter, Judith, mein Kind!“ dasselbe

aufhob und sich mit keuchendem Athem durch die Menge drängte, die ihm willig Platz machte.

Zu gleicher Zeit erschien ein Herold auf der breiten Freitreppe und die Aufmerksamkeit der Menge wandte sich sofort nach dieser Richtung hin.

„Im Namen des Herzogs habe ich Allen zu verkünden, daß zur Stunde ein Jeglicher heimkehre in Ruhe und Frieden!“ so scholl es herab — und Einige schauten sich bestürzt an und fragten sich, was wohl der Grund zu diesem harten Befehl sein könne, welcher der Fröhlichkeit ein so jähes Ziel setzte.

„Die Judenirne hat uns das Fest gestört, die Pest über sie!“ so riefen die Unzufriedenen, während die Mäuden sich schweigend rüsteten, dem Befehl des Herzogs nachzukommen.

Und bald zogen sie nun heim in kleinen und großen Schaaren, schwägend und wohl auch singend — und immer wieder klang es dazwischen: „Hoch lebe unser Herzog und sein ganzes Haus!“

War es nun Neugier oder eine Art von Mitleid, was Inco veranlaßte, dem Juden zu folgen — war es der Troß, mit welchem er stets gegen den Willen Anderer zu handeln pflegte, zumal wenn dieser Wille ihm auf unliebsame Weise entgegentrat; genug, er schritt in einiger Entfernung hinter den Weiden her und sann darüber nach, was wohl der Unterschied zwischen einem Zigeunerknaben und einem Judenmädchen sei; dabei streiften seine Blicke die eigenen nackten Füße und blieben an seiner ärmlichen Bekleidung haften. „Es ist kein großer Unterschied zwischen mir und ihr“ — murmelte er — „nur daß ich fröhlich durch die Welt springe, während sie mit ihren großen traurigen Augen so jämmerlich dreinschaut. Fausche hat Recht, ich hätte den Hunden wehren können; — allein hat er mir denn nicht oft genug erzählt, daß die Juden den Christenkindern das Herz aus dem lebendigen Leibe reißen, um ihr eigenes Seelenheil damit zu erkaufen, — daß sie mit dem Blute der ungetauften Christensäuglinge sich die triefenden Augen waschen, um hell sehen zu können? — Und nun schilt er mich, weil ich einer Judenirne nicht schnell genug beispringe — warte Alter! ich gehe jetzt nicht

eher heim, als bis ich im Judenwinkel gewesen bin. Das soll ein Hauptspaß werden, wenn ich ihm erzähle, daß ich mitten unter ihnen war! Mir sollen sie nur kommen — ich fürchte mich vor diesen schäbigen Wichten eben so wenig, wie der Luchs vor dem Marder! — Habe ich doch noch nie ein richtiges Judennest gesehen!

Die Augen des Knaben leuchteten bei diesen abenteuerlichen Gedanken; er stellte sich die Bestürzung der Juden lebhaft vor, wenn er mitten unter ihnen erschiene. Er malte sich den Schreck des Hundewärters aus, wenn er ihm seine Erlebnisse im Judenwinkel schilderte, von wo er nur mit Lebensgefahr enttrinnen konnte; er sah sich schon im Geiste von den fanatischen Schlächtern umzingelt, welche das blanke Messer nach seinem Herzen zückten. . . Krampfhaft ballte er die Hände; er lachte leise vor sich hin, und der böse Zug um den hübschen Mund trat deutlicher hervor. „Ha, dachte ich's doch, jetzt können sie nicht mehr weiter!“ frohlockte Inco, als er sah, wie der Jude sich ermattet auf einer Thürschwelle niederließ, und das Mädchen mit sich zog. Die Sonne stand schon hoch am Himmel und ihre Strahlen brannten heiß auf dem unbedeckten Scheitel des Knaben, der sich endlich in einiger Entfernung hinter einem Thürpfeiler aufstellte.

Hier kreuzten sich die Wege. Der eine führte tiefer in die Stadt hinein, der andere verlief sich zwischen strohgedeckten Häuschen und mündete zuletzt — wie Inco wußte — in den berüchtigten Judenwinkel Mitaus.

Da tönten Schritte hinter ihm, und die wohlbekanntete Stimme des Hundezüchters ließ sich also vernehmen:

„Läufst Du doch, wie einer unsrer besten Jagdhunde, und ich alter Kerl muß Dir nachkeuchen — warte, Du Racker, jetzt entkommst Du mir nicht!“

Diese letzte Benennung war für Inco ein Zeichen, daß der Alte völlig veröhnt sei; denn er gebrauchte diesen Lieblingsnamen nur, wenn er bei guter Laune war, und der halb gutmüthige halb schalkhafte Blick des Bauern bestätigte dies auch jetzt zur Genüge.

Er nahm erschöpft seine Mütze ab, strich sich mit der flachen Hand über Stirn und Haar, stülpte die Mütze wieder auf und war somit vollständig zur Heimkehr gerüstet.

„Na komm, mein Junge! Ich und der Wannag wollen ohne Dich nicht heimkehren!“ lächelte er und schaute dem Knaben in die scheuen Augen.

Dieses gutmüthige, sorglose Lächeln des plumpen Mannes übte denn auch seine ganze Macht auf den Knaben aus; allmählig klärten sich seine leidenschaftlich erregten Züge, über die trotzig aufgeworfenen Rippen glitt kein schlimmes Wort, denn alle bösen Vorsätze waren plötzlich dahin, und ein leises Gefühl von Reue leuchtete auf in den gesenkten Augen des Knaben.

„Ich gehe schon ein andermal in den Judentwinkel!“ murmelte er und ein versthöner Blick schweifte zum Juden hinüber, der gesenkten Hauptes darsaß und sein Kind umschlungen hielt.

„Meinetwegen, Alter!“ wandte Inco sich zu Jansehe; aber wenn ich wieder ein Mal auf längere Zeit in die Stadt gehe, darfst Du mich nicht gleich suchen!“

Der Hundewärter nickte zufrieden und schlug mit seinem Flüchling, begleitet von Wannag, der freudig wedelnd voransprang, den Heimweg ein.

## Kapitel VI.

### Was sich in der Staatscarosse zutrug.

Als die wappengeschmückte Wagenthür hinter dem Fräulein von Nolde ins Schloß gefallen, streckte diese freudig beide Hände aus, in der Meinung, die treuen Arme der alten Amme würden sie umfassen; allein ein leiser Schrei entrang sich ihrer Brust, und sie glaubte zu träumen, als sie in die strengen Augen ihres Vaters sah, der mit hastiger Hand die rothen Vorhänge schloß und sich dann schweigend in eine Ecke des Wagens drückte, indem er dem jungen Mädchen bedeutete, ebenfalls zu schweigen und in ruhiger Haltung zu verharren.

Halb betäubt von diesem unerwarteten Zusammentreffen, halb entrüstet über das ungewöhnliche Verfahren ihres sonst so gütigen Vaters, der ihr bei allem ihm eigenen Ernst dennoch unendliche Beweise seiner Liebe gegeben, wandte sich das junge Mädchen erbleichend ab und unwillkürlich lüfteten ihre Finger den Vorhang und ihre Blicke wandten sich sehnsüchtig zurück nach den Fenstern, wo sie den letzten Abschiedsgruß hinaufzuwinken vergessen hatte.

Weiter rollte der Wagen über unebene Kies- und Sandwege; endlich umfing ihn Walddunkel und hier ging es langsamer. — Baumwurzeln, Gestrüpp und niederhängendes Gezweig machten diesen grünen Weg für Fuhrwerke mühsamer, als für den Fußreisenden und nachdem nun endlich der Wald hinter ihnen geblieben, und eine weite Haide, mit dürrem kurzen Gras bedeckt und stellenweise mit spärlichem Ginster überzogen, sich vor ihnen ausbreitete — so daß die Räder geräuschlos, wie über einen Moosteppich dahinrollten, — da erhob endlich der Freiherr von Nolde das gesenkte

Haupt von der Brust und reichte seiner Tochter mit mildem Lächeln beide Hände hin.

„Nun sei mir willkommen, theures Kind! Obwohl Du mir das Wiedersehen so grausam vergällt hast, bin ich dennoch glücklich, Dich wohlbehalten bei mir zu haben und gedanke ich nun für alle Zeit Maßregeln zu treffen, daß Du weder durch eigenen Irrthum, noch durch die List Anderer in die Hände unserer Erbfeinde gelangst!“

Gertha ließ die Hände ihres Vaters, welche sie wiederholt an die Lippen gedrückt hatte, plötzlich fahren und schaute ihn betroffen an.

„Wie meint Ihr das?“ stammelte sie; „Euer Brief hat mich ebenfalls nicht aufgeklärt über meine schleunige Abreise. — Sein Inhalt war so dunkel, daß ich fast befürchtete, Euch, theurer Vater, krank zu finden. — Ich bitte, sprecht, was ist geschehen und wenn ich gefehlt habe, so trieb der Gedanke, Euch wiederzusehen, mich zum Ungehorsam!“

„Es ist gut, Kind,“ beschwichtigte der Freiherr, „aber es ist Zeit, daß ich Dich aufkläre über Dinge, die, wenn Du sie nicht kennst, für uns Alle unheilbringend werden können. — Ich muß Dir eine graufige Geschichte erzählen, damit Du weißt, den Wolf im Schafsfell zu erkennen, wenn einer dieser Wölfe Dir ferner zu Gesichte kommen sollte!“

Wieder trat eine Pause ein. — Der alte Herr saß gedankenvoll da, und obwohl sein Blick in die Ferne zu schweifen schien, sah man doch an dem wechselvollen Ausdruck der scharfgeschnittenen Züge, daß ein ernster Gedanke ihn beunruhigte und er mit sich zu Rathe ging, wie er seinem Kinde die nöthigen Mittheilungen machen solle, daß sie ihren Zweck nicht verfehlten und doch den kindlichen Sinn Gerthas nicht verwirrten. Er sagte sich, daß das Vertrauen dieser jungen Mädchenseele nicht durch eiserne Consequenzen erschüttert werden dürfe; er wußte, daß ihre Liebe zu ihm der zarten Frühlingblüthe glich, welche ein eisiger Hauch zu tödten vermag; die Seele des blaffen Mannes mit den strengen Zügen erbebt vor dieser

Möglichkeit und dennoch mußte er seine Tochter vor einer zweiten Begegnung mit seinen Erzfeinden — wie er das herzogliche Haus nannte — für alle Zeit zu bewahren suchen. Der Freiherr beschloß daher erst zu sondiren, welchen Einfluß die Bekanntschaft der Kettlers bereits auf Gertha ausgeübt; denn sie mußte freiwillig und ohne Zwang auf seine Vorschläge eingehen und seinen Willen zu dem ihrigen machen wollen — dies war absolut nothwendig. Das junge Mädchen hatte die Vorhänge zurückgeschlagen und ihren Schleier abgeworfen und saß nun mit beklemmtem Athem und gesenkten Blicken voller Erwartung der kommenden Dinge da. Die Sonnenlichter spielten auf ihrem goldbraunen Lockeringel und glitten wieder hinüber auf das ergraute sorgenschwere Haupt des alten Freiherrn. — Draußen entströmte dem unscheinbaren Haidekraut ein gewürzig betäubender Duft, bunte Schmetterlinge jagten sich in lustigem Reigen und tändelten auf den geöffneten Blütenkelchen der blauen Glockenblumen, die im Sande wurzelten. Der wolkenlose Himmel wölbte sich in endloser Bläue über die Haide und in tragem Schritt zogen die kräftigen Rösse, überwältigt von der Tageshitze, die ihnen sonst so leichte Bürde.

„Es ist mir leid, herzliche Tochter,“ hob endlich der Freiherr an, „Dich einer Umgebung entrissen zu haben, in welcher Du, wie es scheint, trotz des kurzen Aufenthalts so viel Gastfreundschaft genossen hast, daß die Sehnsucht, bald wieder unter den Herzoglichen zu sein, sich deutlich in Deinen Augen abspiegelt — wie ich vermeine!“

Der alte Herr hatte dieses mit einigem Widerstreben gesagt und den Schluß seiner Rede auffällig betont; jetzt hafteten sich seine stahlgrauen Augen forschend auf das Antlitz seines Kindes, das ein freudiger Schimmer verklärte und ihm neuen Liebreiz verlieh.

„O, mein Vater, die Prinzessin besitzt die Macht, Alle, welche sich ihr nähern, im Banne ihrer Holdseligkeit fest zu halten und nie vergißt man diese Frau, wenn man das Glück genossen, in ihrer Nähe zu verweilen!“

„Um so schlimmer für Dich!“ murmelte der Freiherr; „und sahst Du den Prinzen Alexander oft?“

„Nur wenige Mal und stets in Gesellschaft des Herzogs und der Herzogin,“ entgegnete leise Gertha während eine leichte Röthe ihre Wangen färbte — wenn jemand würdig ist, der Sohn eines Herzogs zu sein, so ist es dieser — denn sein Wesen ist ritterlich, und seine Rede trägt den Stempel der Wahrheit!“

„So wäre ihm besser, er gehörte nicht zu den Kettlers, und ihm fielen dann weniger die Schmach seiner Vorfahren zu, murmelte der Freiherr mit gerunzelten Brauen, während seine hageren Finger eifrig den Zwickelbart an seinem Kinn glätteten.

Das junge Mädchen schaute fragend zu ihm auf.

„Hast Du nie davon gehört, Kind,“ fuhr der Freiherr fort, „daß es eine Zeit gab, da Kurland von zweien Herzögen regiert wurde? — Nun sieh! ein altes Sprichwort sagt: „Zwei Köche verderben den Brei“ — und so war es denn auch mit diesen Zwillingssregenten der Fall, wo ein Jeder nach seinem Kopf und nach seinem Willen zu handeln gedachte. Dabei waren sie Beide verschiedenen Characters — der Eine herrschsüchtig, jähzornig und unbesonnen in der Leidenschaft — der andere gleichmüthiger und friedfertiger Natur, aber ebenfalls absolut willkürlich in Denkungsart und Handlungsweise. So kam es denn, daß beide Herzöge Reformen einführten und Gesetze ausfertigten, die eben so verschieden von einander waren, wie die Charactere der beiden Brüder. Daß nun bei sothaner Regierung Zerrwürnisse eintreten und Unzufriedenheit unter dem Adel entstehen mußte, das hätte wohl der Herzog Gotthard ermessen können, ehe er im Testamente seinen beiden Söhnen zugleich die Regentschaft über ein Land vermachte, das ohnehin noch einen Oberherrn an dem König von Polen hatte.“

Der Unwille über die doppelte Hofhaltung und ungerechte Regentschaft der beiden Kettlers wurde immer lauter. Bald sollte die kurische Edelmannschaft sich mit Roß und Reiter dem Herzog Wilhelm zur Verfügung stellen und ihn im vollen Aufpuß begleiten, wenn er zur Hochzeitsfeier seiner Schwester auszog; bald entbot der Herzog Friedrich den Adel zum doppelten Roßdienst und zog Monate lang wie mit Miethlingen mit ihm im Lande umher, und bald gefiel

es dem Herzog Wilhelm, sich auf den Gütern der Ansfürigen das Heu mähen zu lassen und die Wälder der kurischen Gutsheeren wurden auf Befehl der Herzoglichen ausgeholzt. Genug, es gab der Willfür so viel, daß die Unfürigen sich endlich genöthigt sahen, eine Klageschrift an den König von Polen auszufertigen. Dazu kam noch, daß zwei der unglücklichsten meiner Vorfahren, welche über einen Herrn von Buttlar gerechte Klage hatten, von den Herzögen abgewiesen wurden und daß Gotthard und Magnus Nolde die Schmähungen des Buttlar zu ertragen hatten, ohne daß ihnen eine Ehrenerklärung gegeben ward. Viele der Unfürigen lehnten sich gegen die abgöttische Ceremonie des Kniebeugens auf, welchem sich ein Jeder zu unterziehen hatte, sobald er ein Lehen empfing. Der Ritterschaftshauptmann Schwerin legte sein Amt nieder und an seine Stelle trat Johann Nolde ein; aber als dieser Einspruch that gegen die Ungerechtigkeit der Herzöge und die Kniebeugung verweigerte, wurde er auf Verlust seiner Güter angeklagt, und die Herzöge zwangen Diejenigen, welche sich persönlich zum Rossdienst stellten, Schildwache zu stehen und vergingen sich in schlimmer und grober Weise an Unterthanen, welche von guter und edler Geburt waren. Magnus Nolde und Bietinghoff begaben sich hierauf ins königliche Lager, ohne ihren Rossdienst abzulösen; sie wurden durch strenge Befehle zurückentboten und die Herzöge verlangten in folgender Zeit wiederum doppelten Rossdienst und persönliche Ehren. Johann Nolde erschien nicht, sondern wandte sich an Magnus Nolde, welcher Dienst am königlichen Hofe genommen hatte, und dieser wirkte dahin, daß ein königliches Rescript erschien, in welchem die Herzöge von ihrem Unternehmen abgemahnt wurden.

Herzog Friedrich, dem der Friede lieber sein mochte, begann den gerechten Klagen ein bereitwilliges Ohr zu leihen und traf Anstalten, die Unzufriedenen zu beschwichtigen, während Wilhelm noch schlimmere Seiten herauskehrte und noch maßloser in seiner Handlungsweise wurde. Als nun Herzog Friedrich zur Abwehr der feindlichen Schweden den Adel zusammenrief, erschien dieser bereitwillig und kämpfte mit ihm mit gutem Erfolg bei Kirchholm. — Es

schien nun als seien die Gemüther der Parteien beruhigt; als aber Herzog Wilhelm wieder von seinen Reisen heimkehrte, die er mittlerweile unternommen hatte, beleidigte er gleich anfangs den Ritterschaftshauptmann Johann Kolbe, der erschienen war, um seinen Herzog zu bewillkommen. Magnus Kolbe begann nun darauf hinzuwirken, daß der Adel mehr vom König als von den Herzögen abhängig wurde; wogegen Herzog Wilhelm eine Schmähschrift gegen Kolbe erließ, und der alte Haß wieder von beiden Seiten neue Nahrung empfing. Nun hatten sich die Herzöge einen Gelehrten, Dr. Drehling, angeworben, welcher das herzogliche Recht auf eine für den Adel beleidigende Weise vertheidigte und Magnus Kolbe in den Verdacht brachte, daß er ein Rebelle und Aufständiger sei und die lithauischen Edelleute ebenfalls zur Rebellion veranlaßt habe — „was aber eine schändliche Lüge ist!“ setzte der Freiherr ingrimmig lachend hinzu.

„Mich dünkt, mein Vater,“ entgegnete Gertha schüchtern, „daß die Unsrigen besser daran gethan hätten, die Herzöge nicht beim Könige zu verklagen; das stolze Gemüth Wilhelms wollte seine Souverainetät nicht angetastet sehen und vergab ein Vergehen gegen diese weniger schnell, als sein friedfertiger Bruder Friedrich.“

„Was weißt Du davon, Mädchen!“ zürnte der Freiherr; „Du redest ihm gewiß nicht mehr das Wort, wenn du erfährst, welche Schmach er unserm Hause angethan hat!“

„Verzeiht, mein Vater, aber oft hörte ich das Lob des raschblütigen Herzogs aus dem Munde der alten Babette, unsrer Amme, welche mit unsrer Mutter zugleich am Hofe des Herzogs Jacob gelebt hat und sogar wissen wollte, daß ein Fräulein von Kolbe den Herzog Wilhelm bis in den Tod geliebt habe!“

„Nichtswürdiges Lügengewebe das — erfundene Märchen und Weibergewäsch alter Ammen!“ polterte der Freiherr; „ein hübsches Stückchen, erfunden am Hofe der Kettlers, womit sie die Kolbes, welche auf diese Angel bißen, gefangen haben und welche schwach genug sind, im Dienste der Herzöge die Schmach ihrer Familie zu vergessen! Zu diesen Kolbes gehörte mein Vater nicht; ich habe

mir auswärtige Dienste erwählt unter dem größten und geehrtesten Regenten unserer Zeit und bin stets bereit, für meinen Kurfürsten mit Leib und Leben einzustehen, wenn es gilt, ihm meine Treue und Ergebenheit zu beweisen! — Meine Reise nach England galt weniger meinen Angelegenheiten, als denen meines Herrn, und wie wichtig meine Mission am englischen Hofe war, geht daraus hervor, daß ich ausersehen bin, in kürzester Zeit die weite Reise nach Frankreich zu machen, um fernere politische Händel zweier Mächte zu schlichten. Ehe ich nun diesen Weg unternehme, sollst Du sicher geborgen sein und hoffe ich, daß Du als würdige Tochter Deines Vaters mir den Gehorsam nicht verweigern wirst, den Du mir schuldest und dessen Erfüllung Dir leicht werden wird, wenn Du, als eine rechte Kolde mit dem echten weiblichen Stolz Deiner Familie, jede Gemeinschaft mit den Mördern Deiner Vorfahren aufgibst!“

„Mein Gott, ich verstehe Euch nicht, geliebter Vater!“ stammelte das junge Mädchen erbleichend.

„Du wirst mich gleich verstehen, wenn ich Dir sage, daß, als Magnus und Gotthard Kolde durch Mitau zogen, um die Aufträge, welche sie vom Könige erhalten, in der Stadt Riga zu erfüllen — daß diese am 10. August des Jahres 1615 von den Meuchelmördern, so die Herzoglichen gedungen, überfallen und elendiglich ermordet worden sind!“

Mit einem leisen Schrei verhüllte Gertha ihr Gesicht, und der alte Freiherr starrte, in finstere Gedanken versunken, zum Fenster hinaus.

Der Wagen bahnte sich jetzt einen Weg über eine waldige Anhöhe, wo Wachholdergestrüpp und junges Tannenholz die schmale Gleise noch mehr verengte; drüben ragte die Spitze eines Kirchturms hervor, und ein schmales Wasserlein, das allmählig zum breiten Bach anschwoll und unten im Thal die klappernden Räder einer Mühle trieb, verhieß den Reisenden die längst ersehnte kühle Raststätte unter den blühenden Lindenbäumen des gastfreien Müllers.

„Oh, jetzt verstehe ich die Andeutungen der Prinzessin Charlotte!“ nickte das junge Mädchen wehmüthig; „jetzt weiß ich, daß auch sie die Schuld ihrer Vorfahren tief empfindet, wenn sie der Molde's anständig wird!“

Der Freiherr streckte abwehrend beide Hände aus:

„Alles Heuchelei, Kind — ich traue den Kettlers nicht! Fast ein Jeder von ihnen hat eine ähnliche Schuld auf dem Gewissen, und der grausame Tod des unschuldigen Amtmanns Lufft, der als ein Opfer herzoglichen Aberglaubens fiel, schreit ebenfalls zum Himmel, und wenn die Sünde der Väter an den Kindern heimgesucht werden soll, so geht die Herrlichkeit der Kettlers gewiß bald zu Ende, wie es der Inspector Bengt-Ström in seiner Todesstunde vorausgesehen haben soll!“

„Um Gotteswillen, Vater, haltet ein!“ flehte das junge Mädchen; „ein Leben voll Buße und Reue sühnte die Schuld des unglücklichen Herzogs Wilhelm, daß selbst das Mitleid eines Molde'schen Familiengliedes sich in Liebe wandeln mußte. — Der böse Leumund vergrößert jede Schuld und ist bemüht, jedwede Tugend zu verkleinern!“

Der Freiherr richtete sich jäh empor.

„So glaubst auch Du, thörichtes Kind, diesem albernen Gerüchte? — Ich habe das Zeugniß seiner Schuld und gebe Dir Freiheit, den Herzoglichen anzuhängen, wenn Du mir ähnliche Beweise von der Herzensverirrung des Molde'schen Familiengliedes aufzuweisen vermagst. Sieh' her und schaudere über die Unmenschlichkeit des von Dir bemitleideten Herzogs!“

Mit diesen Worten zog der Freiherr ein zusammengefaltetes Papier aus seiner Brusttasche, das, ziemlich vergilbt, mit eigenthümlich geschnörkelter Schrift und etlichen Wappensiegeln versehen, seine gerichtliche Bedeutung vollkommen rechtfertigte — und las mit langsamer vernehmlicher Stimme nachfolgendes Actenstück seiner Tochter vor, deren angstvolle Blicke unverwandt an den Lippen ihres Vaters hingen:

## Interrogatoria wegen Ermordung der Nolde.

Positiones, worauf Zeugniß zu nehmen.

- 1) Wahr, dass die Gebrüder Magnus [und Gotthard Nolde in ihrer Herberge, allwo sie in Mitau übernachtet, auf ihrem Lager überfallen, aus ihrem Bette geholt, und barfuss bis zum Markt mit Schimpfen und Schlagen hingejagt und endlich auf eine gegebene Losung niedergehauen und jämmerlich umgebracht worden sind, —
- 2) Wahr, dass auch Herzog Wilhelm zwey Richtschwert, dass Stück zu 40 fl. Polnisch zu Riga kaufen lassen, —
- 3) Wahr, dass sie nackt und Bloss von Mitternacht an Biss auf den Mittag fast umb die Klocke 11. von den Soldaten zusammengelegt männlichen zum Spectacul haben müssen liegen, —
- 4) Wahr, dass wie etliche aus der Landschafft den folgenden Morgen Ihren Jämmerlichen todt beklaget, die dabey verordneten Soldaten dieselben mit worten hart bestossen, und gesaget: Wen sie über sie, wie über die da liegen Befehl hätten, dass sie eben also auch mit ihnen spielen wolten, —
- 5) Wahr, dass der Herr Rittmeister Caspar Thiesenhausen die todtten Körper mit einem schwartzen tuche wollen bedecken, und mit seinen Rossen von dem Platze abführen lassen, —
- 6) Wahr, dass Ihme solches nicht verstattet worden.
- 7) Besonders wahr, dass endlich der Nolden eigene Diener auff Befehl und Verordnung der Fürsten die Körper, einen nach den andern, auff Mist-Karn nacket und Bloss in die Herberge fortschleppen müssen, —
- 8) Wahr, dass die Mutter, Schwager, und anwesende Verwandten der Sehl. Nolden, umb die Körper wegzuführen, angehalten, aber solches nicht erlangen können, —
- 9) Wahr, dass die todtten Körper endlich gar schlecht und Elend, ohne eines Freundes oder Verwandten Anwesen, in der alten Mitauschen Kirchen begraben worden. —

Die Stimme des Freiherrn war immer mächtiger angeschwollen je näher er dem Schluß kam; endlich schwieg er, faltete das Papier zusammen und schaute dann erschrocken in das todtenbleiche Antlitz Gerthas. — Diesen Erfolg hatte er nicht vorausgesehen und er zog das junge Mädchen an seine Brust.

„Ich verlange keine Bethuerungen von Dir, theures Kind, aber ich weiß, daß Du im Sinne Deines Vaters zu handeln gedenkst! Deine und die Wege Jener gehen weit auseinander!“

Das junge Mädchen nickte stumm und senkte dann wie müde das Haupt auf die Brust — eine versthohlene Thräne rann leise von ihren blassen Wangen herab; der Freiherr wußte, daß sie der Schmerz über den grausamen Tod seiner Vorfahren erpreßt hatte, die längst vergessen in ihren Gräbern ruhten. Gertha aber täuschte sich nicht über die grenzenlose Traurigkeit, welche sie bei dem Gedanken empfand, daß ihre Wege mit denen „Jener“ — wie ihr Vater sagte — für immer auseinandergehen sollten. —

Plötzlich hielt der Wagen; der schlanke Junker sprang leichtfüßig herab, und ehe noch die beiden Lakaien die Thür zu öffnen vermochten, kam jener ihnen zuvor und mit seiner Hilfe stieg zuerst etwas mühselig der Freiherr, und dann langsam mit gesenktem Haupte und herabgelassenem Schleier das Fräulein von Nolde heraus.

Vor dem Mühlenhause, das anmuthig zwischen grünen Bäumen und blühenden Gärten lag, stand der Müller mit entblößtem Haupt in gebeugter Haltung und erwartete die vornehmen Gäste.

Ehe noch das Fräulein einen Schritt weiter zu thun vermochte, fühlte sie sich von zwei Armen umschlungen und eine schwarz gekleidete alte Frau, mit einer großen Schuppenhaube angethan, küßte inbrünstig die weißen Hände des jungen Mädchens.

„Babette, Du hier?“ rief das Fräulein und erwiderte freudig die Umarmung der Alten.

„Ja, mein Engel, und ich verlasse Euch nicht so bald!“ flüsterte die Alte und trippelte eifertig neben ihrer Herrin einher, während der Freiherr sich mit leutseliger Freundlichkeit an den Müller wandte und Befehle erteilte.

„Sind die Verrittenen hier, Alter?“ fragte er, „und frische Pferde für mich da?“

„Sie sind bereits seit einer Stunde in der Mahlstube, Großherr, und stärken sich für den weiten Weg.“

„Es ist gut, Alter! Lasse Er unser Mahl ins Freie bringen, dort unter den alten Lindenbaum — binnen zwei Stunden muß Alles in Ordnung sein — dann geht's weiter!“

Mit diesen Worten schritt der Freiherr über den grünen Pfad den schattigen Linden zu.

Hier hatte Babette für den Empfang ihrer Herrschaften zur Genüge gesorgt, und während der Herr mit sichtlichem Behagen ausruhte, folgte sie dem Fräulein ins Haus.

„Wie bin ich müde, Babette!“ sprach Gertha und ließ sich auf einen Stuhl nieder.

Babette schaute mit forschenden Blicken das junge Mädchen an; dann strich sie mit zärtlichen Händen über ihr glänzendes Haar und sprach wie tröstend:

„Herrin, härt Euch nicht, Ihr macht ja den weiten Weg nicht allein; ich gehe mit Euch ins Stift und bleibe so lange, bis der Herr Vater uns Beide aus der Verbannung zurückruft. Es ist himmelschreiend, daß man keine Möglichkeit vor Augen hat, Euch junges Blut vor dieser Trennung von der lieben Heimath zu bewahren; allein der Junker begleitet uns und der Kurt dazu, und wenn der die Koffe lenkt, so können Wege und Stege noch so jammervoll sein, der Kurt überfährt sie mit den Braunen eben so gut, als ginge es über Sammt und Seide!“

So schwatzte Babette und glättete sorgfältig ihr weißes Busentuch und ihre Haubenbänder; plötzlich stockte sie in ihrer Rede. Der Junker stand mitten auf der Schwelle und winkte ihr mit den Augen.

„Ach, was ich doch sagen wollte, herzliebe Herrin, aber Eile habe ich und bald komme ich, Euch zum Mahl zu holen, sobald der Herr Vater es befiehlt!“

Mit diesen Worten trippelte Babette hinaus, und der Junker, eine schlanke Männergestalt mit schlichtem, braunen Haar, freisinnigen Gesichtsausdruck, dunklen Augen und dem leisen Anflug eines keimenden Bartes, stand vor dem jungen Mädchen.

„Bäse Gertha,“ sprach er schüchtern, „so fremd seid Ihr mir geworden, daß kein Blick, kein freundliches Wort den Jugendgespielen bewillkommnet?“

„Verzeiht, Levin,“ sprach Gertha und reichte ihm ihre Hand hin, „aber der Vater hatte mit mir so Wichtiges zu verhandeln, daß ich leider wenig Zeit gewann, Eurer zu gedenken!“

„Ich weiß, Bäse, es handelte sich um die Herzoglichen, und ohne den Laufzettel machen zu wollen, tönte doch manches Wort zu mir herauf; mich dünkt, es wäre besser, wir ließen die Todten ruhen — sie wollten wahrlich nicht, daß aus ihrem Hader für ihre Nachkommen dauernd neue Zwietracht erwachse, und dort im Reich des Friedens härmen sich die armen Seelen und finden die ersehnte Ruhe nicht, durch unsere Schuld! Ein endlos Zürnen macht die That nicht ungeschehen — sie wird zum ewigen Unheil für die Enkelkinder! Ihr werdet meine Ansicht vielleicht als unmännlich verwerfen, ich aber meine: „Wo Einer fehlt, da sind nicht Alle schlecht!“

Der schüchterne Ausdruck war beim Schluß der Rede vollständig von ihm gewichen — hochaufgerichtet stand er vor dem jungen Mädchen, und sein heller, leuchtender Blick bekräftigte vollständig, daß ihm der Muth nicht fehle und daß er sich niemals scheue, das, was er denke, laut und unerschrocken auszusprechen.

„Ich dachte anfangs auch so, Levin, allein ich bin jetzt anderer Meinung. Es ist nichts da, was diese That rechtfertigen könnte — sie ist zu grausam, zu blutig und so in blinder Willkür ausgeübt, daß selbst der rosenfarbene Schleier der mildesten Gesinnung die Frevelthat nicht mehr verhüllen kann und meines Vaters Zürnen finde ich groß und gerecht!“

Levin Kolde sah erstaunt in die ernsten Augen seiner jungen Bäse und ein wehmüthiges Lächeln umspielte seine Lippen.

„Bei Eurer Jugend, Gertha, denkt Ihr viel zu streng, fast möchte ich meinen, der Gehorsam spricht aus Euch; auch finde ich nicht den alten Frohsinn wieder, der selbst, wenn Ihr als Kind geweint, sich durch die Thräne brach und jeden Trübsinn scheuchte gar bald ein silberhelles Lachen fort! . . . Entflohen ist Alles, selbst das trauliche „Du“, womit Ihr mich zu Euren Spielen riefet, ich aber wagte nicht, mit diesem Euch zu nennen, denn Ihr erscheint mir fremder, wenn gleich schöner und edler als jemals!“

„Die Zeit hat uns entfremdet, Levin, und dennoch gedachte ich so oft Deiner sinnigen Spiele. Ich gedachte so oft, wie Du durch Feld und Wald mit mir gestreift, wie Du die schönsten Blumen mir gebracht und mit mir zusammen dem todten Kanarienvogel eine Thräne weintest — und als Ihr alle — Du und Kuno und Valentin, die Kinder unsrer Nachbarschaft, zum Turnier auszoget mit hölzernen Lanzen und Schildern aus goldigem Blech und auf den papierenen Helmen die prunkenden Federn unseres Hofespfauen — da waren wir die Damen, welche stolz vom Treppensöller Euch Beifall winkend, die Sieger krönten mit Kränzen aus schlecht gewählten Laub des nahen Rüchhengartens . . . wie war das prächtig! und aus unseren langen Zöpfen nahmen sich die Ritter ihre Bänder, um ungeschert die Farben ihrer Damen stets zu tragen. O, ich sehe sie vor mir, diese schöne Zeit!“

Ein glückliches Lächeln verklärte Gerthas liebliches Antlitz; die Jugenderinnerungen hatten ihr für diesen Augenblick den alten Frohsinn wiedergegeben.

„Gertha, sieh' her! ich bin Dein treuer Ritter und trage noch die Farbe meiner Dame!“ rief Levin und zog eine blaue Schleife aus seiner Brusttasche hervor — fröhliches Lachen, in welches Gertha einstimmte, begleitete diese Worte, mit welchen der Junker triumphirend das Band aufwies.

Ein leises Hüfteln unterbrach den Frohsinn der beiden jugendlichen Verwandten.

„Tunses, leichtfertiges Volk!“ sprach der Freiherr halb zürnend, halb scherzend — „vergift über seinen Jugendtändeleien das Mittags-

mahl, dessen wir nach langer Fahrt bedürfen! Kommt, die Zeit verrinnt!“

Mit diesen Worten schritt der Freiherr voran und Gertha, deren leuchtende Augen wieder ernst blickten, sah jetzt erst, wie ungleich des Vaters Schritt geworden, wie kraftlos seine einst so stolze Gestalt sich nach vorne beugte und wie des Alters Schnee so dicht auf das braune Haupthaar gefallen war.

Nach beendetem Mahl erhob sich der Freiherr mit der ihm eigenen Pünktlichkeit; er ging, die Hände über dem Rücken gekreuzt, einige Mal im Garten auf und nieder, dann winkte er Kurt, den Leibkutscher, heran:

„Das Fräulein nebst Frau Babette hat er bis Herford zu bringen. Die Lakaien und vier Berittene folgen dem Junker, welcher auf der Reise nach Augsburg begriffen ist und sich Euch zu Roß anschließen will. Für die Frauen ist die Carosse, für die Männer sind die Pferde — verstanden? — Unnütze Koft ist zu vermeiden und schleunige Reise empfehle ich Ihm, da er in jeder Stadt frische Pferde benutzen kann! Dieses Schreiben ist für den Grafen Löwentruß und diese Börse für die Kosten der Fahrt! Nun gehe Er und Sorge Er, daß wir binnen einer halben Stunde aufbrechen können; auf Seine Treue verlasse ich mich wie immer!“

Keine Entgegnung kam über die Lippen des härtigen Mannes, aber seine unveränderte Miene und stramme Haltung machten den Eindruck des blindesten Gehorsams und unwandelbarer Treue, welche durch Nichts zum Wanken gebracht werden kann.

Kurt ging ebenso steif, wie er auf seinem Sitz thronte, wenn er die Pferde zu zügeln hatte.

Es gab keinen schweigsameren Menschen im Kolde'schen Hause als den ehemaligen Vorreiter des alten Herrn, der alle Familienangelegenheiten kannte, aber in seiner Schweigsamkeit dem anderen Dienstpersonal so imponirte, daß dieser in Kurt den geheimen Agenten, den stillen Botschafter des Herrn — kurz, einen musterhaften Bedienten in aller Form respectirte und sich daher bemühte, um seiner

Stellung nicht zu Schaden, die Zufriedenheit des Herrn Kurt nach jeder Richtung hin zu erwerben.

Babette, welche den Beinamen „Unsere Amme“ trug, war in ihrer Jugend die Amme der zweiten Gemahlin des Freiherrn von Nolde gewesen und hatte mit ihrer Herrin, welche Hofmeisterin bei der Gemahlin des Herzogs Jacob war, am Hofe gelebt; die Schönheit und der Liebreiz des Fräuleins von Sewenar waren so groß gewesen, daß selbst der Freiherr von Nolde keinen Anstand nahm, schriftlich um sie zu werben, nachdem er zufällig ihr Bildniß gesehen. Die Amme zog mit der jungen Frau in die neue Heimath und wurde schließlich die Wärterin des kleinen Fräuleins, das sie abgöttisch liebte; Gertha nannte sie nur „Unsere Amme“, der Gutsherr ebenfalls und das Gesinde nahm keinen Anstand, so bald von Babette die Rede war, sie eben so zu bezeichnen.

Jetzt stand Babette vor dem Freiherrn, der sie zu sich herangewinkt hatte.

„Habe ich Ihr schon gesagt daß Sie mit der Kleinen bis ins Stift geht?“ fragte er.

Babette knigte und bejahte leise.

„Gut! — So hat Sie sich wohl vorzusehen, daß Sie dem Kinde eine treue Behüterin ist, wie ich das bis jetzt von Ihr gewohnt bin — ferner, daß Sie Acht giebt, daß kein Fremder an den Wagen tritt, den Sie mit der jungen Herrin allein — versteht Sie, ganz allein — inne hat. Schließlich und vor allen Dingen —“ der Freiherr trat dicht an die Alte heran und ihr schaute streng in die Augen — „hat Sie sich aller Märchen zu enthalten, welche von der Liebe eines Fräulein Nolde zu gewesenen Herzögen handeln — versteht Sie? ich verbiete Ihr dergleichen Geschichten für alle Zeiten! Basta!“

Babette war erschreckt in sich zusammengesunken, und als sie aufschaute, ging der Freiherr wieder ruhig, die Hände über dem Rücken gekreuzt, den grünen Weg weiter.

Genau nach einer halben Stunde stand der mit frischen Pferden bespannte Wagen vor dem Mühlenhaus; der Junker mit vier wohlbewaffneten Leuten saß bereits im Sattel. Immer noch schritt der

Freiherr lebhaft sprechend mit seiner Tochter im nebenanliegenden Garten auf und ab; endlich schloß er sie in seine Arme, und Gertha lehnte leise schluchzend ihr Köpfchen an seine Brust; eigenthümlich zuckte es in den Augenwinkeln des alten Herrn, — dann löste er des Mädchens Arme sachte von seinem Nacken und trat mit ihr ruhig zu den Andern.

„Leb' wohl, Kind, wir sehen uns bald wieder! Grüße mir meinen Freund Eberhard, — der Kurt hat ein Schreiben für ihn — leb' wohl, Gott begleite Dich!“ — Noch ein Händedruck dem Junker; — „Glückliche Reise, Levin, und sei ein tapferer Schüler zu Augsburg, so Gott will, ein wackerer Mann für die Heimath! — — — Nun, Kind, jetzt ist es Zeit — mach' mir den Abschied nicht schwer!“

Wieder umschlang Gertha ihren Vater.

„Weshalb schickst Du mich fort? — Mir ist so wehe, als sähen wir uns nie wieder!“ schluchzte sie.

„Es muß sein, herzliebtes Kind — da nimm sie, Babette, und nun macht fort!“

Babette zog das Fräulein mit sich in den Wagen; der Schlag fiel zu, die Pferde zogen an, und eiligen Schritts entfernte sich der Freiherr, das weiße Tüchlein an die Augen drückend; dort wo die Hügel sich erhoben, klonn der Wagen in die Höhe — der weiße Schleier Gerthas flatterte grüßend aus den geöffneten Fenstern der Carosse und unter der Gartenpforte stand der alte Freiherr, noch lange die trüben Augen mit der Hand schirmend und schaute dem enteilenden Zuge nach, der eben am fernen Waldestrand verschwand.

## Kapitel VII.

### In der Fürstengruft.

Seit einer halben Stunde hatte der Thurmwärter des herzoglichen Schlosses mit lauten, freudigen Hornklängen die Ankunft hoher Gäste gemeldet.

Der Kanzler Buttkammer, nebst drei Kammerherren, vier Pagen und einer kleinen Schaar Berittener, welche zwei Herolde mit fliegenden Fähnlein anführten, holte den stattlichen Zug ein, der nun unter Zujachzen des Volkes, von den Klängen fröhlicher Musik begrüßt und durch Freudenschüsse von den Burgwällen bewillkommnet, sich langsam über die Zugbrücke bewegte.

Nach fast vierjähriger Abwesenheit zog die Prinzessin Charlotte an der Seite des Prinzen Alexander, begleitet von ihren Kammerfrauen und umgeben von ihren treuesten Cavalieren, in die weitgeöffneten Thore ihres Vaterhauses ein.

Auf der Freitreppe erschien in Begleitung seiner Rätke und Oberrätke der Herzog Friedrich Casimir und brachte seinen fürstlichen Gästen den Bewillkommungsgruß entgegen; ungeachtet des Spätherbstes prangten die Säuler und Treppengeländer des Schlosses in reichem Blumenschmuck, Banner und Fähnlein flatterten im Winde und buntgestickte fremdländische Teppiche schmückten die Stufen, über welche der Fuß der längsterwarteten Gäste schritt.

Die Prinzessin hatte abwechselnd am Hofe des Kurfürsten von Brandenburg und in Beverlingen, auf dem Lustschlosse ihres Schwagers, des Landgrafen von Hessen-Homburg, gelebt; längere Zeit verweilte sie bei ihrer Tante, der verwittweten Landgräfin Hedwig Sophie zu Hessen-Cassel, und kehrte jetzt im Herbst des Jahres 1685

in ihre Vaterstadt zurück, um ihre Angelegenheiten in der Heimath zu ordnen und das Verlangen der jungen Herzogin zu erfüllen, deren sehnlichster Wunsch es war, ihre geliebte Verwandtin und Freundin als Pathe bei ihrem zweitgeborenen Kinde zu sehen. Die Prinzessin eilte nun herbei, die Herzogin zu beglückwünschen, deren Trauer um den erstgeborenen Prinzen, welcher kurze Zeit nach seiner Geburt gestorben, noch nicht gemildert war, und Charlotte hoffte nun, da sich eine neue Hoffnung erfüllt hatte, Genesung und glückliches Gedeihen der herzoglichen Frau und ihres Kindes.

Prinz Alexander, welcher in brandenburgischen Diensten stand und als Obrist bereits ein eigenes Regiment befehligte, erschien mit dem neuen Orden pour le mérite, welchen er für ganz besondere Verdienste erhalten hatte; sein getreuer Stallmeister Bühren, welcher den Prinzen seit dem Tod des Herzogs Jacob nie verlassen, fehlte nicht im Gefolge Alexanders und zwei Grafen Dohna, die sich ebenfalls in seinem Regimente befanden und Jugendfreunde des Prinzen waren, hatten auf eigenes Ansuchen vom Kurfürsten die Genehmigung erhalten, den Prinzen für kurze Zeit in seine Heimath zu begleiten. Die Heldegestalten der beiden Grafen Dohna, welche zu beiden Seiten des Prinzen ritten, erinnerten an die Jünglinge der Germanenzeit; der kühne Gesichtsschnitt, die breite Brust, die ruhige Sicherheit im Wesen kennzeichneten die Würdenträger der tadellosen Ritterlichkeit und den echten Mann des Muthes. Sie Beide überragten den Prinzen um halbe Kopflänge.

Im schwarzsamtnen Reifegewand, den breitkrämpigen Hut mit der weißen wallenden Feder in der Hand, stand Charlotte endlich, nachdem die Empfangsfeierlichkeiten vorüber waren, in ihrem Gemach, welches einst die Herzogin Mutter bewohnt hatte. Hier waren ihre Kammerfrauen bemüht gewesen, mit sorgfamer Hand alle ihre Lieblingsplätze in den breiten Fensternischen mit rankendem Laub und duftigen Blüthen zu schmücken und das neu angelegte Treibhaus nach holländischer Sitte, welches der Herzog mit vielen Kosten hergestellt, hatte seine beste Zier hergeben müssen, und die Prinzessin sah nun ihre Lieblingspflanzen in neuer Schönheit wieder;

aber der freudige Schimmer, welcher bei der Begrüßung aus ihren Augen strahlte, war erloschen und eine ernste Falte der Sorge und des Kummers zog sich leise über die weiße Stirn und ließ sie älter erscheinen als sie war.

Ihre Augen wandten sich von den reichgeschmückten Lieblingsstätten ab, und ihre Blicke streiften flüchtig über die glänzende Schaale mit köstlichen Früchten, welche ihr auf silberner Tablette ein aus schwarzem Marmor gemeißelter Mohr entgegenhielt, der, in einer Ecke des Zimmers aufgestellt, zu diesem Zwecke aus Italien gebracht worden war; ein leises ironisches Lächeln umspielte ihre Lippen und sie wandte sich rasch nach der entgegengesetzten Seite, wo aus blumenbekränzten Rähmen die Bildnisse ihrer Eltern sie anschauten. In diesen Räumen hatte Charlotte Nichts ändern lassen; dort stand noch das kleine französische Clavierzimbäl oder Spinet, auf welchem die alte Herzogin den Kindern ihre Tanzmelodien gespielt hatte — in jener Nische das Betpult mit der Bibel und dem goldbeschlagenen Gebetbüchlein — dort in jener Fensternische das Tischchen von Rosenholz mit dem Klöppelkissen, und in seinen Geheimfächern lagen wohlgeordnet die Briefe des großen Kurfürsten und die schriftlichen Glückwünsche des Königs von Polen; die alten hochlehnigen Stühle mit verblichenen Seidenpolstern waren nicht durch neue ersetzt worden und standen noch in ihrer altmodischen Steifheit unverändert wie zur Zeit der Herzogin Mutter.

Mit stiller Verehrung blieben die Blicke Charlottens an jedem einzelnen der verblichenen und wohl wurmstichigen Gegenstände haften, aber am längsten stand sie in tiefe Gedanken versunken vor den lebensgroßen Bildern ihrer Eltern; endlich fiel ihr Blick in einen der hohen Spiegel und sie bemerkte, daß ihre Lieblingskammerfrau regungslos hinter ihr stand.

„Fast möchte ich meinen, liebe Zawayk,“ wandte sich die Prinzessin zurück, es sei die Stimme meines Vaters, welche mir zuruft: „willkommen, Charlotte, willkommen!“ Die mit diesem Namen benannte Dame hatte ein blaßes, schmales Gesicht mit großen, klugen Augen, glattgeschheiteltem Haar, auf welchem eine

schwarze Haube mit dickgefälteter Spitze ruhte. — Der schlanke Hals war von einer mächtigen Krause aus Brabanter Stiderei eingefasst, und das schwarzseidene Gewand, mit schmalem Pelzwerk besetzt, machte den Eindruck elegantester Einfachheit und stand zu dieser Erscheinung mit seiner dunkeln Farbe in besonderer Eintracht, wie der Abendhimmel zum blassen, einsamen Stern.

Sie nickte wehmüthig zu den Worten der Prinzessin; dann aber wies sie auf eine gegenüberliegende Thür, welche, von dunklen Vorhängen verhüllt, ins Schlafgemach der Prinzessin führte:

„Es ist Noth, theure Prinzessin, daß Ihr der Ruhe pflegt!“

In dieser sanften Mahnung lag etwas Bezwingendes.

„Gleich, gleich, liebste Zawaky!“ beschwichtigte lächelnd die Prinzessin, als sie den vorwurfsvollen Blicken der Dame begegnete: „ich bedarf ja nur ein paar Stunden zur Erholung. Zur Tafel gehe ich jetzt ohnehin nicht; Du kannst mich als reisemüde entschuldigen — aber nach einer kurzen Rast gehen wir Beide in die Gruft der Herzöge — Du begleitest mich doch? Ich habe dieses vier Jahre unterlassen müssen, und es wäre nicht schön von Dir, wolltest Du mich an diesem Gang hindern aus Besorgniß, ich bedürfe mehr der Ruhe als Du! — Laß’ mir vom dienstthuenden Pagen einen Zmbiß hierhertragen, gute Zawaky, und sorge, bevor wir unsern Gang unternehmen, daß ich den Kanzler im gelben Saal finde, wo ich mit ihm eine kurze Unterredung zu pflegen gedenke . . . Und nun komm’, ich will Dir Deinen Willen thun!“

Die Prinzessin wandte sich, um in ihr Cabinet zu gehen; da theilten sich die Vorhänge, und auf der Schwelle erschien eine zweite Kammerfrau.

„Seine Durchlaucht, der Herzog!“ meldete sie.

Betreten schauten sich die Damen an.

„Desto besser!“ murmelte Charlotte; „geh’, Zawaky der Herzog ist willkommen!“

„Avec permission, ma soeur!“ sprach höflich sich verneigend der Herzog; „Wir können unmöglich glauben, daß Ihr gewillt seid, noch heute die Gräber unserer Vorfahren zu besuchen! Wir haben ein

Dejeuner angeordnet, ma soeur, — Wir haben nach diesem ein französisches Schäferspiel arrangirt, in welchem das Fräulein von Gahlen eine süperbe Rolle übernimmt — das Minnelied singt Unser neuer italienischer Signor — der Perl hat eine Stimme — magnifique!“ und der Herzog küßte seine Fingerspitzen; — „er kostet uns jährlich 500 Alberti!“ setzte er mit Ostentation hinzu.

Charlotte ließ sich auf einen Sessel nieder und der Herzog nahm ihr gegenüber Platz; ein eigenthümliches Lächeln umspielte ihre Lippen — es glich dem, mit welchem sie den Mohren aus schwarzem Marmor angeschaut.

„Mich dünkt, Ew. Liebden,“ entgegnete sie, „Ihr hättet mir der Ehre so viel erwiesen, daß es Undank wäre, wollte ich Eure kostbare Zeit mehr als nur zu ernstern Dingen in Anspruch nehmen! So ihr mir nicht zürnt, gedente ich das erfreuliche Hiersein meines fürstlichen Bruders zu einer sehr wichtigen Unterredung zu benutzen.“

„Ah, c'est une autre chose!“ murmelte der Herzog und sah bedenklich auf seine wohlgepflegten Fingernägel; „votre serviteur, madame! — Unsr Zeit ist in der That gemessen und Wir bitten Euch, diese Unterredung gelegentlich anstellen zu wollen, indem Wir jetzt bereit sind, Euch in Person zu Tafel zu führen!“

„Verzeiht, mein Bruder,“ entgegnete Charlotte ernst, es dürfte sich so leicht nicht der geeignete Augenblick finden, wo es Euch genehm wäre, mich anhören zu wollen! Ich werde kurz sein, und Ew. Liebden werden mir gestatten, mein Anliegen vorzubringen. Es dürfte Ew. Liebden noch nicht bekannt sein, daß ich gesonnen bin, in kürzester Zeit meinen Aufenthalt bei unserm Ohm, dem Kurfürsten von Brandenburg, zu nehmen und daß ich in Folge dessen meine finanziellen Angelegenheiten in Kurland für immer zu ordnen gedente. Mein väterliches Erbtheil, so wie die rückständigen Summen aus den Einkünften meiner Güter, wo Grünhof mit jährlicher Rente von 1000 Thlr. einbegriffen ist, haben Ew. Liebden die Gemogenheit gehabt, mir brüderlich zu verwalten — Zins und Zinseszins haben die Kapitalien in Ew. Liebden weisen Händen

vergrößert, und da ich in der Hoffnung lebe, einst nach dem Ableben meiner Pathe durch die Gnade des Kurfürsten Aebtissin des Stifts von Herford zu werden, so bedarf ich eines erklecklichen Vermögens, um mein Amt mit der mir nöthigen Macht und Würde verwalten zu können; — dazu nun werden Ew. Liebden Sorge tragen, daß ich die bewußten Capitalien in kürzester Zeit erhalte und Befehl ertheilen, daß mir diese vor meiner Abfahrt nach Brandenburg vollständig ausgetheilt werden!“

Mit ruhiger Würde hatte Charlotte dieses gesagt und hielt nun ihre Hand dem Herzog hin, um seinen Handschlag als Genehmigung ihrer Bitte zu empfangen. Der Herzog sah noch immer vor sich nieder; endlich räusperte er sich, strich sorgfältig die kostbaren Spitzen an seinen Handgelenken zurecht, ließ dann ein feines Lösschen seiner Perrücke durch die Finger laufen und begann endlich:

„Mon Dieu, mon ange, dies ist eine Angelegenheit, die wirklich nur unser Kanzler, der auch unser Schatzmeister ist, mit Euch zu ordnen bereit sein wird — gleich morgen — nächstens — wie Ihr wollt — soll dies erledigt werden! Wir werden Puttkammer davon in Kenntniß setzen, indeß, à propos, ma soeur, schließlich gedenken Wir doch Euch zum lever bei uns zu sehen. Puttkammer und die Oberräthe werden Uns mittlerweile Bericht erstatten, welche Erfolge unser Rent-Kämmerer mit dem Grund-Capital, so Unser Vater niedergelegt, erzielt hat. . . indeß au revoir, ma soeur, au revoir!“

Also sprechend und mit der Hand grüßend schritt der Herzog erhobenen Hauptes der Thür zu, und die Vorhänge schlossen sich hinter ihm.

Lange saß die Prinzessin, die Hände im Schoß zusammengefaltet, in Gedanken versunken, da.

„Mein Gott!“ seufzte sie; „welchen Befürchtungen muß ich Raum geben! Sollte Friedrich — doch nein! er ist zu edel, zu ritterlich — ich verwerfe diesen Gedanken!“ Sie erhob sich, fuhr mit dem Taschentüchlein über ihre Stirn, glättete die Falten ihres Kleides zurecht und griff dann hastig nach ihrem Hut. In einer Fensternische wurde sie plötzlich die Hofmeisterin gewahr:

„Komm, meine liebe Zawayk, ich muß den Kanzler sprechen! Du wirst mich verspotten, aber mein Herz ist von einer Unruhe erfaßt, und meine Seele von Sorgen bedrückt. — Weißt Du, Elisabeth, was es heißt, als regierende Fürstin der Armuth verfallen zu müssen? Kannst Du Dir Deine Prinzessin als eine sorgenvolle Frauengestalt denken, die genöthigt ist, jeden Thaler einzusperrern aus Besorgniß, sie verfallt sonst dem Mangel und der Noth, wie einer ihrer geringsten Unterthanen? — Es ist lustig! nicht war, Elisabeth? — so lache doch!“

Die Prinzessin trat in ihrer Erregung an die Hofmeisterin heran und faßte krampfhaft eine ihrer Hände.

Diese aber schaute ruhig mit ihren klaren, meergrauen Augen zu ihrer Gebieterin auf:

„Prinzessin, es ist nicht gut, daß Ihr voreilig unnöthigen Sorgen Raum gebt — ich glaube nun und nimmermehr dem Gerüchte, daß es mit den herzoglichen Domänen schlimm stehe — ich glaube es nicht, daß die Industrie Kurlands stocke, und die Arbeiter ohne Erwerb im Lande herumlungern. Die Verleumdung schafft stets unnützes Geschwätz — des Herzogs Liebhabereien sind immer noch aus den Landesergebnissen und Revenüen seiner Güter zu bestreiten, und eine Zerrüttung der wohlbestellten fürstlichen Schatulle kaum denkbar! Die Schiffahrt in den Hafenstädten bringt stets reichen Gewinn und einem Fürsten, von so weisen Rätthen umgeben, wird es ein Leichtes, sein Haus wie seinen Glanz aufrecht zu erhalten. — Darum entschlagt Euch jeglicher Befürchtung — Ihr seid müde — pflegt der Ruhe und Enre trüben Gedanken, die Ihr jetzt gehegt, theure Prinzessin, belächelt Ihr nach wenigen Stunden!“

„Wollte Gott, Du hättest Recht!“ entgegnete Charlotte und schaute mit geklärtem Blick und sichtlichlicher Beruhigung auf ihre bewährte Freundin, deren ruhige Zuversicht und liebenswürdige Beredsamkeit bereits ihre bezwingende Macht auf die Prinzessin auszuüben begannen. Charlotte erinnerte sich, daß in den Momenten, wo sie in eine schwierige Situation gerathen, Elisabeth stets durch

rasche Handlungsweise eine glückliche Lösung herbeigeführt hatte; daß aus mancherlei Machinationen des Hoflebens für sie kein nachhaltiges Ungemach erwachsen, daß manches zu befürchtende Ereigniß durch den richtigen Einblick der Hofmeisterin sich geräuschlos in den Sand verlaufen, wo bereits der Stolz oder die Muthlosigkeit Charlottens die wichtigste Sache verloren gegeben hatte.

Elisabeths ruhiges Walten, ihre fast männliche Ueberlegenheit und die Schnelligkeit ihrer Combinationen machten sie der Prinzessin unentbehrlich . . . Die Hofdame schien alle feine Fäden der Hofintriguen genau zu kennen, und obwohl sie ganz das Gegentheil von jenen geschwätzigen Damen war, welche die *chronique scandaleuse* auswendig lernen und oft zur Ergözung und Unterhaltung ihrer Gönnerinnen im Punkte der Wahrheit nicht sonderlich decent sind, so verrieth doch ihr beredter Blick die genaue Kenntniß der Conspirationen derjenigen, die sich von ihr unbeobachtet glaubten. Die Gräfin Zawaky wurde daher von den Unvorsichtigen für harmloser gehalten, als sie war. Sie hatte Niemanden Mittheilungen über ihre Vergangenheit gemacht; doch wollte man wissen, daß sie die Tochter eines stolzen Magnaten sei, dessen Adelstolz durch eine unbesonnene That der Tochter beleidigt war, und er sie daher ins Fräuleinstift zu Karkau gethan, von wo sie auf Empfehlung ihrer Oberin an den kurischen Hof gelangte. Nach Ableben des alten Grafen sollte Elisabeth die Erbin eines unermesslichen Vermögens sein und ihr Juwelen angehören, welche bei ihr indeß nie zur Geltung kamen. Man flüsterete sich zu, daß der Character der Hofdame der unzugänglichste von der Welt sei und stellte allmählig alle freundlichen wie feindlichen Annäherungen, welche schon beim ersten Versuch scheiterten, ganz ein. Als nun selbst sehr ehrenwerthe Bewerbungen um die Hand der Dame ebenfalls einen sterilen Boden fanden, versöhnte sie sogar ihre Nebenbuhlerinnen, welche nun allen Grund hatten, mit der Unnahbarkeit der, wie sie sie nannten, „leblosen Gräfin“ zufrieden zu sein. Ruhig und unwandelbar, wie ein einsamer Stern, so isolirt lebte die seltsame Frau. Das Glück mußte nur flüchtig ihre Bahn gekreuzt haben und es schien, als

habe sie die bunten Freuden der Welt mit der ihr eigenen würdigen Selbstverleugnung zu Gunsten Anderer längst entbehren gelernt. Den größten Beweis ihrer Zuneigung gab ihr die Prinzessin, indem sie die Gräfin mit dem traulichen „Du“ nannte; dies galt der Hofdame als die glänzendste Anerkennung ihrer Verdienste beim herzoglichen Hofe und mit feinem Sinn und weiblichem Scharfblick wußte sie eben so ihre Stellung als dame d'honneur in Gegenwart Anderer zu repräsentiren, wie sie bemüht war, mit bescheidener Anmuth die ergebene Vertraute und dienstwillige Freundin der Prinzessin zu sein.

Am Nachmittag desselben Tages, ungefähr eine Stunde früher, als die Prinzessin die Zusammenkunft mit dem Kanzler beschlossen hatte, saß Dame Zawaky in ihrem sehr einfach ausgestatteten Zimmer, einem Manne gegenüber, der ehrfurchtsvoll vor ihr stand und wie es schien, jetzt geduldig auf eine Fortsetzung ihrer Rede hararte.

Es war ein Ausdruck der tiefsten Hoffnungslosigkeit, der sich in dem stillen Antlitz Elisabeths ausprägte; ihr Blick war zu Boden gerichtet und eine lange Pause des Schweigens mochte bereits verstrichen sein.

Endlich hob sie rasch das Haupt, als sei sie in ihrem Entschlusse befestigt, heftete die großen braunen Augen forschend auf den Cavalier, in welchem wir den Stallmeister Bühren erkennen, und begann dann mit ihrer klangvollen sonoren Stimme den Faden ihrer Rede wieder aufzunehmen.

„Wie ich Euch sagte, Herr Stallmeister, meine Reisen mit der Prinzessin zwangen mich dazu, die Güter, welche mir gehören, Anderen zu übergeben; ich habe sie Euch verpfändet, um sie nicht ehrlosen Verwaltern zu überlassen, welche, der Aufsicht eines Oberherrn bar, gewissenlos mit den Ländereien umgegangen wären. „Nehmt hin ich bereit, diese auszulösen mit den Mitteln, welche mir zu Gebote stehen und ich bitte Euch, daß ihr diese Angelegenheit so schnell wie möglich erledigt, da ich in kürzester Zeit mit der Prinzessin für immer aus Kurland zu scheiden gedenke!“

„Gräfin,“ sprach den Stallmeister mit seinem Lächeln, „es war mir, wie Ihr wißt, nicht möglich, der Oberherr jener Verwalter zu sein, die ich anstellen mußte zur Beaufsichtigung der mir von Euch verpfändeten Ländereien. Die Herrenhäuser sind nach und nach arg in Verfall gerathen, der Boden ist von den ungetreuen Knechten vernachlässigt worden. Mein Platz war an der Seite des Prinzen, und mein Inspector ist zu alt, um die nöthige Energie zu beweisen, wenn es gilt, die faulen Kerls mores zu lehren!“

„Ihr wollt damit sagen, daß die Güter unter ihrem Werth wieder in meine Hände gelangen sollen?“ fragte die Gräfin.

„Es thut mir leid, Dame, aber ich werde das Möglichste thun, Euch schadlos zu halten. Denn die volle Summe des Einlösegeldes wird Euch von den Käufern nicht mehr geboten werden.“

Wieder trat eine Pause ein, und Bühren harrete ruhig auf die Entscheidung der Dame.

„Wohlan! für diese Einlösung gebt Ihr mir wohl mein verpfändetes Eigenthum zurück, oder Ihr zahlt mir den Werth dieser Juwelen in baarem Gelde an?“

Mit diesen Worten zog die Hofmeisterin einen kleinen Schlüssel aus ihrer Gürteltasche hervor und öffnete ein unscheinbares Kästchen aus schwarzem Ebenholz, mit eingelegten Wappenschildern verziert, das vor ihr auf dem Tische stand.

Der Deckel sprang auf, und bestürzt wich Bühren zurück, näherte sich jedoch gleich wieder dem seltsamen Schatz, der ihm, auf dunklen Sammet gebettet, entgegenfunkelte.

Hier lag ein kostbarer Halschmuck in alter schwerer Fassung, den zu tragen sich eine Königin nicht gescheut hätte; daneben Ringe und köstliche Perlen in mattweißem Glanze von staunenswerther Größe, Armspangen, mit funkelndem Gestein geziert, Alles schwer und massiv, als gehörten zu diesem Geschmeide der starke Nacken und die muskulösen Arme der Hunnenkönige und als wäre der Schatz der Nibelungen hier dem Meere entronnen, so dunkel war die Färbung des edlen Metalls, so geheimnißvoll funkelte das köstliche

Gestein und die bleichen Perlenreihen, wie erstarrte Schmerzenthänen auf dunklem Flor.

Mit traurigem Lächeln sah die Gräfin in das staunende Antlitz des Stallmeisters.

„Es ist unser Familienschmuck, den zu entbehren ich fest entschlossen bin; das sind todte Reichthümer, und mit mir geht die letzte Trägerin unseres Stammes und dieser Juwelen zu Grabe!“ sprach Elisabeth und kein Zucken der Wimper verrieth ihre innere Aufregung.

„Dies ist aber mehr als der Betrag der beiden Güter!“ stammelte Bühren, sich von seiner Ueberraschung erholend; „ich bin kaum im Besitze einer so hohen Summe, als diese Juwelen im Werthe sind!“

„Feilschen wir nicht, mein Freund! — Ihr übersendet mir heute Abend die halbe Summe — hört Ihr, heute Abend — durch einen Bagen des Kanzlers, wenn ich mit der Prinzessin von den Gräbern der Herzöge heimkehre; der Kanzler aber darf darum nicht wissen! Die andere Hälfte verlange ich am Tage meiner Abreise in Gold oder in sichern Papieren, doch, merkt wohl auf, Herr Stallmeister!“ — die Gräfin erhob sich — „hier ist das Document, auf welchem das Capital verzeichnet steht, welches ich begehre; mein Juwelier hat den Schmuck abgeschätzt. Ihr wißt, daß er mehr Werth hat, als es der Juwelier hier angegeben, indeß verlange ich nur die von ihm bestimmte Summe — und, noch Eins — vor allen Dingen Verschwiegenheit! Niemand darf jemals erfahren, daß ihr der Käufer meines Familienschmuckes seid — da, schreibt!“ Sie schob ihm ein Papier hin: — „Dies und Euer Ehrentwort genügen. . . Seid Ihr fertig? Die Zeit verrinnt!“

Halb betäubt unterzeichnete der Stallmeister, während die Augen der Gräfin starr auf seinem Antlitz hafteten.

„Ich habe Euch beobachtet, Bühren,“ sprach Elisabeth zornig, „und wie man auch über Euch denken mag, ich gebe mein Geheimniß vertrauensvoll in Eure Hände; ein Mann der seinen Wohlthäter ehrt und dem Sohne desselben mit unwandelbarer Treue anhängt, ist ein edler Mann, wenn auch kein Edelmann im Sinne der Kurländer!“

„Ich werde mich bemühen, auch dieses zu werden, wie ich fest entschlossen bin, Euer Vertrauen zu ehren, Madame!“ entgegnete tief erschüttert der Stallmeister; „rechnet auf mich und so wahr mir Gott helfe, ich bezahle Euch den Schmuck besser denn ein Juwelier!“

Er küßte Elisabeths dargereichte Hand, schob das Kästchen unter den Arm und entfernte sich geräuschlos, wie er gekommen war.

Auf der Schwelle erschien ein Page:

„Die Prinzessin harret Eurer, Frau Gräfin!“

Elisabeth fuhr aus ihren Träumen empor.

„Sah Niemand den Stallmeister aus meinem Zimmer kommen, Junker?“ forschte sie; „Ihr habt doch Euren Dienst nach meinem Willen versehen?“

Der Stallmeister ging unbeobachtet durch die kleine Thür dort in den Schloßgarten und erreichte ungesehen sein Zimmer im westlichen Thurm.“

„Es ist gut! — Meldet meiner Kammerfrau, daß ich heute bei der Prinzessin länger zu verweilen gedenke und sie mich nicht zu erwarten habe!“

Die Hofmeisterin hüllte sich in einen dunklen Schleier, schlang einen Shawl um die Schultern und verließ ihr Gemach. Ihr Weg führte sie durch zwei Gallerien in den gelben Saal der Herzogin Mutter, der jetzt von den Schloßbewohnern als allgemeiner Empfangssaal benutzt wurde.

Es war dasselbe Gemach, wo die Schweden bei ihrem Ueberfall so arg gehaust hatten — dieselben Divane aus dickem Goldbrokat, von verblichnen Seidenfäden durchzogen, auf welchen sich der Reichsrath Skytte, aller Sitte zum Hohn, in Gegenwart der Hofdamen gedehnt hatte und auf welchen der Graf de la Gardie ausgestreckt gelegen, als man ihm den Schweizer Blasius anstatt des Silberwärters Brandt zum Verhör zuführte; dort sah man noch den buntgestickten Teppich mit verblichnen Mustern vor dem Ramin ausgebreitet und dort stand der geschnörkelte Lehnstuhl mit vergoldeten Rücken- und Armlehnen, in welchem die Herzogin Mutter

in der Plünderungsnacht zusammengesunken war; die alten Gobelins hätten seltsame Dinge erzählen können, wenn sie der Sprache mächtig gewesen wären. Die Uhr aus massivem Silber mit dem kurfürstlichen Wappen war ein Hochzeitsgeschenk für die Herzogin gewesen und hatte Stunden, Tage und Jahreszeiten gar pünktlich angegeben, bis die Augen, welche so oft den Stundenzeiger beobachtet, sich zum ewigen Schlaf schlossen. Nun waren die kleinen, lieblichen Kinder, welche einst fröhlich in diesen Räumen gespielt, groß und ernst geworden und hatten aus Pietät die alte Uhr mit dem verrosteten Zeiger auf dem Marmorkamin stehen lassen, und jetzt lehnte sich die Prinzessin Charlotte in tiefer Erregung an den Marmorsims und ihre Augen sprühten Funken des Zornes, ihre Lippen bebten. Es war der strenge, finstere Zug Jacob Kettlers, der sich auf der Stirn und im Blick der Prinzessin bemerkbar machte und ihr eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Herzog verlieh.

Ihr gegenüber stand, die Arme auf dem Rücken, der Kanzler Puttkammer in nach vorn gebeugter Stellung; während er das dreieckige Hütcchen in seiner Rechten auf dem Rücken hin und herschwenkte, fuhr er in seiner Rede fort:

„Gestattet mir, Erlauchte Prinzessin, nur noch wenige Worte! Die Sache liegt so schlimm nicht. Eure Angelegenheiten in England sind leider noch nicht geordnet; die 1000 Pfd. Strl., welche der Statthalter Poynz laut Vertrag aus Tabago einzusenden hat, müssen in Bälde hier eintreffen. Die Rebenüen aus Grünhof und den anderen Besitzlichkeiten sind eingelaufen und stehen daher zur Verfügung Ew. Durchlaucht; nur bedarf es der schriftlichen Genehmigung des Herzogs, daß ich Euch dieselben eiligst auszuliefern habe. Die herzogliche Schatulle ist allerdings ein wenig derangirt; Se. Durchlaucht spielen gern und hoch, die neuen Falkenzüchtereien und das Gestüt zu Nieder-Bartau kosten erkleckliche Summen; der Herzog hat — im Vertrauen gesagt — mir bereits den Auftrag gegeben, einige Allodialgüter verpfänden zu lassen — gewiß, Durchlaucht, Alles nur aus Rücksicht, damit Eure Capitalien sicher aufgehoben sind, und wir werden sorgen, daß in Bälde Euer Begehre pünktlichst erfüllt werde!“

„Sind die Fabriken in Neugut und anderen Ortschaften noch in Thätigkeit und schiffst man Producte aus Aurland für andere Länder ein, wie es zur Zeit meines herzoglichen Vaters geschah?“

Der Kanzler suchte die Achseln:

„Freilich, freilich, Prinzessin! Das Land ist ergiebig, nur beanspruchen die Arbeiter zu großen Sold — die Materialien herbeizuschaffen kostet Mühe und Geld — die Meister werden immer theurer und wollen Weib und Kind untergebracht sehen in den Fabriken, wo sie arbeiten, und dies nimmt viel Raum und Nahrung zum Unterhalt dieser Leute fort.“

„Man braucht den Raum, um Comödienhäuser und Falkenzüchtereien zu bauen. Man hat das Land für fremdes Gesindel zu bestellen, das sein Brod mit Gaukeleien und albernem Firtlesanz erwirbt!“ sprach entrüstet die Prinzessin und maß mit hastigen Schritten das Gemach; „so ist es denn wahr, daß meines Vaters Haus dem Verfall entgegengeht, daß fremde Bänkelsänger die treuen Arbeiter verdrängen, die ihre Kräfte jetzt anderen Herren weihen, wo sie Raum für Weib und Kind und Lohn für ihre Arbeit finden! Sagt mir Alles, Herr Kanzler, ich will und muß die volle Wahrheit wissen!“ —

„Durchlauchtigste Prinzessin, so Ihr es mir gestattet, will ich noch erwähnen, daß unser vielgeliebter Prinz Ferdinand bereits seine Abfindungssumme im Betrage von 200,000 Thlr. aus den herzoglichen Domainen herausgezogen und daß ihm die Einkünfte der Güter Ober- und Nieder-Bartau, sowie Kutau und Grobin zufallen.“

„Prinz Ferdinand weiß es wohl, daß Reichthum Macht verleiht, deshalb übte er kluge Vorsicht!“ murmelte die Prinzessin. „Ihr habt Recht, Herr Kanzler, auch Frauen dürfen sich keine Rechnungsfehler zu Schulden kommen lassen und müssen ernstlich darnach trachten, sich diese Macht zu wahren; denn, wahrlich! ein garstig Herrbild ist's, wenn Frauen unseres Standes den Mangel, dem sie allmählig unterliegen, mit lächelndem Angesicht ihrer Umgebung zu verbergen suchen; wenn sie mit bunten Lappen alle Risse decken, gleich Gauklern, die stolz mit der bemalten Königskrone der lachenden

Menge erlogene Herrlichkeiten zeigen. . . Davor behüt' uns Gott, Herr Burggraf!"

Die Prinzessin trat dicht vor den Kanzler hin und mit stolz erhobnem Haupte fuhr sie fort:

„Eine souveraine Frau muß sein wie der segensreiche Quell, welcher dem Armen Labung, dem Kranken Heilung spendet; die Blumen, welche sich in ihm widerspiegeln, müssen volle Nahrung und Lebenskraft von ihm empfangen, und wenn nun dieser segensreiche Born immer trüber, immer spärlicher rinnt, — wie dann, Herr Kanzler? — Ich aber will, daß alle Blüthen, welche meinen einsamen Pfad schmücken, freudig sich entfalten und mit mir ein ungetrübtes Dasein genießen! — Der Edelhirsch beugt sein gekröntes Haupt nicht tief zur Erde und nährt sich nicht von Niedgras — der ganze Wald ist fein! . . . Darum seht wohl zu, Herr Kanzler, daß man den Edelstein nicht in den Staub trete, dieweil ihm die goldene Fassung mangelt — seht wohl zu, daß die Tochter Jacob Kettlers nicht dem Fluch der Lächerlichkeit ver falle!“

Charlotte schwieg und der Kanzler stand eine Weile gedankenvoll da — endlich glätteten sich seine verdüsterten Züge; es war, als habe er bereits in die Zukunft geschaut und die Prinzessin mit allem Ungemach ringen sehen, welches durch die Verschwendung des Herzogs über sie gekommen war.

Buttkammer war fest entschlossen, Alles für diese Frau zu thun, ihre Rechte zu wahren und mit der ganzen Kraft seiner geistigen Ueberlegenheit ihre finanziellen Calamitäten zu ordnen; vor allen Dingen die Interessen des Landes streng im Auge zu behalten und auf den Herzog zu wirken, daß auch dessen Aufmerksamkeit sich dahin lenke.

„Nehmt mein ritterliches Ehrenwort, Durchlauchte Frau,“ sprach der Kanzler und legte betheuernd die Hand auf die spitzenbedeckte Brust: „ich will nicht ruhen und nicht rasten, bis Eurer Anforderung Gerechtigkeit widerfährt! Ich bitte nur um Geduld, hohe Frau, wenn ich dies nicht gar zu bald vermag — aber Ihr werdet von mir hören, ich will mein ganzes Sinnen und Trachten daran setzen, Euch zu willfahren!“

Die Prinzessin reichte ihm stumm ihre Hand hin; sie war bemüht, die Thränen zu verbergen, welche ihr im Auge glänzten.

Puttkammer drückte ihre Hand an seine Lippen und wollte sich entfernen.

„Lebt wohl, Herr Kanzler!“ sprach leise die Prinzessin; „es ist Euch wohl nicht bekannt, daß mich morgen der Prinz Alexander nach Libau begleitet? Man erwartet uns dort, der Prinz hat mancherlei in seinen Verhältnissen zu ordnen. Es ist eine schwere Zeit. Der politische Himmel hängt voll dunkler Wolken über Deutschland; der Kurfürst rüstet, und seine Vasallen ziehen vielleicht bald in den heißen Kampf mit den Ungläubigen; Prinz Alexander an der Spitze so vieler tapferer Krieger! Es thut wohl Noth, daß ein Jeglicher sein Haus bestelle in dieser verhängnißvollen Zeit! — Wenn ich wiederkehre, hoffe ich durch Eure Vermittelung unsere Angelegenheit schleunigst ordnen zu können und in Frieden aus meinem Vaterhaus zu scheiden!“

Sie ließ sich erschöpft in einen Stuhl sinken; der Kanzler verneigte sich und ging.

Draußen an der Schwelle stieß er auf die tief verschleierte Gestalt der Gräfin Zawatz, welche sich in das Gemach der Prinzessin begeben wollte; Puttkammer machte der Dame Platz und grüßte ehrerbietig.

„Mit Verlaub, ehrenwerther Herr Kanzler!“ sprach Elisabeth leise; „vergönnt mir zu wissen, welche Botschaft durch Euch meiner Herrin geworden!“

Sie schlug den Schleier zurück und ihr Blick begegnete den staunenden Augen des Kanzlers, der nie mehr als einen stummen Gruß oder ein paar gleichgültige Worte mit dieser seltsamen Frau gewechselt hatte.

„Es war die beste Botschaft, welche meine Ehre mir erlaubte ihr zu bringen, Dame! — Die Hoffnung Eurer Prinzessin, daß ich ihre Angelegenheit mit des Herzogs Genehmigung so bald wie möglich erledige, ist nicht unbegründet, und ich werde mich bemühen, auch Eure Zufriedenheit nach dieser Richtung hin zu erwerben!“ sprach der Kanzler galant.

Elisabeth trat näher zu ihm heran.

„Ich danke Euch,“ sprach sie sanft, „nur gewährt mir noch eine Bitte: sendet mir durch Euren Bagen heute ein Verzeichniß der Capitalien, welche meine Herrin vom Herzog zu beanspruchen hat; ich möchte als ihre Vertraute — Ihr wißt es wohl, daß die Prinzessin mich dessen würdigt — einen Einblick gewinnen, der mich belehrt, ob ich mit dem Vermögen und den Reichthümern meiner Herrin weise Sparsamkeit zu üben habe oder ob ich mit vollen Händen da spenden darf, wo meine freigebige Gebieterin es befiehlt — denn wißt, Herr Kanzler, wir Beide sind Amtsgenossen; ich bin der Schatzmeister meiner Herrin, wie Ihr der Hüter der Schätze von Herzogs Gnaden seid. Nun ziemt es sich wohl, daß Amtsgenossen das Siegel der Verschwiegenheit nimmermehr verletzen und ohne Bögern könnt Ihr meine Bitte gewähren. Meint Ihr nicht, Herr Kanzler?“

Sie trat einige Schritte von der Thür fort und Puttkammer folgte ihr unwillkürlich.

Der scherzhafte Ton, das heitere Lächeln auf den Lippen Elisabeths paßte nicht zu ihrem flehenden, fast angstvollen Blick; es lag nicht jene ungezwungene Heiterkeit im Ton der Rede noch in den ernstesten Augen, welche wie in Thränen glänzten, die bei harmloser Fröhlichkeit herausklingt; ein leises Bittern der Stimme belehrte den Kanzler, daß die Gemüthsstimmung der Gräfin keineswegs eine sorglose sei und daß es sich hier um eine ernste Angelegenheit handeln müsse; diese stolze unbeugsame Frau, welche jetzt kein Bedenken trug, ihm den Weg zu vertreten, ihn so angelegentlich um Gewährung einer Bitte anzufragen, konnte nur im Interesse ihrer Herrin handeln; es war hier nichts zu wagen: die Schweigsamkeit dieser Dame war sprichwörtlich geworden, und dazu war sie die Vertraute der Prinzessin.

Alles dies überlegte der gewiegte Staatsmann mit Blitzeschnelle, und dann — das Eigenthümliche seiner Lage ihr gegenüber! — Einem jeden Andern hätte er mit den feinsten Wendungen der ausgesuchtesten Höflichkeit ein derartiges Anliegen

rund abgeschlagen — aber hier? . . Diese Frau hatte eine bezwingende Macht in den schönen, frommen Augen. Es ging platterdings nicht!

„Werde thun nach Eurem Begehr, madame! Mein Secretair soll sofort eine Abschrift in aller Form machen und Euch dieselbe durch einen Bagen übersenden. Keinen Dank! votre serviteur, madame!“

Und der Kanzler eilte davon, als fürchte er, bei längerem Verweilen anderen Sinnes zu werden, als könnte ihn sein Versprechen gereuen, das er, seiner Maxime zuwider, so voreilig gegeben hatte.

Es dunkelte bereits; dicke, schwarze Wolkenmassen thürmten sich am Himmel auf und schoben sich in abenteuerlichen Gestalten vor die klugen blitzenden Sternlein, welche neugierig zur Erde niederschauten. Wie kämpfende Giganten, wie ringende Ungeheuer waren sie anzuschauen, die phantastischen Luftgebilde. Dort im Osten stieg ein Riesenpalast empor mit lustigen Thürmen und Zinnen; vorbei jagten mit langflatternden Haaren auf unförmlichen Rossen die Valkyren des Himmels und über ihnen fort mit langgestreckten Leibern allerlei Gethier in wunderlichen Gliederverrentungen. Die Sterne lugten dazwischen und blinzelten schadenfroh, wenn die mächtigen Schauergestalten sich allmählig länger und länger streckten und endlich in kleinen schwimmenden Wölkchen am Horizont dahinschifften.

Der Abendstern strahlte nun ungehindert sein Licht aus und schaute, wie schon so oft, in das vergitterte Fenster der herzoglichen Familiengruft.

Da standen sie alle die schweren, massiven Bleisärge; die ersten von ihnen in vermoderte Sammetdecken gehüllt, die andern noch glänzend in reichem Schmuck, und hier die beiden letzten, mit welchen der Todtenreigen schloß, noch frischbekränzt, so daß die schweren Goldquasten, die unter den Blumengewinden hervorschimmerten, die köstliche Bekleidung des Sarkophages nur ahnen ließen.

Vor diesen beiden Särgen stand gesenktes Hauptes eine Männergestalt, in einen faltigen Mantel gehüllt, und der helle Schein der von der Decke herabhängenden Dellampen beleuchtete das

dunkle Haupthaar des Mannes, der eine so späte Stunde erwählt hatte, um hier bei den Todten seinen Betrachtungen ungestört nachhängen zu können.

Das lange, schmale Gewölbe hatte nur einen Eingang und der Modergeruch vermischte sich mit den strengen Blumendüften und schien betäubend auf die zweite Gestalt zu wirken, die regungslos an der Thürschwelle kauerte. Nichts unterbrach die Stille, als das Knistern der Lampen, wenn ein Fünkchen herabfiel, oder das Ticken des Holzwurms, der geschäftig seiner nächtlichen Arbeit oblag und die vergoldeten Leisten an dem schwarzen Katafalk, auf welchem die Särge standen, als Werkstatt ausersehen haben mochte.

Jetzt — horch; wurde diese Stille von den leisen abgerissenen Klängen einer fröhlichen Musik gestört, die in weichen, einzelnen Lauten herüberdrangen; aber die Beiden da drinnen verharreten dessen ungeachtet in ihrer Regungslosigkeit.

Draußen knisterte der Sand, leise Schritte wurden hörbar und zwei Frauengestalten, ohne jegliche Begleitung, schritten quer über den Schloßhof, erreichten die äußere Thür und näherten sich eilig dem Gewölbe.

„Gebt Raum, Mann!“ flüsterte eine Frauenstimme und der Thürhüter erhob sich mühsam und trat zur Seite.

„Du hier, Charlotte? Welches Glück! Ich gedachte so eben Deiner am Grabe unsrer geliebten Eltern!“ sprach Prinz Alexander und reichte seiner Schwester erfreut die Hand.

„Auch Du hier, mein Bruder? Glaubte ich Dich doch unter den Freunden, welche dem Feste des Herzogs beiwohnen, das er heute seinen Gästen zu Ehren veranstaltet! Es ist nicht gut, daß wir Beide uns der Festlichkeit entziehen, und ist's Euch möglich, Prinz, so kehrt dahin zurück, derweil ich mich zur Abfahrt auf morgen rüste!“

„Das Fest beginnt erst in zwei Stunden und bis dahin laßt uns unsern geliebten Todten unsere Gedanken weihen!“ entgegnete ernst der Prinz. „War es mir doch, als sei ich dem Leben entrückt und ruhe an der Seite des geliebten Vaters, — es war mir,

als sei meine Seele dieser Erde entflohen und schwingte sich leicht beflügelt empor. — Ich erfaßte mit einem einzigen Gedanken mein ganzes Leben auf dieser Welt, und weh' mir! nichts Großes, nichts Würdiges hab' ich noch vollbracht, — mein Ringen war ein eitles gewesen; denn Ehre und Ruhm für diese Welt habe ich gesucht und Nichts für Menschenwohl, für Menschenheil gethan und Nichts erfunden, was Andern Frieden brächte; ich habe selbst den letzten Wunsch des edelsten Vaters unerfüllt gelassen!"

Die Prinzessin trat erbleichend einen Schritt näher und schaute besorgt in das Antlitz ihres Lieblingsbruders; sie hatte ihn noch nie so erregt gesehen, noch nie in so feierlichem Tone sprechen hören. „Die Luft ist dumpf und bleiern liegt des Tages Schwüle in diesen feuchten Mauern — öffne das Fenster!“ sprach sie zu dem Thürhüter und wandte sich dann dem Prinzen wieder zu: „Komm, Alexander, laß uns den Segen unserer Lieben auf uns herabflehen! Wohl gehen wir einer neuen Lebensphase jetzt entgegen. Ereignißvoller, ernster gestaltet sich die Zukunft; komm, laß uns zusammenhalten treu und fest, wie Menschen, die einander ehren und verstehen, wie Freunde, die einander beschützen und beschützen immerdar!“

Sie kniete vor den blumengeschmückten Särgen nieder und lehnte ihre bleiche Stirn an das goldene Wappenschild; ein leises, krampfhaftes Schluchzen entrang sich ihrer Brust — dann rannen ihre Thränen immer leiser und mit den Worten: „Wohlan, ich bin gerüstet!“ erhob sie sich endlich und breitete ihre Arme aus.

Der Prinz sank schweigend an ihre Brust und hinter ihnen ertönte ein lautes: „Amen!“

Der greise Thürhüter stand mit vorgestreckten Händen auf der Schwelle und die erschreckten Geschwister schauten in das bleiche, von langem silbergrauem Haar umrahmte Antlitz Blasius', des Schweizers.

„Bist Du es, Blasius, mein Freund?“ sprach die Prinzessin erfreut; „und sehe ich Dich hier wieder? Du hast mich nicht begrüßt und fehltest unter meinen Getreuen?“

„Meiner Treu, Durchlauchte Prinzessin,“ ließ sich Blasius vernehmen, „ich diene immer noch meinen Herrn, den Herzog Jacobus — mein Platz ist hier bei den Särgen, das Volk wallfahrtet an den Festtagen hierher — im Schlosse braucht man mich nicht, und so harre ich denn in Geduld, bis meine Zeit gekommen ist! Ich schmücke die Ruhestätte meines Herrn mit frischen Blumen und hüte die Schwelle des todten Herzogs, wie ich einst die Thür der stolzen Gemächer meines Herrn gehütet. Lange kann dies nicht mehr währen; denn ich bin schwach und siech vor Heimweh und Alter geworden, und dann ist's wohl bald gethan!“

„Ziehe mit mir, Du Getreuer!“ rief gerührt die Prinzessin.

Blasius schüttelte langsam das greise Haupt.

„Meiner Treu, Prinzessin, von meinem Posten löst mich nur der Tod! Laßt nur, laßt, es ist ja ohnehin gar bald gethan!“ Und Blasius setzte sich ruhig auf die Thürschwelle und verharrete schweigsam in seiner gebückten Stellung.

Die Gräfin Zawaty stand mit verschränkten Armen vor dem vergitterten Fenster; sie hatte den Schleier herabfallen lassen und starrte in die Nacht hinaus. Es schien, als habe sie kein Ohr und kein Auge für das, was sich in der Gruft zutrug; nur dann und wann zuckte es eigenthümlich um ihre Mundwinkel. Der Nachtwind kühlte ihre heiße fiebernde Stirn, hinter welcher sich schwere sorgenvolle Gedanken bargen und oft unterdrückte sie mühsam einen bangen Seufzer, wenn Zweifel in ihr rege wurden und sie befürchtete, daß alle großen Erwartungen, welchen sie sich hingab, in Schaum zerrennen könnten — einmal, wenn Bühnen nicht Wort hielt und dann, wenn Puttkammer sein gegebenes Versprechen bereuen konnte.

„Herr Gott, laß mich nicht zu Schanden werden!“ murmelte sie leise; „ich will und muß sie vor der Sorge bewahren, wie sie mich vor Verzweiflung bewahrt hat!“

Wieder trug der Nachtwind abgerissene Melodien in lauten und leisen Schwingungen herüber; dazwischen hörte man Carossen in den Schloßhof rollen, Pferddegewieher und verworrenes Geräusch menschlicher Stimmen unterbrach die abendliche Stille — laute

Commandorufe der Schweizer und Hellebardiere, welche mit brennenden Fackeln und Windlichtern den strahlenden Cavalieren und reichgeschmückten Damen leuchteten, die zum herzoglichen Bankett herbeilieten; so schallte es grell herüber und bestätigten die Vermuthung, daß das Fest bereits begonnen habe.

Oben in den lichterfüllten Räumen herrschte bereits fröhliches, sorgenloses Geplauder, begieriges Ringen und Haschen nach hoher machtvoller Gönnerschaft; die Eitelkeit feierte die Triumphe ihrer Errungenschaften, und die Bescheidenheit wärmte sich in den Strahlen der Hofescentralsonne und begnügte sich mit den Atomen des Weihrauchs, in dessen Dunstkreis sich diese beneidenswerthen Gestirne bewegten. Der Neid verhüllte seinen Basiliskenblick mit dem Schleier der Demuth und nahm den Honigseim christlichen Wohlwollens auf seine zweischneidige Zunge. Es war viel erlogene Heiterkeit und viel Gedankenarmuth mit dem goldenen Flitter schön gedrehter Phrasen behangen, und die große Anzahl Gedankenverdrehen und Wortklauber hatte alle Hände voll zu thun, sich alle Diejenigen zu merken, welche ihnen so reichen Stoff für ihre heimliche Späherei gaben. Hier unten aber bei den Todten waren stille, schmerzvolle Gedächtnißfeier, ernste Einklehr in sich selber, verborgene Opferfreudigkeit und prunklose Trauer, die ihren Lohn in sich selber findet — in wehmuthsvoller Eintracht bei einander.

Wie ermüdet und in düsteres Sinnen verloren lehnte der Prinz an einer der blumengeschmückten Ruhestätten seiner Vorfahren; einige Schritte von ihm neigte sich seine Schwester über einen Sarg, dessen rostüberzogene Inschrift nur noch einige Bruchstücke des Namenszuges sehen ließ. „*Wilhelmus, dux Curoniae*,“ las sie und dann fiel ihr Blick auf zwei vergoldete Engel, die mit zerbrochenen Flügeln auf den obersten Stufen des Katafalks knieten; die Posaune, mit welchem sie zum jüngsten Gericht blasen sollten, lagen zerbröckelt zu ihren Füßen und zwischen den goldenen Löwenklauen des Sarkophags webte die kluge Spinne ihre Neze und zog ihr feines Gespinnst über das kurische Wappenschild, das altersschwach, von den verrosteten Nägeln befreit, auf der untersten Stufe

des wurmfstichigen mit vermoderten Sammetdecken behangenen Geräthes lag.

„*Sic transit gloria mundi!*“ seufzte Charlotte; so schreitet die Zeit mit unhörbarem, zerstörendem Schritt, und ihr eherner Fuß macht Alles gleich! Hier ruht der Unglücklichste unserer Vorfahren. Ein erneuvelles Leben sühnte seine Schuld!“

„Friede mit ihm und uns!“ sprach der Prinz und näherte sich leise seiner Schwester; „sein bitterster Feind Levin Nolde steht ihm bereits gegenüber, und die Gerechtigkeit wägt die Schuld eines Jeglichen von ihnen.“

„Und sein Kind, die holdselige Gertha, hat immer noch ihr Asyl im Stift zu Herford,“ nahm die Prinzessin das Wort — „auch habe die Jungfrau nach des Vaters Tode keinerlei Heimweh gezeigt. — So lautet die Botschaft meiner Pathe, der Aebtissin zu Herford, über sie.“

„Der Kurfürst hat viel an seinem Gouverneur verloren,“ entgegnete der Prinz; „des Freiherrn Eifer und Treue sind bei Hofe in Potsdam noch unvergessen, und das Fräulein von Nolde genießt daher das Recht, sich — so es ihr Wille ist — auf lebenslänglich dem Stift einverleiben zu können.“

„Da sei Gott vor!“ sprach Charlotte abwehrend; „was soll die holbe Blume in den frommen Mauern? Das Cölibat ist nicht für dieses Kindes ungetrübte Seele, das volles, ungestörtes Glück im Kreise seiner Lieben frei und schrankenlos genießen muß. Noch kennt sie nicht des Lebens zerstörte Hoffnungen, noch ist sie frei von kummervoller Reue, die ein bewegtes Leben hinterläßt; in ihren Blicken liegt der Seele Spiegel, dort schaut man wie in die krystallene Fluth und wünscht sich voll Sehnsucht dieses Kindes Herzensreinheit!“

Ein lauter, schmerzlicher Seufzer klang vom Fenster her — die Gräfin hatte sich umgewandt, und ihre Augen schimmerten in feuchtem Glanz; es schien als hätten die Worte der Prinzessin eine zerrissene Saite ihrer Seele berührt. Sie zog den Schleier über ihr Gesicht und verharrte wieder in ihrer schweigsamen Haltung.

„Ihr habt die Kleine rasch in Euer Herz geschlossen, theure Schwester,“ sagte der Prinz, „jetzt mag die reife Jungfrau wohl noch liebenswerther sein, vier volle Jahre ändern viel am Menschen, zumal wenn der Schmerz sein Lehrmeister ist!“

Charlotte nickte stumm; dann trat sie plötzlich auf den Prinzen zu, ergriff seine Hand und flüsterte:

„Mein Bruder, noch immer keine Botschaft über jene verschollene Familie, die wir im Namen unseres seligen Vaters zu suchen haben?“

Alexander erbleichte und entgegnete nach einer Pause mit mühsam unterdrückter Erregung:

„Die Botschaft, welche mir von ihnen ward, klingt so verworren, ich selber scheute jede Annäherung. Du weißt, Charlotte, daß ich jenem Mann um keinen Preis begegnen möchte, dessen Seele unerschöpflichen Haß birgt, dessen Herz nach Rache für die ihm angethane Schmach dürstet; ich will meinen besten Herrnsitz in Brandenburg mit Freuden hingeben, will mich entäußern aller Habe zu ihren Gunsten; nur sehen, nur begegnen will ich ihnen nimmermehr! Soll ich als fahrender Ritter ausziehen, die Schuld meiner Väter zu sühnen? Soll ich mich ihnen im Büßergewand nahen und demuthsvoll meine Reichthümer zu ihren Füßen legen, damit sie höhrend Alles von sich weisen? Ach, unser Vater, er beehrte viel, und unausführbar ist mir fast sein Wille!“

Der Prinz neigte erschöpft sein Haupt auf die Brust und schwieg.

„Geliebter Bruder,“ lächelte Charlotte, „und denkst Du nicht an Else, deren kluge Lieblichkeit die Rachegeister ihres Gatten längt gebannt — und weißt Du nicht, daß eines Weibes Liebe viel Großes und viel Schönes schon begründet? — Die Jahre ändern viel am Menschen, sagst Du? Wohl, sie tilgen jede böse Herzensregung, wenn ein milder Geist die Stürme dieses Herzens Macht hat zu beschwören!“

Die Hand des Prinzen bebte zwischen den Fingern Charlottens.

„Daß ab, Charlotte!“ sprach er rauh; „mit meinem Willen suche ich sie nimmermehr und was ich sagte, steht hier festbeschlossen! Gib ihnen Alles, was mir angehört — gieb Alles hin mit vollen

Händen — nur fordere nicht zu viel, ich kann und will nichts Anderes vollbringen!“

Die Prinzessin schaute erschreckt in das entstellte Gesicht ihres Bruders.

„Du bist krank! Die dumpfe Luft des Grabes, sie erschöpft Dich! Komm, laß uns gehen! Reich' mir den Arm, Elisabeth, und laß uns von des Todes Stätte eiligst Abschied nehmen!“

Sie zog mit einem leisen Gebet eine weiße Aster aus dem Todtenkranz, der zu Häupten der Särge lag, legte ihren Arm in den der Gräfin Bawaty und schritt eilig dem Ausgang zu, gefolgt von dem Prinzen, der schauernd sich in seinen Mantel hüllte.

„Leb' wohl, Blasius, Du Getreuer!“ flüsterte sie, während ihr Fuß die Schwelle betrat, auf welcher der Alte noch immer saß.

„Der Friede Gottes ziehe mit Euch!“ Und er erhob sich, den Davoneilenden nachzuschauen. „Meiner Treu, sie hat Recht!“ murmelte er; „die Zeit schreitet unhörbar, und ihr eherner Fuß macht Alles gleich!“

## Kapitel VIII.

### Im Judenviertel zu Mitau.

In der Richtung der Elendspforte\*) zog sich eine Reihe dürftiger Hütten dem Ufer der Driye entlang hin und endete am Ausgang der Stadt, wo sich die Gewässer in kleine Sumpflachen und moorigen Wiesengrund verlaufen.

Diese einsame Straße, auf deren lehmigen Boden sich in herbstlicher Jahreszeit große Wasserlachen ansammelten, wurde selten von einem anderen Fuße als dem derjenigen betreten, welche zur Einwohnerzahl dieser Stätte des Elends gehörten; noch seltener sah man hier ein anderes Fuhrwerk, als das eines Pferdehändlers oder Mühlenknechtes, der mit einem Schwall von Verwünschungen die müden Gäule vor dem schwerbeladenen Wagen antrieb und dabei zu der Ueberzeugung kam, daß dieser gerade Weg der gesegneten Stadt Mitau nicht der beste, sondern im Gegentheil einer der schlimmsten sei. Unmittelbar an einander reihten sich jämmerliche Baracken mit zerbrochenen Fenstern und zerfallenen Dächern, dazwischen Erdhöhlen, von Brettern und Balken gestützt, an deren Eingang halb nackte, hohläugige Kinder hockten, die den Fremdling entweder anbettelten oder mit gleichgültigen Blicken anstarrten. In diesen elenden Behausungen lebten solche Hilflose, denen jeglicher Erwerb mangelte, die sich von den Almosen ihrer Glaubensgenossen das Leben fristeten und sich glücklich schätzten, hier ein Obdach gefunden zu haben, wo sie vor Sturm und Wetter geschützt, ihr Haupt niederlegen durften.

Es war um die Zeit des Laubhüttenfestes, das die Juden zum

---

\*) Heißt „Seepforte.“

Gedächtniß der beendeten Obst- und Weinlese im Lande ihrer Väter feierten; es geht dem Versöhnungsfest oder der „langen Nacht,“ voraus und fällt in den Monat September. Das Gesetz gebot den Kindern Israel, ihr Brod unter freiem Himmel zu brechen und ihre Festhütten unter den Palmen und Cedern an den Abhängen des Libanon zu bauen; zum Zeichen, daß sie auch im fernen Norden und unter dem Druck der Knechtschaft die Gebote Moses heilig hielten, bauten sie sich Schuppen aus Brettern und deckten grüne Tannenreiser darüber.

Seit dem Verfall Juda's trieb sie der Sturmwind des Geschickes schon seit Jahrhunderten über die ganze Erde in die Wüsten des Glends. Verfolgt ihres Glaubens wegen, geachtet und verachtet wegen ihrer Abstammung, bargen die Juden sich in den dunkelsten Winkeln der Stadt, die ihnen eine Zuflucht gewährte, wo ihnen aber mit eiserner Consequenz die Hand der Obrigkeit bei Strafe der Ausweisung strenge Maßregeln vorschrieb, denen sie sich blindlings zu fügen hatten. Zusammengedrängt auf eine kleine Scholle Erde, angewiesen auf einen kärglichen Erwerb, unterworfen der Willkür der christlichen Bevölkerung, lebte dieses Volk in steter Besorgniß, in steter Angst und pries seinen Gott, wenn der neue Tag ihnen nicht neue Schmach und neuen Jammer brachte.

Zu Anfang des Judenviertels zeichnete sich ein kleines Häuschen vor den anderen zusammengefallenen Baracken durch sein weniger baufälliges Aussehen vortheilhaft aus; ein regelmäßig errichteter Schuppen, mit grünen Reisern überdacht, lehnte sich an die Rückseite des Gebäudes und war von dem Zaun des Nachbarhauses, der hier einen Winkel bildete, fast ganz eingeschlossen.

Die Fenster des Hauses waren zwar mit Papier und Lumpen verstopft, die Thür hing lose in ihren Angeln, allein der fünf Schritte breite freie Platz davor war sauber gefehrt und mit grünen Tannenzweigen bestreut. Der Schuppen hatte statt des Fensters eine viereckige Oeffnung, über welche vom Dach aus Tannenreiser herabfielen, so daß den Neugierigen nur ein ungenügender Einblick in das Innere der Hütte gestattet war.

Es war um die achte Abendstunde; die Sabbathflämmchen flimmerten durch die trübe Atmosphäre wie kleine Irlichter, vom Ufer stiegen feuchte Dünste auf und hüllten die Stätten des Elends in weiße, dicke Nebelmassen, die Alles in formlosen, unbestimmten Gruppen erscheinen ließen. Auf der Straße herrschte tiefe Stille, nur durch abgebrochenes Gemurmel unterbrochen, welches, mit den wehklagenden Lobgesängen der Sabbathfeiernden vermischt aus den Häusern herauströnte.

Aus dem Nebel am Eingang der Straße tauchte eine schlanke geschmeidige Gestalt auf, schlich leise um den verfallenen Zaun, welcher den Schuppen umgab, und drückte sich in den Winkel; mit vorsichtigen Händen bog der Herangeschlichene einen Zweig von der Oeffnung zurück, und vor seinen Blicken stand der ganze kleine Raum mit seinem weißgedeckten Tisch und zwei Holzstühlen da. Eine kleine Oellampe vermochte mit ihrem spärlichen Licht kaum alle Gegenstände zu beleuchten und ihr blasser Schein fiel nur ungenügend auf zwei Gestalten, und hüllte sie fast in Dämmerung ein. Auf dem Sabbathtisch lagen in blank gescheuertem Zinnteller die rundlichen Brode und in der Steinkanne mit blankem Griff befand sich der Trank, welchen die Kinder Israels den „süßen Meth“ nennen.

Der Mann mit braunrothem, herabhängendem Haar und eben solchem Bart mochte wohl das fünfzigste Jahr überschritten haben; seine hohe, weiße Stirn war von unzähligen Furchen durchzogen, und die kleinen Fältchen in den Augentwinkeln ließen ihn fast greisenhaft erscheinen, wenn nicht das Haupthaar, das in reicher Fülle den Kopf umwallte, auf ein kräftigeres Mannesalter gedeutet hätte. Der gekrümmte Rücken und die von schlaffen Lidern bedeckten Augen ließen bei diesem Mann Kränklichkeit oder sonstige physische Leiden vermuthen; in den gesenkten Blicken lag etwas Baurndes, Feindseliges, der eingesunkene Mund und spitzes Kinn und Nase verliehen diesem Profil etwas Geierartiges und prägten ihm zugleich den unverkennbaren Typus des jüdischen Stammes auf.

Diesem Manne reichte jetzt eine schlanke Mädchengestalt die Wasserchale zur Handwaschung vor dem Sabbathmahl.

Der edle Gesichtsschnitt des Mädchens erinnerte an die Töchter des Südens, obwohl die mattweiße Hautfarbe diesem widersprach; die mandelförmigen dunklen Augen, von langen Wimpern beschattet, hatten jenen wehmüthigen Ausdruck, der den Gesichtern eigen, welchen das Lächeln fremd ist, und die der Frohsinn nicht verschönt. Um den anmuthigen Kopf schlangen sich zwei dicke Zöpfe von derselben braunrothen Farbe wie das Haupthaar des Alten, nur glänzender und feiner; aus den dicken Flechten lösten sich in widerspänstigen Bindungen einzelne Lösschen und umflatterten ungezwungen die weiße Stirn des Mädchens. Ein grobes, weißes Leinwand mit weiten Aermeln ließ ihren schlanken Hals und die Arme frei, das dürftige Oberkleid aus buntem Zwillich umschloß eng die jugendlichen Glieder und reichte nur bis zu den Knöcheln der nackten Füße, welche in plumpen Schuhen staken, die wohl einst einem kräftigen Männerfuß angehört haben mochten.

Das einfache Mahl war bald beendet und das Mädchen hatte gedankenvoll die wenigen Bissen genossen, welche ihr der Alte mit zärtlichem Blick hingeshoben und mit liebevollen Worten angepriesen. Dann erhob sich der Letztere, schlang den Gebetriemen um seinen Arm, hüllte sich in die mit schwarzen Gesezesfäden durchwebte Decke, wandte sich dem viereckigen Fenster zu und hob an in langgezogenen Tönen zu singen und zu beten, während das Mädchen, das Haupt in beide Hände gestützt, auf ihrem Schemel regungslos verharrte.

Plötzlich wandte sich der Alte an sie:

„Judith, meine Taube,“ sprach er mild, und seine Augen hefteten sich mit dem Ausdruck der innigsten Zärtlichkeit auf das Mädchen, „willst Du thun nach Deines Vaters Gebot und willst Du nehmen den Amos ben Effer zum Mann, wenn er wird einziehen in unsere Stadt, um zu bringen das theure Pelzwerk den Gutsherrschaften und den stolzen Junkern am Herzogshofe?“

Judith schüttelte traurig das Haupt:

— „Du wirst ziehen nach Münster mit ihm, wo sein Vater ist ein reicher Juwelenhändler und ich will gehen mit Dir! Viele

jüdische Leut', welchen ist genommen der ehrliche Handel und Erwerb, werden ausbrechen mit uns und wandern bis zu den Städten des Rheinstromes, von wo ich bin gekommen in dies Land der Sodomiter! Sollen wir umkommen in Jammer und Elend wie die Baalskinder, wie die Söhne Esaus? Soll zerfallen unser Haus und wir sterben des Todes in der Löwengrube unter dem ungerechten Fürsten, den man den Herzog von Kurland nennt?" Also klagte der Jude und das Mädchen neigte noch tiefer sein Haupt auf die Brust und schwieg. Endlich, als der Alte dicht an sie herantrat, erhob sie daß Antlitz, und ein unheimliches Feuer glühte in ihren dunklen Augen.

„Ich will nicht sein verkauft, wie eine Waare an den Käufer, der Euch reich zu machen gedenkt! Ich mag ihn nicht, den schielenden Ben Esser, obwohl ich bin ausgestoßen in Armuth und Elend und mich verlassen hat die Mutter, wie ein schlechter Hirt ausstößt sein räudiges Schaf!“

Ein bitteres Lächeln begleitete diese Antwort und Judith kreuzte entschlossen ihre nackten Arme über der Brust und starrte auf den Fußboden.

„In die Gehenna mit ihr, der Ehebrecherin!“ schrie zornig der Jude; „alle Noth, so über mein und Dein Haupt gekommen, hat diese Bathseba verschuldet. — Sie ist die Tochter Belials, und verflucht soll sein mein Gebein, wenn ich tilge ihre Schuld aus meinem Gedächtniß! . . . Hörst Du nichts, Judith? Es dünkt mir, als schlüpfte Etwas an der Hütte vorbei?“

„Es ist der Nachtwind, mein Vater! er spielt in den Zweigen oben auf der Hütte, und der Nebel schleicht sich in langen Schatten bis zu uns herauf. . . . Doch spricht, Vater, warum bin ich allein und verlassen, wenn Ihr auszieht auf den Erwerb, und keine mütterliche Hand behütet mein schuldloses Haupt?“

„Daß ab von mir, Judith, mein Kind! Es soll nicht kommen in den Tagen des Friedens der Born über mir und die Rache soll nicht verkümmern die Stunde des Gebets, wo wir bitten um Leben und Gedeihen.“

„So habt Ihr gesprochen wenn ich gefragt habe nach der Mutter, Ihr habt mich getröstet mit eitlen Worten — ich aber bin allein geblieben und habe geharrt auf die, welche mein Herz nicht verdammen will und welche meine Lippen nicht verfluchen können, wie die Euren, die überfließen von Haß und gräulichen Verwünschungen.“

Das Mädchen wandte sich ab und verbarg wieder ihr Haupt in beide Hände, während der Alte am Fenster stand und von Neuem den Gebetsriemen um den Arm schlang und hastig Gebete murmelte. Endlich näherte er sich wieder dem Tisch, auf welchem der Myrthenzweig der Versöhnung und der Apfel zum Gedächtniß des Sündenfalls lagen; er streichelte mit zitternden Händen das gebeugte Haupt Judiths und sank dann auf den Schemel neben sie nieder. Nach einer langen Pause hob er endlich an:

„Bei dem Gott unserer Väter, Judith, meine Perle, ich will thun nach Deinem Willen. Du sollst nicht trauern um ein Weib, das Dich ausgestoßen hat wie einen wilden Schößling und verworfen hat wie ein dürres Reis! Komm, ich will Dir sagen, was sie verbrochen hat an mir armen, geschlagenen Mann und an Dir, Du verlassenes Lamm!“

Er zog das Mädchen näher zu sich heran und begann halb flüsternd und in geheimnißvollem Ton seine Geschichte:

„Uffeln ist keine große Stadt, aber in ihr treibt man ein freies Gewerbe und der Handel ist gestattet den Kindern Israels, wie den gewerbtreibenden Leuten, welche gehören zu den Gojims; Uffeln ist der Ort, wo der Fluß hat auf seinem Rücken der Schifflin viele und so mancher von unsren Leut' ist gefahren mit ihm das Gewässer herab und hat gebracht allerlei kostbare Geräthschaften in die fernen Lande und eingetauscht dafür Geld und edles Pelzwerk in Hülle und Fülle. Meine Augen schauen noch den mit Teppichen reich behangenen Laden, in welchem mein Vater feilbot mancherlei kostbare Geschmeide, das Fell von dem Marber und Zobel und allerlei flaumweiches Gefieder für die stolzen Damen und edlen Ritter, welche zur Marktzeit erschienen, um ihre Sammetbarettz zu

schmüden mit den Federn des Straußenvogels, so mein Vater erhandelt in der Zeit, wo er ausgezogen nach den heißen Ländern mit den Führern der hochbeinigen Kameele, welche schreiten durch die Wüste Sahara. Es schauen meine Augen den reichbesetzten Sabbathtisch und den siebenarmigen Leuchter aus getriebenem Silber. Ich höre sie noch, die weisen Männer, welche die Agade singen wie Engel des Himmels, dreistimmig und doch lieblich zusammenklingend, wie das Saitenspiel des Königs David . . . Ich sehe den Rabbi an unserem Tische sitzen und das Brod mit dem Hausherrn brechen in herzlicher Eintracht — ich höre ihn lesen aus dem Talmud und meine Seele freut sich an den weisen Lehren der gottgeweihten Thora. Ich fühle seine Hand auf meinem Haupt und er erhebt mich auf sein Knie und spricht zu mir: „Samuel, mein Sohn, so Du klug wirst wie Dein Vater, und gelehrig in der Weisheit unseres Glaubens, sollst Du haben Rebekka, mein einziges Kind, zum Weibe!“ Mein Vater nickte froh mit dem Haupte und stimmte den schönsten Psalm Davids an und der Rabbi trank darauf mit ihm aus einem Becher den Verbindungswein, zum Zeichen, daß es ihm Ernst sei mit seinen Worten. Ich aber sprang fröhlich davon und draußen erzählte ich's den lauschenden Kindern, daß die schöne Rebekka, des Rabbi einzige Tochter, mein Weib werde, wenn ich klug und groß und weise geworden in den Lehren des Talmud und der Thora!“

Der Alte schwieg eine Weile wie in Gedanken versunken und als Judith fragend zu ihm auffah, fuhr er seufzend fort:

„Nun, die Rebekka kam in unser Haus täglich, und ich ersann der Spiele schönste für die Königin meines Herzens, ich las in den Büchern der gelehrten Männer und in der Schul', wo ich den Schwur geleistet auf die Gesetzestafeln, war ich der Schüler des Rabbi und nahm seine Weisheit auf in meine wissensdurstige Seele; immer lieber hatte mich der Rabbi aber die Rebekka blickte um so zorniger, je mehr ich bemüht war, zu thun ihr Wille und zu erfüllen ihr Begehrt. Ihre schönen Augen wandten sich fort, wenn ich ihr ein zierliches Band aus Silberfitter oder Goldfäden brachte,

aber ihre Finger griffen darnach und ich war fröhlich, wenn sie ihr schönes Haupt damit schmückte.

So waren die Jahre geschwunden in das Meer der Ewigkeit.

Der Rabbi war immer bleicher und siecher geworden von der nächtlichen Arbeit zwischen den Büchern der Weisheit und die Leute sagten, daß er die geheimnißvolle Kunst der Kabbala kenne und die Zeichenschrift der alten Ägypter studire. Rebekka war klug wie ihr Vater und faß über den Büchern Moses mit demselben Eifer wie der Rabbi; Rebekka kannte mancherlei Geschichte der Christen und wußte die Lieder der deutschen Minnesänger auswendig und als ein alter Spielmann in Affeln einzog, der die Harfe spielte wie der König Saul — da ruhte Rebekka nicht eher, als bis sie erlernt hatte das Saitenspiel von dem alten Gesellen für lieblichen Dank und hellrothes Gold.

Wenn die Rebekka aufthat den rothen Mund, floß die Rede wie ein klares Bächlein über ihre Lippen, und die schönen Augensterne brannten unter den seidnen Wimpern und versengten dessen Herz, welcher hinschaute mit unvorsichtigen Blicken.

Meine Geschtheit, welche der Rabbi rühmte, vor den Männern in der Schul', zerfloß wie Spreu im Winde vor der süßen Beredsamkeit und feinen Klugheit der schönen Rebekka und ich wagte kaum mein Auge zu erheben, wenn sie mit schnödem Spott mich nannte den „rothen Samuel,“ von wegen des Haares, das in rothgoldigen Wellen mein Haupt umwallte.

Rebekka zählte bereits der Jahre siebenzehn, und ich hatte mit neunzehn Sommern viel gelernt aus den Büchern der Schriftgelehrten und war klug geworden im Handwerk meines Vaters.

Da kam das Unglück über unsere Schwelle und die Tage des Jammers über mein und Dein Haupt! . . . .

Es war im Monat Nissen, wo das Passahfest beginnen sollte und die Ostermesse der Gojims zu erwarten stand.

Da erschien eines Tages auf der Schwelle des Ladens bei meinem Vater ein stattlicher Ritter in blau-seidenem Wams mit kostbarem Koller und Spitzengekräusel aus Brabant um den markigen

Halz; das Sammetbarett saß ihm fest auf den gekräuselten Haaren, die wie die Mähne des Löwen auf seine Schultern herabfielen. Mit spähenden lustigen Blicken wandte er sich meinem Vater zu: „Gebt mir einen Becher Wein, Jude, und meinem Knappen einen Krug Meth und zeigt uns den Weg nach dem Teutoburger Wald, zur Burg des Edlen von Löwentruk!“ sprach er lachend und schlug sich mit der Reitgerte den Staub von den bespornten Stiefeln. Hinter ihm führte ein schlauäugiger, breitschultriger Bursche zwei Pferde am Bügel und nickte vergnügt zu den Worten seines Herrn.

Da that sich die Thür auf, und noch ehe wir es zu wehren vermochten, schritt lächelnd Rebekka, den weißen Schleier halb über ihr schönes Antlitz gezogen, als sei sie bemüht, sich vor fremden Blicken zu verhüllen, mit Wein und Brod über die Schwelle und bot es dem Ritter mit einer sanften Verneigung dar. . . . Tags zuvor hatte ich Rebekka den Verlöbnißring an den Finger gesteckt, und sie ließ es sich gefallen und nahm Ring und ein güldenes Halzgeschmeide willig aus meiner Hand . . .

Mein Blut kochte in den Adern, als der Ritter mit frechen Blicken das Mädchen anstarrte und dann den Schleier lachend von ihrem erröthenden Antlitz zog. — „Habt Ihr der schönen Töchter mehrere noch, Jude?“ rief er meinem Vater zu, der mit gerunzelten Brauen auf das gesezeswidrige Gebahren Rebekkas sah.

„Geh' ins Haus!“ sprach er statt der Antwort, zu Rebekka gewandt; „und bleibe bei Deinen Gespielen, wie es einer Tochter Israels gebührt!“

„Nimm mich mit, Kleine!“ rief ihr der Ritter nach; „oder besser, gedenke mein, ich komme wieder, um Dir den Dank für den kühlen Trunk in heißen Küffen zu zahlen!“

Damit stürzte er den Inhalt des Bechers hinunter und wandte sich dann zu mir:

„Biete nicht Maulaffen feil, Bursche!“ sprach er gebieterisch, „jondern zeige uns den Weg zur Burg meines Ohms, des Freiherrn von Löwentruk! Hurtig, tummle Dich!“

Und ehe ich mich dessen versah, faßte der Ritter mich laut lachend mit eiserner Faust und warf mich seinem Lanzknecht zu; dieser zog mich mit zwei harten Griffen auf sein Pferd und während sich der Ritter behende auf seinen Rappen schwang und ihm die Sporen in die Weichen stieß, daß er in wilden Sätzen hoch aufsäumte, jagte sein Knappe ihm in tollen Sprüngen nach und ich klammerte mich ängstlich an dessen Wammes, da ich nicht mochte herabstürzen von dem Thier, das in tausendem Galopp mit uns davoneilte. Die Verwünschungen und das Wehgeschrei meines Vaters schollen hinter uns her, mir aber klang es in den Ohren, wie silberhelles Lachen, das Rebekka ausstieß, als sie sah die Angst auf meinem Gesicht und den Schreck von meinem Vater.

Raum waren wir aus den Thoren der Stadt, als die Beiden ihre Pferde verschnaufen ließen, und der große Bursche mich am Weichbilde auf den Boden niedersetzte. „Na, lauf' nebenher, Du Teufelsbraten,“ höhnte er und zeige uns den Weg so fein säuberlich, als ginge es wieder zurück zu Deiner Liebsten, der schwarzäugigen Dirne!“

„Herr, ich bin der Sohn Baruchs und der Verlobte der Rebekka!“ rief ich entrüstet und wollte mich wenden, um den Heimweg anzutreten.

„Desto besser, Du Schelm!“ lachte der Ritter; „das Mädchen wird uns danken, wenn wir sie von Dir befreien! Und nun geh' voran, sonst muß ich den Hahn von meinem Feuerrohr für Dich aufziehen und Du könntest heimgeschickt werden zu Deinen Vätern, noch ehe Du den Messias gesehen hast!“ Dabei knackte der Hahn bedenklich. Ein Schauer durchrieselte meinen Körper, und geduldig zog ich den Weg, der hinanföhrte durch gebirgige Straßen und steinige Ebenen zu den Höhen des Teutoburger Waldes. Da gen Abend ragten die Thürme der Burg aus schwarzem Gehölz empor, und ich wies freudig im Gefühl der baldigen Erlösung auf den Koloß von gewaltigen Steinquadern, der wie ein finsterner Waldgeist zu uns herniederschaute.

„Du hast Deine Schuldigkeit ohne Murren gethan, Bursche,“ sprach der Ritter, als ich todmüde am Wege niedersank; „hier Dein

Lohn!" und er warf mir eine goldgefüllte Börse zu. — „Aber das Mädchen nimm nicht zum Weibe, sie betrügt Dich doch!" rief er höhrend, gab seinem Pferd die Sporen, und beide Reiter waren bald meinen Blicken entschwunden.

Ich legte mein Haupt auf einen Stein am Wege und schlief zitternd, vom Nachthau gebadet, bis zum neuen Tag.

Der Sabbath war hereingebrochen, als ich bleich und todmüde vom weiten Weg zu Hause anlangte. Ich fand meines Vaters Haus leer und ging eilig in die schmale Gasse, wo der Rabbi wohnte; schon von Weitem schallte mir das Wehgeschrei der Klagefrauen entgegen. Am Boden saß, das Haupt verhüllt, neben meinem Vater, Rebekka und trauerte um den todtten Rabbi, der am Morgen gestorben war und nun durch den Antritt des Sabbaths nicht bestattet werden durfte. Ich setzte mich zu ihr, bestreute mein Haupt mit Asche und hub an die Todtenjeremiade zu singen und zu beten.

In der Nacht darauf wälzte ich mich in banger Träumen auf meinem Lager . . . Bald schleifte mich der Ritter neben sich her und ich mußte einhalten den Schritt seines wilden Hengstes; dann erwachte ich keuchend und in Schweiß gebadet, mit fliegendem Athem — bald zeigte mir der Traumgott das schöne Gesicht Rebekkas, doch trug sie die Fittiche des Engels der Finsterniß an ihren weißen Schultern und mit hellem Lachen stieß sie mich in den Abgrund, der zu meinen Füßen gähnte — bald hörte ich den Todtengesang der Israeiliten und die Stimme des Rabbi rief mir aus dem gottgeweihten Scheminah\*) zu: „Nimm sie nicht zu Deinem Weibe, die schöne Rebekka, denn sie betrügt Dich doch!" Dann kam eine lange finstere Nacht — und als ich erwachte, war ich siech und hilflos und mein Vater lobte Gott und pries ihn für meine Genesung; denn ich hatte mich niedergelegt mit der bösen Krankheit in den Gliedern und war erwacht zum neuem Leben nach zweimonatlichem Siechthum.

Rebekka war elternlos und mein Vater hatte sie zu sich genommen in sein Haus.

\*) Das geheimnißvolle Feuer, in dem Gott zu den Menschen sprach.

Sie war blaß geworden wie die weißen Rosen, die sie mit kunstgeübten Fingern in ihren Gürtel zu stecken verstand; ihr Blick sah trübe zu Boden, wenn ich sie anredete, doch lag kein Ausdruck des Bornes auf ihrem Gesicht, wenn ich es wagte, ihre Hand in der meinen zu halten und ruhig verweilte sie an meinem Bett in den Tagen, wo durch die geöffneten Fenster der warme Sonnenstrahl hereindrang und mir die Verheißung des neuen Lebens brachte. Im Monat Tischri . . . .“

Samuel Baruch brach plötzlich ab, erhob sich und schritt eilig dem Fenster zu.

„Judith, mein Kind, sahst Du nicht den schwarzgelockten Kopf eines Menschen, der sich zu uns durch die Oeffnung hereindrängte, mit den Augen Rebekkas, der Ehebrecherin?“

Judith verhüllte zitternd ihr Antlitz, und der Alte ließ sich zitternd leise auf den Holzschemel nieder.

„Sie ist gestorben, Vater, und Du sollst den Geist nicht schmäheln, der da steht vor dem Richtstuhl Jehovahs! Er ist gekommen in der Nacht zur Stunde, wo die Seelen wandern in Freiheit bis zum ersten Hahnenschrei — doch erzähle weiter, mein Vater! Im Monat Tischri, sagtest Du, war es . . . . ?“

„Ja, gleich nach dem Rosch Haschanah,“ \*) hub Samuel Baruch wieder an, „wölbte sich das seidene Dach des Reiduschin über unser Haupt, der neue Rabbi sprach den Segen und Rebekka trank den Vermählungswein mit mir aus dem geweihten Becher. Das Jahr, wo ich als Herr in meines Vaters Laden feil bot, was er mir anvertraute, und wo Du, Judith, meine Taube, das Licht der Welt sahst, ging schnell und in Frieden dahin. Rebekka war eine stille Hausfrau mit dunklen Blicken und schweigsamen Mund, aber ihre Hände waren flink bei dem feinen Gewebe der güldenen Gürtel und Perlenstickereien, welche unseren Laden zierten.“

Dft ging Rebekka ins nächste Dorf, um die Base ihres Vaters zu besuchen, und wenn sie heimkehrte, saß sie gedankenvoll da und ihr

\*) Neujahr.

Herz fand keine Freude an ihrem Kinde. Die plaudersüchtige Magd hatte mir verrathen, daß ein schöner Junker häufig in den Laden komme, wenn ich zur Ostermette in Frankfurt sei, um Waare zu holen für den Handel nach Uffeln; auch sei Rebekka, wenn sie ins nahe Dorf ginge, oftmals an der Seite des stolzen Junkers gesehen worden und Rebekka habe holdselig gelächelt wie die Rose von Jericho.“

Samuel Baruch schwieg einen Augenblick und wiegte finsternen Blickes sein sorgenschweres Haupt; Judith schlang ihre Finger krampfhaft ineinander und ihre dunklen Augen richteten sich unwillkürlich auf das Fenster, über welchem die grünen Tannenzweige hin und her schwankten.

War es ein Traum oder eine Vorspiegelung ihrer Phantasie, aber ein dunkles Augenpaar schaute sie mit gespanntem Ausdruck an und als sie wieder hinsah, hingen die Zweige regungslos wie immer.

„Vater, ich glaube ein Lauscher ist draußen und hört die Geschichte Deines Lebens!“

Der Jude erhob sich und schritt hinaus. Draußen wogte der Nebel in dichten Massen, und der Alte spähte vergebens nach einem lebenden Wesen; abgebrochene Worte vor sich hinmurmelnnd kehrte er um. In dem Augenblick, wo er den Schuppen betrat, schlüpfte der Lauscher mit fahenartiger Geschwindigkeit geräuschlos über den niedrigen Zaun des Nachbarhauses zurück und lehnte, diesmal ohne die Zweige zu berühren, an das Fenster des Schuppens sein Ohr; er hörte, wie der Jude laut betete und Judith diesmal mit aller Inbrunst in das Klage lied des Alten miteinstimmte. Dann kehrte dieser wieder an seinen Platz zurück, zog den halbverglimmten Docht der Dellampe in die Höhe und setzte sich zu dem Mädchen, das erwartungsvoll und bleich vor Erregung ihm in die Augen schaute.

„Du sollst nicht sagen, Judith, mein Kind,“ hob Baruch an, „von Deinem Vater, daß er hat geplagt sein Weib mit Vorwürfen und mit grausamen Reden. Ich habe gesprochen zu ihr mit des Gesetzes Worten, ich habe ihr gesagt, daß der Rabbi wird fordern

von Jehovah die Strafe für die Untreue seines Kindes, das auf Erden wandelt den Weg der Ungerechten, und dann habe ich ihr gelobt, fortzuziehen aus dem Lande, wo sie gefallen war in Versuchung. Sie aber blieb verstockt und hat abgewandt ihr Herz von Dir und mir und ist hingezogen mit ihm, dem unsaubern Geist, und ist geworden eine schamlose Magd und ist verdorben in Elend und Schande!"

„Weh' mir!“ flüsterte Judith, und zwei große Thränen rollten über ihre bleichen Wangen; „weh' mir, daß ich habe erblickt das Licht der Welt, um zu beten in Jammer und Traurigkeit über die, welche ich verloren habe für immer!“

Mit halberstickter Stimme fuhr Baruch fort:

„Ich bin heimgekehrt nach zweimonatlicher Reise und habe gefunden mein Haus leer, den Vater gestorben, mein Weib fort und Dich, mein Lamm, verlassen auf der Schwelle der öden Stätte! Ich habe zerrauft mir den Bart und das Haar und mein Klageschrei ist gestiegen empor bis zu den Stufen Gottes, des Gerechten, als ich habe gefunden, daß sie Alles mitgenommen an Perlen und Geschmeide und mich gemacht zum armen, geschlagenen Mann und Dich gestoßen hat in Elend und Dürstigkeit. Ich habe geschworen, Rache zu nehmen, an dem Christen, Rache zu nehmen an ihr, der Ehebrecherin. Ich habe nicht geruht, Tag und Nacht zu forschen nach dem Verführer, aber er war verschwunden und mit ihm Rebekka, mein Weib! . . . Ich bin gefallen in Traurigkeit, und das Gewerbe ist gekommen in Verfall. Ich bin nicht mehr ausgezogen mit fröhlichem Herzen, zu sorgen für Weib und Kind und wenn ich im Sabbath den Herrn gelobt mit der Zunge, hat meine Seele geschrien um Rache und Vergeltung! Ich bin gewandert zu der Burg des mächtigen Grafen, da hab' ich geharret Tag und Nacht, bis ich ihn traf in seinem Lustgarten, und hab' gelegen auf meinen Knien vor ihm und hab' ihm erzählt die Schandthat von dem Junker; er aber hat gelacht und gesagt: „Sei kein Narr, Jude, Dein Weib war zu schön für Dich! Halte es für eine Ehre, daß eine jüdische Dirne Gnade vor den Augen eines Edelmannes gefunden und nun mach'“

daß Du fortkommst und heule mir nicht die Dienerschaft zusammen, sonst müßte diese Dir auf eine schlimme Art zum schleunigen Fortgang verhelfen!" — Also sprach er und wandte mir den Rücken und ich wühlte in Verzweiflung in meinem Bart und zerschlug mir die Brust vor großem Gram. „Bist Du toll, Jude?" sprach der betrefte Sakai, der hinter seinem Herrn gestanden; willst Du ins Hundeloch kommen, wo kein Tageslicht scheint und Du vermoderst bei lebendigem Leibe? Der Junker ist längst fort nach Kurland, was suchst Du ihn hier, suche ihn auf seinem Edelhof; dort findest Du den Joseph und die Potiphar gewiß beisammen!" Mit lautem Hohngelächter folgte er eilenden Schrittes seinem Herrn.

„In Kurland, in Kurland!" So hab' ich bei mir gesprochen, als ich an Leib und Seele zerschlagen saß vor der Thür des reichen, grausamen Mannes. Wo liegt Kurland, was ist Kurland? Hab' ich doch nur einmal gehört davon reden von einem Memeler Ochsenreiber, der mit mir zusammen machte die Fahrt nach Frankfurt und den ich kannte als den Verwandten von der Rebekka Wase. . . Nach zwei Jahren war geschlossen der Laden, Haus und Garten als Schuld dem reichen Effer verpfändet und Dein Vater, Judith, hat gestanden mit dem Bündel auf seiner Schulter als Hausfurer und der Säckel hat nur hingereicht, Dich und den magern Gaul zu ernähren auf dem weiten Weg nach Kurland! . . . Was soll ich noch sagen, Judith, mein Kind, — als ich gekommen in das Land, wo ich glaubte zu finden das Weib und ihren Buhlen, war er gezogen zur Berathung nach Polen oder Lithauen und sie war verschollen, und Niemand wußte, wohin sie gekommen sei; ich aber bin geworden ein Schnorrer, ein Mensch, den der Reiche getreten hat mit Füßen, der geküßt hat den Kock des Bornehmen, wenn dieser hat gespiesen in den Bart dem Armen, schmutzigen Judensohn, der schlechter ist, wie der Hund des mächtigen Mannes! — Ich habe vergessen die Weisheit aus den Büchern der Schriftgelehrten und bin geworden ein Lump, ein Ausfägiger unter unseren Leuten und nun frage ich Dich, Judith, Du verachtetes, mißhandeltes Lamm, willst Du mit mir ziehen, wenn die Zeit kommen wird, wo der Herzog wird ausweisen die Juden

aus seinem Reich? . . . Ich will fortwerfen Alles, was mir anklebt von diesem verfluchten Bande des Elends und will wandern mit Dir barfuß und barhäuptig, bis ich gekommen bin vor des reichen Esser Haus, das einst mein Haus gewesen, und Ben Esser wird Dich aufnehmen als Sohnesfrau; denn er hat gesehen Deine Schönheit zur Zeit des Johannismarktes in dieser Stadt, und der schielende Esser wird Dich kleiden in Gold und Seide und Du wirst leben in Pracht und Reichthum!“

„Weh' mir, weh'!“ klagte Judith; „ich bin nicht schön, wie Rebecka, meine Mutter, und das Gold blendet nicht mein Auge! Ich will nicht fort, um zu essen das Brod des reichen Esser, ich will sein die Magd von Euch und unsern Standesgenossen und lehren den Kindern der Armen unter uns die Weisheit, welche Ihr mich gelehrt, mein Vater — ich will arbeiten für die Nackten und Elenden unter uns, will theilen das Brod Eures kärglichen Erwerbes und mit Euch gehen, wenn die Zeit kommt, wo der Herzog ausweist das Judenvolk! Aber noch nährt uns der Handel, und wenn Du heimkehrst vom Pferdemarkt aus Lithauen, haben wir Geld und Brod noch zu geben den Dürftigen unter uns!“

„Gott segne Dich, Judith, meine Perle!“ sprach Samuel Baruch; „es wird kommen die Zeit, wo Jehovah wird Gerechtigkeit üben an dem zerschlagenen Mann und seinem Kind, es wird kommen die Zeit, wo sie wird Jammer tragen, ärger als die Verfluchten in der Gehenna! Denn sie ist nicht gestorben, sie lebt! und der Todesengel wird mich nicht eher berühren, bis ich ihr hab' ins Angesicht geschrien: „Meineidige, Gottverfl!“

„Haltet ein, Vater!“ rief Judith mit bleichen Lippen und bebender Stimme. „Die Rache ist mein, spricht der Herr!“ Sie richtete sich hoch auf und legte ihre Hände beschwörend auf die Schulter des Alten.

Zischend erlosch die Lampe und hüllte die Hütte in Finsterniß. Draußen klang ein Seufzer wie aus einer todtwunden Brust; dann ward Alles still.

## Kapitel IX.

### Am Hofe Friedrich Casmirs.

Umgeben von seinen vornehmsten Hofbeamten, befand sich der Herzog in seinem Audienzsaal. Dasselbe herzwinnende Lächeln umspielte seine Lippen, welches ihm das Vertrauen seines Volkes gewonnen hatte; dieselbe sorglose Heiterkeit, gepaart mit würdevoller Anmuth, welche ihn seiner Umgebung so liebenswürdig machte, prägte sich auch heute in seinem ganzen Wesen aus. In diesen freundlichen gütigen Augen blickte Gewährung für die Bittsteller — was lag daran, wenn die buchstäbliche Erfüllung mancher Bitte ein wenig verzögert, ein wenig hinausgeschoben wurde, gab es doch mancherlei mißliche Zufälle in diesem Departement; die Arbeitslast der Beamten, welche bedrängt durch Staatsgeschäfte, denselben oblagen, wuchs oft riesengroß — was Wunder, wenn da die Wünsche des Einzelnen und die Bitten der Bedrängten zuweilen unberücksichtigt bleiben mußten! Was lag daran? Hatte sie doch der Herzog Alle getröstet und vertröstet, und sie gingen davon fröhlichen Herzens, voll der Hoffnung, voll des Ruhmens, die Lippen überfließend vom Lobe ihres Landesherrn, der an Deutlichkeit seines gleichen suchte; Niemand aber rühmte mehr die großmüthige Freigebigkeit, den fürstlichen Edelsinn des Herzogs, als die Koryphäen der Kunst, bei denen auch in der That die bescheidensten Wünsche sich glänzend realisirten. Eben so gut hatten es die Forstbeamten, die Falconiere bis auf die Hundezüchter. Einheimische Stallmeister hatten längst einen englischen Reitmeister erhalten. Sie bildeten bis auf Pferdehändler und Piqueure eine beachtenswerthe Gesellschaft, die sich ihrer Stellung vollkommen bewußt war, und kosteten dem kleinen Staat eine große Summe.

Genau in der Tracht Ludwig XIV. gekleidet, hatte die Person des Herzogs heute in der That nicht nur viel Aehnlichkeit mit dem großen König Frankreichs, sondern es schien auch dessen feiner Esprit in ihn übergegangen zu sein. Die Hofcavaliere sahen sich veranlaßt, ihrem Herren, so gut es ging, nachzueifern; schönklingende Bonmots wurden unter ihnen ausgetauscht und man bemühte sich die Dehors mit französischer Routine einzuhalten. Unwillkürlich drängte sich dem sorglosesten Beobachter das Gefühl auf, als sei er zu einer Maskerade geladen, wo ein Jeder sich bemühe, dem eigenen, inneren Menschen französische Gedanken und Gesinnungen aufzuzwängen, um der äußeren fremden Tracht zu genügen.

Es war aber heute der ganze Glanz des kurischen Hofes entfaltet. Die Herzogin erschien ebenfalls, und mit ihr der glänzende Kreis ihrer Damen, an deren Spitze die Ceremonienmeisterin nicht fehlte.

Durch die runden in Blei gefaßten Bogenfenster des halbbrunden Saales drangen die Strahlen der Herbstsonne freundlich herein und beleuchteten die alten Wappenschilder, die an den Wänden prangten und den Ursprung der Feudalen Kurlands in Bild und Wort verdeutlichten. Fahnen und Banner der auswärtigen Potentaten zierten in Gruppen geordnet die Pfeiler des Saales, und die kurischen Banner in ihren stolzen Landesfarben verhüllten halb den goldenen Sessel, auf welchem die Herzogin an der Seite der Prinzessin Charlotte saß. Zu ihren Füßen breiteten sich scharlachrothe mit Gold befranzte Teppiche aus, auf welchen weiße goldgestickte Fußkissen lagen, und zu beiden Seiten der fahnenengeschmückten hochlehnigen Sessel reihete sich halbkreisförmig die Zahl der Damen, welche den Vorzug genossen, sich in der Nähe der Herzogin aufhalten zu dürfen. Während die Cavaliere, in Gruppen vertheilt, leise flüsternd bei einander standen, schwirrte es lauter in der Nähe des Herzogs, der, von einem Kreis seiner Günstlinge umgeben, durch eine rege, geistvolle Unterhaltung seine Zuhörer zu fesseln schien und heute in ungewöhnlich guter Laune und liebenswürdiger Heiterkeit Alle überstrahlte.

Die Herzogin, welche in fürstlicher Hofestracht erschienen war, machte den Eindruck, als trüge sie schwer an dem neuen französischen

Kopfschmuck, welchen vor einigen Jahren in Paris die mode capricieuse erfunden hatte und dessen Höhe anderthalb Kopfeslängen ausmachte. Dieses Gebäude aus Draht, Seide und Gaze, geschmückt mit Blumen, Bändern und Edelsteinen, nannte man „Fontange“ und eine jede Dame von Distinction fühlte sich veranlaßt, ihren feinen Geschmack durch die Huldigung dieser Mode zu bezeugen und so war denn die Fontange bereits auf Befehl des Herzogs von Frankreich nach Kurland eingewandert und zierte nun ganz zuerst das gebeugte Haupt der jungen Herzogin, die außerdem noch an einer unsichtbaren Last zu tragen schien. Das kostbare Obergewand aus purpurrothem Sammet, welches in eine lange mit Hermelin besetzte Schleppe auslief, konnte die auffallende Magerkeit dieser gebrechlichen Gestalt nicht verhüllen; das goldgestickte Unterkleid fiel auf die feinbeschuhten Füße herab, die auf dem weißen Atlaslappen ruhten. Die schlanken Hände, welche mit langen Handschuhen bekleidet waren und den Fächer hielten, verriethen dessen ungeachtet ein nervöses Zittern und in den fieberhaft glänzenden Blicken lag der Ausdruck geistiger Ermüdung; das Haar lag glattgeschheitelt unter der Fontange und legte sich im feuchten Glanz an die blaugärberten eingesunkenen Schläfen. Die Herzogin machte den Eindruck, als könne sie nie von einer versteckten und eben darum unheilbaren Krankheit genesen.

Ihr zur Seite überragte sie die imposante Erscheinung der Prinzessin Sophie Charlotte, die heute mit ernstern sinnenden Blicken die Versammlung überschaute. Oft fiel ein sorgender zärtlicher Blick auf die Herzogin, ein leiser Händedruck Charlottens veranlaßte diese, sich aufzurichten und ein Lächeln wie der Winter Sonnenstrahl glitt über ihr leidvolles Antlitz und die blassen Wangen erglühten in intensiver schnell dahinfliegender Röthe.

Charlotte hatte der Mode zuwider ihr Haar in edler Einfachheit ordnen lassen; nur zwei blißende Sterne funkelten zwischen den Scheitellöckern; ein ähnlicher Schmuck strahlte auf der Brust und eben solche Nestelstifte in kostbarer Fassung hielten das Oberkleid aus weißem, silbergestickten Sammet zurück und ließen die blißenden

Ranken und das glänzende Laubwerk auf dem Grund des himmelblauen Unterkleides sehen.

Dame Zawaty, die sonst selten ihren Platz in der Reihe der Hofdamen einnahm, stand heute, mit den Ellbogen leicht auf die Rücklehne gestützt, hinter dem goldenen Sessel ihrer Herrin.

Die sonst dunkle Tracht hatte Elisabeth abgelegt; ein weißes Atlasgewand, mit kostbaren Spitzen besetzt, umfloß ihre feine Gestalt, die dunkle Haube hatte einem einfachen Goldreif Platz gemacht, der das schöne Haar der Gräfin kaum zusammenzuhalten vermochte, das in einzelnen Locken frei über ihre Schultern fiel. Der einzige kostbare Gegenstand an der Tracht der Gräfin war der Fächer, der, reich mit Edelsteinen besetzt, ein venetianisches Meisterstück zu sein schien, so fein war das Laubwerk, so zart und kunstvoll war er in seinen Einzelheiten gearbeitet.

So hatte man Elisabeth Zawaty noch nie erscheinen sehen; sie trug stets einen dunklen Schleier, oder eine Haube deckte das reiche Haar. Staunende Blicke hafteten sich an ihre Gestalt, man flüsterte sich verwundert und unverhohlen Bemerkungen zu, man fragte sich, was dies zu bedeuten hätte. Dann wanderten die Blicke zu Puttkammer und Bühren hinüber. Man wußte bereits, daß die „leblose“ Gräfin eine Zusammenkunft mit Bühren gehabt und eine Unterredung mit Puttkammer gepflogen hatte.

Die Wände hatten ebenfalls Ohren gehabt und es gab Pagen beim Hofe, die für den freundlichen Blick paar schöner Augen, welche der Dame ihres Herzens angehörten, Vieles thaten, was sie hätten unterlassen sollen, und Vieles unterließen, was zu thun ihres Amtes war.

Wer vermag den feinen Hofmann und den gewandten Diplomaten zu taxiren, der, augenscheinlich im tiefsten Gespräch begriffen, doch aus den Augentwinkeln mit Blitzesschnelle alle Bewegungen der Zunächststehenden in ihren feinsten Nuancen überblickt? Wer vermag dessen feines Ohr zu unterschätzen, der das leiseste Geflüster hört und mit den Blicken das harmloseste Mienenspiel sämmtlicher Anwesenden von ihren Lippen abliest und zu entziffern versteht?

Eine jede Gesellschaft hat dergleichen diplomatische Gedankenspäher, wie jede kleine Stadt ihre Schnemons, welche den gelegten und ungelegten Eiern nachstöbern, aus welchen sie allerlei Unerhörtes zur Verdunkelung ihres Nächsten im Nest ihrer eigenen Gefinnungen ausbrüten! — Warum sollte nun nicht der kleine Hof in Kurland seine Salonschlangen haben, die Alles bezifchen, und derartige Maulwürfe, die aus Bedürfniß Alles unterminiren und benagen, was ihnen im Wege ist?

„Die Ceremonienmeisterin weiß noch Nichts davon, daß Dame Zawaty Vorliebe für bürgerliche Stallmeister besitzt, die sie in der Dunkelheit auf ihrem Zimmer empfängt!“ flüstert das Fräulein von Bittwitz dem Fräulein von Brittwitz zu.

„Bei meinen Ahnen!“ zirpte die Baronesse von Heurich; „der Herzog hat heute kein Auge für die Galen! Wie es mich dünkt, schweifte ein verstohlener Blick zu der Zawaty hinüber; adonc! welcher Geschmack! Die Person ist bereits über die dreißiger fort und will, wie es scheint, die galanten Abenteuer, welche sie im Kloster zu Krakau entriert, hier wieder anspinnen! Mon dien, bis jetzt war sie vernünftig genug und gab keinerlei Anlaß zum Aergerniß!“

„Der Galen gönne ich's schon!“ säufelte das blasse Fräulein von Bittwitz; „die ist, seit der Herzog sie bemerkt, hoffärtig und übermüthig!“

„Ihrem Lautenspiel hat sie es zu verdanken und nicht ihrem schönen Gesicht, ma chère!“ lispelte die von Brittwitz und entfaltete kokett ihren Fächer; „ich kenne Leute, die ebenfalls die Anerkennung des Herzogs beim Schäferspiel fanden!“

Und sie wiegte mit Ostentation den unbedeutenden Kopf.

„Still! die Herzogin sieht her und die Ceremonienmeisterin zuckt mit dem rechten Augenwinkel, ein Zeichen, daß man uns beobachtet!“

Das Fräulein von Galen, eine schöne Blondine, mit einem Lächeln auf den Lippen, wie der junge Frühlingstag, war die Letzte in der Reihe zur Linken der Herzogin; sie hatte heute bescheiden

diesen Platz gewählt und der Jüngste der Grafen Dohna beugte sich eben zu ihr nieder, nachdem es ihm gelungen war, wie absichtlos im Gespräch mit den Cavalieren seinen Platz zu vertauschen und der, so seinem Ziele immer näher gekommen, endlich keine Eile zu haben schien, eine andere Unterhaltung zu suchen, da diese ihn seit einer halben Stunde genügend gefesselt hatte.

In einer Fensternische stand Puttkammer und ihm gegenüber der brandenburgische Hofgerichtsrath von Franken.

„Mit Vergunst, edler Herr,“ ließ sich Franken vernehmen, indem er zuerst einen vorsichtigen Blick hinter sich warf: „ist's Euch genehm, so ziehen wir uns hier auf einen Moment zurück und Ihr gestattet mir wohl, die Frage an Euch zu richten, die ich im Auftrage des Kurfürsten zu Gunsten der Prinzessin zu thun beauftragt bin. Ihr werdet Euch erinnern, daß der Kurfürst einen vom 16. Mai 1684 datirten Brief an den Herzog abgesandt, worin er Euren Herrn um die Zahlung der Schatullengelder, Revenüen u. u. anging, welche die Prinzessin zu beanspruchen hatte. Auch werdet Ihr Euch entsinnen, ehrenwerther Herr Kanzler, daß ich die Ehre hatte, zuvor im Jahre 1683, im Monat October, hier im Auftrage meines Herrn, des Kurfürsten, zu erscheinen, während die Prinzessin an unserem Hofe weilte, und zwar in derselben Angelegenheit, wo ich aber unverrichteter Sache heimzukehren genöthigt war, sintemalen der Herzog, Euer Herr, mein Anliegen unberücksichtigt ließ, mich aber mit freundlichen Reden regalirte und mir Verheißungen auf das Jahr 1685 machte. Setzt nun, ehrenwerther Herr, da die Frist abgelaufen ist und das besagte Jahr 1685 in Bälde sein Ende erreicht haben wird, hoffe ich den Herzog sein Wort einlösen zu sehen. Es war mir jedoch trotz meines dreiwöchentlichen Aufenthalts am hiesigen Hofe bis jetzt nicht vergönnt, den Herzog in geheimer Audienz zu sprechen, um in meinem Vorhaben bei ihm zu reüssiren. Ich ersuche Euch nur submissivest, ehrenwerther, edler Herr, mir besagte Audienz zu bewerkstelligen, sintemalen die Prinzessin in zweien Tagen abzureisen gedenkt und ich nicht gesonnen bin, wieder unverrichteter Sache vor den gestrengen Augen des Kurfürsten zu erscheinen!“

„Bei meiner Ehre, dies soll Euch gewährt sein, Herr Obergerichtsrath!“ entgegnete Puttkammer fest, dem bei dem Vortrage Frankens die Röthe des Unwillens auf der Stirn entflammt war; „Ihr sollt Euch heute Abend nicht umsonst zum Herzog bemühen und es soll Euch nicht nur Gewißheit über diese schwankende Angelegenheit in optima forma werden, sondern der Herzog wird auch seine Verpflichtungen und Versprechungen sowohl dem Kurfürsten als auch der Prinzessin zu halten wissen; darauf verlaßt Euch! . . . Ich werde Sorge tragen, Euch eine Audienz für heute Abend zu ermöglichen. Nach dem lever kommt ja das Gala-Diner, wie ihr wißt, und dann wollen die Stände der Prinzessin ihre Abschiedshuldigung darbringen und die Geistlichkeit läßt es sich nicht nehmen, der Tochter ihres verstorbenen Herzogs, der noch bei ihr in frischem Angedenken steht das Segenswort am Scheidewege zu sprechen. Dies Alles nimmt den ganzen Tag in Anspruch und nun kommt, mein edler Herr, laßt uns in die Gesellschaft zurückkehren! Der vermaledeite Junker von Seltenau lehnt sich zu weit vor und spitzt die langen Ohren, um wieder in seiner Weise Alles verbriesen zu können, genau nach der Auffassung seines Hasenkopfes!“

Mit einem verdrießlichen Lächeln schob der Kanzler seinen Arm in den des Gerichtsraths, und Beide mischten sich wieder unter den Schwarm der anderen Cavaliere.

„Dab' been', brahlt!“ \*) ließ sich eine sonore Stimme vernehmen und die kräftige Hand eines stattlichen Mannes, in feinsten Hofes-tracht gekleidet, legte sich elastisch auf die Schulter Puttkammers.

Dieser fuhr erschrocken bei dieser Begrüßung zurück und schaute in ein gebräuntes Antlitz, dessen kühngeschwungene Lippen, von einem grauen Schnurrbart beschattet, diese etikettenwidrigen Worte gesprochen.

„Bon jour, monsieur!“ lachte Puttkammer, „wer wird denn bei Hofe lettisch sprechen? — Fürwahr, Freiherr, Ihr vergeßt, daß wir uns französisch fühlen als-Cavaliere comme il faut!“

\*) „Guten Tag, Brüderchen!“

„Was tu par putniau?“\*) rief der Andere und maß den Kanzler mit lustigen Blicken; „bleib' mir doch mit Deinem Firlefanz vom Leibe! Ehrliche Kurländer sind zu stolz, eine andere Jacke zu tragen als die eigene und das französische Gewinsel ist just gut für die Weibslent, die sich unter einander belügen wollen! Gerade wenn ich aufgeräumt bin, denke ich kurisch und am schönsten schimpfe ich meine Bauern in der lettischen Zunge. Gest, Brüderchen, Du hältst es auf Deinem Herrensiß zu Schloßenbeck ebenso und thust nur hier so zimperlich, justement, als wäre der Franzosengeist auch in Dich gefahren? . . . Doch, was ich sagen wollte! Um die Charlotte thuts mir leid, ist ein wackeres Frauenzimmer und hab' es mir deshalb nicht leid werden lassen, den Lederkoller gegen diesen Maskenplunder zu vertauschen; wollte sie doch noch durch ein paar Worte begrüßen. Ist aber nicht möglich, sich durch den Frauenzimmerwust, der sie umgiebt, hindurchzuarbeiten! — Saht Ihr den Prinzen Alexander nicht? Hätte auch ein paar Wörtchen für ihn — habe den Kerl als kleinen Jungen genug auf meinen Knien reiten lassen, als der Alte noch lebte; doch jetzt ist Alles anders, Alles anders, so — wie sagt Ihr doch, Puttkammer? — Alles, comme il faut!“

Noch einmal schüttelte der Freiherr dem Kanzler die Hand; dann wandte er sich und schritt stracks auf den Prinzen los, der, von den Oberräthen umringt, am entgegengesetzten Ende des Saales stand.

Der Prinz, in der altdeutschen Hofestracht seines mütterlichen Oheims, des Kurfürsten von Brandenburg gekleidet, mit dem Ordensband auf der Brust, mußte eine ernste Unterredung mit den Oberräthen gehalten haben. Eine tiefe Traurigkeit blickte aus seinen dunklen Augen, als einer der ältesten Herrn mit greisem Haupt sich nach einer langen Unterredung grüßend vor ihm neigte und sich dann eiligst entfernte. Gleich darauf trat der Freiherr an dessen Stelle und mit dem freudigen Ausruf: „Fritz von der Recke, mein väterlicher Freund!“ eilte der Prinz auf den Cavalier zu, welcher ihn ohne Umstände an seine Brust schloß.

\*) „Was bist Du für ein Vögelchen?“

In den geistvollen Augen des alten Herrn schimmerte es eigenthümlich, als er die Hand des Prinzen in der seinen hielt und ihn lange schweigend anschaute.

„Gott zum Gruß, mein Prinz!“ sprach er endlich; „möchte so gern ein Wörtchen im Vertrauen an Euch richten und brauchte nicht mehr als Eure zwei Augen dazu!“

Der Prinz schlang seinen Arm in den des Freiherrn und Beide traten, von den Blicken der Anwesenden begleitet, in eine Fensternische.

Der Herzog, obwohl im tiefsten Gespräch begriffen, hatte nicht nur die Unterredung Frankens mit Puttkammer bemerkt, sondern sein beobachtender Blick glitt auch dem Prinzen nach, als dieser mit dem Freiherrn bei Seite trat; nur ein leises Zucken der Brauen bekundete, daß diese Beobachtungsergebnisse für den Herzog keine erfreulichen sein mochten. Friedrich Casimir hegte keine Sympathie für den alten Edelmann, dem seiner Ansicht nach das „savoir vivre“ fehlte und der sich nicht scheute, auf den Landtagsversammlungen seine Meinung offen und unverhohlen auszusprechen, wenn es das Wohl des Landes galt. Der oft in lettischen Kernsprüchen des verstorbenen Herzogs gedachte und dessen Maximen und Weisheit in allen Dingen stets trotz der barocken Redeweise nicht nur von der Landmannschaft gebilligt wurden, sondern auch noch active Erfolge nach sich zogen.

Was nun Puttkammer veranlaßte, mit Franken bei Seite zu gehen, war dem Herzog nicht unklar; ein feines Lächeln kräufelte seine Lippen und, als hätte er keine Ahnung von dem, was um ihn her vorging, suchte er seiner Umgebung seine neue von ihm gedichtete Tragödie zu verdeutlichen. Ein stolzes Bewußtsein prägte sich auf seinem erregten Antlitz aus, als die Hofherrn ihr Entzücken in den schönsten Phrasen auszudrückten sich bemühten und Einer von ihnen in Emphase eine unberufene Thräne der Rührung in seinem Spizentuch auffing.

Diese Thatsache wurde jetzt durch das geräuschvolle Aufmachen der schweren Flügelthüren in den Hintergrund gerückt.

Auf Meldung des dienstthuenden Kammerherrn erschienen hinter ihm die Rätthe der Stadt, die Rechtsgelehrten und die Repräsentanten der Kaufmannschaft.

Auf einem rothsammetenen Kissen trug der älteste Rath das kleine goldgestickte kurische Wappenschild, unter welchem die Bildnisse Jacobs und Casimirs, umgeben von den Emblemen der Gewerbe und Künste, ruhten; daneben sah man, auf Elfenbein gemalt, die Stadt Mitau im Goldrahmen, mit Edelsteinen verziert.

Es sprach der Repräsentant des hochlöblichen Rathes zu Mitau mit bewegter Stimme, also:

„Gestattet uns, hochedle Frau Prinzessin von Kurland und Semgallen, unsern unterthänigsten Gruß Euch zu Füßen zu legen, und neigt Euch in Eurer Huld zu den treuen, in größter Obedienz verharrenden und ergebenen Dienern des herzoglichen Hauses! Wir wissen, daß solenniter unsre Devotion Gnaden vor Dero Augen gefunden und solche sothane Devotion in diesem kleinen Angebinde Euch, hohe Frau, zu declariren. Eure Resolution, das Land Eurer Väter zu verlassen, haben wir mit großer Affection vernommen; wir gedachten Eurer hohen Meriten, welche wir auch in Euch zu adoriren niemals aufhören werden; und wie wir von unserm Herzog Friedrich Casimir, den Gott erhalten wolle, stets dependiren werden und nach dessen Favor unser Sein und Trachten gehen soll, so gedenken wir stets in Eurer Absenz, hohe Frau, Euch die schönsten Erinnerungen zu weihen!“

Die Prinzessin erhob sich und empfing das Kissen mit gerührtem Herzen aus der Hand des weißlockigen Rathes.

Sie sprach ihren Dank in warmen, herzlichen Worten aus und versicherte, sie wolle das ehrenvolle Geschenk dieser biederen Männer eben so werth halten, wie das Andenken an ihre Heimath.

Nachdem nun die Deputation sich feierlichst sowohl vor der Prinzessin als auch vor der Herzogin und dem Herzog, der hinzugetreten war, verneigt hatte, verließ sie eben so feierlichen Schritts wie sie gekommen, den Saal.

„Wir wünschen Euch Glück, theure Prinzessin“, sprach der Herzog nicht ohne Ostentation, „zu der Ergebenheit Unseres Volkes! Diese kleine Action hat Unser ganzes Wohlgefallen, und Wir werden nicht anstehen, die Leute mit einer solennen Bewirthung zu regaliren.“

„Habt Dank, mein Bruder!“ sprach Charlotte; dann neigte sie sich näher zum Herzog und flüsterte mit bewegter Stimme: „Vor allen Dingen aber danke ich Ew. Liebden für die Berücksichtigung meiner Bitte, hinsichtlich der von mir an Euch gestellten Forderungen. Ich empfieng Abends vor meiner Abfahrt nach Libau einen Theil meiner Schatullengelber durch Puttkammer, worüber ich Euch einstweilen einen Revers ausstellen ließ.“

Der Herzog schaute sie groß und befremdet an, faßte sich jedoch schnell und sprach dann lächelnd:

„In der That, ma soeur, das ist mir lieb! Hatte es im Drange der Staatsgeschäfte beinahe vergessen; — nun — nun — Puttkammer soll mir hierüber noch referiren!“ . . . Ah, voilà, Berg von Carmel, habe Ihm noch Wichtiges mitzutheilen! avec permission, ma chère Charlotte!“ und er enteilte, um den genannten Herrn entgegenzugehen, der, den Wink des Herzogs gewahrend, hastigen Schrittes auf ihn zukam.

In der von purpurrothen Vorhängen halb verhüllten Fenstervertiefung lehnten noch immer Fritz von der Recke und der Prinz, in eifriges Gespräch vertieft. Zwar war der alte Freiherr beim Erscheinen der Stadtdeputirten einige Schritte vorgetreten und hatte während der Rede des greisen Rathsherrn wohlgefällig das Haupt geneigt, aber weder er noch der Prinz verließen, wie die Andern, ihre Plätze, und der düsterlodernde Blick Alexanders bewies, daß der Gegenstand ihrer Unterredung jetzt kein erfreulicher sei.

„Ja, mein Prinz,“ fuhr Recke in seiner Rede fort, „glaubt es, mir altem Kerl schwillt oft die Leber beim Anblick dieser vielfachen Allotria! Ich bin kein Anschwärzer und will von unserm Herzog den Gott erhalten möge, nicht unreputirlich reden; au contraire, er ist tugendbelobt und ritterlich zu nennen; allein diese vermaldeiten Amüsemens, diese verflixten galanten Fadaisen stehlen nicht

nur dem Herrn Friedrich das Geld aus dem Säckel, sondern auch noch die Aufmerksamkeit für das Wohl unseres Landes fort! Meine Intervention gefällt ihm verflucht wenig und auf den Landtagsversammlungen opponirt er mir stets, daß die Engel im Himmel dazu pfeifen. Zwar lasse ich mich dadurch nicht einschüchtern, aber justement Erfreuliches heßt man bei den Kaufereien nicht aus und wo die Galle im Topf mitkocht, wird die Suppe bitter! . . . . Was ist da zu ändern, Prinz? Euer Vater, hochselig, hat's erarbeitet, und der Sohn — na, die Einsicht kommt mit den Jahren und die Erfahrung ist die beste Zuchttruthe!"

Schweigend drückte der Prinz die Rechte des alten Herrn und sein finsterner, gedankenvoller Blick verhehlte nicht, daß er die Meinung des Freiherrn theile.

Der Alte fuhr fort:

„Prinz Ferdinand gefällt sich zu sehr im Auslande und könnte mit seinem Verstande und wackeren Herzen dem Bruder Erfleckliches nützen; Ihr aber, mit Verlaub zu sagen, haltet es mit dem Brandenburger und werdet Eurer Vaterlande vollends untreu. Zwar findet ein heißblütiger Ritter und thatendurstiger Jüngling wenig Spielraum in unserem Ländchen, und ich kann's Euch platterdings nicht verargen, daß Ihr Euch davon macht. Die Hantirung im freien Felde, wo Pflug und Egge arbeiten, steht Euch wenig zu und zum Zeitvertreib das Bauerngesindel in Raison zu halten, ziemt nur den alten Gesellen, die das Schwert wacker geschwungen in der Jugend und jezt nur noch mit der Zunge dreinzuschlagen verstehen, wenn es Noth thut! — Es ist uns wahrlich leid, daß Ihr scheidet, aber wir zürnen Euch darob nicht; Denn hätten wir nicht Waidmannslust und Becherfreude unter unsern Kumpanen, so wär' es uns gar bald zu Sinnen, wie dem ruppigsten Weibsbild, dem der Faden am Spinnrocken unter den widerspännstigen Fingern zerreißt. Ich meine die Ungebuld schläge bei uns auch zum Dache hinaus!"

„So ist's, mein edler Freund!" nickte der Prinz; „ein Jeglicher steckt sich sein Ziel nach eigenem Ermessen und nach innerer Ueberzeugung. Ferdinand thut wohl daran, sich nicht in die Staatsgeschäfte

Friedrichs zu mischen; er gedenkt gar Weise des Geschicks unseres Vorfahren, des Herzogs Wilhelm. Denn, wie man nicht zweien Herren dienen kann, eben so können auch zwei Herren zu gleicher Zeit sich nicht die Liebe eines Volkes erwerben, und wären sie selbst gleichen Sinnes! Ich aber diene meinem Ohm, dem großen Kurfürsten, von ganzer Seele, wie ich einem Zweiten zu dienen nicht vermöchte, und fröhlicher zog niemals ein Soldat zu Felde, als ich es unter seinen Bannern thue; — bei Gott, mein wackerer Fritz, Ihr sollt bald von mir hören und stolz sein auf des Brandenburger's Kriessoldaten!"

Seine Augen leuchteten in Begeisterung und ein Schimmer von Freude und Glück flog über das ernste Antlitz des jungen Helden.

"So recht, mein Prinz, so recht!" rief Fritz von der Recke wohlgefällig und maß mit freudigen Blicken den Jüngling; "Ihr seid ein ganzer Mann! Doch hütet Euch vor Tollkühnheit, laßt Euch die jungen Glieder nicht unnöthig im wilden Kriegsgetümmel verschimpfren und Euer edles Angesicht durch Pulverdampf nicht gar zu sehr verhunzen — stürzt Euch nicht in Gefahr für die verlorene Sache, die selbst verloren ist, ob tausend Leben dran verbluten und denkt an Die, die Rechte an Euch haben! Kämpft für die schöne Sache, doch wahret Euer Leben, damit Ihr Zeit gewinnt, für manche edle Sache noch zu kämpfen! Dies leg' ich Euch ans Herz, mein Prinz; Ihr wißt, ich bin ein alter Kämpfe, und in der Tapferkeit verehr' ich mir den Mann, und zählte ich zwanzig Jahre minder und wär' der Weibslent' bar, die mir zu Hause flennen, bei Gott, ich zöge an Eurer Seite den Degen vom Leder und haute lustig in die Türkenhunde ein, so lustig, Prinz, glaubt es mir! Doch, daß Ihr's wißt, es molestirt mich die Geißel des Alters nicht wenig, ich meine, die vermaledeite Gicht in den Gebeinen!"

"O edler Freund, wie oft gedenke ich Eurer Heldenhastigkeit! Umsonst tragt ihr nicht den edlen Namen von der Recke;" denn reckenhaft ist Euer Sinn und Wesen, und alle Kriegslust, die ich in mir trage, habt Ihr in meiner Jugendzeit nicht wenig angefaßt;

denn lehrtet Ihr nicht den Knaben, in Euerer Rüsttkammer mit der kleinen Faust das wuchtige Schwert heben, und stülptet Ihr nicht selbst auf mein festes Haupt den schweren Helm des großen Schwedenkönigs? Fürwahr, noch kenne ich sie alle die lustigen Geschichten der alten Kriegsgesellen, der alten Helden von Kurland und Semgallen, die Ihr so schön dem Knaben einst erzählt, und wißt Ihr, Fritz, daß ich das alte Barusliedchen noch im Gedächtniß trage, das ich auf Euren Knieen reitend schnell erlernt. Hört zu, ich kann es noch!"

Und der Prinz summt leise, während Fritz von der Recke vergnügt den Takt in der Luft schlug:

„Herrmann!

Slä Lärm an!

La piepen, la trummen,

De Kaiser will kummen

Mit Hammer un Stangen

Will Herrmann uphangen!

Un Herrmann

Slaug Lärm an,

Leit piepen, leit trummen;

De Fürsten sint kummen

Met all' ehren Mannen,

Sewt Barus uphangen.“

„Meiner Seel!“ rief der Alte; just wie ich's Euch gelehrt! Doch haben wir vergessen, daß wir bei Hofe, mein Prinz, ein Glück ist's, daß wir im Getümmel unbeachtet blieben!“

„Nicht ganz, mein Freund, nicht ganz!“ sprach Alexander, der das Gesicht nach dem Vorhang gerichtet, bemerkte, wie zwei weiße Finger diesen plötzlich fahren ließen, so daß er hin und her schwankte; „Weiberneugier kann's selbst nicht verwinden, zwei Männer ungestört zu lassen; doch ich glaube, die Priesterschaft erscheint, um uns den Segensgruß zu bringen; da darf auch ich nicht fehlen. Kommt, laßt uns gehen!“

Der Superintendent im Gefolge anderer Prediger, im schwarzen Talar, das funkelnde Kreuz auf der Brust, stand jetzt mit erhobenem

Arm vor Charlotte, die auf dem weißatlasenen Kissen knieend den Segensspruch zum Abschied empfing; dann trat der Prinz hinzu, und indem er Charlottens Platz einnahm, neigte auch er demüthig sein Haupt, und derselbe treue, ehrwürdige Geistliche, welcher dem Herzog Jacob die letzte Delung gereicht hatte, segnete heute zwei Glieder dieses Fürstenhauses — vielleicht zum letzten Mal!

Mit diesem feierlichen Act war das Iever beschlossen, und der Herzog schritt ungewöhnlich ernst, die Herzogin führend und von seinen Gechwistern und den vornehmsten Gästen gefolgt, in den reichgeschmückten Banquetjaal. Zwei Mohren in scharlachfarbener Livrée verjahren die Dienste des Schweizers oder Portiers und standen starr, nur die glänzenden Augen rollend, an der Thür, durch welche der prächtige Zug schritt. Von der mit Laubwerk geschmückten Gallerie tönte liebliche Musik herab, und das Heer der Dienerschaft harrete am entgegengesetzten Ende des Saales, der Winke ihres Oberherrn.

Nachdem nun der Herzog seinen Platz an der Seite der Herzogin eingenommen, zu deren Rechten die Prinzessin saß, während der Prinz sich auf seinen Platz zur Linken des Herzogs begeben, placirte sich der Dameukreis nach seiner Rangordnung den Cavalieren gegenüber und nahm so die eine Seite der ganzen Tafel ein. Fritz von der Recke hatte mit einem kurzen lettischen Gruß zwischen Berg von Carmel und dem Freiherrn von Schöpping Platz genommen, während Buttammer neben dem Prinzen, an der Seite des älteren Grafen Dohna saß, und die jungen Hofcavaliere sich wiederum nach ihrem Range am unteren Ende der Tafel zurechtanden.

Jetzt entwickelte sich ein reges Leben unter der Dienerschaft. In langen Reihen wanderten sie geräuschlos auf und nieder, auf glänzenden Tabletzs süßduftende Speisen tragend, und die herzoglichen Mundschinken beeilten sich, die silbernen weitgebauchten Kannen und Krüge mit feurigem Weine zu füllen, während der fürstliche Trechant seine prüfenden Blicke über die Anzahl der gefüllten Kapapunen und glacirten Fasanen schweifen ließ, die selbst im gebrauchten Zustande noch die ehemalige Form behalten hatten, und nun

auf einem Kranz von fremdländischen Gewürzen ruhend des Zerlegeinstruments harreten.

War es der Gedanke an die bevorstehende Scheidestunde? — Die weiße Stirn des Herzogs war unwölkt, und seine Schwermuth gab keinerlei Veranlassung zu heiteren Tischgesprächen, die Herzogin ließ alle Speisen unberührt an sich vorübergehen und schien nur Ohr zu haben für die leise geflüsterten Worte der Prinzessin, während der Prinz, ebenfalls still vor sich hinblickend, den Wein in kleinen Zügen schlürfte und aufmerksam der Rede Frankens lauschte, welcher dem Kanzler die Zustände Brandenburgs schilderte.

Der Herzog winkte dem Mundschenk, und dieser brachte einen hohen Becher aus getriebenem Golde, mit dem von Edelsteinen umgebenen Wappen der Kettlers geziert, füllte ihn selbst bis zum Rande und bat dann in wohlgelegter Rede die hohe Versammlung, mit ihm auf glückliche Abfahrt und eben so fröhliches Wiedersehen seiner fürstlichen Geschwister zu trinken. Nachdem er getrunken, reichte er den Becher der Herzogin, diese der Prinzessin, welche ihn der Ceremonienmeisterin übergab; darauf durchwanderte der Pokal die Reihe der Hofdamen, welche zierlich aus ihm nippten. Nachdem nun auch der Prinz Bescheid gethan, reichte er den Becher dem alten Freiherrn hin, und dieser füllte ihn von Neuem; dann erhob er sich in seiner ganzen stattlichen Länge, überhaupte mit freundlich klaren Blicken die Tafelrunde, erhob den Pokal und sprach also:

„Mit hoher Gunst sei es einem alten Vasallen des herzoglichen Hauses gewährt, den Abschiedstrunk nach altem Brauch mit warmem Segensspruch zu würzen! Dies will ich, hochbeprobte Frau Prinzessin, im Angesicht der treuen kurischen Brüder gern vollbringen und tief beklagen, daß zu unser Aller Leidwesen Ihr aus dem Lande Eurer Väter scheidet. Ich meine, hohe Frau, daß alle heiligen Heerschaaren Euch den Weg bereiten und wir in Hoffnung eines fröhlichen Wiedersehens in Treue stets zu Euch verharren wollen! Ihr aber, vielgeliebter Prinz, gedenket unser in Freud' und Leid, und wenn Ihr ruhmgekrönt den Fuß einst heimwärts wendet, dann

findet Ihr die treuen Herzen Eurer Landesgenossen wieder, die freudig Euch zu aller Zeit entgegen schlagen! Ich aber meine, es schütze Euch die Hand des ewigen Gottes, und rufe mit anderen Heimathsbrüdern als gut Valet den kurischen Segensspruch Euch nach: Deews palihds!“\*)

Hierauf setzte Fritz von der Necke den Pokal an seine Lippen und leerte ihn auf einen Zug.

Noch nie war ein Festessen in den herzoglichen Banquetsälen so würdig und in so ernster Stimmung beschlossen worden.

Noch lange nach beendeter Tafel schritt der alte Freiherr mit dem Prinzen Alexander und der Prinzessin Charlotte in traulichem Gespräch im Saale auf und nieder und als der alte Cavalier sich beim Abschied auf die Hand der Prinzessin neigte, da küßte diese tiefbewegt das greise Haupt und lange noch standen die fürstlichen Geschwister Arm in Arm am Fenster und schauten der davoneilenden Carosse nach, welche ihnen den ältesten und treuesten Freund des Vaterhauses entführte.

Am Abend desselben Tages saß der Herzog in seinem Cabinet, bekleidet mit einem leichtfeidenen, mit kostbarem Pelzwerk verbrämten Mantel, der ihm bis zu den Füßen reichte, in seinem weichen Sessel vor dem Ramin, die feinbeschuhten Füße auf ein kleines Tabouret gestützt, dem sanftglimmenden Feuer zugekehrt. Während seine Rechte eine kleine Tasse Chocolate an die Lippen führte, stand ein junger Page mit einem Körbchen feinen Backwerks ihm zur Seite und harrete, bis die weißen Finger des hohen Gebieters hie und da den kleinsten aber süßesten Bissen auswählten, um ihn in die Chocolate zu tauchen. Nach einer Weile nahm der Page auf einen Wink des Herzogs das Trinkgeschirr und entfernte sich lautlos, während nun Friedrich Casimir, das Haupt in die weiche Lehne gedrückt, mit halb geschlossenen Augen die versäumte Siesta nachholte.

Das halbrunde Gemach enthielt außer einem großen Marmorstück an der linken Wand, über welchem ein großer Spiegel in

\*) Gott helf!

Goldrahmen hing, der mit dem über dem Ramin von gleicher Größe war, eine Menge weicher Divane und Sessel, die ungeordnet in der Mitte des Zimmers umherstanden. Weiße Smyrnaer Teppiche bedeckten vollständig den Boden und dämpften jeden Schritt; kostbare Vorhänge verhüllten den Eingang zum Schlafgemach des Herzogs, sowie die Thür, welche nach außen führte, und die verschleierte Fenster hinderten das Tageslicht vollends am Hereindringen. Die rosenfarbige Ampel, welche von der Decke herabhing und das Gemach mit röthlich magischem Licht übergießt, beleuchtete die Marmorstatuen der Diana und der Juno; es schien als pulsire Leben in den Adern dieser weißen Gottheiten, die erröthend ihren stolzen Nacken über die Blumen und Schlinggewächse neigten, welche vom Boden aus sich zu ihnen emporrankten. Diese Behausung wäre dem Tempel der zarten Weiblichkeit ähnlich gewesen, wenn nicht zwei eiserne geharnischte Ritter, welche mit blanken Schwertern in der Hand den Ausgang bewachten, dem Gemach einen anderen Character verliehen hätten. Auch deutete das herrliche Tigerfell mit glänzendem Gebiß und feurigen Augen in einer Wandvertiefung, auf welchem kostbare Waffen in großer Auswahl bis zum Jagdmesser hinab in schönster Ordnung gruppiert waren, auf kriegerischen Sinn und feste Waidmannslust. Außerdem schliefen am Eingang zwei schöngesleckte und wohldeffirte Jagdhunde und öffneten schnell die klugen Augen, ohne sich jedoch zu regen, wenn ein leises Geräusch vom Nebengemach aus zu ihnen hereindrang. Noch immer regte sich der Herzog nicht, und als nach einer Weile die Hunde wedelnd sich erhoben und auf einen Wink Puttkammers, der geräuschlos hereingetreten, leise hinausschlichen, und der Kanzler sich geduldig in einen Sessel fallen ließ, um den Schlaf des Herzogs nicht zu stören, da schien es, als theile er die Müdigkeit seines Herrn; das sorgenschwere Haupt des Mannes, der die Last der Staatsorgen auf seinen Schultern trug, lehnte eine lange Weile auf der Brust, herabgesunken, und die Gedanken wogten auf und ab und bestürmten die Seele, daß sie keine Ruhe fand; die geschlossenen Augenlider ließen den immer klaren Blick unverhüllt, der weit hinaus sah und die ferne Zukunft überschaute.

Endlich regte sich der Herzog, delunte sich behaglich und nickte mit freundlichem Lächeln dem Kanzler zu, der sich eilig emporrichtete.

„Bleibt sitzen, mon ami, wir sind hier unter uns, laßt uns ein wenig plaudern! Was giebt's Neues? Ist der Hector gut eingeritten? Der Stallmeister versprach ihn mir zur nächsten Jagd? Wie weit sind wir mit dem Bau des neuen Fasanenhauses zu Neugut? Parbleu, die Kerle müssen sich beeilen! Ich will bei gutem Wetter eine Fahrt dahin unternehmen und dann zugleich die Hundezucht ein wenig inspiciren. . . . Doch à propos, was wollte denn der Franken von Euch?“

„Er bat um die Ehre einer vertrauten Unterredung für heute Abend.“

„Parbleu, Puttkammer, Wir haben dem Gahlen und den Dohnas eine Parthie tre—sette zugesagt!“

Puttkammer zuckte die Achseln.

„Ist mir leid, aber indem ich im Sinne Ew. Liebden zu handeln gedachte, habe ich ihm diese bewilligt und zwar zur achten Stunde. Auch folgt der Rentkämmerer mir auf dem Fuße.“

„Diable, Kanzler, seid Ihr toll!“

„Ich dünkte, Durchlaucht,“ sprach der Kanzler unbeirrt, „es wäre Zeit, daß Ew. Liebden dem Kurfürsten das herzogliche Wort einlösten; denn Franken dürfte nach zweimaligem Anklopfen nicht abzuweisen sein, ohne das unsere Reputation einen bedenklichen Stoß erlitte!“

„Mon Dieu!“ seufzte der Herzog; „diesen Leuten fehlt in vollem Maße das, was man in der feinen Welt „savoir vivre“ nennt!“

Er klingelte. Zwei Pagen erschienen zu gleicher Zeit.

„Bringt Uns das Wamms und die Perrücke!“ befahl er.

Nach beendeter Toilette entfernten sich die Pagen, und der Herzog wandte sich zu Puttkammer, welchem er forschend in die Augen sah.

„Wir sind im Glauben, Herr Kanzler, Ihr hättet der Prinzessin Wünsche zum Theil erfüllt. Denn heute empfangen Wir den

Dank für eine durch Euch gezahlte Summe. Wollt Ihr um der Prinzessin willen die Herzogliche Schatulle vollends leeren?"

„Bestürzt wich der Kanzler einen Schritt zurück, faßte sich jedoch rasch und sprach entschlossen:

„Ich habe in der That auf Bitten der Prinzessin ihrer ersten Kammerfrau, der Gräfin Zawaty, einen Rechnungsbericht über die an Ew. Liebden zu richtende Schuldforderung einhändigen müssen: die Prinzessin macht in ihrer Güte zu viel Aufhebens von dem kleinen Dienst. Es scheint indeß, daß der Dame Zawaty durch einen bösen Zufall gewisse Papiere abhanden gekommen, und sie befürchten mußte, den rechten Einblick in diese Sache zu verlieren. Aus Mißtrauen gegen Ew. Liebden geschah dieses sicher nicht und nur so erkläre ich mir die Dankesgefühle der Prinzessin, die ihres Lieblings Unachtsamkeit mit edler Milde zu bestrafen pflegt!“

„Um, so könnte es sein, so präsumiren Wir jetzt auch!“ nickte der Herzog erleichtert; „so habt Ihr der Zawaty für die Prinzessin nichts eingehändigt, als jenen Bericht und mit ihm keine Summe Geldes? Sonderbar!“

„Nicht einen Schilling! Doch hoffe ich Ew. Liebden jetzt geneigt zu finden, der Prinzessin eine bestimmte Jahresrente, zu eben so bestimmter Frist, in Brief und Siegel zu bewilligen?“

Gemach, gemach, mon chér! Ihr sagt, die Gräfin habe einen genauen Einblick in diese Angelegenheit gewinnen wollen. Parbleu, das leid' ich nicht! Es ist genug, das unser Ohm, der Kurfürst, sich in unsere Händel mischt! Die Weiber bleiben fern, versteht Ihr wohl? — vollends diese Frau, die feindlich schaut, sobald ihr Auge den Unsrigen begegnet! Obwohl sie sich heute bei Hofe in neuer Schönheit zeigte, mißtrau' ich ihr. . . . Unergründlich wie das Meer scheint diese Frau und eben so gefährlich, wie ein stilles Wasser, in dessen Tiefen dunkle Geister walten. Man sagt, sie sei sehr unglücklich. Wißt Ihr Nichts von ihr?“

„Durchlaucht, es gehen der Gerüchte viel am Hofe, doch schwagt ein Mann nicht gerne mit den Weibern, die Scheelsucht in den Augen und auf der Zunge tragen. Fast scheint es mir, daß auf

dem Grunde dieser Frauenseele vielleicht gar manches Kleinod still begraben liegt, wie auf dem Meeresgrund die köstlichste der Perlen! Doch verzeiht, Durchlaucht, ich höre Stimmen! Die Zeit ist da und Franken hält heute Wort wie immer! Drum bitte ich Ew. Liebden, ihm freundlichst zu gewähren. Es thut bei Gott und allen Heiligen Noth, den Kurfürsten zu versöhnen!"

Der Herzog sah dem Kanzler gedankenvoll in das erregte Angesicht.

"Thut was Ihr wollt, Puttkammer. Ihr wollt ja doch das Beste!"

"Der Obergerichtsrath Franken, in Begleitung des Rentkammerers!" meldete der dienstthuende Kammerherr.

Der Herzog winkte gnädig mit der Hand.

Nach Verlauf einer halben Stunde ging Franken in Begleitung des herzoglichen Rentkammerers davon; nur trug Ersterer jetzt mit zufriedener Miene die grüne Mappe unterm Arm, welche vordem der Reutebeamte getragen hatte, und seine Finger glitten leise über das versiegelte und mit der herzoglichen Unterschrift versehene Dokument, dessen Inhalt auf Gewährung einer lebenslänglichen Rente pro alimentis für die Prinzessin lautete, welche, vom Jahre 1684 gerechnet, die Summe von 2000 Rthlr. jährlich ausmachte.

## Kapitel X.

### Ein Unzufriedener.

Ein rauher Herbstwind, vermisch't mit kalten Regenschauern, wirbelte den letzten Blätter-schmuck des jungen Laubwaldes, den Jansche Kalning vor fünf Jahren eine Viertelwerst von seinem Hause angepflanzt hatte, in goldgelben und rothbraunen Büscheln in die Luft; die jungfräulichen Birken schüttelten unwillig ihre Zweige, die gänzlich blätterlos wie struppiges Haar im Winde hin und herschwankten, und nur die Tanne, der immer grüne Baum des Nordens, breitete ihre dichten Zweige in unveränderlicher Frische über die Gräber an der Rückseite des Hauses, beschattete das Dach desselben und ragte mit den grünen Spizen noch weit über den Hügel hinaus, an welchen sich das Häuschen lehnte.

Endlich hatte der Sturmwind sich ausgetobt und gönnte nun der Sonne ein paar warme Blicke auf die erschreckten Herbstblumen, die am Wiesenrain, von der Sense der Mäherin verschont, noch einmal zu blühen versuchten.

Das verjagte Geflügel verließ gackernd und schnatternd das schützende Dach der Hütte, wo es mit den Hunden zusammen Zuflucht gefunden und bald lockte der buntgefiederte Haushahn die Hühnerschaar ins Freie und scharrete ihr mit der Uneigennützigkeit eines musterhaften Gatten die zerstreuten Samenkörnchen aus dem Sande. Plötzlich stob die gefiederte Gesellschaft mit lautem Geschrei auseinander vor Wannax, der mit gewaltigen Sähen mitten unter sie sprang und so seinem Herrn den Weg bahnte, den dieser nehmen wollte. Janschens Blicke aber irrten suchend bald nach links, bald nach rechts, bis er endlich kopfschütteln dem Hunde

folgte, welcher webednd unter der Tanne am Hinterhause verschwunden war.

„Inco, mein Junge,“ sprach der Alte mit sanfter Stimme, „was thust Du hier bei den Gräbern? Das Gras ist naß, der Boden kalt. Du hättest Grund, nach Deiner Krankheit die Wärme mehr zu suchen!“

Der langaufgeschossene Bursche von ungewöhnlich hagerer Gestalt, in welchem wir Inco wiederfinden, erhob sich schweigend und trat gebückt unter den Tannen hervor, gefolgt von Jansche, der ihn mit besorgten Blicken musterte.

„Geh' in die Stube, Junge!“ rief er ihm nach, als er sah, wie der Jüngling auf den Brunnen zuschritt und sich auf dessen Rand setzte.

„Daß mich hier!“ entgegnete Inco; „siehst Du denn nicht, wie warm die Sonne noch zu scheinen vermag? Mir thut die Luft wohl. Ich mag die dunkle Stube nicht!“

„Meinetwegen,“ sprach der Hundewärter, der sich langsamen Schrittes näherte; „aber es wird nicht lange dauern, so treibt der Wind sein Wesen noch toller als zuvor!“

„Desto besser!“ lachte Inco, und dies Lächeln stand zu dem hagern Gesicht mit den tiefliegenden, dunklen Augen nicht schön; die bleichen Lippen zuckten schmerzlich, als Jansche ihm eine Handvoll reifer, rother Kranichsbeeren hinhielt, die er im nahen Wiesengrund für Inco gesucht hatte.

„Da, nimm dies, es wird Dir das Herz erfrischen!“

„Daß nur, Jansche!“ sprach der Jüngling abwehrend; „ich mag nicht essen!“

„Deshalb, mein Junge, magerst Du täglich immer mehr ab!“ sprach der Bauer bekümmert; „wenn ich wüßte, daß es gut für Dich wäre, so ginge ich mit Dir in die Stadt, um einen Arzt für Dich zu suchen.“

„Mir hilft der Arzt nicht, Jansche!“ sprach Inco finsternen Blickes; „Du hättest mich nur nicht belügen sollen, und Alles wäre anders geworden!“

„Ich Dich belogen? Junge, bist Du toll?“ brauste Zansche auf; die Lüge sei die Wurzel alles Bösen, sagte der Vorsänger noch neulich, als ich ihm meinen Ferding brachte für das Gottesmahl, und er es mir nicht glauben wollte, daß es der einzige sei, den ich besitze. Wie sollte ich alter Mann, der keinen Hund betrügt, Dich, mein Junge, belogen haben? Geh', geh', Du Racker, was narrst Du mich!“

Und Zansche gab sich Mühe, heiter dreinzuschauen, was ihm ein komisches Aussehen gab und nicht recht zu dem struppigen, rauhen Menschen passen wollte; er rückte Inco um einen Schritt näher und setzte sich dann behutsam neben ihn auf den Brunnenrand.

„Nun sollst Du mir sagen, warum ich ein Lügner bin!“

„Ja, das will ich endlich!“ sprach der Jüngling und eine helle Röthe flammte über das bleiche Gesicht; „hast Du mir nicht erzählt, daß die Juden die Kinder der Christen schlachten und sich mit dem Blute von ihren Sünden zu reinigen suchen? Hast Du mir nicht gesagt, daß sie den Säuglingen das Herz aus dem warmen Leibe reißen, um ihr Gebrechen zu heilen, wenn sie mit ihren blöden Augen auf den zuckenden Leichnam eines Christenkindes sehen? Das Alles ist scheußlich erlogen! Ich habe Jahre gebraucht, um endlich einzusehen, daß Du ein nichtswürdiger Lügner bist!“

Begungslos mit offenem Munde, einem ägyptischen Götzenbilde ähnlich, starrte Zansche seinen Bögling an.

„Ja, ich bin nicht verrückt, wie Du glaubst!“ fuhr Inco leidenschaftlich fort; „die Juden sind frommer als wir und was mehr ist, tausendmal klüger als wir dummes, plummes Bauernvolk! Ich sage Dir, Zansche, daß zwischen mir und der Judith ein gewaltiger Unterschied ist. Sie ist vornehmer als ich, denn sie ist klüger als der klügste Zigeunerknabe!“ Ein bitteres Lächeln verzerrte Incos Züge; schweigend kreuzte er die Arme über der Brust und starrte unverwandt auf den Boden.

Zansches Starrheit war jetzt in so weit gewichen, daß er eine Handbreit von Inco weiter vorrücken konnte; aber Furcht und Besorgniß waren größer als der Zorn in ihm, und mühsam stotterte er:

„Inco, mein Junge, Du träumst — besinne Dich — sieh mich an, ich bin es Jansche, Dein Freund! Ich thue Dir nichts — um Gotteswillen, sei gut zu mir!“

Inco erhob langsam den Kopf und sah in die treuen Augen des alten Mannes, der in seiner Unbeholfenheit einen jämmerlichen Eindruck machte, es war, als käme die Reue über den Knaben — er streckte die Hände aus.

„Komm nur näher, Jansche, und hör' mich an! Ich will Dir Alles sagen; aber nimm Deine Gedanken zusammen, daß Dir nichts entgehe, was ich Dir mitzutheilen habe, und Du wirst sehen, daß ich weder toll, noch so schlecht bin, wie Du mich oft gescholten hast!“ Gehorsam, wie ein willenloses Kind saß der Alte da, und faltete seine schwieligen Hände friedfertig über den Knien zusammen, während seine stark ergrauten Haare das auf die Brust gesenkte Gesicht beschatteten; dann und wann warf er einen scheuen rathlosen Blick aus den Augenwinkeln nach seinem Bögling hin.

Ein ungeheurer Schreck war ihm in die Glieder gefahren. Inco mußte toll oder verhext sein; das stand fest; der Hundewärter glaubte einst gehört zu haben, daß man einen Besessenen nicht durch Widerspruch reizen dürfe, wollte man ihn nicht rasend machen. Er beschloß daher, auf alle unsinnigen Ideen Incos bereitwillig einzugehen und ihm sein jammervolles Ende nicht zu erschweren. Denn sterben mußte der arme Junge gewiß!

Jansche stöhnte bei diesem Gedanken aus tiefer Brust, und es war ihm zu Muthe, als könne auch er jetzt nicht mehr unerschrocken den Tod erwarten. Doch vielleicht giebt es noch ein Mittel, ihn zu retten. Ja, die alte Spinnerin im nächsten Dorfe weiß viele Zaubersprüche gegen Verhexung und allerlei anderes Unglück, und er erinnerte sich, daß sie einst einen Tollern durch allerlei Zaubersprüche gerettet hatte.

So calculirte der Alte, und bald verlor er wieder alle Hoffnung, wenn er schüchterne Seitenblicke in die wilden Augen senes Bögling's warf; in seinem Gehirn wirbelte Alles durcheinander, während sein gutes Herz von Furcht, Mitleid und Hoffnungslosigkeit bestürmt wurde.

Endlich dachte er garnichts mehr, und wie seine Augen so ins Aeere hineinstarrten, hörte er schließlich was Inco sprach, und es befremdete ihn plötzlich, daß die Worte des Knaben immer ruhiger wurden, und seine Stimme einen tiefen, melancholischen Klang annahm.

„Es ist mir bewußt, Zansche, daß Du aus Nachsicht mich nicht zur schweren Arbeit gezwungen hast, seit die Pappy fort ist; aber Du hast mir auch keine andere Arbeit gegeben und hast mich gehen und thun lassen, was ich wollte. Ich bin gegangen und habe oft gethan, was vielleicht unrecht war. — Du warst so gut gegen mich, und ich habe Deine Güte mißbraucht. Meine Hände sind feiner und weißer geworden, aber meine Gedanken waren oft sehr schwarz und schlecht, und ich habe mir Dinge gewünscht, die herbeizuwünschen mir bei der schweren Arbeit nie in den Sinn kam; ich habe mit scheelen Augen auf die Stadtjunker blicken gelernt, ich habe gesehen, daß man aus den Büchern die Weisheit nimmt, um klug und weise zu werden und daß man, selbst in Lumpen gehüllt, die Weisheit der Vornehmen besitzen kann. Das Alles habe ich gesehen und habe Dich dafür gehaßt, daß Du aus mir ein Lastthier zu machen gedachtest, wie Du selbst eins bist!“

Beim Beginn von Incos Rede hatte der Hundewärter langsam den Kopf erhoben und sich endlich ganz ausgerichtet, um den Knaben verwundert anzuschauen. Sein Erstaunen wuchs immer mehr, je weiter Inco in seiner Rede fortfuhr. Das klang ja ganz vernünftig, und was er da von Liebe und Güte sprach, so fremd aber so gut, daß Zanschens Augen sich mit Thränen füllten: allein — jetzt wieder sollte der Alte ein Lastthier sein und Inco dasselbe werden — nein! so konnte nur ein Verhexter oder ein Toller sprechen! Denn glücklicher, zufriedener und geehrter in seiner Stellung fühlte sich Niemand als er, der Hundewärter. Es war doch wieder nichts mit dem Vernünftigsein des armen Jungen!

„Hörst Du mich, Zansche!“ fragte Inco und griff nach Zanschens Arm.

Dieser schrak heftig zusammen.

Jetzt kommt die Tollheit! dachte er; dann antwortete er zitternd:

„Sa wohl, ja, mein lieber Junge — aber sei mir nur nicht böse!“

„Und siehst Du, Fausche,“ fuhr der Knabe fort, „ich habe, oft tagelang, den Gesprächen der herzoglichen Dienerschaft gelauscht und habe mich, durch die Nachsicht der Schloßleute dreist gemacht, in die Vorzimmer der Pagen geschlichen und ihnen kleine Dienste geleistet, wofür ich das schöne Wamms, über welches Du gespottet, zum Geschenk erhielt.“

Dort habe ich viel gehört und noch mehr gesehen; ich verstand die Sprache nicht, und da man dies wußte, so gab man sich auch gar keine Mühe, sich vor mir Zwang anzuthun. Ich habe so viel Lug und Trug entdeckt bei diesen feinen Junkern, daß mich die Lust anwandelte, auch ein solcher zu werden, um ihnen einmal für ihre Nichtswürdigkeit ins Gesicht schlagen zu können! Du armer, alter, ehrlicher Teufel hast ja keine Ahnung von der Schleicherei, von der Lügenhaftigkeit, und von der Feigheit dieser gepuzten, feinen, zierlichen Stadtleute! Freilich giebt es auch dort gute Menschen wie Du, nur viel schöner, viel feiner, mein alter Freund; doch die müssen viel leiden und würden vielleicht wünschen, ein armer aber sorgloser Bauersmann zu sein! . . . .

Doch höre weiter:

Da kam die Krankheit und ich war erfreut, Dich an meinem Bette sitzen zu sehen, wie Du mit den zärtlichen und geschickten Händen einer Frau mir den Trank aus den rothen Beeren bereitet, um meine brennenden Lippen zu nezen. Und als Du mich in der Nacht, wo ich zu sterben vermeinte, auf die Arme nahmst und mich auf dem Strohlager bettetest, auf das Du alle Lämmerfelle mir zum weichen Pfühl angehäuft und Deine heißen Thränen meine Stirn nezten. Sa, leugne es nicht und wende Dich nicht ab! Da gelobte ich mir, Dich nicht mehr zu erzürnen durch bösen Widerspruch, da gelobte ich mir, Dir Alles zu sagen, und wenn Du aus bösem Sinn die Juden verleumdetest, Dich auch dafür nicht zu hassen, sondern Dich, so gut es mir gelingen wollte, eines Besseren zu überzeugen, und wenn Du hartnäckig bleibst, Dich für immer zu verlassen! Nein,

sprich jetzt nicht, ich will keine Entgegnung von Dir! Du sollst mich ganz anhören, ich will Dir Alles bis zu Ende erzählen, vielleicht begreiffst Du mich dann besser. Also höre!"

Wenn ich tage- ja wochenlang fortblieb, hast Du mich hart angelassen und mir allerlei Schlechtes zugetraut, und es machte mir Freude, wenn Du Dich so recht an mir austrafen konntest; denn ich war in meinen Gedanken sehr schlimm und es gab Augenblicke, wo ich Dich, mich und die ganze Welt haßte! Ich habe nie geglaubt, daß man auch mit den Geberden lügen kann und dachte immer, die Schlechtigkeit der Menschen sei höchstens unter Denen zu finden, welchen Armuth und Elend das Herz verbittern und sie zu Feinden derer machen, die in Ansehen, Reichthum und Schönheit einherwandeln; aber nachdem ich allmählig der Sprache der Vornehmen inne geworden, erkannte ich daß ihre Gedanken anders als ihre Worte sind; es verwirrte mich zu sehen, daß auch hier weder Gerechtigkeit noch Weisheit herrschte, wo so viel Glanz, Weisheit und Macht vor meinen Blicken erschien. . . . Doch davon verstehst Du nichts, denn Deine Weisheit, welche ich oft bei Dir bewunderte, ist nur ein glimmendes Fünkchen gegen das Licht dieser Verständigen." In der That verstand Sansche wenig oder nichts von alledem, aber er fing an zu hoffen, daß die Verhezung Inco's noch nicht so gefährlich sei. Denn vieles, was der Kranke sagte, begriff er vollständig, ähnliches hatte er wohl auch selbst gedacht; aber wo sollte er die Worte hernehmen, dies auszusprechen? Er nickte daher verständnißvoll und entgegnete:

„Ja, mein Junge, Dergleichen ist mir auch schon in den Sinn gekommen, allein ein armer Bauersmann, welcher von Rindsbeinen an, seinem Herrn mit Leib und Seele angehört und ihm treu zu dienen verpflichtet ist, thut Unrecht laut zu denken und ich konnte auch außerdem nicht die rechten Worte dazu finden.“

Dabei dachte er, daß Inco einen lichten Augenblick haben müsse; denn so klug und sitzsam könne ein vollständig Beseffener unmöglich reden, wie eben jetzt, wo des Knaben Stimme wieder mit sanftem, melancholischem Klang an sein Ohr schlug:

„Wenn Du glaubst, ich hätte bei meinem Nichtsthun und liederlichen Lebenswandel, wie Du es nanntest, keine Leiden gehabt, so betrügst Du Dich; denn ehe ich nur halb meine Wünsche in Erfüllung gehen sah, habe ich Hunger, Kälte und Mißhandlungen mit derselben Ruhe hinnehmen müssen, wie Deine bösen Worte, wenn ich einmal heimkehrte. Du weißt, daß es mir von jenem Abend an, wo ich die Feierlichkeit im Schlosse sah, nicht mehr bei Dir gefiel. Ich hatte so viel Herrlichkeit gesehen, daß ich nach dem Genuß und dem Anblick dieser schönen Dinge schwachtete. Ich trieb mich so lange im Schloßhof umher, ließ mich fortjagen und kam dessen ungeachtet wieder, bis man sich an den Zigeunerbuben nicht nur gewöhnte, sondern ihm auch dann und wann kleine Dienstleistungen gestattete, z. B. die Pferde zu halten, wenn die Reitknechte es überdrüssig waren, ihre Herren zu erwarten. In die Küche durfte ich nicht. Der Zigeunerbube kann das Silber nicht unangetastet lassen, hieß es, und doch wurden vor meinen Augen in einer Ecke des Hinterhofes zwei Diener durchgepeitscht, welche das ihnen anvertraute Silber nicht unangetastet hatten lassen können.“

Ein bitteres Lächeln zuckte um die blassen Lippen des Jünglings; er strich sich mit der Hand durch das lockige Haar und fuhr fort:

„Wenn ich hungrig und müde auf den Stufen der Küchentreppe saß und sehnsüchtig auf eine Sättigung harrete, dann stießen mich die Lakaien bei Seite oder sprangen über mich fort, weil ich ihnen im Wege war; oft schlich ich mich zu den Hunden und theilte Schlafstelle und Mahlzeit mit ihnen. Dies Alles schreckte mich indessen nicht ab, vor der Thür zu stehen, durch welche hindurchzuschreiten das Ziel meiner Sehnsucht war — und als ich nach Jahr und Tag der Laufburche der gesammten Dienerschaft geworden, weil Du, Janische, nach vergeblichem Abmühen, mich heimzubringen, darum batest, da trug ich ein gutes Wamms und schlief im Stallzimmer und aß mit den Knechten aus einer Schüssel; da ging's mir gut, aber immer noch hatte mein Fuß nicht jene Schwelle überschritten, über welche ich schöne, edle Frauen und stolze Junker schreiten sah, und ich beneidete die Fosen und Bedienten um das Glück, ungehindert

durch Hellebardiere und Thürwachen schlüpfen zu können, um ihren Gebiethern zu folgen. Doch höre, wie mein Wunsch in Erfüllung ging, als ich bereits nicht mehr daran dachte und auch andere Beobachtungen, die ich unterdessen im Judenviertel anstellte, meine Gedanken in Anspruch nahmen.“

„Unglücklicher!“ murmelte Jansche; „dort haben sie Dich auch für Dein heimliches Lauschen verhezt; denn die Juden stehen alle mit dem Teufel im Bunde, schon weil sie den Sohn Gottes so grausam morden durften!“

„Unterbrich mich nicht!“ fuhr Inco ihn an; „wenn Du Alles weißt, wird Dir Deine Schlechtigkeit erst recht verwerflich erscheinen! Entweder Du bist selbst betrogen oder Du machtest Dir eine Freude daraus, mich zu betrügen; — wenn das Letztere der Fall ist, habe ich mit Dir nichts mehr zu schaffen und gehe in die weite Welt hinaus!“

„Ich höre, mein Junge, nur komm' in die Hütte! Die Sonne verbirgt sich und in einer halben Stunde haben wir wieder ein Unwetter!“

Ohne auf Janschens Aufforderung zu achten, fuhr Inco fort:

„Eines Tages saß ich auf einem großen Stein im Hinterhofe, an die Schloßmauer gelehnt, als ein Reitknecht ein schöngezäumtes Pferd auf mich zuführte, mir die Bügel zuwarf und dann eilig einem hübschen Mädchen folgte, das mit einem Wassereimer in die Küche hinaufging. Ich zog das Pferd mit mir und weil ich gerade mancherlei zu überlegen hatte, setzte ich mich wieder auf den Stein, und das Thier zupfte an den Grashalmen, die zu meinen Füßen empor sproßten.“

Da öffnete sich leise ein Fenster über mir, ich schaute hinauf und sah hinter einem Vorhange eine schlanke weiße Hand hervorkommen; nach einer Weile fiel mir ein zusammengefaltetes Papier, mit einem rothseidenen Bändchen zusammengeschnürt, in den Schooß, und eilig und geräuschlos schloß sich das Fenster wieder. Es dauerte noch eine Viertelstunde, dann kam schmunzelnd der Reitknecht und nahm mir das Pferd ab; gleich darauf erschien in einer gegen-

überliegenden Thür ein Cavalier im Reitcostüm und ging eilig auf den Burschen zu. „Hast Du heute Etwas erhalten?“ fragte leise in lettischer Sprache der Herr den Knecht. Dieser verneinte. Der Andere meinte, er solle noch an diesem Orte ein wenig ausharren. „Für jeden Brief erhältst Du einen Thaler!“ flüsterte er, während der Knecht ihm dankbar für die dargereichte Münze den Kopf küßte. Die Entfernung von mir hatte Beide glauben gemacht, daß mir ihre leise Unterredung entgangen sei, übrigens schien ich ihnen auch nicht gefährlich; denn ich hatte, den Kopf in beide Hände gedrückt, die Gestalt eines Schlafenden angenommen, aber meine Ohren verloren kein Wort. Nachdem der Cavalier sich entfernt, führte der Knecht, der eine Weile vergebens gewartet, daß Pferd in den Vorderhof. Ich schlich ihm nach, um zu sehen, wer der Herr dieses Menschen sei, der Briefe verkaufen durfte, die einem Andern gehören mußten. Von der Schloßtreppe schritt jetzt ein schlanker, junger Herr mit schönem, von hellem Haar umwallten Angesicht herab; er sagte nur das eine Wort: „Nichts?“ „Garnichts, gnädiger Herr!“ entgegnete der Reitknecht mit verdrießlicher Miene, und der schöne Reiter bestieg mit einem Seufzer sein Roß und sprengte zum Thore hinaus. Diesem Herrn mußte der Brief gehören, den ich auf meiner Brust barg; wie aber ihn seinen Händen überliefern? Nach langem Sinnen setzte ich mich in der Nähe des Thores hin, und verließ nicht eher meinen Platz, als bis ich den langsamen Schritt eines Pferdes hörte. Viele waren schon an mir vorbeigefahren, und Reiter von allerlei Gestalt in den Hof gesprengt; ich erhob mich auch jetzt wieder und sah, wie der Reiter, auf seinem schaumbedeckten Thier lässig im Sattel hängend, langsam heimkehrte. Die einbrechende Dunkelheit ließ mich sein Gesicht nicht genau erkennen, über welches der blaue Federbusch herabwallte, da er das Barett tief in die Stirn gedrückt hatte. Ohne mich zu besinnen, sprang ich hinzu, griff dem Pferde in die Bügel und rief leise zu ihm hinauf: „Herr, ich habe einen Brief! Schickt Euren Reitknecht fort, der dort übern Hof kommt, Euer Pferd zu empfangen!“ „Kurt, suche mir die Reitgerte, die ich vorm Thor verloren haben muß!“ sprach der Junker zu

seinem herbeieilenden Knecht; dieser lief eilig davon und während ich dem Reiter vom Pferde half, drückte ich ihm das Paquet in die Hand mit den Worten: „Herr, traue Eurem Reitknecht nicht, und wollt Ihr einen treuen Diener, so nehmt mich statt seiner.“ Ohne ein Wort zu sagen, griff der Ritter hastig nach meinem Fund und eilte mit beschleunigten Schritten die Stufen hinauf, wo er meinen Blicken entchwand.

Es mochte eine Woche hingegangen sein, ohne daß ich weder den Reiter noch seinen Knecht zu Gesichte bekommen. Ich lehnte wieder müßig an der Mauer vor dem Thor und ließ die stolzen Carossen an mir in bunten Reihen vorüberfahren, als ein leichter Wagen, von zwei tanzenden Pferden gezogen, auf das Thor zurollte; zu meinem Erstaunen saßen in demselben in glänzender Tracht die beiden Ritter, welche nach ein und derselben Botschaft verlangt hatten, in schönster Eintracht beisammen, lächelnd und in eifriges Gespräch vertieft. Der schöne blonde Herr sah mich; er winkte mich heran, als auf sein Gebot die Pferde stillstanden. „Komm mit mir, Du sollst für Deine kranke Mutter eine Gabe empfangen!“ sprach er, mich eigenthümlich anschauend; „ich vergaß, daß Du mich vorhin angebettelt hast!“ Ich glaubte zu träumen und stand ungeschlüssig. „Na, komm, die Wache läßt Dich ohne mich nicht ins Schloß!“ sprach er lachend. Während ich hindreinschritt, begann ein fröhliches Gespräch, zwischen beiden Rittern, von dem ich aber nichts verstand. Der Herr mit den stehenden Augen würdigte mich keines Blickes, und bei der Trennung auf der Freitreppe drückte er dem blonden Ritter zu wiederholten Malen mit vielen freundlichen Worten die Hand.

Ich folgte dem Herrn, betäubt vor Freude, endlich einmal die schönen, geschmückten Zimmer und Hallen sehen zu dürfen; endlich einmal in der Nähe dieser feinen Leute sein zu können, fern von der Umgebung der rohen, wüsten Stallbediening; ach! wenn ich doch nie wieder zurück müßte zu ihnen! So dachte ich, während die zierliche Gestalt des Ritters vor mir herschritt. Ein feiner Junker, in blau und weißer Kleidung, öffnete ehrerbietig die Thür und wich

zurück, als er mich sah; der Ritter schnallte seinen Degen ab und reichte sein Barett dem Junker, welcher sich eilig entfernte.

„Kannst Du schweigen, Bursche?“ fragte er leise, indem er dicht an mich herantrat. Ich nickte. „Wohl, Du hast meine Befehle pünktlich zu vollziehen. Du hast Keinem eine Antwort zu geben, der Dich ausforschen will. Sei treu und klug, wie Du mir es versprochen hast, oder es trifft Dich das Loos des Reitknechts; — ich lasse Dich zu Tode peitschen!“

Ich schaute dem Ritter unerschrocken ins finstere Antlitz; er schritt einige Male im Zimmer hastig auf und ab und blieb dann vor mir stehen: „Du wirst um Mitternacht mit mir unter jenem Fenster sein; zuvor aber wirst Du Sorge tragen, daß mich Niemand im Gespräch mit einer Dame stört, indem Du Acht giebst, daß keiner den hinteren Schloßplatz betritt, den Du mir nicht meldest. Auch suchst Du jeden Winkel ab, ehe Du auf Deinen Posten gehst, und damit Dich Niemand hindert, zu jeder Zeit zu mir zu kommen, sollst Du ein Wamms meines Haiducken tragen. Jetzt geh' hinaus und warte vor der Thür, bis ein Diener Dir Deine Kleidung übergiebt!“ Er wandte sich und ich ging. Jetzt weißt Du, wie ich ins Schloß kam und wirst nicht lächeln, wenn ich das Wamms in Ehren halte, in welchem ich so viel gesehen und erlernt habe und so klug geworden bin, daß Du mich für toll hältst in Deiner albernen Einfalt!“

Erschrocken sah Jansche auf; das hatte er sich ja gar nicht durchmerken lassen, daß es ihm ernst mit diesem Gedanken sei. War denn Inco auch hellsehend geworden, um Alles errathen zu können? „O, wenn er nicht verhext wäre, der arme Junge! Aber solche halten sich ja immer für vernünftiger, als Andere!“ So seufzte Jansche, während Inco weiter sprach:

„Ich war mit meinem Herrn unter jenem Fenster angekommen. Zuvor aber hatte ich, eine der Doggen zur Seite, jeden Winkel des Hofes durchstöbert, und das Thier lag nun auch, den Kopf auf die Pfoten gedrückt, still an der Hofesthür. Es war eine stoßfinstere Nacht. Der Ritter stand bereits eine halbe Stunde an der Mauer

gedrückt. Da klorrte es leise; eine Gestalt neigte sich heraus, dann hörte ich nur zärtliches Geslüster. Das Fenster war hoch; rasch wälzte ich den Stein näher. Jetzt konnte mein Herr die weiße Hand an seine Lippen, an seine Augen drücken, und lange nachdem der Thürmer die erste Stunde nach Mitternacht verkündet, trennten sich die Beiden unter tausend Küffen.

So waren Monate hingegangen. Manche heimliche Botschaft hatte ich empfangen und hinübergeliefert in das geheimnißvolle Fenster, das am Tage dicht verschleiert, keinen Einblick gestattete. Nur einmal sah ich eine Frauengestalt von großer Schönheit mit in Thränen gebadetem Antlitz das Fenster leise öffnen und als hätte ich eine Ahnung, daß es mir gelte, schlich ich mich eilig dahin und hatte richtig nach einer Weile eine Botschaft für meinen Herrn in Händen.

Obwohl ich im Vorzimmer des Ritters Wache stand und ihn täglich viele Male an mir vorübergehen sah, hatte er doch beinahe zwei Wochen nach der letzten Botschaft, die ich ihm gebracht, keinen Auftrag für mich gehabt; noch weniger gönnte er mir einen Blick. Ich bemerkte, daß er düster und gedankenvoll aus sah, wenn der schwarze Herr, der viel und oft zu ihm kam, wieder fortging, daß dessen Freundlichkeit nicht mehr so herzlich war, und daß ein feindseliger Blick meines Herren ihn begleitete, wenn er ihm seine Hand zum Abschied reichte. Da stand ich nun und wußte mir die Freundschaft dieser Beiden nicht zu deuten. Die Sprache kannte ich nur noch wenig, aber es waren immer schöne Worte, die sie führten, und wenn andere Cavaliere zugegen waren, so schien mein Herr von besonderer Lustigkeit befallen zu sein; er trank, sang, scherzte und oft klang sein Lachen so grell zu mir herüber, daß ich vor dem harten Ton desselben erschrad. Eines Tages rief er mich zu sich.

„Da, nimm dies!“ sagte er und übergab mir ein schweres Kästchen; „Daß' mein Pferd satteln und begleite mich! Zuvor aber übergebe ich Dir noch dieses Päckchen. Höre wohl zu! Sollte ich nicht mit Dir zurückkehren, so giebst Du dies der Dame zur bestimmten Stunde ab, wenn sie das Fenster öffnet. Du gehst alle

Tage hin, bis sie Dich einmal bemerkt!“ Mit diesen Worten gab er mir das kleine Päckchen, worin er ein Bildniß der schönen Frau, nachdem er es unzählige Mal geküßt, eingeseiegelt hatte. „Hier dies für die Dame, wenn Du ohne mich zurückkehrst, und das Kästchen hebe mit Dir aufs Pferd!“

Nach einer Stunde ritt ich mit meinem Herrn, das verschlossene Kästchen vor mir und das Bildniß der schönen Frau auf meiner Brust geborgen, mehrere Stunden durch Feld und Wald, bis wir an einer von Bäumen umgebenen Ebene anhielten; hier empfingen uns fünf andere Ritter und ein Medicus des Herzogs, den ich im Schlosse viel ein- und ausgehen gesehen. Ich hatte keine Ahnung von dem, was jetzt kommen sollte und Du, Jansche, wohl auch nicht. Doch höre!

Der Schwarze schloß das Kästchen auf, nahm zwei Pistolen heraus, und nachdem die Andern eine Strecke abgemessen hatten, stellte sich mein Herr dem Schwarzen gegenüber auf. Ich hörte, wie der Eine der Herren: „Eins, zwei!“ zählte; dann krachte es aus dem Lauf der mörderischen Waffe und blutend sank mein Herr zu Boden. Ein Gemurmel des Unwillens erhob sich. „Du hast zu früh geschossen! Das ist Mord!“ rief ein junger Ritter schmerzlich, der den Unglücklichen in seinen Armen aufgefassen. Ich kniete mit verwirrten Sinnen am Boden; der Schreck und ach! der Schmerz um ihn hatten mich vollends betäubt. „Vergiß nicht, Deine Pflicht zu thun!“ lispeelten die bleichen Lippen meines schönen, sterbenden Herrn, während der Medicus bemüht war, den Strom von Blut zu hemmen, der sich aus seiner Brust ergoß. Der Schwarze stand regungslos, und nachdem er noch einen kalten Blick auf den Sterbenden geworfen, bestieg er sein Roß und drückte ihm die Sporen in die Seiten, daß es wild aufsprang und in tausendem Galopp mit seinem Reiter davonjagte.

Mein Herr war eine Leiche, ich ohne ihn wieder frei und herrenlos.

Das Bildniß trug ich lange, bis es mir endlich abgefordert wurde.

Dann — und jetzt sage mir, Jansche, wer von den Beiden schlechter war, der schwarze Herr oder die schöne Dame? — dann sah ich sie an der Seite des Schwarzen schön und heiter durch das Thor fahren, und ich schickte ihr eine Verwünschung nach und hasse alle schönen Damen von jener Stunde an!“

Das war eine seltsame Geschichte, und Jansche begriff wohl, daß Inco den Verlust seines Herrn beklagte, aber warum er der schönen Dame eine Verwünschung nachgeschickt, als sie so fröhlich an der Seite des Schwarzen hinausfuhr, das war dem Alten unklar. Er hätte es niemals gewagt, einer so hohen Herrschaft eine Verwünschung nachzusenden, und er bewunderte im Stillen den Muth Incos und fing an zu glauben, daß ihm doch noch zu helfen sei, wenn die Spinnerin bei Zeiten ihre Sprüche an ihn wandte.

„Inco, erzähle weiter!“ Und Jansche horchte gespannt, was nun kommen sollte. Es war Alles so hübsch, und Inco wußte so schön zu erzählen, so schön, wie die Runkelliese Abends, wenn er als kleiner Junge in der Gesindestube ihr zur Seite saß. Inco begann wieder:

„Nun kamen die Zurüstungen zum Empfange der Prinzessin. Der junge Ritter, in dessen Armen mein Herr gestorben war, nahm mich in sein Vorzimmer, und ich durfte seine Gemächer säubern, seine Waffen putzen und seine schönen Bücher und Gemälde vom Staube reinigen. Da habe ich denn vieles in Bildern gesehen, bis mich eines Tages mein neuer Herr ertappte, wie ich ein dickes Buch, in welchem die Leidensgeschichte Jesu so schön in Bildern dargestellt war, daß es der Worte nicht bedurft hätte, um sie zu verstehen, auf meinen Knien hielt und Alles um mich her vergessen hatte. „Willst Du ein Gelehrter werden, Inco?“ lachte er gutmüthig. „Ja, Herr, lehrt mich lesen, damit ich diese schwarzen Dinger zu ordnen verstehe!“ „Wenn Du ein gelehriger Schüler sein willst, meinethwegen! Zeit genug hast Du zum Lernen!“

Und nun, Jansche, ich kann jetzt eben so deutsch lesen, wie ich nothgedrungen deutsch zu sprechen im Stande bin. Aber so klug wie die Judith, bin ich noch lange nicht, die ich immer, wenn

ich sie belauschte, stets vor großen Büchern sitzen sah, die Arbeit im Schooße und die Finger auf die schwarzen Buchstaben geheftet.“

„Die Judith, die Judith!“ murmelte Jansche; „entweder faßelt er jetzt oder es ist das jüdische Weib, das seinem König aus lauter Mordgier den Kopf abgeschlagen, wie der Talf\*) sagt!“

„Judith ist die Tochter des Samuel Baruch,“ lächelte Inco, „welcher als Hausfhirer und Pferdehändler im Lande umherzieht. Judith ist das Mädchen, welches bei Gelegenheit der Krönungsfeierlichkeiten vom Fenstersims herabstürzte und dem Du, Alter, damals mit der Beppy zusammen beistandest.“

„Gott steh' mir bei! Was scheert Dich die Judendirne?“

„Zigeuner und Juden sind nahe verwandt,“ lächelte Inco bitter; „und hättest Du nicht so viel Schlechtes von den Andern erzählt, ich hätte mich nie um diese Nation gekümmert; so aber mußte ich sehen, ob Du gelogen hast. Und bis jetzt giebt es nichts, was Dich von diesem Verdacht befreit, und wenn ich Dich nun einem Feden als Lügner bezeichne, damit Du den Makel der Lügenschaft zeitlebens mit Dir schleppst, wie Du die Juden im Verdachte des Mordes hast, seit Du sie zu kennen glaubst, — was dann? Sie aber sind treu ihrem Gott und seinen Gesetzen; sie hassen die Christen und betrügen sie, weil diese dasselbe mit ihnen thun. Ihr Gott sagt: „Aug' um Auge, Zahn um Zahn!“ Sie sind aber nicht so unsinnig zu glauben, daß Ihr die Judenkinder schlachtet, um mit ihrem Blute Euer Seelenheil zu erkaufen. Sie trauen den Christen viele andere Schlechtigkeiten zu, aber sie sind nicht so dumm, ihren Feinden eine Bestialität anzudichten, welche kein Thier an dem andern verübt; denn selbst der Wolf tödtet zuerst das Lamm durch einen Biß in die Kehle, ehe er es frißt. Begreifst Du das oder nicht, Alter?“

Das Staunen und die Verwunderung Janschens nahmen immer mehr zu. So klar hatte es ihm nicht einmal der Talf machen können; nein! Inco war nicht irre; er war nur so klug geworden,

\*) Lettischer Vorsänger.

daß die Dummen ihn für wahnsinnig halten mußten, und Zansche schlug sich vor die Stirn: „Dümmer hätte ich nicht sein können!“ murmelte er! „Nun, nun, Inco, mein Junge, ich habe ja nicht gelogen; denn seit ich denken kann, habe ich von den Juden nichts Anderes gehört. Der Talf sagt es fast alle Sonntage, daß man sich durch Gebet vor Pestilenz, Satan, Heiden und Juden zu schützen habe. Ich dachte daher, es sei nothwendig, Dich vor diesen Dingen zu warnen, damit auch Du nicht Schaden nimmest, an Leib und Seele!“

„Armer Tropf,“ sprach Inco mitleidig, „als Du mich aufnahmst, kam ein Heide in Dein Haus, und nur, um Dich nicht vor das Kirchengesicht zu bringen, ging ich hin unter die Dorfjugend und ließ mich von dem Prediger einsegnen, was noch das Beste an der ganzen Lehre war, von der ich, obwohl sie in lettischer Sprache vorgetragen wurde, doch nichts begriffen habe. Das große schöne Werk aber, welches Christus vollbracht hat, habe ich erst verstehen können, nachdem mein zweiter Herr mich stündlich aus den Büchern hat lesen lassen, von denen ich Dir bereits erzählt habe, und daß ich nun nicht mehr so böse denke und so voll des bittersten Hasses bin, hat ebenfalls die Lehre meines zweiten Herrn bewirkt, der trotz seiner Lustigkeit doch sehr ernst wurde, wenn er mich lehrte die Lüge zu hassen als die Wurzel alles Uebels. Er hat mir von der Herrlichkeit des jüdischen Reiches erzählt, und daß Gott die Unthat, welche die Juden an seinem Sohne verübt, durch den Untergang Jerusalems bestraft hat, daß sie, wie die Zigeuner, heimatlos geworden, daß aber die Zeit ihrer Knechtschaft vorüber sein wird, wenn sich der Haß der Christen in Gerechtigkeit und Milde verwandelt. Dasselbe muß wohl auch in den großen Büchern stehen, welche die Judith liest; denn oft, wenn der Alte, des Hasses voll, sich freut über einen Betrug, den er an einem Christen ungestraft verübt hat, zürnt das Mädchen oder es fenkt beschämt den Kopf und sagt: „Die Rache ist mein, spricht der Herr!“

„Und Du hast nie etwas Schlimmeres gehört, als daß sich der Alte des Betruges rühmte?“ fragte der Hundewärter kleinlaut.

„Ich bin stets in der Abendzeit dort gewesen und habe es nie versäumt, am Vorabend der jüdischen Festtage mich dicht an ihre Wohnung zu schleichen. Ich habe sie dann stets betend gefunden und die Klagen des Elends und der bittersten Noth angehört. Ich habe es stets vermieden, mich ihnen zu zeigen, damit sie nicht vorfichtig würden. Ich habe sie fast vier Jahre hindurch belauscht und weiß jetzt, daß sie ärmer und elender sind als wir, Jansche, daß sie Grund haben, die Christen zu hassen und daß Niemand unglücklicher ist als Judith, die Tochter Baruchs! Ich habe alle meine Ersparnisse auf das Fenster ihrer Hütte gelegt und habe gesehen, wie Judith diese mit den Armen getheilt hat; ich habe im Schlosse erfahren, daß der Herzog einen Theil der Juden ausweisen will, da sich mehr als die bestimmte Anzahl, welcher der Aufenthalt im Judenviertel gestattet ist, herausgestellt hat. Ich darf mich dem Baruch nie nähern, weil er mich für einen Judenverfolger hält, und habe nichts thun können, um ihn zu trösten; aber da ich ihn auch im Verdacht hatte, daß er bei seinem Haffe vielleicht fähig sein könnte, einen Christenmord zu begehen, so habe ich ihn aufs Ge-naueste belauscht und nie etwas, auch nur Annäherndes, bemerkt, was diesen Verdacht rechtfertigen konnte; und jetzt, wo ich seine Geschichte kenne, weiß ich, daß er, eben so wenig wie die Andern, derartiges zu thun vermöchte. Denn der Jude ist durch die Knechtschaft feig wie Du und ist froh, wenn er sein Stück Brod in Ruhe mit seinen nackten Kindern verzehren darf, wie Du Dich glücklich preisest, mit Deinen Hunden Dein Brod theilen zu können!“

„Ich wüßte nicht, mein Junge, weshalb ich denn nicht glücklich sein soll,“ entgegnete der Hundezüchter; „und wenn Du nur nicht so — so — krank wärest, hättest auch Du alle Ursache froh zu sein! Wenn Du zu Deinem Junker zurück willst, magst Du immerhin gehen!“

„Ach, das ist's ja eben, daß ich ihn nie wiedersehe!“ seufzte Inco verzweiflungsvoll; „er zog mit dem Prinzen weit fort in den Krieg, und als ich ihn bat, mich mitzunehmen, meinte er mitleidsvoll, daß das nicht gut anginge, daß zwei andere Diener ihn

bereits begleiteten, welche, älter als ich, größere Rechte hätten. Aber das ist Alles nicht wahr. Er wurde von den anderen Herren verlacht, daß er sich mit dem Zigeunerbuben zu viel abgebe! Ich habe dies oft genug gehört und gar wohl verstanden, und da wollte er sich denn nicht die Schmach anthun, daß in dem großen glänzenden Gefolge ein Zigeunerbube sein Begleiter sei. Oh! das Alles habe ich bitterlich empfunden!"

Inco ballte krampfhaft die Hände, während zwei Thränen über die blassen Wangen rollten; dann fuhr er fort:

„Und siehst Du, Fantsche, mein Herr war eben so tapfer als fromm und gerecht. Aber er hatte dessen ungeachtet mehr Feinde bei Hofe als die Anderen, und ich glaube, daß er nicht nur deshalb in den Krieg zog, sondern auch, weil im Gefolge der Prinzessin eine Dame war, deren Schritte er stets beobachtete und auch von mir beobachten ließ. Sie schien älter als er zu sein, aber ich habe noch nie ein weibliches Wesen gesehen, das so lieb aus den Augen schaute, wie gerade diese, fast immer in Schwarz gekleidete Dame. Sie war stets in Begleitung der Prinzessin zu sehen und lebte auch mehr in den Gemächern der Herzogstochter, als in ihren eigenen Zimmern, die in derselben Gallerie lagen, wo ich Wache zu stehen hatte, da meines Herrn Gemächer sich am entgegengesetzten Ende befanden.

Einmal mußte ich auf meines Herrn Geheiß den Junker „Hasenkopf," wie ein Hofesherr genannt wurde, der einen ganz anderen Namen trug, nachschleichen und ihm den Schlüssel in seiner eigenen Thür umdrehen, derweil die schwarze Dame im Corridor mit dem Ritter flüsterte; ein anderes Mal zeigte ich zweien Hofdamen, die mich befragten, die entgegengesetzte Richtung des Weges, den die schwarze Dame genommen, und wurde von meinem Herrn dafür belobt und beschenkt.

Der Junker mit der zurückliegenden Stirn und den langen Ohren, der wohl deshalb den Namen „Hasenkopf" trug, lehnte eines Abends, in einen weiten Mantel gehüllt, horchend an der Zimmerthür der fürstlichen Kammerfrau, als der Stallmeister bei ihr war. Das

ärgerte mich und, obwohl ich selbst häufig im Judenviertel den Lauscher gespielt, so wußte ich, daß Dieser hier nur aus Schlechtigkeit den Hórcher machte. Ich gebrauchte das Recht des Wächters, rannte auf den Mann los, hieb mit der Partisane flach über seinen Rücken während ich ihn als Eindringling schimpfte, und ließ nicht eher nach, bis ich ihn, der keinen Laut von sich gab, die Treppe hinuntergejagt hatte. Lachend belobte mich mein Herr dafür, aber er konnte es nicht glauben, daß es der Stallmeister war, der nach einer halben Stunde, ebenfalls in einen Mantel gehüllt, aus dem Zimmer der Dame trat und quer über den Schloßhof schritt, wo seine Wohnung lag. Eine finstere Wolke lag auf meines Herrn Stirn und als sich jetzt die Gestalt des „Hasenkopfes“ von der Mauer löste, wo der Stallmeister vorüber gegangen war, sagte der Ritter traurig: „Du hättest ihn todtschlagen sollen, mein Junge, es wäre dann ein Spion und Verräther weniger im Schlosse gewesen!“ Doch was erzähle ich Dir solche Dinge? Du verstehst doch nichts davon! Weiß ich doch selbst vieles nicht zu deuten, was ich an Falschheit und Lüge dort gesehen, und zurück will ich nicht mehr; seit mein Herr, die schwarze Frau und die Prinzessin fort sind, und doch, Fänsche, was soll ich bei Dir?“

„Setz, wo Du weißt, daß ich kein Lügner bin und daß ich niemals Schlimmes mit Dir im Sinn hatte,“ entgegnete der Hundewärter schüchtern, „hättest Du doch keinen Grund fortzugehen, zumal ein anderer Knecht für die Hundezucht und Feldarbeit da ist; folglich kannst Du thun, was Du willst!“

„Das eben ist es ja!“ rief der Jüngling ungeduldig, und eine tiefe Röthe flammte auf seiner Stirn auf; „Ich will arbeiten, aber nicht so wie Du, anders, mit den Gedanken, was weiß ich! Ich bin ein unglücklicher Mensch, das ist gewiß!“

Etwas wie eine Ahnung dämmerte jetzt in dem Bauern auf, daß Inco nicht mehr zu ihm passe und nicht passen wolle; ein kummervolles Lächeln zuckte um die breiten Lippen, aber sie fanden keine Worte für das bittere Gefühl, daß sich ihm aufdrängte. Er dachte nur an seine einsamen Tage und es kam ihm nicht in den Sinn,

daß hier eine ringende Menschenseele, durch die Macht der Erkenntniß getrieben, aus der chaotischen Dunkelheit ihres bisherigen Seelenlebens sich zum Licht emporzuarbeiten suche. Die Individualität Inco's hatte eine Erschütterung erlitten; die angeborene Intelligenz suchte sich Bahn zu brechen und bedurfte nur noch der formenden Hand des klugen Bildners, der aus dem spröden Thon ein edles Gebilde zu schaffen weiß.

Der Alte saß, das ergraute Haupt in beide Hände gestützt, regungslos da und wagte nicht das Schweigen zu brechen, bis Inco schauernd das dünne Wamms fester zusammenzog, sich rasch erhob und dann mit sanfter Stimme sagte:

„Gehen wir ins Haus, jene dunkle Wolke bringt ein Hagelwetter oder gar den ersten Schnee. Komm, mich friert!“

Auf der Seite, wo die Schuppen lagen, erschien jetzt ein Anecht, welcher den Hunden das Futter brachte. Er sah, wie der Hundezüchter dem Zigeunerbuden seine Fellmütze aufs Haupt stülpte und dann barhäuptig neben ihm herging, bis beide die Hütte erreichten.

Hier fuhr Wannax mit lautem Gebell, in das noch etliche kleine Rüter einstimmten, auf eine am Feuer zusammengekauerte Gestalt los, die, von der Flamme beschienen, wie schlafend dafas; erst als die Männer sie eine Weile angestarrt, erhob sie langsam das Haupt.

„Gott und Vater!“ rief Jansche verwundert und bekreuzte sich, indem er einige Schritte näher trat; „da ist die Zigeunermutter wieder! Die bringt nichts Gutes! — Wo, zum Teufel, kommst Du her?“

„Wo soll ich denn anders herkommen, als von weiter Reise, Du alter Adergaul? Was wundert es Dich, mich zu sehen? Weißt Du denn nicht, daß ich von Zeit zu Zeit meinen Jungen wiedersehen muß?“ Sie wandte sich zu Inco: „Hei, bist Du groß geworden, mein Goldkind! und hübsch, aber elend! sehr elend schaut Du drein; er hielt Dich schlecht, der alte Kerl!“

Während sie dies halb spottend, halb mitleidig sagte, ging sie um Inco herum und bemerkte nicht, daß der Hundezüchter sich brummend davonschlich, um sein Ruhelager im Winkel hinterm Herd

aufzuschlagen. Sie schien ihn auch gar nicht zu vermissen, sondern nahm auf demselben Holzschemel Platz, dessen Ende ihr Inco zum Sitz freigelassen zu haben schien; sie rückte näher zu ihm heran und begann leise:

„Nun sage mir, wie es Dir ergangen, mein armer Bursche! Ich habe die halbe Welt durchstöbert und konnte sie nicht finden; es gelang mir nicht, Dir ein besseres Loos zu bereiten. Meine Kräfte nehmen ab; dies alte Knochengeriist wird bald zusammenbrechen, ohne daß ich etwas für Dich thun konnte, als Dich nur zu fragen, willst Du hier bleiben oder mit mir ziehen, um einst unser Häuptling zu werden?“

„Du bist wahnsinnig, Weib!“ knirschte Inco, und die alte Wildheit funkelte aus seinen Blicken; „eher todt, als mit Dir gehn, oder lieber ein Ackerknecht bleiben!“

„Nun, so bleibe hier!“ entgegnete die Alte unwirsch; „einen Junker kann ich aus Dir nicht machen, dazu bist Du zu ungelehrt, obwohl Deine Gestalt kein Hinderniß dazu wäre! Wenn ich sie gefunden hätte, würde sie Dich vielleicht auf die hohe Schule geschickt haben und dort hättest Du bei den Büchern schwitzen müssen, während Du hier doch bequem auf der Bärenhaut liegen kannst!“

„Wer sagt Dir, Weib, daß ich Vergnügen am Nichtsthun finde? Gib mir Gelegenheit, weiter zu lernen aus den Büchern der Weisheit, und ich will Dir beweisen, daß Du mir Unrecht thust!“

Die hagere Gestalt der Alten richtete sich plötzlich in die Höhe, die glühenden Augen, welche noch tiefer als ehemals in ihre Höhlen eingesunken waren, hefteten sich forschend auf das erregte Antlitz des Jünglings; und als dieser ihr in kurzen, raschen Worten seinen Aufenthalt im Schlosse geschildert, ihr seine Erlebnisse daselbst und seine gescheiterten Hoffnungen erzählt, da nickte die Alte immer verständnißvoller, und nachdem Inco erschöpft geschwiegen, wiegte sie lange sinnend das Haupt; endlich murmelte sie vor sich hin:

„Bornehmes Blut verleugnet sich nicht; Art strebt nach Art! Mußt, um ein Junker zu werden, ins Mönchskloster, wenn es Dir nicht glücken sollte, mit der Weisheit Ruhm und Ehre zu erwerben.“

Hast Du ein Heim, wo Dich Niemand stören darf, in den Büchern zu wühlen? Willst Du mit mir ziehen, so bringe ich Dich zu dem Pater Anselm ins Kloster des heiligen Stephanus, dort machen sie Dich klug binnen zwei Jahren in der Schrift, im Lesen der lateinischen und anderen Sprachen, und lassen Dich in die Welt hinausgehen als einen scholasticus oder medicus; und so lange Du frater bist, bekommst Du Einsicht in alle geistlichen Dinge, das merke wohl! Nun, willst Du?"

"Ja, ich will, Bepphy! Ich will die Welt kennen lernen, und die Quelle des Wissens soll mich zum freien Mann machen!" sprach der Jüngling freudig erglühend und reichte der Alten die Hand hin. Aus der Ecke klang ein tiefer Seufzer herüber.

"Mein Stamm ist in Lithauen, und ich habe allein den Weg hierher unternommen, um Dich noch ein Mal zu sehen. Unsere Zelte standen in der Debrecziner Haide volle zwei Jahre und ich habe oftmals bei unseren Wanderungen nach Krakau im Kloster des heiligen Stephanus den Pater Anselm besucht und ihm die schönen Perlenschnüre aus Bernstein oder Rosenholz gebracht, welche der heilige Mann seinen Beichtkindern, als Gebetschnüre verkauft. Pater Anselm ist ein frommer Mann, und hat eine Menge Böglinge, welche von den fratres um Gotteslohn vielerlei lernen. Die Laienbrüder werden Dich aufnehmen und aus Dir einen Gelehrten machen, und ich werde ruhig in die Grube fahren, wenn ich Dich wohl geborgen weiß. Und nun gebt mir einen Winkel, wo ich mein Haupt zur Ruhe niederlegen kann; der weite Weg hat mich müde gemacht, und soll es morgen weiter gehen, so mußt auch Du, Knabe, der Ruhe pflegen; denn mit den Unsrigen geht es weiter, sobald der Herbstmarkt in Lithauen beendet ist!"

Zuco deutete auf sein Lager; die Alte erhob sich und ging um den Ofen herum, wo sie einen raschen Blick auf den Hundezüchter warf.

"Der schläft auch; desto besser! Wenn er's morgen weiß, hat er's früh genug erfahren, und wird froh sein, endlich den Jungen los zu werden!"

Inco saß lange, den Kopf auf die Brust gesenkt da, und als die tiefen Athemzüge der Schlafenden ihn belehrten, daß er unbeobachtet sei, erhob er sich leise, piffte dem Wannag und schritt, von diesem gefolgt, aus der Hütte durch den Vorbau, wo der schlafende Knecht mit den Welpen zusammen im Stroh lag. Er stieg ruhig über die Beine des Schlafers hinweg, schloß die Thür und schlug eilig den Weg ein, welcher zur Stadt führte.

Früh mit dem Tagesgrauen ging der Hundewärter seiner Tagesarbeit nach, und nachdem er von den Ställen heimgekehrt, trat er in die Hütte und fand Inco am Tische sitzend fest eingeschlafen, die Hände unter den Kopf gebreitet, während Wannag lang ausgestreckt zu seinen Füßen lag.

So hatte er ihn in den letzten Jahren viele Male gefunden. Sein Jüdling pflegte stets um diese Zeit heimzukehren, und Jansche wußte, daß hier Fragen unbeantwortet blieben, und ließ ihn gewähren. Jetzt aber stand er noch lange und sah auf die weißen abgemagerten Hände und auf das glänzende Haar, das die müden, geschlossenen Lider halb verhüllte; dann schritt er still hinaus, setzte sich vor die Hütte, und begann eifrig aus Weidenzweigen ein Körbchen zu flechten. Nach und nach scharten sich seine Hunde in gewohnter Weise um ihn und Jansche begann, indem er eifrig fortarbeitete, seine gewohnte Unterhaltung mit ihnen, schalt sie, liebte die Kleinen und erzählte den Größten, daß sie eben so wie Inco fortlaufen würden, wenn ihnen das Futter zu gut würde.

„Darum, Ihr undankbares Hundevolk,“ sprach er laut, „will ich Euch weniger Futter und mehr Arbeit geben, damit Ihr nicht vor der Zeit vornehm werdet, noch ehe Ihr unter die Herrschaften kommt! Dabei zog er ein großes Stück Brod aus der Tasche, zerschnitt es mit dem Messer in kleinere Stücke als gewöhnlich und, als sich die Schaar heißhungrig darauf stürzen wollte, trieb er sie mit einem Weidenzweig zurück.

„Euch werde ich wohl noch bändigen können! Oder seid Ihr auch klüger geworden? Du, Zirul, bekommst für Deine Eier garnichts! Komm, Meiting, Dich beißen sie fort, dafür hast Du

zwei Stücke zu gut! Aber danken wirst Du's mir auch nicht, das weiß ich; die Treue ist auch unter den Hunden nicht mehr zu finden! Marsch fort! Ihr seid nicht viel besser als die Menschen!"

„Gott helf', Gebatter!“ sprach Beppey, die unter der Thür erschienen war; „bist schon so früh bei der Arbeit, während ich wie eine faule Bärin im Stroh lag! Warte, ich will mich frisch machen und Euch das Frühstück bereiten!“

Sie ging eilig dem Brunnen zu; zog den vollen Eimer in die Höhe und band ihr Kopftuch ab, wobei die langen, weißen Haarsträhne ihr über den Nacken herniederfielen. Dann goß sie das frische Wasser in einen nahestehenden Kübel und wusch Gesicht, Kopf und Nacken, indem sie sich zu wiederholten Malen übergoß.

Die frische Herbstluft und das kalte Wasser hatten die blassen Wangen der Zigeunerin hochroth gefärbt und während sie das nasse Haar ausrang und zusammenflocht, trippelte sie eifrig hin und her. Sie band ihr Kopftuch turbanartig um das geglättete Haar, zog ihr Wamms zurecht und näherte sich raschen Schrittes dem Hundewärter, der ohne aufzusehen an seinem Korbe eifrig flocht, worauf sie sich neben ihn niederließ.

„So,“ sagte sie behaglich, „das war meine Morgenwäsche! Das Wasser im Brunnen ist gut und frisch, doch liebe ich mehr den Schnee im freien Felde; er macht mich sturm- und wetterfest und stärkt mich für die weiten Märsche. Aber es will dessen ungeachtet nicht mehr wie sonst gehen. Das Alter, und ich scheue fast den weiten Weg nach dem Süden! Mein Stamm will den Norden verlassen; es giebt ein blutiges Jahr für Oesterreich, die Wege und Stege werden unsicher durch die Kriegsschaaren, welche herbeiziehen, um die Türkenhunde von Wien abzuhalten. Wir brechen heute auf, wenn es Dir recht ist,“ die Zigeunerin stockte; als Fantsche hartnäckig schwieg, fuhr sie nach einer Weile fort: „Du wirst froh sein, endlich Deinen unnützen Bögling los zu werden!“

Zimmer eifriger arbeitete der Hundezüchter, und als Beppey ihn aufforderte, ins Haus zu kommen, um mit ihr das Frühstück einzunehmen, sagte er kurz:

„Geh' nur zu ihm! Ich habe bereits mit den Hunden gefrühstückt, ich bedarf jetzt der Speise nicht!“

Und als die Alte eilig über die Schwelle schritt, fuhr Jansche nach wie vor in seiner Arbeit fort.

Eine Stunde mochte verstrichen sein; die Sonne schien warm auf den Platz vor der Hütte. Umringt von seinen Hunden, saß Jansche noch immer still und friedfertig auf derselben Stelle, das beendete Körbchen genau prüfend.

Da erschien die Zigeunerin, von Inco gefolgt, auf der Thürschwelle; den Stecken in der Hand, den buntgewirkten Rock als Mantel über den Kopf gebreitet, vollständig zum Aufbruch gerüstet. Inco trug unter dem groben Friesmantel einen Anzug von schwarzem Sammet mit breitem Ledergurt und dazu die weiten Klappstiefel der herzoglichen Herolde; ein runder Filzhut mit breitem Rand und einer Hahnenfeder geschmückt, saß tief in die Stirn gedrückt und beschützte die Augen, die er traurig zu Boden senkte.

„Na, Gevatter, es muß geschieden sein!“ sprach Pappy mit rauher Stimme, aus welcher dennoch tiefe Wehmuth hervorklang; „hier, mein alter Freund, den geforderten Lohn für des Jungen Unterhalt! Ich hab's und gebe es Dir gerne und den Dank dazu!“

Mit diesen Worten warf sie eine Handvoll blanker Thaler in das vor Jansche stehende Körbchen, während Inco auf den Alten zuschritt und ihm seine Rechte hinhielt:

„Leb' wohl, Jansche!“ klang es traurig von seinen Lippen, und die Hand des Jünglings bebte leise, als der Bauer schweigend seine schwieligen Finger hineinlegte; leb' wohl, mein Freund, vielleicht sehen wir uns wieder! Aber wie es mir auch gehen möge, ich werde stets Deiner gedenken und Dich niemals vergessen. Das schwöre ich Dir!“

„Es ist gut, mein Junge!“ murmelte der Bauer: „Gott begleite Dich, Gott beschütze Dich!“ Und Jansche griff rasch in das Bündel Weizenzweige und schien Eile zu haben, ein zweites Körbchen zu formen.

Die Beiden schritten langsam der Landstraße zu. Da sprang mit gewaltigen Sätzen Wannag aus der Thür und an Inco empor.

„Zurück! Du mußt zu Deinem Herrn — ich bin's nicht mehr!“ wehrte der Jüngling wehmüthig ab und blieb stehen, um noch den letzten Blick auf Fansche hinüber zu werfen.

Der Bauer saß, den Kopf tief auf die Brust gesenkt, regungslos da.

„Rufe den Hund zu Dir, Fansche; ich kann ihn nicht mit mir nehmen!“

Keine Antwort.

„Fansche, mein Freund, sprich ein Wort und ich kehre mit Wannag zu Dir zurück!“ rief Inco schmerzvoll.

Der Bauer erhob sich mühsam, stieß mit dem Fuß das Körbchen mit den Thalern bei Seite und ging ohne sich umzusehen in die Hütte.

„Siehst Du wohl, mein Junge,“ lächelte Beppe, „er freut sich, daß er Deiner ledig ist!“

„Schweig', Weib, Du kennst ihn nicht!“ sagte Inco düster; dann neigte er sich lieblosend über den Hund, drückte dessen zottigen Kopf wiederholt an seine Brust und hieß ihn dann zurück ins Haus gehen.

Wannag schlich traurig eine Strecke Weges heimwärts, legte sich dann nieder mit gespitzten Ohren und wachsamem Blick und erst als beide Wanderer hinter einem Hügel verschwunden waren und kein heller Pfiff ihn an die Seite seines jungen Herrn zurückrief, erhob er sich und trottete, noch viele Male rückwärts sehend, ins Haus.

## Kapitel XI.

### Eine Schachpartie.

Der Herzog hatte sich auf der Jagd den Rheumatismus zugezogen, mußte in Folge dessen das Zimmer hüten, langweilte sich und war bei schlechter Laune.

Der Leibarzt hatte alle Hände voll zu thun und suchte die Ungeduld und Unzufriedenheit seines hohen Patienten durch allerlei Anekdoten und Scherze der großen und kleinen Welt zu zerstreuen. Die Herzogin kam zu ihrem Gemahl und beklagte dessen Ungemach mit herzlichsten Worten, aber die Wolke auf seiner Stirn schwand nicht, und die Ungeduld sprach sich in seinen Blicken aus, obwohl er seiner Gemahlin mit zärtlichen Worten für ihre Theilnahme zu danken wußte. Selbst das liebliche Lautenspiel des schönen Fräuleins von Galen vermochte nur momentan den musikalischen Sinn des Herzogs zu ergötzen und als Signor Barnotti und Signora Grefilli vor dem Fürsten erschienen und um die Gnade baten, ein neues Duo vor ihm singen zu dürfen; da entließ er nach einigen kurzen Worten das Nachtigallenpaar seiner italienischen Oper, ohne daß es Gelegenheit gehabt hätte, alle wohleinstudirten Triller, Passagen und Coloraturen der schwierigsten Gattung vor dem Ohr seines hohen Gönners leuchten zu lassen. Tiefgekränkt und mit dem Entschluß, sich bei nächster Gelegenheit zwei Monate heiser zu melden, kehrten sie zurück und das Kammerzöfchen der Signora hatte noch zwei Tage nachdem verweinte Augen und hochrothe Ohrläppchen, während Signor Barnotti seinen Schmerz in den alten Weinen des Herzogs zu ertränken suchte.

Dazu gab es draußen einen grauen Himmel, und anhaltende Stürme verleiteten auch dem wetterfesten Manne den gewohnten Spazierritt.

Görz, der herzogliche Falconier, war zum Herzog beschieden worden und, nachdem er berichtet, daß die neuen Falkenfänge, welche nach englischer Methode hergerichtet waren, vorzügliche Dienste leisteten, war er so glücklich, den Herzog lächeln zu sehen und ging froh, seinen Herrn zufrieden gestellt zu haben, davon.

Eine Stunde hatte der Herzog für die Oberräthe gehabt; die Unterschriften unter den Gerichtsakten waren bald ausgefertigt und Klage- und Bittschriften ebenfalls schnell übersehen. Nachdem nun die Staatsangelegenheiten abgethan und die Herren sich entfernt hatten, meldete der dienstthuende Kammerherr den Kanzler Puttkammer. „Ah, mon chère ami, Ihr seid verteuftelt lange fortgeblieben!“ lächelte der Herzog; „Wir freuen Uns, Euch bei Uns zu haben; es ist gar langweilig in dieser Zeit; Wir haben Uns seit jener Jagd ein ziemlich langwieriges Leiden zugezogen. Doch meint Ihr nicht, daß Wir schon morgen trotz des Medicus' Verordnung, ein wenig hinausreiten in die Stuterei nach Bergfried?“

„Ist nicht möglich, Durchlaucht, bei den schlechten Wegen und bei Dero Kränklichkeit!“

„Nun so ersinnt mir einen andern Zeitvertreib, Herr Kanzler. Der Junker von Bockum spielt zu schlecht, als daß Wir ihn zu Uns entbieten ließen, Hofmarschall von Löwenwalde hat Urlaub wegen Familienverhältnisse und Ihr Kanzler, seid es wohl überdrüssig, immer verlieren zu müssen, wenn Ihr mit Uns spielen müßt?“

„Mit nichts, Durchlaucht! Ich spiele gerne auf zwei andere Jagdhunde von gleicher Schönheit, und Ew. Liebden hätten somit vier aus eurer Zucht gewonnen!“

„Topp, Puttkammer! Sehr obligirt! Wie wär' es aber, wenn Wir eine Passion für Euer schönstes Reitpferd gefaßt hätten und nun Gelüste trügen, dieses zu gewinnen? Ihr wißt doch, den schwarzen Hengst mit dem edlen Kopf und der zierlichen Gangart? Ein Roß, das zu verschmähen sich selbst der Ritter Bayard nicht erkühnte!“

Einen Augenblick stutzte der Kanzler.

Das Thier war ihm lieb als ein Geschenk seines westphälischen Freundes Löwentruz; aber hier war eine abschlägige Antwort unmöglich und konnte von unberechenbaren Folgen sein. Seine wohl-dressirten Hunde, welche ebenfalls dem Herzog gefielen und die er gern seinem Freunde Löwentruz als Gegengeschenk nach Westphalen gesandt hätte, waren ihm weniger lieb; er konnte sich ja andere dressiren lassen. Mein das Pferd war klug und machte seinem Namen „Bahard“ alle Ehre. Puttkammer entschloß sich rasch und sagte mit verbindlichem Lächeln:

„Wenn Ew. Durchlaucht gestatten, beginnen wir das Spiel!“

„Wir setzen Unsere beiden Lieblingshunde dagegen, die auf kurischem Boden ihres gleichen suchen. Ihr seht, Kanzler, Wir erkennen Eure Opferfreudigkeit!“

„Es sei, Durchlaucht, beginnen wir!“

Der Kanzler drückte auf eine Metallfeder; zwei Pagen erschienen, denen er seine Befehle zuflüsterte.

Nach einer Weile stand zwischen dem Herzog und Puttkammer ein zierliches Tischchen mit dem Schachbrett aus Rosenholz und kunstvoll geschnitzten Figuren dazu; die Pagen hüllten die Füße des Herzogs in weiche Decken, und nachdem etliche seidene Polster hinter dem Rücken des hohen Patienten placirt waren, die Wachskerzen angezündet und auf einem zweiten Tischchen in der Nähe ein Tablett mit Früchten, Wein und Backwerk stand; entfernten sich die beiden Junker und stellten sich an der Thür auf, wo die zwei schöngefleckten Hunde wieder ihren Platz einnahmen und ahnungslos ihrem Geschick entgegenschlummerten.

Nach zwei Stunden des eifrigsten Spieles, wo fast kein Laut die Combinationen der Spielenden unterbrochen, lehnte sich der Herzog in seinen Sessel zurück, rieb sich die Hände und rief lustig: „Vive la fortune!“

In der That, Puttkammer spielte auch gar zu ungeschickt und zerstreut; er war bereits einmal nahe dran gewesen, nicht nur sein Pferd behalten zu können, sondern auch in den Besitz der herzoglichen

Hunde zu kommen. Doch mußten andere Gedanken, als die an das Schachspiel, seine Sinne in Anspruch nehmen; denn wieder that er einen Zug, den der schwächste Spieler unterlassen hätte. Es war beschlossen, Bayard mußte dem Herzog gehören und er gehörte ihm!

„Ah, mon chère, quel malheur!“ rief der Herzog vergnügt; „jetzt müßt Ihr die Köter gewinnen, obwohl sie schwer von Uns wegzubringen sein werden!“

„Mit Gunst, Er. Liebden, es wäre mir lieb, wenn ich auf vier der gut dressirten Jagdhunde spielen dürfte, welche der Züchter an der Doblenschen Straße so gut zu schulen weiß. Diese Hunde hier sind schön aber zu zart und verweichlicht, um die Jagdstrapazen bei jeglichem Wetter auszuhalten.“

„Quel horreur! Ihr seid der uneigennützigste Mann von der Welt! Allzu große Opfer lassen Wir Uns indeß nicht gefallen; Wir sind gesonnen, Euch den Hundezüchter in den Kauf zu geben! Also spielen wir auf vier der besten Jagdhunde und auf den Strauja=Peter; denn der Kerl liefert Uns stets die beste Meute und soll nun mit den Hunden zusammen Euer Eigenthum werden! Doch nehmt Euch in Acht, Kanzler, daß Ihr diesmal nicht wieder in Verlust kommt!“

Diesmal ließ es sich der Kanzler sehr angelegen sein, den Herzog zu schlagen; denn er hatte bei dem festgesetzten Gewinn die beste Aussicht, dem Freunde sein Gegengeschenk schicken zu können und noch den Wärter aus Kurland dazu, welcher so perfect die Züchtung verstand. Dergleichen vaterländische Geschenke waren für den Ritter von Böwentruk von unermeslichem Werth, da er sich schon lange darnach sehnte, einen kurischen Hundezüchter zu haben, und diesen Freundschaftsbeweis des Kanzlers gewiß als den genialsten und aufmerksamsten anerkennen würde.

Mit größter Vorsicht und reiflicher Ueberlegung begann nun der Kanzler seine Züge und zum geheimen Ergötzen des Herzogs, der jetzt seine Heiterkeit vollkommen wiedergewonnen zu haben schien, zeigte sich das Glück ihm wankelmüthiger und treulosser denn jemals.

Zimmer weiter rückte der Herzog vor und Puttkammer begann nun alle seine List aufzubieten um den hohen Partner irre zu führen und, siehe da, eine augenblickliche Zerstretheit des Herzogs machte Puttkammer zum Sieger, und seinen Gegner schachmatt.

„Parbleu! Da habt Ihr nun den Züchter sammt den vier von Euch gewünschten Hunden! Aber, parole d'honneur, Wir gönnen's Euch von Herzen! Wollen die Kerls kommen lassen, und soll Uns eine Freude sein, sie dem neuen Herrn zu übergeben!“ Und der Herzog lachte herzlich über diesen Einfall.

Am andern Tage befand sich Friedrich Casimir in schönster Laune und saß nun in seinem Schreibzimmer, von seinen Aerzten und zweien Kammerherrn umgeben, auf den Kanzler harrend, da. Endlich erschien dieser und der Herzog empfing ihn fröhlicher denn jemals.

Nach einer Weile erschien, in seinem kurzen Schafspelz, mit gestriegeltem Haar und reinen Händen, der Skrauja-Peter vor seinem Landesherrn, den er bis jetzt nur aus der Ferne gesehen hatte.

Furcht und Hoffnung malten sich abwechselnd auf dem schlauen Gesicht des Bauern; die schmalen Augen blinzelten verstohlen, aber blitzeschnell über die ganze Versammlung, während er in tief gebückter Stellung an der Thür verharrte.

„Komm' näher, Bursche! Bist Du der Züchter, welcher sämtliche Hunde für den Hof einliefert?“

„Allergnädigster Vater und Großherr,“ entgegnete der Buschwächter, indem er sich platt auf den Boden warf und den Saum des herzoglichen Gewandes küßte, „ich bin ein armer Knecht und gebe mein Leben für meinen gnädigsten Landesherrn!“

Der Herzog lächelte.

„Giebt es außer Dir noch andere Züchter, welche Dir bei Deinem Amt behilflich sind und die Du Uns empfehlen kannst, damit Wir sie belohnen, so nenne sie!“

Um zwei Zoll richtete sich der Peter in die Höhe. Es galt, eine Belohnung zu empfangen, und diese wollte er nicht so leichten Kaufes in andere Hände gelangen lassen; er entgegnete daher demüthig:

„Gestrenger Großherr, ich bin Derjenige, welcher die Hunde stets gut abgeliefert hat. Du lieber himmlischer Vater! lieber wollte ich selbst zu Grunde gehen, als nur ein Hündchen aus der Zucht umkommen lassen!“

„Durchlaucht, dieser Mensch wäre unerseßlich für die Züchtere; ein Anderer thut's ja auch!“ wandte Puttkammer ein.

Der Herzog aber, der ihm seinen besten Züchter versprochen hatte, achtete nicht auf Puttkammers Einwand.

„Wohlan, ich habe Dich dem Kanzler geschenkt; dieser ist fortan Dein Herr, und wenn Du Deine Gehilfen vollständig abgerichtet hast, daß sie Dein Amt verwalten können, so gehst Du mit den Hunden, die der Kanzler Dir bezeichnen wird, auf Reisen; zuvor aber wirst Du Sorge tragen, Deine Gehilfen tüchtig einzuschulen!“

Der Herzog winkte mit der Hand, aber der Skauja-Peter, der sich nicht hatte träumen lassen, daß die herzogliche Güte einen solchen Ausgang nehmen könnte, stand erst einen Moment wie versteinert da, dann warf er sich der Länge nach wieder vor den Herzog nieder, küßte dessen Kleiderfaum inbrünstig und begann in weinerlichem Ton:

„Allermächtigster Großherr, ich kann nicht genug danken für die große Gnade! Aber ich bin ein guter Christ und möchte nicht allein so großes Glück genießen. Ich kenne einen Züchter, der weit schneller, weit klüger die Hunde zu schulen vermag und der eigentlich mein Lehrmeister ist. Ich bin jetzt nur der Buschwächter für das Bergfried'sche Waldbrevier. Du lieber himmlischer Vater! wie sollte ich so sündigen und ihm seinen Lohn nehmen wollen! Es ist der Jansche Kalning, ein kinderloser Mann, und ist ihm, wie ich glaube, seines Alters wegen, die ganze herzogliche Zucht zu viel; ich bin kräftiger und jünger und würde gern für den guten Bruder eintreten, um meinem Herzog von ganzer Seele die Hündchen zu schulen!“

„Ah, ich entfinne mich!“ sprach Puttkammer; „es ist das derselbe Mann, dessen Häuschen an der Doblen'schen Straße liegt und zu dem uns das Unwetter verschlagen hatte, als wir den Leibarzt einholten. Ich nehme gern den Alten, der noch Kraft genug haben

wird, bei mir sein Amt zu erfüllen und dessen wetterfester Körper gerade wie geschaffen für eine Reise nach Westphalen ist.“

Der Herzog nickte zufrieden. Dieser Tausch war ihm nicht unlieb; der uneigennützigte Bursche mit so viel Ergebenheit gefiel ihm überdies und er befahl ihm aufzustehen:

„Der alte Züchter ist Dein Freund?“

„Accurat so, mein gnädigster Herr und Vater!“

„So gehe hin und bringe ihm die Botschaft Deines Herrn, und nun magst Du Dir von dem Jägermeister zehn Thaler für Deine treuen Dienste geben lassen!“

Ein dritter Fußfall erfolgte und mit gesenkten Augenlidern, ein Bild der tiefsten Demuth und Frömmigkeit, schlich Peter dem Ausgang zu und seine Schritte wurden erst schneller, als er die herzoglichen Thore hinter sich hatte.

„Gott sei Dank!“ murmelte der Skrauza-Peter aufathmend, „wäre ich doch ein unglücklicher Mensch gewesen! Du lieber, himmlischer Vater, wie leicht kann man doch unglücklich werden! Jetzt bin ich nicht verspielt, habe zehn Thaler Geschenkgeld und kann des Hundewärters Haus und Felder haben ohne Mühe! Wird sich die Anne freuen, daß wir einen Rauchsang haben und trockene Dielen und einen Boden, der schon bearbeitet ist. Ach, Du lieber Gott, nur die Schenke ist weit! Doch halte ich mir ein Pferd und komme schon noch hin. . . . Das fehlte noch! Verspielt sein, Weib und Kind verlassen, einen andern Herrn haben und mit ihm fortgehen, von wo kein Wiederkehren! Großer Gott und Vater, Du hast mir armem Mann all' dies Unglück abgenommen, weil Du Deine lieben Seelen, die Dir angehören, stets beschütze!“

So dankte der fromme Mann der höheren Vorsehung und schritt fröhlichen Herzens von dannen, ohne auch nur einen Augenblick daran zu denken, daß er dem Hundezüchter Unrecht thue.

Fröhlich pilgerte er seines Weges und hatte in einer guten Stunde die Hütte des Hundezüchters erreicht.

Auf dem Schemel vor dem Ofen saß der neue Knecht, umgeben von den Hunden, in Halbschlummer versunken.

Als der Skrauja-Peter die Thür öffnete, wurde er von den Hunden mit lautem Gebell empfangen; dessen ungeachtet ließ sich der Knecht nicht in seiner Ruhestätte stören, sondern wandte kaum den Kopf, als Peter ihn fragte:

„Gott helf! wo ist der Jansche?“

„Nicht daheim!“ entgegnete der Andere schläfrig.

„Wie so? In der Kälte und bei der Dunkelheit wird er doch nicht in die Scheuer gehen, um zu dreschen?“

„Ist auch nicht in die Scheuer, sondern auswärts vier Werst von hier, in den Weißenkrug gegangen.“

„Bist Du toll! . . . Was hat der Jansche dort zu suchen? Er trinkt ja niemals, wie — wie — die Andern!“

„Setz wohl!“ nickte der Bauer; „aber es währt nicht lange, so kommt er wohl daher!“

„Woher nimmt er das Geld? Oder geht er auf den Tauschhandel in den Krug?“ forschte Peter.

„Nun, das ist's nicht, er bezahlt mit Thalern!“ lächelte der Knecht.

„Wo, zum Teufel, hat er sie hergenommen?“

„Ich habe sie genommen, ich fand sie vor der Hütte und brachte sie dem Jansche. Und dann ging er gleich darauf in den Weißenkrug und so treibt er's jeden Tag!“

Peter nahm die Mütze ab, kraute sich bedenklich den Kopf, worauf er sie aufs linke Ohr schob.

„Gm, ein glückliches Leben! muß Geld aus der Schwedenzeit sein. Hat's ausgegraben oder mit einer Wünschelruthe herausgezaubert! Wenn er jetzt noch bleiben wollte, so gebe ich ihn als Zauberer und Hexenkünstler an!“ . . . Das Haus muß schnell mein werden; ich habe gute Spaten, und die Anne hilft mir dabei! Wir werfen nichts vor die Thür; na, so dumm sind wir nicht!“

Peter schob die Mütze aufs rechte Ohr und trat zum Knecht dicht heran.

„Du, Freund, sag' mir nur Alles! Du lieber Gott, ich bin ein ehrlicher Mann und gottesfürchtig dazu. Weißt Du die Stelle, wo er zu graben angefangen hat?“

Ich weiß garnichts. Laß' mich in Ruh'!" entgegnete der Andere unwirsch.

„Na, Dich kriege ich schon noch!“ dachte der Skrauja-Peter; „der wird doch noch mein Knecht, und gesteht er nicht, so soll er als Helfershelfer mit dem Jansche zusammen verbrannt werden!“

Während Peter noch calculirte, tappte sich Jemand im Finstern zurecht. Die Thür flog auf, und der Hundewärter stand barhäuptig auf der Schwelle.

„Guten Abend, Kinderchen! Ach, wie Du gut bist, Gert, hast das Feuer angezündet für den Skrauja-Peter, meinen lieben Gast!“ rief Jansche gemüthlich, indem er hin- und herschwankte; „was führt Dich zu mir, Du alter Wolfshund. Was willst denn Du heute hier wieder austöbern?“

Mit diesen Worten wankte Jansche auf den Buschwächter zu, schlang seine Arme um dessen Hals und zog ihn dann auf die Holzbank am Tische nieder.

„Ja, sieh' einmal, lieber Freund,“ lächelte der Hundewärter, „ich bin jetzt eben so, wie Du, ein Trunkenbold geworden, da ich nichts Anders werden konnte! Ich wollte auch einmal versuchen, klug zu sein. Und sieh' mich an, bin ich nicht klüger, denn jemals!“

Jansche lachte still vor sich hin. „Ja, ein trauriges Herz muß entweder weinen oder trinken, so lange trinken, bis es fröhlich wird! Weinen kann ich nicht. Dazu bin ich nicht klug genug; aber trinken, Brüderchen, das kann ich eben so gut wie Du! Sieh' einmal her!“ und Jansche zog eine Flasche aus seiner lose hängenden Tasse, setzte sie an die Lippen und trank in langen Zügen. „Glaubst Du, es schmeckt mir? Nein! Es ist verheulenes Zeug, aber die Zeit vergeht dabei, und der Schlaf ist fest und ausdauernd und dann — was sollte ich mit den Thalern machen? Es war doch ein Blutgeld, und so geht es zum Teufel, täglich, täglich! und wenn nichts mehr da ist, nehme ich mir wieder ein Zigeunerkind und dann, dann soll's nur Gold regnen, heidi!“

Und Jansche begann ein Lied zu singen, das gleich im Anfang verunglückte und in seltsamem Gebrumm endigt; seine Hände, mit

denen er gestikulirt hatte, fielen auf den Tisch und das ergraute struppige Haupt auf dieselben. So lag der Bauer, ohne sich zu regen da; das halblaute Gemurmel erstarb allmählig in abgerissenen Lauten und ehe sich Peter dessen versah, schlief der Hundezüchter den langen, festen Schlaf, den er sich künstlich erzeugt und dessen er so sehr als Sorgenbrecher bedurfte.

Peter streckte sich ruhig auf die Ofenbank, langte aus der Tasche ein Stück Speck und Brod, schnitt Beides in kleine Stücke und hielt so in halb liegender Stellung seine Abendmahlzeit.

Der Knecht erhob sich und ging hinaus, um die Hunde zu versorgen, während Peter sich ungestört seinen Gedanken hingab.

„Was soll ich den weiten Weg zurückmachen? Das fehlte noch, bei diesem Wetter! Ich bleibe hier, und morgen, wenn er bei Bernunft ist, will ihn schon dazu bringen, daß er mir, wo möglich, gleich zu seinem neuen Herren folgt! Du lieber himmlischer Vater, was hat man doch für Mühseligkeiten im ganzen Leben, wie muß ich mich für Weib und Kind plagen!“

Und mit trübseiger Miene griff Peter nach der Flasche, die vor dem schlafenden Hundewärter stand, prüfte den Inhalt und trank seufzend den Rest.

Am Morgen des andern Tages saßen Jansche und sein Gast vor dem Herd, und während Peter sprach, schob der Hundewärter einen Scheit nach dem andern in die Flammen, bis ein mächtiges Feuer entstand, an welchem die Beiden ungeachtet der Gluth, die es ausströmte, ruhig verharrten.

„Und siehst Du, Freund,“ sagte der Strauja-Peter, „Du hast dabei noch den Vortheil, nicht nur weniger Arbeit zu haben, sondern auch noch die Aussicht, von hier fortzukommen, wo es Dich nicht mehr leiden will, wie Du sagst! Wenn Du gut bist, wird Dein Herr Dir auch gewiß nicht einen kleinen Lohn vorenthalten, und wenn auch dieses nicht stattfinden sollte, so mußt Du doch als Leibeigener den Willen des Herzogs erfüllen!“

Jetzt hatte Peter alle seine Bernunftgründe erschöpft, und Jansche schwieg immer noch und war eifrig bemüht, neue Scheite zurecht

zu legen für Fall, daß die Gluth sich zu rasch vermindern sollte. Endlich brummte er einige unverständliche Worte, und Peter neigte sich eifrig zu ihm, um eine Antwort zu erhaschen; Zansche sprach wie vor sich hin:

„Den Willen meines Herrn werde ich stets thun, was Scheert's Dich? Den Weg nach Schloffenbeck finde ich auch schon allein, und wenn der Kanzler in Mitau ist, will ich hingehen und mich ihm stellen. Wie kannst Du, Wolfshund, denn denken, daß ich mich widersetzen will? Alles, was mein Herr über mich verfügt, ist mir so heilig wie Gottes Wort, und wenn er Dir das Haus und mein Amt schenkt, so thut es mir nicht leid; denn der Herzog hat das Recht, mir mein Leben zu nehmen, das er mir nicht gegeben hat; folglich kann er mir auch Haus und Amt nehmen, welches er mir gnädig so viele Jahre überlassen. Wenn meine Hunde Dich als ihren Herrn anerkennen, so ist das Dein Glück, und wenn mir der Herzog einen neuen Herrn giebt, so thut's er entweder zu meinem Glück oder Unglück, für Beides habe ich ihm zu danken!“

Der Schluß verlор sich in einem für Peter unverständlichen Selbstgespräch, und Zansche schwieg endlich, da er seiner Uebersetzung nach die längste Rede gehalten hatte.

So war nun dem Peter wiederum leichte Arbeit geworden. Er stand befriedigt auf, und indem er noch einen zufriedenen Blick auf die wohnlichen Räume warf und vergnügt den Wintervorrath von gedörrten Feld- und Gartenfrüchten betrachtete, der in einem großen Neze zwischen den Dachsparren hing, sagte er mit salbungsvoller Stimme: „Wenn Du nicht ein guter Freund von mir wärst, und ein so frommer Christ, so hätte ich es mir nicht einfallen lassen, zu Dir diesen weiten und schlechten Weg zu machen; allein, Du lieber himmlischer Vater, was thut man nicht aus Liebe für seinen Nächsten! Ist es mir armem-Mann nicht zu gönnen, daß ich näher zur Sadt komme? Du lieber Gott, man hat ja ohnehin keine Freude auf dieser Welt! Na, Gott befohlen, leb' gesund Brüderchen!“

Seufzend, mit langsamen Schritten verlief Peter die Hütte, die er bereits als sein Eigenthum zu betrachten begann.

Einige Tage darnach stand Jansche Kalning, ein kleines Bündelchen unterm Arm, vier der schönsten Koppelhunde an der Leine, in stiller Ergebenheit schon seit zwei Stunden an der herzoglichen Freitreppe und harrete auf das Erscheinen seines neuen Herrn.

Endlich fuhr eine Carosse vor; zwei Cavaliere, in weite Mäntel gehüllt, erschienen am Eingang.

„Ah, siehe da, die Ergebnisse einer glücklichen Schachpartie!“ lachte der Kanzler und blieb, den Alten und die Hunde musternd, auf der obersten Stufe der Treppe stehen; „seht, Freiherr, wie gefällt Euch diese Gabe Fortunas?“ wandte er sich an seinen Begleiter.

„Den Teufel auch!“ rief der junge Cavalier; „Euer Bahard ist hin, ich hätte den Muth gehabt, nicht auf den herzoglichen Vor-schlag einzugehen!“

Der Kanzler neigte sich zu dem Andern und flüsterte ihm ins Ohr:

„Soll mir nicht leid sein, Freund, wenn ich nächstens in wichtigen Angelegenheiten meine Vernunftsgründe zur Geltung zu bringen suche, hat man hoffentlich auch nicht den Muth, diese zu verwerfen, und die Gnade, mich huldvoll gewähren zu lassen. Facio ut facias!“

Mit diesen Worten stiegen Beide die Stufen hinab.

Der Hundewärter küßte den Mantelsaum seines neuen Herrn und blieb demüthig stehen, der weiteren Befehle harrend.“

„Weißt Du den Weg nach Luckum, alter Bursche?“

„Nein, gnädigster Herr, ich kenne nur Mitau, die Kirche zu Doblen und — und — den Weißenkrug; aber ich finde mich schon hin!“

„Den darf ich nicht auf Reisen schicken!“ lächelte Puttkammer; „er ginge sonst sammt den Hunden verloren, und das wäre schade! Der Kerl ist brauchbar und scheint ehrlich dabei, werde ihn wohl dem Gefolge einreihen müssen, wenn wir mit dem Herzog ins Bad reisen, und von dort bringe ich selbst ihn zu meinem Freunde Eberhard.“

„Hast Du ein Weib?“ fragte der junge Cavalier.

„Gott sei Dank, nein, Herr!“

„Hat Dich wohl Keine haben wollen, Du Schelm?“ scherzte der Kanzler.

„Herr, so ungefähr! Die Spinnerliese sollte mit mir zum Prediger gehen, allein unterwegs gefiel ihr ein Anderer besser; aber sie hat ihn noch heute nicht und braut Herentränke und kocht Arzneien für Vieh und Menschen!“

„Desto besser!“ lachte der Kanzler, „sonst hätte ich die Mühe, sie Dir vom Herzog gewinnen zu müssen! Nun aber mach' fort, Bursche, die Herzogin unternimmt gleich ihre Morgenfahrt! Gehe in den Hinterhof zu meinem Vorreiter, der bringt Dich mit zwei neuen Pferden und den Hunden aufs Gut; hurtig, tummle Dich!“

Sausche küßte schnell den Mantelraum des Kanzlers und während er sich entfernte, um dem Befehl seines Herrn nachzukommen, stieg dieser, gefolgt von seinem stattlichen Begleiter, in die mit Federbüschen und Wappenschildern geschmückte Carosse, welche, von vier raschen Pferden gezogen, leicht zum Schloßthor hinausrollte.

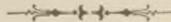
Ende des ersten Theils.



## Inhalt des ersten Theils.

---

	Vorwort.	Seite.
Kapitel	I. Der Leibarzt des großen Kurfürsten . . . . .	1
"	II. Alte Bekannte . . . . .	16
"	III. In der letzten Stunde . . . . .	45
"	IV. Der Herzog ist todt, es lebe der Herzog . . . . .	66
"	V. Wie das Festessen im Schlosse gestört wurde . . . . .	76
"	VI. Was sich in der Staatscarosse zutrug . . . . .	108
"	VII. In der Fürstengruft . . . . .	124
"	VIII. Im Judenviertel zu Mitau . . . . .	149
"	IX. Am Hofe Friedrich Casimirs . . . . .	165
"	X. Ein Unzufriedener . . . . .	186
"	XI. Eine Schachpartie . . . . .	213



Die  
**Abtissin von Herford.**

---

Roman

aus der Zeit

Friedrich Casimirs, Herzog von Kurland

von

**G. Dorn.**

---

**Zweiter Theil.**

---

**Riga.**

Verlag von Wilhelm Belms.

1882.

Verzeichnis der Bücher

Verlag von  
H. B. B.

~~~~~  
Von der Censur erlaubt. — Riga, den 29. November 1881.  
~~~~~

---

Druck von C. Sieslact in Mitau.

## Kapitel I.

### Sophie Charlotte am Hofe des großen Kurfürsten.

Ungefähr vier Meilen westlich von Berlin, von bewaldeten Hügeln umgeben, da, wo sich die Havel wie ein silberner Gürtel durch die Landschaft windet, stand zu Anfang des 17. Jahrhunderts ein wendisches Fischerdorf, *Pozdupimi*, d. h. „unter den Eichen,“ genannt. Der schönen Lage wegen siedelten sich hier einzelne Stadtbewohner an und schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts wurde dieses Dorf zum Städtchen; der Kurfürst, angezogen durch die lieblichen Natur Schönheiten, erbaute sich hier ein Schloß, und verlieh dem Orte Stadtgerechtigkeit. Nach und nach veränderte sich auch die Benennung des ursprünglichen Dorfes, und es entstand aus dem ehemaligen „*Pozdupimi*“ der Name „*Potsdam*.“ Im Jahre 1660 verschönerte der Kurfürst seinen Sommeraufenthalt durch Anlegung von Straßen, welche Burg-, Grün-, Kirchen- und Graben-Straße genannt wurden.

Nach und nach entstanden hübsch angelegte Lustgärten, Fasanenzüchtereien, ein Thiergarten und eine Glashütte; das Schloß selbst wurde durch den Baumeister Giese bedeutend vergrößert.

Potsdam war im Sommer das grüne Asyl, das Daheim des Kurfürsten, und oft weilte die kurfürstliche Familie noch dort, wenn schon der Spätherbst mit seinen Stürmen eintrat und der Hof sich auf die Räume des Schloßes beschränken mußte.

Auf Veranlassung der Kurfürstin, welcher es in der Residenz nicht gefiel, wählte auch der Kurfürst Potsdam oftmals zum längeren Aufenthaltsort, und hier war es nun, wo die kurische Prinzessin sich nach ihrer Ankunft aus Kurland schon seit einigen Tagen befand. Eine

eigenthümliche drückende Stimmung herrschte aber im Schlosse; es zeigte sich auf den Gesichtern der Hofdamen und Cavaliere entweder Unbehagen oder erzwungene Heiterkeit, und dieser Ausdruck verschwand erst dann, wenn die Kurfürstin schon den Cirkel verlassen hatte.

Die Kurfürstin Dorothea war die zweite Gemahlin Friedrich Wilhelms, die er als Wittve des Herzogs von Braunschweig-Celle geheirathet, und welche eine Tochter des Herzogs Philipp von Holstein war. Die Vorgängerin dieser Fürstin stand noch in so gutem Andenken bei ihrem Volke, daß Dorothea eine schwierige Aufgabe zu erfüllen hatte, um sich die Liebe ihrer Unterthanen zu gewinnen. Obwohl die äußere Erscheinung der Kurfürstin eine imposante genannt werden konnte so war doch ein eigenthümlich kalter, abstoßender Zug in dem schönen Gesicht, welcher sie schwer die Sympathie des Volkes erringen ließ. Dazu gesellten sich noch ein starrer Stolz, eine unheimliche Unnahbarkeit, vielleicht durch das Gefühl der Enttäuschung entstanden, welche jede Annäherung entfernt hielten. Nur dem Kurfürsten leuchteten ihre dunklen Augen freundlich entgegen und in ihnen spiegelten sich die Liebe und Verehrung zu ihrem Gemahl ungetrübt wieder. Wohl gab es noch zwei Personen, die sich des Vertrauens dieser Fürstin zu rühmen vermochten, in deren Gesellschaft Dorothea am häufigsten gesehen ward, und mit denen sie vertrauliche Unterredungen hielt; diese waren ihre Cousine, die Prinzessin von Holstein-Sondersburg, und die kurische Prinzessin Sophie Charlotte. Plöbliche Sterbefälle in der kurfürstlichen Familie, welche namentlich die Kinder der ersten Ehe trafen, erregten die unwürdigsten Verdächtigungen gegen die Kurfürstin, welche den verletzten Stolz und die Bitterkeit ihrer Empfindungen noch vermehrten, wodurch sie noch verschlossener und abstoßender als zuvor erschien. Außer den anderen Verleumdungen ging noch im Volke das Gerücht, die Kurfürstin sei geizig und vermehre ihre Reichthümer auf Kosten ihrer Landeskinder; und als nun gar Dorothea den Kurfürsten zu veranlassen suchte, das Testament, welches zu Gunsten des Kurprinzen und der anderen Kinder erster Ehe gemacht, umzuwerfen und den Kindern der zweiten Ehe gleiche Rechte angedeihen zu lassen, da

entstand allgemeine Unzufriedenheit nicht nur bei Hofe, sondern auch im Volke, und die Stellung der unglücklichen Frau ward so unliebsam, daß sie jetzt nur in Potsdam residirte und ihre mißtrauischen Blicke fast in jeder Person ihrer Umgebung einen Feind sahen.

Auf dem Söller, der von steinernen Pilastern getragen, nach der Gartenseite hinaus lag, wandelte trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit, die Kurfürstin an der Seite der Prinzessin von Kurland auf und ab. Das Glasdach, welches sich über sie wölbte, war noch hie und da von rothbraunen Blättern der Weinrebe umspinnen, und einzelne zerzauste Büschel hingen über die steinernen Riesenleiber herab, welche den Söller an den Seiten stützten.

Die Gestalt der Kurfürstin war von einem schwarzen Sammetmantel umhüllt, der, von kostbarem Fellwerk eingefast, in eine lange Schleppe auslief; eine schwarze Kapuze von gleichem Stoff umrahmte das blasse Antlitz, und verlieh der ganzen Gestalt etwas Düsteres und Trauriges in ihrer Erscheinung.

Sophie Charlotte hatte einen weichen Shawl um Haupt und Brust geschlungen und schritt, in Gedanken versunken, mit traurigen Blicken nebenher.

Es mochte eine unerfreuliche Unterredung gewesen sein; denn erst nachdem sie Beide lange schweigend neben einander auf- und abgegangen und Charlotte sinnend in die Ferne hinauschaute, wo die blätterlosen Bäume zu beiden Seiten des Weges standen, der in die Residenz führte, trat die Kurfürstin hinzu, legte ihre schmale, weiße Hand auf die Schulter der Prinzessin und sprach in ruhigem Tone:

„Ich weiß, Prinzessin, daß Guer Herz, so stolz es ist, dennoch Beleidigungen vergeben kann, wenn diese bereut werden! Die Schmach aber, welche mir mein eigen Volk anthut durch das Verdrehen und und Verdeuteln meiner Handlungen, ist so empörend, daß ich dagegen nichts als eine stille Verachtung zu bieten vermag! . . . Freilich, ein unseliges Verhängniß nährt den bösen Leumund, eine Verkettung unheilvoller Zufälle, hat mich in ein Labyrinth von Verdächtigungen hineingezogen, aus dem zu entinnen, tausend Rechtfertigungen und

Beweise zu meinen Gunsten nicht genügen! Was auf der Höhe steht, ist jedem Auge preisgegeben, und die Geschosse der Verleumdung stürzen auch ein Götterbild zu Boden, selbst wenn sein Haupt bis in die Wolken ragt! . . . Doch immerhin, ich habe mächtigen Halt an dem Kurfürsten, meinem Gemahl; an der Seite dieses Mannes fühle ich mich stark, groß und unverletzbar!"

"Doch, theure Fürstin, als Landesmutter dürft Ihr Euch dem Volke nicht ganz entziehen," nahm die Prinzessin das Wort; „geduldige Nachsicht, großmüthiges Verzeihen und freundliches Entgegenkommen müssen Euch die Verblendeten bald gewinnen helfen!" „Ihr fordert viel, Charlotte! Mein stolzes Gemüth verweigert dieses, ich kann und will mir nicht solche Gunst erbuhlen, die jeder leichte Hauch verwehen kann! . . . Kommt, laßt uns gehen! Der Jesuitenpater Wolff erscheint bei uns in Potsdam und seinem heiteren Sinn und lustigen Schwänken verdanke ich manchen frohen Augenblick; auch ist der Mann mir wichtig bei der Testamentsvollstreckung und mein rechtschaffener Fürsprecher beim Kaiser. . . Noch hab' ich Freunde, theure Charlotte, und vielleicht mit der Zeit gelingt es Euch, die Ihr Euch um mich bemüht, zu sehen, daß ich in die Fußtapfen meiner Vorgängerin trete, ich, die man jetzt, „Docusta“ — ein glorreicher Name für die Landesmutter — nennt!"

Die beiden Damen wandten sich, um zu gehen; da trat ihnen die Gräfin Zawayk entgegen.

"Durchlaucht, ich glaube den Courier des Kurfürsten gesehen zu haben; der Mann scheint eine wichtige Botschaft aus Berlin zu bringen. . . Und, seh' ich recht, so sprengt Prinz Alexander, Euer herzoglicher Bruder, jenen Weg daher!"

Die Gräfin wies auf den Weg, der nach Berlin führte.

In der That, es war der Prinz, der auf schäumendem Hengste eben das Thor erreichte.

Was war geschehen?

Die beiden Fürstinnen eilten, von der Gräfin begleitet, in die unteren Gemächer.

Unten in dem kleinen Empfangssaal, in welchem die Kurfürstin nur auserwählte Gesellschaft duldet und nur den mit ihrem Vertrauen beehrten Personen den Zutritt gestattet, sah man die Prinzessin Sondershausen mit dem Prinzen Alexander vertraulich flüstern; bei dem Erscheinen der drei Damen schritt der Prinz auf die Kurfürstin zu und neigte sich ehrerbietig auf ihre Hand, die sie ihm zum Kuß reichte. Hierauf übergab er ihr ein versiegeltes Packet, welches sie eilig aufbrach; warauf sie sich langsam in eine Fensternische zurückzog.

„Was bringst Du, mein Bruder?“ fragte leise vertraulich die Prinzessin Charlotte; „es muß eilige Botschaft sein, denn der Courier aus Berlin meldet die Ankunft des Kurfürsten und des Präsidenten Otto von Schwerin; Beide treffen in einer Stunde ein, nachdem der Kurfürst erst gestern Potsdam verlassen hat. Es müssen seltsame Dinge vorgehen und in dem Schreiben an die Kurfürstin kann nichts Gutes enthalten sein; ich sehe sie erbleichen!“

„Es muß in Frankreich eine Bedrohung der Reformirten stattfinden; denn heute wurde abermals der französische reformirte Prediger Gaultier aus Montpellier beim Kurfürsten zur Audienz zugelassen. Es müssen arge Dinge vorgehen. Des Mannes Antlitz sah bleich und verstört aus. . . Ich aber, geliebte Schwester, bin gekommen, um Dir für einige Zeit Valet zu sagen. Ich gehe mit einer Sendung des Kurfürsten nach Münster zum Fürstbischof; es gilt, wie ich glaube, Dir den Platz als Aebtissin zu Herford zu sichern. Die beiden Gräfinnen Lippe sollen die Absicht haben, Dir zuvorzukommen und ihr Einfluß soll sich bereits bei der Aebtissin Elisabeth zur Geltung gebracht haben, deren Kränklichkeit im Zunehmen ist. Ein Schreiben unseres Ohms, des Kurfürsten, soll nun Deine Pathe Elisabeth bestimmt erinnern, Dir das Wort nicht zu brechen und sie veranlassen, Dich in ihrem Testament als Nachfolgerin sicher zu stellen. Der Fürstbischof soll sich ebenfalls für unsere Sache verwenden, und so hoffen wir, mit Gottes und dieser Mächtigen Hilfe Dir Deine Rechte unverletzt zu wahren!“

Charlotte drückte warm die Hand ihres Lieblingsbruders, und Beide wandelten eine Zeit, in Gespräch vertieft, neben einander auf

und ab, während sich die Dame Jawahy und die Prinzessin Sondershausen ins Nebengemach zurückzogen.

Da trat die Kurfürstin zu den Geschwistern:

„Mein Gemahl,“ sprach sie, „wünscht einen Panisbrief aus Unserer Hand zur Schlichtung Euerer Angelegenheit in Herford, theure Charlotte; nach der Tafel werden Wir uns beeilen, dem Wunsche Unseres Gemahles nachzukommen und dies mit doppelter Freude, in dem Wir Euch, Prinzessin, hiermit dienlich sein können!“

Sie wartete nicht den Dank Charlottens ab, sondern verließ in eigenthümlicher Erregtheit, die sie zu verbergen suchte, welche sich aber in den finster zusammengezogenen Brauen deutlich aussprach, mit stolzen, hastigen Schritten das Gemach.

„Sie hat schlimme Botschaft erhalten, mein Bruder!“ flüsterte die Prinzessin; „mein Gott, was ist geschehen?“

Eine Stunde später entstand im Schloßhof lautes Getümmel; Lakaien, Vorreiter stürzten durch einander. Nach einer Weile öffneten die Kammerherren die Flügelthüren, und herein trat Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg, gefolgt von Grumbkow und Schwerin.

Der Wuchs dieses bedeutendsten Mannes seiner Zeit war nicht viel über mittlere Größe, doch jede seiner Bewegungen imposant und majestätisch; die leuchtenden Augen, die kühne Ablersnase, und der energische Mund kennzeichneten den Mann von außergewöhnlichem Character und ließen in ihm den Menschen in der edelsten Bedeutung erscheinen. Ein längeres Sichteiden hinderte den Kurfürsten nicht, fest und sicher aufzutreten, ja, es gab Augenblicke, wo er in der Erregung des Gemüths körperlich die schwierigsten Situationen zu verachten schien, und seine Augen im Zorn Blitze zu schleudern vermochten, vor denen auch die kühnsten Männer seiner Umgebung zurückschreckten. Seine Redeweise war rasch und bestimmt, wie seine Handlungen.

Heute trug der große Kurfürst das weite, polnische Ueberkleid mit kostbarem Pelzbesatz; die feingekräuselten Locken der französischen Perrücke umrahmten die hohe Stirn und fielen voll auf die Schultern

herab; eine Halschleife aus brabantischer Spitzen ruhte auf der Brust. Die lange, bis an die Knie reichende Weste, mit Litzen und Brillantknöpfen verziert, glänzte von kostbarer Stickerei, die Handgelenke umschloß feines Spizengekräusel und seidene Strümpfe nebst beschleiften Hackenschuhen vervollständigten die Haus- oder Palasttracht des Kurfürsten.

Zu beiden Seiten, im Halbkreis, reiheten sich die Damen und Cavaliere. Hierauf eine allgemeine, tiefe Verbeugung, welche der Kurfürst fast flüchtig erwiderte; dann trat er hastig auf seine Gemahlin zu, und indem er eine ihrer Hände fest in die seinen schloß, wandte er sich mit ihr wieder der Versammlung zu:

„Liebe Getreue,“ sprach Friedrich Wilhelm mit tiefbewegter Stimme, „Wir verkünden Euch hiemit, daß der König von Frankreich am 18. October das Edict von Nantes aufgehoben hat, daß die Dragonaden gegen unsere Glaubensgenossen bereits aufs grausamste begonnen haben und die Evangelischen gleich dem gehezten Wilde von den Schergen ihres eigenen Landesherrn verfolgt werden!“

Der Kurfürst schwieg. Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung ertönte aus den Reihen. Schreck und Bestürzung malten sich auf den Gesichtern der Umstehenden und Charlotte erfaßte krampfhaft den Arm des Prinzen Alexander, während sie bleich und mit entstellten Zügen auf die weitere Rede des Kurfürsten lauschte.

„Liebe Edle,“ sprach Friedrich Wilhelm weiter, „Wir halten es ferner unter Unserer Würde, mit einem König in Gemeinschaft zu bleiben, der alle Menschenrechte in den Staub tritt; dessen fanatische Priester sowohl, wie die Gensd'armes des Jesuiten La Chaise so blutige Willkür üben dürfen, während den großen Ludwig XIV. die Lobesspenden einer heuchlerischen Maintenon zu immer größeren Unmenschlichkeiten anspornen! — „Todt oder katholisch!“ ist das Lösungswort, welches die Gehezten in Verderben und Elend treibt. Wahrlich, geliebte Vasallen, die Ihr die Stützen Unseres Reiches seid, zu Euch wendet sich Euer Fürst und Ihr Alle werdet mir die Hände bieten zu einem Trutz- und Schutzbündniß für die Verfolgten! Wir werden Uns nicht scheuen, dem großen Franzosenkönig Unsere

Mißbilligung auszusprechen, und der französische Gesandte Rebenac soll eine schriftliche Erklärung Unseres Unwillens seinem eidbrüchigen Monarchen überbringen!“

Der Kurfürst schwieg, und die Hände auf dem Rücken gekreuzt, schritt er hastig auf und nieder; endlich blieb er vor Schwerin stehen, der finsternen Blickes auf den Boden vor sich hinstarrte.

„Wir sind noch mit Uns nicht einig, aber Wir werden den Muth haben, etwas zu thun, was die anderen Souveraine aus Furcht, es mit dem allmächtigen Ludwig zu verderben, nicht zu thun wagen; Wir werden, indem wir Uns unter Gottes Schutz stellen, den Verfolgten Hilfe gewähren!“

Es legte seine Hand auf die Schulter Schwerins:

„Wir wissen, Präsident, daß Ihr Euer Landhaus zum Asyl für die Refugies herrichtet, Wir werden unser Land für die verfolgten Brüder herrichten, wenn es Noth thut! . . . Und nun, meine edlen Getreuen, Wir gedenken heute nur in Gesellschaft Unserer Gemahlin zu speisen, und Wir entbieten Euch somit Unsern wohl-geneigten Gruß bis auf Morgen! . . . Wir fühlen Uns müde und consternirt und bedürfen heute mehr der Ruhe, denn je!“

Der Kurfürst grüßte die Versammlung, reichte seiner Gemahlin den Arm und verließ mit ihr den Salon.

Zur Abendtafel des Kurfürsten ward aber der österreichische Jesuitenpater Wolff befohlen, und acht Tage später reiste der kaiserliche Commissair, der Baron von Freitag, in Begleitung des Paters nach Wien ab, um dem Kaiser ein Schreiben des Kurfürsten zu überreichen, in welchem ihm dieser das Versprechen gab, 8000 Mann gegen die Türken zu stellen, wenn der Kaiser dafür die Garantie des wichtigen Testaments übernehmen und bestätigen sollte.

Die Spannung zwischen dem Kurfürsten und Ludwig XIV. war somit declarirt, die Annäherung Friedrich Wilhelms an Oesterreich trat immer deutlicher an den Tag, was man wiederum dem Einfluß der Kurfürstin zuschrieb.

Prinz Alexander hatte seine Reise nach Westphalen angetreten. Der Kurfürst pflog Rath in den Versammlungen und während am

Hofe zu Potsdam die äußere Ruhe wieder hergestellt schien, hatte sich die Kurfürstin in ihre Gemächer zurückgezogen, und die Prinzessin Charlotte reiste plötzlich in Begleitung ihrer Kammerfrau nach Berlin. Schweigend saß sie, in ihren Mantel gehüllt und das Antlitz dicht verschleiert, neben der Gräfin in dem mit raschen Pferden bespannten Schlitten, welcher im Fluge über die beschneiten Wege nach Berlin hinglitt.

Es war ein heiterer Novembertag; die Haiducken, welche vor und hinter dem Fahrzeug herjagten und den Weg freihielten, scheuchten die Neugierigen fort, welche staunend das schöne, mit glänzenden Fellen behängte Gefährt bewunderten. Die silbernen Schellen tönten lustig durch die klare Winterluft, aber ihr Klang hatte nichts Freudiges für die beiden Insassen, welche, in trübe Gedanken versunken, keine Augen für die herrliche Winterlandschaft zu haben schienen.

Die Thore Berlins waren bereits in Sicht, als sich ein Haufe Volks mit wüstem Geschrei aus einem derselben hervorwälzte; die Fahrt war gehemmt; denn wie eine brausende Meereswoge, schwankte die Menge hin und her, ohne sich zu lichten.

„Was giebt's?“ forschte unmutig nach längerem Harren die Prinzessin.

Ein Haiduck sprengte mitten in den Haufen hinein und kam nach einigen Minuten zurück.

„Durchlaucht, man will einen Menschen fassen und ertränken, den man im Verdacht hat, er habe sich als Hund verwandelt und einem Kinde die Kehle zerbissen, dessen Vater ihn als Schwarzkünstler und Hegenmeister geschimpft haben soll. Der Mensch aber ist der Famulus des Goldgräbers Kunkel, welcher auf der Pfaueninsel seinen Hokusfokus treibt.“

„Wieder ein Opfer des Aberglaubens!“ seufzte Charlotte und befahl dem Haiducken, den Weg freizuschaffen.

Nur langsam bewegte sich der Schlitten vorwärts, und ehe die Damen sich dessen versahen, waren sie von einer festen Menschenmasse eingeschlossen; vergebens lichteteten die Vorreiter für einen Moment die Straße, der Menschenstrom schloß sich immer wieder,

und bald befand sich Charlotte mit ihrer Begleiterin dicht vor dem Menschenknäuel, in welchem sich der Delinquent befinden mußte, dessen gewaltthames Ende beschlossen zu sein schien. Die Stimmen der Vernünftigen wurden mit Drohungen und Rohheit zum Schweigen gebracht, und der Verurtheilte erwartete bereits mit geknebelten Händen und zerzausten Haaren sein Geschick.

„O, welche Gräuel!“ sprach Elisabeth Zawady entsetzt; „giebt es gar keine Obrigkeit, welche das Volk auseinander zu treiben vermag? Der Mann ist verloren, wenn nicht Hilfe erscheint!“

„Geh' und verkünde im Namen des Kurfürsten schwere Ahndung denjenigen, welche auf den plötzlichen Tod des Gefangenen bringen!“ sprach Charlotte zu einem ihrer Diener; „sage ihnen, daß dies eine Verletzung des Gesetzes sei, geh', eile, es thut Noth!“

Der Mann versuchte in den Haufen hineinzusprengen, aber grobe Fäuste griffen ihm in die Zügel und unter Hohnlachen hielten sie Kopf und Reiter gefangen.

Da theilte sich plötzlich die Menge und mitten heraus aus ihr traten zwei Männer in dunklen Gewändern, ähnlich der Tracht der fahrenden Schüler. Der Jüngere von ihnen bahnte sich kräftig einen Weg, während der Aeltere ihm nachfolgte.

Die Prinzessin sah flüchtig einen mittelgroßen Mann mit dunklem, schlichten Haar und eben solchem Bart, an sich vorüberstreifen; dann hörte sie eine Stimme, deren metallener Klang ihr kein Wort entgegen ließ. Immer mächtiger schwoh diese Stimme an und immer stiller wurde es in der Menge.

„Männer und Freunde! Bürger eines freien deutschen Reiches! Seid ihr eine Meute hungriger Wölfe, die nach dem Blute des gehehnten Wildes lechzt? ihr verfolgt einen Mann in dem kindischen Wahn, er sei ein Zauberer, ein Hexenkünstler, welche andere Beweise habt Ihr als die, welche ein beschränkter Geist eronnen, welche Verleumdung und menschliche Bosheit ausgehehrt? Wollt Ihr auf Euer Gewissen eine Menschenseele nehmen, die zu verurtheilen Ihr keine anderen Rechte habt, als die, welche Ihr Euch willkürlich anmaßt? Seid Ihr Christen, seid Ihr Männer, denen Ehre und

Rechtchaffenheit die Bedingungen ihres Lebens sein müssen? Nein! Ihr seid feige Memmen, die auf das wüste Geschrei der Unsinnigen hören und albernem, unvernünftigem Weibergeschwätz ihr Ohr leihen! Die Zeit der Aufklärung ist gekommen, Brüder! Luther, der Streiter für die Menschheit, hat euch ein Beispiel gegeben, nur mit dem Worte Gottes Berge zu versetzen. Der Böse hat keine Macht über die, welche gläubig sind. Wollt Ihr der Obrigkeit vorgreifen und die Gesetze eines guten, gerechten Regenten in den Staub treten? Gebt den Mann frei, geht heim und lehrt Euren Weibern und Kindern, den Aberglauben an das Hexenwesen abthun! Denn aufhören wird die Zeit, wo die schuldlosen Opfer des Aberglaubens unter Martern ihr Leben einbüßten; die mit Blindheit geschlagenen Richter werden erleuchtet sein durch die Erkenntniß der Wahrheit und rechten Menschenliebe!“ . . . Schon bei seinen letzten Worten hatte der Redner die Hände des Opfers aus den Stricken befreit; die Menge stand starr und unschlüssig, wie gebannt durch die mächtigen Worte, mehr aber noch durch die Kühnheit des Mannes, der jetzt die Hand des Verfolgten erfaßte. Der Andere trat ihm zur Seite und so schritten Beide, ihren Schützling in die Mitte nehmend, ungehindert durch die bestürzte Menge.

Hinter ihnen ertönte es hier und da: „Wer sind diese Männer? Was war das?“

„Einer ist der fremde Rector, welcher am Allerseelestage in der Kirche an Stelle des kranken Predigers auftrat und so schön und so milde von den Todten sprach!“ rief laut ein Mann, der dem Handwerkerstande anzugehören schien; „Gott sei Dank, daß ich meine Hand nicht hergab zu diesem Schergenamt!“

„Wer war der Mann?“ fragte auch die Prinzessin, als ihr der Weg offen stand und die Pferde rasch an den einzelnen Gruppen der schwagenden Menschen vorübereilten; „wer ist dieser Apostel der Freiheit, dessen Rede mich mit Bewunderung erfüllte? — Diese dunklen, in düsterem Feuer leuchtenden Augen sah ich schon einmal, aber wo? und wann? Diese Stimme hörte ich schon, aber nicht mit so hellem Klang. Ich gäbe viel darum, könnt' ich ihn wiedersehen!“

„Es sind Fremde, welche der Zufall hierher führte, theure Prinzessin,“ sagte Elisabeth; „jedemfalls aber gehören sie dem Pastoren- oder Lehrerstande an, vielleicht fremde Solastiker, welche ausgezogen, die Lehre Luthers zu verbreiten und gegen die Hexenproceße zu predigen, wie es bereits in Halle und Jena eine ganze Secte dieser Eiferer geben soll. . . . Doch, Prinzessin, wir sind bereits am Schloßthor!“

Zwei Stunden später standen beide Damen dem großen Kurfürsten gegenüber. Friedrich Wilhelm hielt ein offenes Schreiben in der Hand.

„Wir haben die Freude, Prinzessin, Euch zu melden,“ sprach er, „daß Unser Antrag hinsichtlich Eurer Angelegenheit in Herford sowohl beim Kaiser als auch beim Fürstbischof guten Succesß gehabt hat. Wir glauben, Eure Stellung als Aebtissin für alle Zeit gesichert zu haben!“ . . . Prinz Alexander kehrt in den nächsten Monaten heim, gewiß mit den besten Erfolgen seiner weiteren Sendungen bei der Aebtissin, Landgräfin Elisabeth.“

Die Prinzessin verneigte sich dankend, aber es war keine freudige Ueberraschung, die aus ihren Zügen sprach. Ein anderer größerer Gedanke als die Genugthuung über die Zusicherung ihrer künftigen ehrenvollen Existenz schien sie zu beselen; sie trat mit erhobenem Haupt vor den Kurfürsten hin und ihre Stimme hatte einen freudigen Klang, während sie also sprach:

„Gestattet, mein fürstlicher Ohm, daß wir die Sorgen und Mühen, welchen Ew. Durchlaucht hinsichtlich des Unterkommens der Refugies ausgesetzt sind, theilen dürfen! Die Kurfürstin bewilligt eine Summe aus ihrer Schatulle zur Erwerbung eines Asyls für die Eingewanderten; die fürstlichen Kinder desgleichen, selbst der Kurprinz und seine Gemahlin schließen sich nicht aus. Vergönnt daher auch mir, theurer Ohm, daß auch ich und meine treue Gesellschafterin, die Gräfin Zawaky, unser Scherlein zu diesem wohlthätigen Zwecke opfern und in Ew. Durchlaucht Hände niederlegen dürfen!“

Die Prinzessin zog aus ihrer Gürteltasche ein Kästchen, welches sie auf des Kurfürsten Schreibtisch stellte.

„Wir danken Euch im Namen der Heimathlosen, Prinzessin!“ sprach der Kurfürst; „seit dem 9. November haben Wir ein Gegenedict erlassen, in welchem allen Familien, die um ihrer Religion willen ihr Vaterland verlassen müssen, eine Freistatt in Unserem Reiche angeboten wird. Wir werden unerschrockenen Sinnes mit den anderen Monarchen verhandeln, daß den Verfolgten freier Durchzug gestattet werde und, auf die Gnade Unseres Gottes vertrauend, fürchten wir die Ungnade des Franzosenkönigs allezeit nicht!“

„O, mein theurer Fürst, mein hochverehrter Ohm!“ sprach die Prinzessin und beugte sich auf die Hand des Kurfürsten nieder, während ihre Augen sich mit Thränen füllten; „wenn Euer Ruhm nicht schon begründet wäre, diese eine edle, große That würde unverweillichen Vorbeer um Eure Schläfen winden! Wie klein steht jener große Ludwig Euch jetzt gegenüber, wie schwindet seine Herrlichkeit vor Ew. Durchlaucht heldenhaften Menschenliebe! Nehmt jetzt aus meiner dankerfüllten Seele den Dank und auch die Hulldigung entgegen, die tausend obdachlose Glaubensgenossen in mir, mein Fürst, Euch jetzt entgegenbringen!“ Und Charlotte sank vor dem Kurfürsten auf die Kniee nieder.

Friedrich Wilhelm hob sie schweigend auf.

„Zu viel des Dankes, Kind!“ sprach er endlich tief erschüttert und drückte einen Kuß auf ihre Stirn, während seine Augen in feuchtem Schimmer glänzten. Er faßte sich jedoch schnell, ein glückliches Lächeln war auf seinen Lippen zurückgeblieben, seine ganze Gestalt schien größer geworden zu sein und mit dem gewohnten gütigen Ton fuhr er fort:

„Und nun, mes dames, Wir entbieten durch Euch Unserer liebwürthen Gemahlin unseren Gruß und bitten sie, beim Empfange der Refugies hier zu sein, in Begleitung des ganzen Hofstaates von Potsdam. Wir bitten auch Euch, Prinzessin, und die ehrenwerthe Gräfin, nicht fortbleiben zu wollen von diesem Empfangsacte; denn Wir werden die Freude haben, unter den Ankömmlingen viele Repräsentanten der französischen Aristokratie zu begrüßen und vielen

fremden Künstlern Unsere Hand zu weiterem Streben zu bieten und ihnen freies Wirken in Unserem Lande anheimzustellen!"

In ihren Erwartungen vollständig zufriedengestellt, voll Dankes und Hochachtung gegen ihren fürstlichen Ohm, erreichte Charlotte mit ihrer Begleiterin ungestört Potsdam.

■ Nach längerer Abwesenheit hatte der Kurprinz mit seiner zweiten Gemahlin Potsdam besucht; die Kurfürstin befand sich mit den fürstlichen Kindern und ihren Hofdamen im Empfangssaale, wo die junge Kurprinzessin, eine eben so kluge als schöne Frau, durch eine lebhafteste, sorglose Unterhaltung die Kurfürstin für sich gewonnen zu haben schien. Der Kurprinz, in einen Kreis von Herren eingeschlossen, schilderte seine jüngsten Erlebnisse, während andere Gruppen über die neuesten politischen Begebenheiten verhandelten, worunter die Einwanderungsfrage der Refugies das hervorragendste Thema bildete. Bei der glänzenden Festtafel erschien die kurische Prinzessin nicht, die heutige Fahrt hatte sie ermüdet; sie hatte sich mit ihrer Vertrauten in die Stille ihres traulichen Gemaches zurückgezogen und beide Frauen gingen noch einmal die Erlebnisse des Tages durch.

So sehr sich nun aber Elisabeth Mühe gab, die düsteren Wolken von der Stirn ihrer Gebieterin durch ihre liebenswürdige Unterhaltung fortzubannen; es wollte ihr heute am wenigsten gelingen.

Zerstreut und verstört, schritt die Prinzessin im Gemache auf und nieder, immer düsteren Gedanken schien sie sich hinzugeben; die Gräfin schwieg bestürzt und schaute mit Besorgniß in die bleichen, erregten Züge ihrer Herrin. Die Prinzessin murmelte abgerissene Worte vor sich hin; endlich schritt sie in ihr Schlafgemach und kehrte nach einer Weile mit einer kleinen Schatulle zurück, die sie vor die Gräfin hinstellte.

„Sieh' her, Elisabeth! Hier ruhen die letzten Erinnerungen an den großen Ludwig XIV. Wie er der Höhe von ganz Europa war, so habe auch ich diesen Mann geliebt und verehrt, ja! ich habe ihn geliebt und verhülle jetzt mein Haupt in bitterer Reue über die Verirrungen meines jugendlichen Herzens! . . . Ich habe ihn geliebt, selbst, als er schon das Opfer dieser heuchlerischen Frau geworden,

welche durch die Macht ihrer erlogenen Frömmigkeit, durch die feinen Gespinnste ihrer Intriguen, mächtig geworden ist über den größten Mann seiner Zeit! Ich habe ihn beklagen können, aber ich habe niemals glauben mögen, daß dieser gewaltige Geist einer unwürdigen, grausamen Handlung fähig sei! Er, der den anderen Souverainen ein Vorbild war, dessen Streben für die Förderung der Kunst, für den Fortschritt der Kultur ein leuchtendes Beispiel gewesen, dessen Sitten, Tracht, dessen Wesen und Handlungen nachzuahmen, die größten Männer unserer Zeit nicht verschmähten, dieser große Mann, der auch in meinem Herzen als ein edles Bildniß auf dem Piedestal der Verehrung bis jetzt seinen Platz behauptete, um dessen willen ich meinen einsamen Lebenspfad wandele; dieser Mann ist ein unwürdiges Spielzeug in den Händen eines frechen Weibes, ist kraftlos in die Schlingen einer beuteluftigen Jesuitenschaar gefallen! . . . Nein, Elisabeth! Versuche nicht, mich zu versöhnen! Denn, wo Verachtung bereits den letzten Rest von Liebe und Verehrung schwinden machte, da hat kein anderes Gefühl mehr Raum. Soll ich meines großen Oheims unwürdig werden? Nimmermehr! Ich würde aufhören zu glauben, daß es noch edle Männer giebt, welche großer Gesinnungen fähig sind, wenn nicht der Kurfürst, durch seine große That diese gesunkene Hoffnung in mir von Neuem angeregt hätte; um feinetwillen, Elisabeth, glaube ich, daß es noch ritterlichen Muth und wahre Seelengröße auf Erden giebt; denn ich kenne keinen Mann, dem mein Herz so hohe Verehrung zollt, wie meinem edlen Ohm, dem großen Kurfürsten von Brandenburg!“

Die Prinzessin ging wieder heftig im Gemache auf und nieder und die Gräfin wagte nicht, das Schweigen zu brechen. Endlich schien sich die Erregung Charlottens zu mildern; nach einiger Zeit trat sie wieder an den Tisch, vor dem Elisabeth mit gefalteten Händen stand, die traurigen Augen unverwandt auf ihre Herrin gerichtet.

„Deffne das Kästchen, Elisabeth, und nimm ein Packet Briefe aus ihm; es sind die Briefe meiner geliebten Mutter. Das Andere aber laß' liegen!“

Die Prinzessin nahm wieder ihren Gang auf, während die Gräfin das Kästchen öffnete.

Zuerst fiel ihr ein verwelkter Blumenstrauß in die Hände, sie legte ihn behutsam auf den Tisch. Dann blickte ihr eine feine, mit Edelsteinen besetzte Armspange entgegen, an welcher ein Medaillon mit dem Bildniß Ludwig XIV. befestigt war; das schöne, lächelnde Antlitz des jugendlichen Königs war so fein und getreu auf Eisenbein gemalt, daß es der Unterschrift nicht bedurfte, um zu wissen, wessen Portrait es sei. Unwillkürlich zögerte Elisabeth; längere Zeit hielt sie das Medaillon auf der Handfläche, ohne das Auge davon zu wenden.

Die Prinzessin schritt gesenkten Hauptes weiter und schien nichts zu sehen.

„Elisabeth, meine Freundin,“ sprach Charlotte ruhig, „fache die Flamme im Kamin an; die letzten Erinnerungen einer Jugendthorheit soll das Feuer verzehren, und mit ihrer Vernichtung schwinde auch sein Andenken für immer aus meinem Gedächtniß! . . . Du findest noch ein Päckchen, mit blauem Seidenband umwunden, auf dem Boden des Kästchens, es sind seine Briefe . . . Fort mit ihnen, sie logen alle!“

Den bittenden Blick Elisabeths schien die Prinzessin nicht zu sehen; sie warf eine brennende Wachskerze auf die verglimmende Flamme; ein helles Feuer loderte empor.

„Beeile Dich, Elisabeth, thue Deine Pflicht!“ tönte es unerbittlich von den Lippen Charlottens.

Dann kräuselten sich die Flammen um die mit einem Seidenband verknüpften Briefe; der Blumenstrauß folgte und immer noch zögerte Elisabeth mit dem letzten Gegenstand, der in ihrer Hand behte.

„Elisabeth, die Flamme verglimmt!“ mahnte die Prinzessin.

Die Gräfin kniete vor dem Feuer nieder; das Bildniß und die goldene Spange wollten nicht so schnell der Vernichtung anheimfallen; die Flamme züngelte lange um das lächelnde Antlitz des stolzen Königs, da endlich rollte es sich zusammen, das Gold löste sich und sank in die Asche.

Elisabeth verhüllte ihr Antlitz in beide Hände, und heiße Thränen rannen durch ihre weißen Finger; die Prinzessin aber stand, hochaufgerichtet, mit verschränkten Armen da. Keine Wimper zuckte, kein Zeichen der Wehmuth, keine Spur der Trauer lag auf den bleichen Bügen; nur ein finsterner Groll hatte die Brauen dieser stolzen Frau zusammengezogen, und als nach einer Weile Alles in Asche zusammengefunken war, hob sie die Gräfin zu sich empor, zog sie an ihre Brust und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

„Ich danke Dir, Elisabeth! . . . Nimm jene Briefe meiner Mutter in Deine Obhut, in Deinen treuen Händen weiß ich sie sicher; ordne sie! Es ist viel Weisheit darin enthalten, lies sie, wenn Du wissen willst, wie meine Mutter zu lieben vermochte . . . die Deine verließ Dich früh, Du armes Kind! . . . Jetzt geh' zur Ruh', ich will heute keine der Kammerfrauen bei mir sehen, selbst Dich nicht, meine Elisabeth, gute Nacht, ich bin müde — todmüde!“

Lange noch saß die Gräfin in ihrem stillen Gemach, in trübe Gedanken versunken. Die Worte der Prinzessin: „Ich danke Dir, Elisabeth!“ tönten noch in ihrem Herzen wieder. Elisabeth wußte, daß, als sie um das Leid ihrer Herrin Thränen vergoß, diese auch ihren eigenen traurigen Erinnerungen galten; die ganze düstere Vergangenheit ihrer Jugend, tauchte wieder vor ihr auf; sie empfand den Schmerz, die Enttäuschung Charlottens in dem eigenen bitteren Leid, das sie schon überwunden zu haben glaubte, heute doppelt. Sie dachte zurück an ihren ersten Kummer, wo sie, die liebliche, bleiche Frau, welche sie Mutter nannte, eines Tages starr und regungslos, mit Blumen überschüttet, in einem goldverzierten Schrein vor sich liegen sah; die Hände, welche so zärtlich ihre Wangen, ihr Haar gestreichelt, waren fest in einander gefaltet und geschlossen, wie der Mund, der auf ihren Jammer keine Antwort hatte. Nachdem sie sich müde geweint, war sie dann in einen tiefen Schlaf gefallen, aus welchem sie Todtengesänge erweckten; als man den Hügel über der geliebten Leiche formte, hatte sie keine Thräne mehr, und die großen Räume des verödeten Hauses, wo der ernste, strenge Vater nur selten zu sehen war, schienen ihr wie eine große Gruft,

aus der nie ein Ton der Freude herausklang. Doch eines Tages, es war im zweiten Jahr ihres stillen, einsamen Lebens, und als Elisabeth neun Jahr alt geworden, da zog der Vater heim, an seiner Seite eine schöne, schlanke Frau, mit goldblonden Haaren, und mit ihr ein ganzer Dienertroß. Jetzt gab es viel Abwechslung für die Andern, nur für Elisabeth nicht, welche bei einer alten Hofmeisterin fleißig lernen mußte. Wieder war fast ein Jahr dahingegangen, da erschien ein kleines, schönes, zartes Wesen unter dem Dach; Elisabeth hatte eine Gespielin, auf die sie ihre ganze Liebe übertrug. Sie hütete das Kind mit zärtlicher Eifersucht und war stets in der Nähe desselben, obwohl eine Schaar weiblicher Bedienung die Aufsicht darüber hatte. Die kleine Baleska aber jauchzte, wenn Elisabeth erschien und weinte bitterlich, wenn die Hofmeisterin sie, wenn auch nur auf kurze Zeit, von ihrer Schwester trennte.

Da starb die alte Hofmeisterin, als Elisabeth sechzehn Sommer zählte, und die kleine Baleska sechs Jahre alt war. Das große Rittergut lag entfernt von der Hauptstadt, und die Eltern mochten sich nicht von den Kindern trennen; die zweite Mutter liebte Elisabeth schon um der Auhänglichkeit willen, welche diese für die kleine, schöne Baleska zeigte, deshalb ließ der Vater einen Doctor aus Wien kommen. Er sollte den reichen, vornehmen Magnatentöchtern alle schönen Wissenschaften lehren, und sollte auch in der Musik bewandert sein; denn Baleska hatte eine helle Stimme, wie das Glöckchen, welches in dem Liebfrauenkloster zur Hora läutete.

Der Vater wollte einen alten Gelehrten haben, aber eines Tages erschien ein junger Mann mit bescheidenen Manieren, klugen Augen, und noch klügerer Beredsamkeit.

Der junge Doctor war der Sohn eines verarmten Edelmannes; er war geschickt in jeglicher Gelehrsamkeit, spielte Schach, wie der Alte stets gewünscht hatte, sang am Spinett die Lieder des Wolfram von Eschenbach, wie auch das Ave Maria zur Besperzeit mit der gräßlichen Familie und ritt an der Seite der Herrin zur Falkenjagd mit mehr Grazie als der vornehmsten Edelleute einer. Die kleine Baleska saß auf seinen Knien und lauschte in der Dämmerzeit den

Märchen, die aber alle einen tiefen Sinn hatten und alle von der heiligen Elisabeth berichteten, welche die Schutzheilige des jungen Lehrers war, weshalb er auch ihren Namen in alle seine Märchen einflocht. Die heilige Elisabeth hatte dieselben Augensterne mit all' dem frommen Glanz, wie er ihn in Baleskas Schwesterlein holdem, stillen Angesicht leuchten sah, die heilige Elisabeth erschien ihm im Traum und verkündete ihm Gnade, wenn er es gewagt hatte, einmal verstoßen eine ihrer weißen Hände an seine Lippen zu drücken.

So waren zwei Jahre hingegangen; immer lieber war der junge Doctor seinen Schülerinnen geworden, immer vertrauensvoller schloß sich der strenge, schweigsame Vater an den Jüngling, und die stolze Herrin spendete ihm so manches Lob; nur zwei Augen senkten sich zu Boden, wenn er erschien, nur ein Mund blieb stumm, wenn Baleska sich jauchzend an ihren Lehrer hing, und dieser mit dem holdseligen Mädchen selbst zum tändelnden Kinde wurde. . . .  
O, diese glückliche Zeit der verschwiegenen Liebe!

Elisabeth barg jetzt, wo Jahre darüber hingegangen, in diese Erinnerungen verloren, ihr Haupt in beide Hände und ein tiefes, schmerzenvolles Stöhnen entrang sich ihrer gequälten Brust.

Aber weiter, immer weiter versenkte sie sich in ihren eigenen Schmerz, heute, wo ihre Herrin so viel gelitten und gekämpft, wollte auch sie ihr Haupt nicht friedlich zur Ruhe legen; hatte sie doch bei allem Unglück, bei allen Schrecknissen nicht solche entsetzliche Täuschungen durch den geliebten Mann erlitten! . . . Doch weiter, weiter! . . .

Elisabeth schaute noch ein Mal hinein in den Spiegel der Vergangenheit und stählte das Herz für die kommenden Tage!

Baleska, die kleine, zärtliche Baleska, war die Verrätherin von Elisabeths Liebe geworden!

O, dieser entsetzliche, unheilvolle Tag, er war der Grundstein zu allen ferneren Leiden! Und dieser Tag war so sonnig, so hellleuchtend, als wollte er allen Blumenduft und Sonnenschein, allen Vogelsang und alle Maiwonne unvergeßlich machen! . . . .

Draußen unter dem großen Altan des Schlosses saß die gräfliche Familie beisammen; Baleska tändelte mit den Schmetterlingen um die Wette und kam endlich mit einem großen Blumenstrauß auf ihren Lehrer zugesprungen.

„Da, nimm das und gieb es Deiner heiligen Elisabeth!“ sprach sie, indem sie den Strauß ihrem Lehrer in die Hand drückte; „sie nimmt ihn doch lieber von Dir! . . . So, nun kniee vor ihr nieder, wie gestern beim Spaziergang im Walde, und Du, Elisabeth, Du schlinge die Arme um seinen Nacken und küsse ihn! . . . Er ist so gut und lieb, ich hab' ihn doppelt gern, wenn Du ihn gern hast!“

Baleska hatte das Todesurtheil der jungen Liebe gesprochen, so jäh, so unerwartet! Todtenstille folgte ihren Worten.

Elisabeth saß starr, mit stockendem Athem in ihrem Sessel, einer Ohnmacht nahe. . . .

Noch jetzt hörte ihr Herz auf zu schlagen bei dem Gedanken an jenen Augenblick. . . . Wie lange er gewährt haben mochte? Es schien eine Ewigkeit zu sein! . . .

Da schob der Hausherr seinen Stuhl zurück. „Geleite Deine Töchter auf ihr Zimmer!“ sprach er zur Gattin und seine Stimme hatte den gewöhnlichen Klang; dennoch traf derselbe wie ein zweischneidiges Schwert Elisabeths Herz. . . .

Der Tag dämmerte kaum, als Elisabeth nach einer schlaflos verbrachten Nacht ihre Thür zu öffnen versuchte, sie war verschlossen! Ein Wagen rollte beim Morgengraun aus den Thoren der Burg, die verschlossenen Fenster gestatteten keinen Einblick in denselben; der Leibdiener des Grafen lenkte die Pferde.

Nun kamen noch einige bange Stunden; dann erschien die Gräfin tief erschüttert.

„Folge mir, Unglückskind!“ sprach sie; nur der blindeste Gehorsam kann Dich mit Deinem Vater wieder versöhnen! . . . Du gehst für so lange ins Kloster der Liebfrauen, bis es Deinem Vater gefallen wird, Dich in die Arme des für Dich bestimmten Gatten, des Fürsten K, zu führen! . . . Sei willig! jeder Widerspruch ist unnütz; der Vater ist unerbittlich! Selbst Baleskas Thränen ver-

mögen ihn nicht zu bestimmen, Dich nicht von ihr zu trennen . . .  
 Baleska, die unschuldige Ursache meines Unglücks!“

Elisabeth hatte jetzt keine Thräne mehr und folgte willenlos ihrer Mutter, die sie nach wenigen Stunden im Vorzimmer des Klosters verließ. . . .

Jetzt war Alles Nacht, trostlose Nacht! . . . Die Gebete der Schwestern, ihr eigenes Flehen zu Gott gaben Elisabeth keinen Trost; die Ungewißheit über sein Schicksal zermarterte ihr Herz, ihre Gedanken.

Es war den Schwestern gestattet, täglich einen stundenlangen Spaziergang im Klostergarten zu machen; Elisabeth war seit vier Wochen krank und matt geworden, zwei Schwestern stützten ihren Gang. Sie geleiteten sie zu einer Bank, welche im Schatten einer Ulme stand und gingen dann, als sie ihren Schützling schlafend glaubten, plaudernd in den Gängen auf und ab.

In der That war Elisabeth in Halbschlummer versunken.

Da rollte ein kleiner Gegenstand ihr in den Schooß, es war ein winziger Pfeil, an dessen stumpfer Spitze ein Blättchen befestigt war; rasch verbarg sie das Blatt in ihrer hohlen Hand und trat den Pfeil in den Sand.

In ihrer Zelle angekommen, las sie:

„Geliebte! Harre aus, es kommt die Zeit der Erlösung! Es fehlt mir zu dem Glück, das sich jetzt mir zuneigt, nur Deine holde Nähe; ich bin reich geworden durch Beerbung einer kinderlosen Verwandten! Reichthum ist Macht, mit dieser Macht gewinne ich Deinen stolzen, ehrgeizigen Vater! . . . Morgen um dieselbe Stunde harre am selben Platz meiner; ich muß Dich sehen und sprechen, und sollte ich es mit dem Leben bezahlen!“ . . .

„Ja wohl,“ flüsterte Elisabeth, „er hat's bezahlt mit seinem Leben! Die bösen Mächte hörten seinen verwegenen Eid und mein heißes Gebet vermochte die Unthat nicht abzuwenden!“

Da kam die Unglücksstunde und Elisabeth saß wieder mit gepreßtem Herzen auf der Ruhebank; da über ihr, zwischen den Zweigen der Ulme auf der Mauer, erschien sein Angesicht, freudig

erglühend über die gelungene List. In der Tracht eines Handwerkers, welcher mit Kelle und Hammer die schadhafte Stellen der Klostermauer auszubessern hatte, war er herangeschlichen, für eine Handvoll Goldstücke hatte ihm der Geselle Kleider und Handwerkzeug geborgt: so berichtete eilig der Glückliche, und dann ging, während der Hammer zwecklos an diesen und jenen Stein schlug, eine leise Berathung an. . . Morgen sollte der Vater von einer Reise heimkehren, so hatte sein Kundschafter berichtet; dann wollte er hingehen und ihm Elisabeth abringen, wenn nicht mit Güte, so mit Gewalt. Im letzten Fall sollte eine Flucht die Geliebte retten. . . . Dann flüsterte er ihr Worte des Trostes und der Liebe zu und selbst, als die Schwestern kamen, um sie zu holen, arbeitete er scheinbar weiter, um die Schritte Elisabeths mit den Augen begleiten zu können.

„Da — was war das?“ . . . Es krachte ein Schuß, und mit dem Aufschrei: „Mörder!“ sank der Jüngling von der Mauer herab.

Ein Tumult entstand draußen vor der Gartenpforte; diese wurde vom Pfortner aufgerissen und nun bot sich ein entsetzlicher Anblick dar. Am Boden lag, zu Tode getroffen, der junge Arbeiter, während eine Anzahl Neugieriger sich um ihn scharte. Elisabeth riß sich von den Schwestern los. Da jagte ihres Vaters Leibdiener, die rauchende Schußwaffe in der Hand, mit verhängten Zügeln an ihr vorüber. . . Mit einem herzerreißenden Schrei sank sie neben dem Sterbenden nieder, drückte sein blutendes Haupt an ihre Brust und bedeckte seinen Mund mit leidenschaftlichen Küffen, ohne zu sehen, daß die Menge der Zuschauer immer mehr wuchs und daß die Schwestern entsetzt von ihrer Seite wichen. . . .

„Elisabeth, ich liebe Dich! Leb' wohl!“ wiederholte die Gräfin Zawayk leise die letzten Worte ihres sterbenden Lieblings. „Leb' wohl, leb' wohl! Du hast mich nie getäuscht und bist für mich in den Tod gegangen, wie ich für Dich in den Tod gegangen wäre! Noch lebe ich; — doch nur in dem Gedanken an Dich, in der Erinnerung an Deine Liebe! . . .

Und Elisabeth lebte nach langer Krankheit wieder auf. Die Jugendkraft war stärker als ihr Leid!

Ein Jahr war wieder hingegangen, sie sollte den Schleier nehmen. Die Gräfin Zawaty hatte ihre Stellung, ihren alten Namen compromittirt; sie hatte selbst in Gegenwart der frommen Schwestern abscheulich gefrevelt und einen jungen Menschen, welcher dem Proletarierstande angehörte, in ihren Armen gehalten. Ihre gesellschaftliche Stellung war für immer zur Unmöglichkeit geworden; selbst der ihr bestimmte Gatte, Fürst K., war großmüthig genug, zu vergessen, daß er einst um die Hand der reichen Gräfin geworben. Ja! die Schwestern waren eben so großmüthig, ihr den Schleier zu gönnen, wenn sie ihr Leben in Reue und Buße in den Mauern des Klosters beschließen und als Sühne, für ihre Frevel, demselben ihr einstiges Erbtheil vermachen wollte.

Die Klostermauern aber waren der Sünderin verhaßt; es gab dort keinen Frieden für ihre zerriffene Seele. Sie war irdisch gesinnt und fand, daß die Frömmigkeit der Schwestern nur Buchstabenwesen sei, daß ihre Gebete Gewohnheitslectionen ähnlich sehen und ihre frommen Zusammenkünfte nur gedankenlosen Ceremonien glichen.

Es war ein ödes, lebendigtodtes Dasein, die Unglücksstätte im Garten erinnerte sie täglich an ihr verlorenes Glück, sie floh diesen Ort und vergrub sich in ihre Zelle und hier nahm man ihr das Versprechen ab, den Schleier zu nehmen.

Der Tag ihrer Einkleidung war nahe, immer noch rang ihre Seele nach Befreiung aus diesen Mauern des Todes. Ihre Verwandten hatten sie bereits geistig begraben; sie war todt für ihre Familie; von der Seite war keine Befreiung zu hoffen!

Da kam eines Tages auf einer Reise die kurische Prinzessin dem Kloster vorüber und hielt Rast in den heiligen Mauern, zusammen mit der alten Kanzlerin Fölkerjahm.

Damals war Charlotte noch in der ersten Jugend; die Aebtissin erbat sie, bei der Einkleidung einer jungen Nonne zugegen zu sein und erzählte ihr das Verbrechen der jungen Sünderin.

„Ich will sie sehen, hochwürdige Mutter!“ hatte Charlotte gesagt.

Da standen sie sich nun gegenüber, die junge blasse Nonne, deren schönes, weiches Haar morgen unter der Scheere fallen sollte,

und die junge Prinzessin mit dem Herzen voll Menschenliebe und edler Wahrhaftigkeit.

„Willst Du den Schleier nehmen aus Ueberzeugung?“

„Nein, aus Zwang!“ schluchzte Elisabeth.

„Komm, erzähle mir Deine Geschichte, Du armes Kind!“

Und Elisabeth erzählte ihre Geschichte ganz so, wie sie sie jetzt bei den niedergebrannten Dächern durchträumte.

„Du sollst mit mir ziehen, ich brauche eine Freundin am Hofe. Willst Du?“

„Ja, ich will Dir Alles sein, wie Du mir ein rettender Engel bist!“ sprach jetzt Elisabeth wie damals und erhob sich von ihrem Sessel, um ihr Schlafgemach aufzusuchen. „O, der Schlaf ist trostbringend!“ seufzte sie; auch Waleška schläft bereits den tiefen Schlaf des Todes, ihr ging der Vater voran, der strenge, kalte Mann!“

Elisabeth hatte ihn seit jenem unheilvollen Frühlingstage nicht wiedergesehen. Waleška war die Frau eines kurischen Edelmannes geworden, welchen ein sonderbarer Zufall auf ihren Herrnsitz nach Polen geführt hatte; dann war sie gestorben und hatte einen Sohn hinterlassen. . . .

So lautete die Botchaft, welche zu Elisabeth gelangt war, als sie der Tod ihrer Angehörigen zur reichen Erbin machte. Sie war mit ihrer Herrin stets auf Reisen gewesen und hatte seit dem Tode Waleškas nichts mehr von ihren Angehörigen erfahren können.

So waren die Jahre gekommen und gegangen; Elisabeth hatte das reifere Alter erreicht und immer inniger, immer fester gestalteten sich die Freundschaft und Vertrauen der Prinzessin zu der bewährten Freundin, welche wiederum ihr ganzes Glück darin fand, die Vertraute ihrer Wohlthäterin zu sein.

## Kapitel II.

### Kurländer in Westphalen.

Die Ebenen und Höhen des Teutoburger Waldes zeigen noch heute Spuren ehemaliger Burgen und Schlösser, die einst weit ins Land hineinragten. Wo die Mindensche Bergkette sich hinzieht bis zu den Grenzen des Osnabrückischen Landes ist Alles blühende Landschaft, von den Dörfern und sauberen Häuschen der Erbbauern besät; aber oft grenzt dicht an fruchtreichen Boden, an einen reichgesegneten Erdstrich eine weite Haide, mit dürrer, struppigem Kraut bedeckt, zwischen dem Ginster und die kleine Blüthe der Erica abwechselnd ein kümmerliches Dasein fristen, wie die armen Haideleute, welche vom Torfstechen, Strumpfwirken, Besenbinden zc. zc. leben und auf diesem trostlosen Boden ihre Lehmhütten bauen, ohne dem reichen Großbauern seine blühenden Felder zu beneiden, die dicht an das Moorland des armen Mannes grenzen.

Westphalen ist aber auch die Wiege vieler kurlischen Adelsgeschlechter und viele Sitten und Gebräuche, welche die Westphalen charakterisiren, sind auch aus kurlischem Boden heimisch geworden und erinnern die hier eingewanderten Familien an die Gebräuche ihrer westphälischen Vorfahren. Die Kuppen und Burgberge hatten einst eine historische Bedeutung, wie die „Pilskaln“ in Kurland ihre Tradition haben; die mit Ephen umspinnenen Trümmer mahnen an eine stolze Vergangenheit, an eine versunkene Herrlichkeit; es tauchen da Erinnerungen auf an den tapferen Sachsenherzog Wittekind, der noch heute im Gedächtniß der westphälischen Leute lebt, und dessen Starrsinn der Großbauer mit Stolz an sich zu finden glaubt, den er als den alten „Weikinginn“ zu rühmen weiß. Auf

westphälischem Boden fochten einst Römer und Deutsche ihre blutigen Schlachten aus, und hier standen auch die Kriegsheere Karls des Großen und umlagerten die Burg des Sachsenherzogs Wittekind, um denselben in ihre Gewalt zu bekommen. In Enger, einem kleinen Ort dicht bei Herford, liegen die Gebeine des heiligen Wefing, zu denen an den Gedächtnistagen das westphälische Volk in treuer Erinnerung seine Wallfahrten unternimmt.

Südwestlich, fast sechs Stunden vom Teutoburger Wald, liegt in der Grafschaft Ravensberg, zehn Meilen östlich von Münster, die alte Stadt Herford, früher Hervorden oder Herfortum genannt. Sie verdankt ihre Entstehung einem Nonnenkloster, aus dem zur Zeit der Reformation ein fürstliches Stift wurde; die ganze unmittelbare Umgebung gehörte zum Stifte und erst im Jahre 1547 wurde dasselbe von der Aebtissin Anna von Limburg dem Herzog Wilhelm von Jülich überlassen. Nachdem Herford 1615 in die Hände der Niederländer gerathen war, wurde es in demselben Jahre von den Brandenburgern besetzt, die es aber bald wieder an die katholische Partei der deutschen Fürsten verloren; 1631 wurde die Stadt eine freie Reichsstadt und kam 1647 ganz unter Brandenburgische Herrschaft, wo es denn auch dem großen Kurfürsten verblieb. Von kleinen Höhenzügen umgeben, liegt die Stadt Herford selbst in einer Ebene. Im Südosten, etwa eine Meile entfernt, breitet sich an dem Flusse Werra das Städtchen Uffeln aus; von dort ergießt sich ein Arm der Werra, welche Herford in nördlicher Richtung durchströmt, in die Ala und fließt mit dieser verbunden, der Weser zu. Auch ein Bächlein, Elsa genannt, durchschneidet die Stadt Herford, und durch diese Gewässer in drei gleiche Theile getheilt, entstanden die Stadttheile: Alt-Stadt, Neu-Stadt und Radewich. Im Jahre 1685 hatte Herford ungefähr 8000 Einwohner und trieb einen ausgebreiteten Handel; die Alt-Stadt und Radewich besaßen ein gemeinsames Gerichts- und Rathhaus, aber jeder Stadttheil eine besondere Kirche, die Neu-Stadt ein eigenes Gericht. Die Stadt, im Allgemeinen wohlgebaut, von Mauern und runden Thürmen mit spitzem Kegeldach umgeben, war außerdem noch mit Wällen und Bastien außer-

halb befestigt, die man wahrscheinlich zur Zeit des dreißigjährigen Krieges errichtet hatte.

In der Neu-Stadt erhob sich die St. Johannis-Kirche, welche zur Johannis-Komthurei gehörte; ihr viereckiger Thurm mit sehr hohem, spitzem Dach in Zeltform, ragt weit über Herford hinaus; die Radewicher Kirche, kleiner und in bescheidenem Styl, befindet sich im gleichnamigen Stadttheil und die Pusinna-Kirche im Osten der Stadt, mit einem mächtigen Thurme von vierhundert Fuß Höhe, ist 1490 vollendet worden; außerdem existirt noch eine katholische Kirche für die kleine Gemeinde dieses Glaubens. Zwischen den hölzernen und steinernen Wohnhäusern gab es schöne Gebäude im Renaissancestyl und zwei große und saubere Gassen führten die Namen: Bruder- und Höcker-Straße, wahrscheinlich, weil letztere auf den Markt mündete.

Das fürstliche Jungfrauenstift, dessen Aebtissin eine Reichsfürstin sein mußte, liegt in der Alt-Stadt; es trägt den Titel „Kaiserlich freiweltliches Stift.“ Als Nonnenkloster wurde es erst 1545 lutherisch und eben dadurch freiweltliches Stift. Die Kurfürstin von Brandenburg behielt bei dem Stifte das Recht der „Panis-Briefe,“ d. h. schriftliche Empfehlungen zur Versorgung von adligen Personen, entweder lebenslänglich oder zeitweilig. Zum Stifte gehörten verschiedene große Landgüter und auch das Stift auf dem Berge. Die Kirche des Stiftes, der Münster genannt, ist die älteste und größte der Stadt; sie wurde 815 gegründet und 1356 von der Aebtissin Ditgardis von Bickenen im altgothischen mit romanischem Schmuck vermischten Styl erweitert; in ihr befindet sich auch die Waetgeri-Kapelle.

Auf der West- oder Eingangsseite des Stiftes sieht man zwei gothische, viereckige Thürme; der eine von ihnen hat ein hohes spitzes Zeltdach, der andere, noch nicht ganz vollendet, ist mit einem niedrigen Dach bedeckt. Die Kirche hat gleich den anderen Kirchen der Stadt, Seitengiebel; an die Nordseite derselben lehnt sich ein viereckiger, thurmartiger Bau, das „Kapitelhaus“ genannt, welcher das Dormitorium oder die Schlafräume und Wohnzimmer der Stifts-

damen umfaßt; unter demselben befindet sich der Kapitelsaal, ein Versammlungsort zu besonderen Festen, Bewirthungen und Gebeten. An diesen grenzt der Stiftsgarten, von Mauern umgeben, auf dessen sauberen, mit Sand bestreuten Wegen die Schwestern ihre Spaziergänge unternehmen.

An der südlichen Seite des Stiftes befand sich ein steinerner Altan, zu dem breite, flache Stufen hinaufführten; von demselben aus genoß man die Aussicht über Herford und nächste Umgebung. Auch sah man von hier aus am Ausgang der Stadt auf die breite Fahrstraße, welche nach den Nachbarstädten führte. Zu Anfang dieser Straße stand ein alterthümliches Gebäude, aus Feldsteinen erbaut, mit flachem Dach, aus dem sich breite Giebel herausstreckten. Um den zweiten Stock lief eine Gallerie, von steinernen Pfeilern gestützt, um das ganze Haus und bildete so um den unteren Stock einen Vorbau, durch welchen man an die mit großen messingenen Klopfern versehene Eingangsthür gelangte; über derselben las man auf einer steinernen Tafel den Spruch:

„Unsern Eingang segne Gott,  
Wie im Leben, so im Tod!“

Eine niedrige Mauer umgab den ganzen Bau und die dürren, blätterlosen Zweige der Caprifolien und Heckenrosen, welche über dieselbe herabhingen, ließen vermuthen, daß hier der zum Hause gehörige Garten sei. Sah man die im Hintergrund zerstreut liegenden Wirthschaftsgebäude, so konnte man diesen Häuserkomplex für eine Meierei oder für den Erbhof eines Großbauern halten, in der That aber war hier der Sitz des Hilfspredigers und Rectors der zur Puffinna-Kirche gehörigen Gemeinde und wurde die „Alte Rectorei“ genannt. Hier befand sich links im unteren Stock die Schule, während rechts das Studirzimmer des Rectors und der Aufenthaltsort seines Famulus belegen waren. Im Oberstock mit breiten Giebel-fenstern lagen die Frauengemächer, und hinten hinaus die Anrichtkammer und Spinnstube der Mägde.

Es ist zu Anfang des Decembers, im Jahr der Gnade 1685. Der Schnee fällt in leichten Flocken, und ein gelinder Wind schüttelt

die dürrn Zweige der breitästigen Bäume, welche zu beiden Seiten des Weges stehen, der zur alten Rectorei führt; der frischgefallene Schnee ist auf diesem Wege bereits von eifertigen Kinderfüßchen glatt getreten, und die lustige Schaar zieht theilweise zur Stadt, theilweise nach den naheliegenden Dörfern. Unter fröhlichem Lachen und Jauchzen stürmt die Knabenschaar voran, den weichen Schnee mit den Händen zu harten Kugeln formend, um diese den ahnungslos vorangeeilten Mitschülern nachzuschenden, während die kleinen Mädchen, die Hände unter den Schürzen, schüchtern nachtrippeln. Ein leises Gefächel schlägt an das Ohr des Schwergetroffenen, der eilig seine Bücher in den Schnee gleiten läßt, um sich energisch an seinen Verfolgern zu rächen, ungeachtet des gelbsüchtigen Famulus, der unter der Thür steht und drohend seine Hand erhebt; sein Arm ist zu kurz und morgen, und übermorgen und viele Tage nachher giebt es keinen Unterricht; denn Weihnachten ist vor der Thür, heute war die letzte Decton, und später hat er's doch vergessen! . . .

Das mag wohl auch die junge Frau denken, die oben am breiten Giebelfenster steht und lächelnd hinunterschaut auf das fröhliche Treiben der sorglosen Jugend. — Das feine, von einem rosigen Schimmer angehauchte Gesicht, von aschblondem Haar umrahmt, hat sonst einen ernsten Ausdruck, und in den tiefblauen sinnigen Augen prägt sich unverkennbar heimlicher Kummer aus. Das anspruchslose Gewand, aus grauem Wollenstoff mit weißgeschlitzten Puffärmeln umschließt eng die mittelgroße Gestalt, eine weiße gefälteste Halskrause reicht hoch in den Nacken hinauf, ohne die feinen Linien des Kopfes zu beeinträchtigen; um den schlanken Leib spannt sich ein metallener Gürtel, welcher mit der Gürteltasche zugleich den Oberrock zusammenhält und ein schwarzes Unterkleid sehen läßt, das bis auf die zierlichen Hackenschuhe reicht.

Die Spindel ruht in den feinen Händen und mit dem Faden spielt das Hauskätzchen am Boden.

„Ueberall bleibt sich doch die Jugend gleich!“ sprach die junge Frau wie vor sich hin zu ihrer Nachbarin, welche ihr gegenüber saß und nicht auffchaute von dem Faden, der ihr rasch durch die

Finger lief; „sieh, Lisbeth, fast möchte ich meinen, das kleine blonde Mädchen dort sei ich selber, so lebhaft Erinnerungen erweckt es in mir! So plumpe Schuhe trug auch ich einst, so dürftig war auch mein Röckchen und ganz so schlang Margarethe mit zärtlichen Händen mir das rothe Tüchlein ums Haupt, wenn ich mit ihr in die Dorfkirche ging.“

„Kannst Du's nicht lassen, Else? Die alten Gedanken, ich folge ihnen nicht; Du gehst weiter, und dann, dann kommt der alte Jammer über Dich, und das letzte Wischen Frohsinn ist hin, für längere Zeit!“

Die so sprach, hatte noch ein frisches Gesicht, mit klugen, braunen Augen; aber das Haar war bereits an den Schläfen ergraut, und die schwarze Sammetkneppenhaube bedeckte die Hälfte der Stirn, in welche der scharfe Griffel der Zeit tiefe Furchen gezogen hatte. Ein schwarzes Gewand mit weißer Krause, ähnlich der der jungen Frau, bekleidete die zusammengesunkene Gestalt der eifrigen Spinnerin, deren Hände vor Hast, oder innerer Erregung bebten.

„Die Freude und das Lächeln, Lisbeth, sind das Erbheil der Glücklichen; auch in den trüben Erinnerungen, liegt eine wehmüthige Wonne, wenn diese mit dem Andenken an geliebte Personen verbunden sind, sie sind die einzige Glückseligkeit Derer, welche nicht zum vollen Genuß des Glückes und der Freude geboren wurden. . . Auch liegt in der schmerzvollen Erinnerung zugleich eine edle Gedächtnißfeier unserer Leiden, und mit ihr eine Mahnung, unser Erdenglück nach diesen abzumessen!“

Die junge Frau nahm die Spindel wieder zur Hand und nun lief der Faden eilig durch ihre zarten Finger, als gelte es, die versäumte Arbeit eiligst nachzuholen.

„Ich dünkte, Kind“, sagte die Alte mit leiser Stimme, „Du hättest immer noch Grund genug, Dich nicht zu den Unglücklichen zu zählen. Dir bleibt bei allen Verlusten der treue Gatte und mir der Bruder, der unser Beider Halt geworden ist!“

„Ist er denn glücklich in unserem Besitz?“ seufzte die junge Frau; „ein unständes Sinnen treibt ihn von Ort zu Ort, er streitet für eine

Idee, welche zu verwirklichen in unserer Zeit eine Unmöglichkeit ist! . . . Seine Verbindungen mit edlen Männern, welche ebenfalls von dieser großen Idee befeelt sind, helfen ihm nur insofern, als sie seine Hoffnung nähren! . . . Aber vermögen Einzelne gegen einen großen Strom anzukämpfen, ohne von ihm verschlungen zu werden? Gelingt es dem unablässlichen Eifer dieser Edlen, eine kleine Anzahl zu überzeugen, so streitet eine große Macht dagegen, und das Jesuitenheer bemüht sich, den Volksaberglauben zu nähren, da dieser zu ihren Zwecken paßt. Die Hexenproceffe werden immer reichlicher, und in Massen opfert man Diejenigen, welche durch Verrath, Habsucht und andere schändliche Motive ihnen zur Beute fallen! Welche Gefahren drohen diesen Männern, welche für die Aufklärung streiten, und muß ich nicht zittern, wenn er hingehet, um der Inquisition wieder ein Opfer zu entreißen, muß ich nicht fürchten, daß auch er einst fällt, wie der Streiter auf blutigem Kampfplatz für eine verlorene Sache, bringen wir unsere Tage nicht in steter Angst und Sorge zu, so lange er fern ist? . . . Und Du verlangst, ich soll heiter sein! . . . Bist Du es denn, Lisbeth?"

Lisbeth nickte traurig und fuhr sich mit der Hand über die Augen; dann aber wandte sie sich und begann;

„Du sagst, Dein Gatte habe keine Erfolge seiner mühseligen Mission erlebt? Giebt es denn nicht Menschen, die ihm anhängen und seine Lehren gern befolgen? giebt es nicht auch solche, deren Leben er gerettet hat durch seine Unerfrockenheit, durch seine Beredsamkeit; hast Du nicht täglich den Famulus vor Augen, der ihm wie ein treuer Budel ergeben ist und jeden seiner Winke mit freudiger Eile vollzieht? Siehst Du nicht in ihm das gerettete Opfer des unsinnigsten Aberglauben, ist das nicht Belohnung genug für alle Mühsale unseres Menschenfreundes? Und wie verehrt dieser Gerettete Dich, mich und das ganze Haus, wie ist ihm keine Arbeit zu groß, wie ist ihm kein Gang zu weit, wenn es gilt, ein leises Wort des Dankes von Dir zu erringen und für ein Lächeln von Dir, glaube ich, ginge dieser arme Mann durch Feuer und Wasser! Oh, wir haben einen treuen Freund und Diener an ihm gewonnen!“

„Und doch, Lisbeth, gefällt mir der Blick des Famulus nicht; er ist klug, er ist geschickt, er besitzt eine Gelehrsamkeit, die er seinem früheren Herrn abgelauscht hat; allein er ist mir zu heilig in seinen Worten, zu schmeichlerisch in seiner Ergebenheit und zu wenig offen in seinen Handlungen, es liegt eine große Heimlichkeit auf seinen Wegen! Er kennt fast alle Leute aus der Stadt, ohne daß er mit ihnen Umgang pflegt; er hat selbst im fürstlichen Stift Zutritt und lezt hin grüßte ihn die hochmüthige Freifrau von der Burg Löwen-  
 trutz mit gnädigem Kopfnicken, als sie auf ihrem Zelter in die Stadt ritt, und der Famulus neigte sich bis zur Erde, als ihre Blicke forschend auf unserm Hause ruhten . . . Spät in der Nacht brennt noch das Lämpchen in seiner Kammer und ich sah oft seinen Schatten hin- und hereilen, als gelte es, eine eilige nächtliche Arbeit zu vollziehen; Du weißt, daß ich keinen Schlaf finde, wenn mein Gatte uns fern ist, und dann trete ich oft ans Fenster und schaue den gestirnten Himmel an, als suche ich bei den Sternen eine Lösung unseres künftigen Geschickes!“

„Ich finde Nichts an ihm, was mich ängstigen könnte,“ sagte die Alte: „er ist demüthig und fleißig und fromm dazu: denn ich sehe ihn Sonntags mit niedergeschlagenen Blicken, das Gebetbüchlein in den gefalteten Händen, des Weges zur Kirche ziehen und freundlich die Haidelente grüßen, die an ihm vorübergehen.“ Lisbeth hielt inne; denn draußen flatterte es mit lautem Flügelschlage und an den Fenstern und auf den Sims en erhob sich ein vielstimmiges Zwitschern und Girren.

„Sieh' da, Deine Zöglinge, Else! Du hast ihnen heute das Futter zu streuen vergessen, sie mahnen Dich an Deine Pflicht!“

Else schlang rasch einen Shawl um Hals und Schulter, während Lisbeth hinausging und bald darauf mit einem Körbchen voll Brodkrumen und Weizenkörnern zurückkehrte.

Durch die Mittelthür, welche auf die Gallerie führte, trat Else hinaus; die Tauben flogen auf sie zu und die Spagen zwitscherten lustig und setzten sich auf die Simse ganz in ihre Nähe, und sie streute nun mit freigebigen Händen den eifrig pickenden Vögeln die

Nahrung hin. Die Wangen der jungen Frau rötheten sich froher in der frischen Winterluft; sie lehnte sich weit über die Brüstung hinaus und schaute hinüber zu den fernen Schneekuppen, die im Mittagssonnenschein in rosenfarbenem Lichte erglänzten. Dort zog ein Reitertrupp die Straße daher, ihm voran sprengte ein einzelner Reitermann. Jetzt war er dicht vor dem Hause angelangt; sein breiter, mit Pelz besetzter Dolman flatterte im Winde, der große Rundhut, mit wallenden Federn geschmückt, beschattete Stirn und Augen; nun zügelte er das Pferd und sandte neugierige Blicke empor, wie ein Fremder, der seine Umgebung zu prüfen beginnt.

Else schaut starr und regungslos auf den Reiter, ihre Blicke begegnen sich, der Fremde erbleicht; dann zieht er langsam den Hut vom Haupte und schwenkt ihn grüßend . . . Noch ein langer Blick, er reißt sein Pferd empor, daß es hoch aufbäumt und mit verhängten Zügeln sprengt er der Stadt zu, so daß die sechs Weirittenen hinter ihm Mühe haben, ihm zu folgen.

„Du bleibst zu lange fort, Kind!“ hört Else die mahnende Stimme Lisbeths, welche unter der Thür erscheint; „es ist angerichtet, komm' ins Zimmer, das Morgensüppchen harret unser! . . . Mein Gott, wie kalt Deine Hände sind! . . . Ja, was hast Du denn? Du schaust so starr, als wäre Dir ein Unglück begegnet! . . . Ich sagte es ja gleich, Du bleibst zu lange fort!“

Mit diesen Worten ergriff die Alte die Hand der jungen Frau und führte sie ins Zimmer; hier nahm sie ihr die Umhüllung ab und schalt dabei ununterbrochen über den Leichtsinm der sonst so ernstern Frau, als aber diese noch immer keine Antwort gab, schaute Lisbeth aufmerksam in Elsens Gesicht und sah Schreck und Bestürzung sich unverhohlen in deren bleichen Zügen abspiegeln.

„Ja, Lisbeth, es giebt wieder ein Unglück!“ flüsterte endlich Else; „ich habe den Prinzen Alexander gesehen, hier ganz dicht an unserem Hause vorbei reiten!“

„Du träumst, armes Kind, Du hast wieder an die alten Begebenheiten gedacht!“

„Nein, ich täuschte mich nicht!“ Denn grüßend zog er den Hut, als sein Blick mich traf; „jetzt sage, Lisbeth, was treibt ihn hierher?“

„Diese Aufklärung schafft uns der Famulus,“ entgegnete die Alte; und während Else abwehrend die Hand ausstreckte, öffnete sich die Thür und gebückt, mit leisen Schritten, trat Magnus Leithold, der Famulus des Rectors, ins Zimmer.

„Gott und alle Heiligen zum Gruß, ehrenwerthe Jungfrau und tugendbelobte Frau! Gestattet mir, daß ich ein Schreiben meines edlen Herrn in Eure Hände niederlegen darf, mit dem Wunsche, er möge fröhliche Botschaft für Euch, tugendbelobte Herrin, in vollem Maße enthalten!“

„Es ist gut, Leithold, wir danken Ihm!“ entgegnete Lisbeth mit einem Anix eben so höflich, wie kurz; während Else das Schreiben erbrach, trat der Famulus bescheiden in den Hintergrund.

Das Alter dieses hageren Mannes von mehr als mittlerer Größe war schwer zu bestimmen; das kurzgeschorene Haar legte sich schlicht und glatt an eine zurückliegende Stirn mit hochaufgezogenen Brauen, unter denen paar lichtbraune Augen hervorsahen. Die etwas gebogene Nase und die schmalen Lippen waren nicht von unschöner Form, wäre nur nicht das glattrasirte Kinn zu spitz und zu lang hervorgetreten, wodurch der ganzen Physiognomie ihre Regelmäßigkeit genommen wurde. Der Blick schien kalt und theilnamlos für alle irdischen Dinge zu sein, und doch blitzte zuweilen ein Strahl von Neugier, Sinnlichkeit und Schlaueit in seinen Augen auf, wenn er sich ungestörter Augenblicke bewußt war; sonst waren die Mundwinkel stets in zwei Wehmuthsfalten herabgezogen und paßten zu der sanften, bescheidenen Stimme und zu dem leisen Tritt des Famulus vollkommen.

„Er kehrt morgen schon heim, dies Schreiben geht ihm voran!“ sprach Else mit leuchtenden Blicken; „Gott sei gepriesen! es ist ihm kein Unfall begegnet!“

„Ja, Gott sei gepriesen!“ betete der Famulus mit gefalteten Händen nach; „ich eile, um das Haus zu schmücken nach meinen geringen Kräften, und aus den Urwaldschluchten hole ich Winter-

grün unter der Schneedecke hervor und Eure zarten Hände, hochverehrte Herrin, sollen ihm die Kränze winden trotz der Winterzeit!"

„Ja, thue Er das, guter Leithold!“ lächelte Else; „Seiner Dienstwilligkeit soll dabei auch gedacht werden!“

Lisbeth war schon lange in der Hausflur und theilte den Mägden die frohe Botschaft mit, daß nach vierwöchentlicher Abwesenheit der Rector morgen heimkehren werde und daß das Haus einer gründlichen Reinigung zu unterziehen sei, von den Stuben bis in die Küche hinab.

Der Famulus wollte eben die Treppe herabsteigen, als Lisbeth ihm den Weg vertrat.

„Mit Verlaub, Herr Leithold,“ sagte sie und ihre Augen richteten sich forschend auf den Angeredeten, „in der kurzen Zeit Seines Hierseins habe ich bereits bemerkt, daß er sich nicht nur vollständig in der Stadt bekannt gemacht hat, sondern auch noch die Umgegend besser zu kennen scheint, als wir. Wie ist er wohl dazu gekommen, in dem fürstlichen Stift ein- und ausgehen zu dürfen, wo man doch genau prüft, daß Keiner hereinkommt, der nicht zur Dienerschaft oder zum Hofwesen gehört?“

„Das zu vermelden, liebwerthe Jungfer, soll mir nicht schwer fallen,“ sprach Leithold, sich demüthig verneigend; „man weiß, daß ich als ein Opfer der Volkswuth durch die Vermittelung des Rectors mein Leben behielt; man weiß, daß ich ein vertrauter Diener des kurfürstlichen Secretairs Kunkel war und mit diesem auf der Pfaueninsel gelebt und viel gesehen und erlebt habe, was ins Fach der geheimen Magie schlägt; die hohen Damen lieben das Wunderthun und das Prophezeien und ich, ehrenwerthe Jungfer, habe einige Pröbchen meines geringen Talents dort ablegen dürfen, natürlich geheim, ganz geheim! Es giebt da noch Damen in dem Alter, wo sie mit dem Gebet um unser täglich Brod auch nicht ohne Grund zu bitten pflegen: „Führe uns nicht in Versuchung!“ . . . .

Der Famulus lächelte verschmizt. „Und da möchte man gern aus den Sternen, aus Wunderkarten oder im schlimmsten Falle aus dem Kaffeesatz die Zukunft enthüllt sehen.“

„Und das weiß Er Alles?“ fragte Lisbeth verwundert und nicht ohne Beimischung von Neugier; „nehme er sich in Acht, mein Bruder, der Rector, leidet dergleichen Dinge nicht und kommt er dahinter, so steht es schlecht um Seinen Aufenthalt in unserem Hause und Seine Reputation als Lehrer der Kinder ist auch dahin!“

„Ihr verachtet mich nicht, liebwertheste Jungfer!“ flüsterte Leithold, „dafür stelle ich Euch einmal das Horoscop!“

„Was ist denn das?“ fragte Lisbeth mit einem Anflug von stiller Ehrfurcht vor dem Famulus und dessen Weisheit, der jetzt in günstigerem Lichte als zuvor erschien.

„Eine Vorkehrung, vermitteltst des dazu gehörigen Himmelskörperstudiums, mit der dazu nöthigen Erwägung des menschlichen Charactere und Hinzuziehung der Jahre des besagten Individuums dessen Lebenslauf und Lebensende vorherzusagen zu können.“

„Gott steh' mir bei! Das sind ja reine Teufelskünste!“

Lisbeth trat einen Schritt zurück und hüllte die Hände in ihre Schürze; der innere Schauer und die Kälte auf dem Corridor fingen an, ihre Glieder zu schütteln.

„Dann ist Er doch ein Hexenkünstler und kann sich nach Belieben in jede Thiergestalt verwandeln?“

„Das ist mir ferne und steht nicht in meiner Macht! Allein ich vermag im Menschen die thierischen Eigenschaften zu entdecken, als da sind: Neid, Bosheit, Heimtücke, List und andere Laster, so der Böse in die edle Seele des Menschen gestreut; vor meinen Blicken können sie sich nicht verstellen, ich durchschaue sie doch!“

„Er ist ein sonderbarer Mann!“ lächelte Lisbeth befangen, welche zu befürchten anfang, daß Leithold ihre Neugier durchschaue; „sage Er mir nur, ob man nicht im Stift einen kurischen Prinzen erwartet und ob dort seiner erwähnt worden ist?“

„Hm, hm!“ machte Leithold; „habe Nichts gehört, allein ehe ich heute Abend zur Besper erscheine, sollt Ihr wissen, ob der kurische Prinz da ist, und weshalb, verlaßt Euch auf mich! Denn —“

Die Magd öffnete plötzlich die Thür und unterbrach die Unterredung.

Mit einem Bückling entfernte sich Veithold und Lisbeth hantirte, zum ersten Mal in Gedanken versunken, sehr unsicher in Stub' und Kammer, in Ruch' und Keller und griff zur Verwunderung der Großmagd zweimal in den falschen Topf; und erst als Ann=Sophie ihr zurief: „Jeses, de Botter legt in't Furr!“ erhielt Lisbeth ihre Besinnung zurück und nahm sich vor, während der Zubereitung der Weihnachtsbuzen nicht an das Horoscopstellen zu denken.

Am Mittag des anderen Tages prangte die alte Rectorei in festlichem Schmucke.

Früh mit Tagesgraun war Veithold in Begleitung zweier jungen Burschen, den Tragkorb auf dem Rücken und den Spaten in der Hand, in die Berge hinausgewandert, und nach einigen Stunden mit vollen Körben heimgekehrt. Die Mägde streuten weißen Sand in der Hausflur, und schmückten Leisten und Thürpfosten mit Moos und Wintergrün. Veithold pflanzte Tannenbäumchen vor die Thür, durch welche sein Herr ganz zuerst schreiten mußte, und als nun Alles wohlgeordnet dastand, begab er sich in die Gesindestube, um aus den Händen Ann=Sophiens sein Mittagsbrod zu empfangen.

Er traf dieselbe schon in festlichem Sonntagschmuck; die huntebänderte Haube prangte stolz auf den braunen Haarflechten und der weiße Radtragen legte sich in steifen Falten um die massiven Schultern der Oberköchin. Die weiße, breite Schürze streichelnd, stand sie vor dem Boten, welcher gestern das Schreiben gebracht und nöthigte ihn „verlew to nehmen un totosehen, ob die Schüttel vull is,“ „He hett sine Jacke schon vull!“ lachte eine junge Magd heimlich. „He mött noch weiter gohn!“ meinte Ann=Sophie mitleidig und schob ihm eine Schüssel mit Klößen hin.

Der Bote nickte kauend, und als Veithold näher trat, drückte Ann=Sophie ihre Besorgniß aus, daß der Herr heute nicht kommen würde und dann all' die sorgfältig zubereiteten Speisen verderben könnten, und daß die Herrschaft oben umsonst so festlich angethan sei, eben so wie das Gesinde hier im festlich geputzten Hinterhause.

Dabei legte sie dem Famulus geschäftig das Mittagsbrod zurecht, während dieser auf ihre, in westphälischer Mundart vorgetragenen,

und ihm daher unverständlichen, Reden nur mit einem wehmüthigen Kopfnicken zu antworten im Stande war.

Eben so ungeduldig wie die Mägde in der Gesindestube schritt Lisbeth von einer Stube in die andere und wieder zurück, zu wiederholten Malen die Decke aus weißen Linnen zurechtzupfend, die bereits spiegelglatt und faltenlos vom Tische herabhing; dann putzte sie mit dem eigenen Schweißtüchlein die blanken Fensterscheiben klarer, um vielleicht noch besser in die Ferne sehen zu können.

Dort, wo die Landstraße sich ihren Blicken entzog, schien Jemand hoch zu Roß daherzusprengen, doch nein! es drehten sich die Flügel der Thalmühle, es war wieder nichts! . . .

Wo war denn aber Else? . . . Sie war heute so schön in dem weißen Wollkleide, mit blauen Schlitzärmeln und mit der goldenen Gürteltasche; die schwedische Brocathaubc bedeckte graciös den Hinterkopf und die blonden Zöpfe fielen frei auf den Rücken herab. Das Alles hatte Lisbeth heute selbst an Elsens Anzug geordnet, und es freute sie, daß diese ihre sonst dunkle Kleidung gegen eine hellere, festliche vertauscht hatte.

Selbst Lisbeth betrachtete sich im Spiegel, ganz verstohlen.

Der braunrothe Rock mit dem dunkelblauen Ueberkleid, stand ihr auch gar nicht übel; die schwarze Sammetshneppenhaube hatte sie freilich beibehalten, wie sollte auch eine Person ihres Alters sich anders tragen? Und dazu waren ja auch die Gedanken oftmals so trübe, wie die Aussicht in die Zukunft . . . ja, die Zukunft!

„Der Famulus würde das vielleicht besser wissen, aber was würde der Bruder, was Else — die darf es nimmer erfahren; aber, pfui, Lisbeth, willst Du auch auf heimlichen Wegen wandeln? . . . Doch höre ich nicht Elsens leichten Schritt? Wenn sie mir nur nicht meine Gedanken ansieht! Denn sie ist gewiß eben so klug, wie der Famulus, vielleicht noch klüger! . . . Ah, Kind, da bist Du ja, ich gedachte eben Deiner!“

„Lisbeth, die Sonne sinkt bereits, und immer noch ist er ferne! Mich treibt die Ungeduld durchs ganze Haus, wenn ihm nur kein

Unfall begegnet ist! . . . Komm', erzähle mir etwas aus alter Zeit, von Deinem guten Vater, Lisbeth, ich habe gerade heute so viel an ihn, an Margarethe denken müssen. . . Sei mir nicht böse! . . . Obwohl ich ruhelos durchs ganze Haus streifte, ich konnte sie nicht los werden, die traurigen Bilder der Vergangenheit, die Erscheinung des Prinzen beunruhigt mich, viele Erinnerungen, die bereits erblaßt im Hintergrunde meiner Seele standen, sind wieder aufgefrischt! Mich erfaßte heftige Sehnsucht nach meiner edlen Herrin, der Prinzessin Charlotte, ich möchte sie so gerne wiedersehen! Vor Dir, Lisbeth, sprech ich es aus, Du wirst nichts Böses darin finden, daß mich das Gefühl der Dankbarkeit an sie bindet, vor meinem Gatten darf ich ihren Namen niemals nennen! . . . Das macht mich traurig, Lisbeth; denn sie entriß mich der Erniedrigung und nur ein unglückseliges Verhängniß schied uns von einander! . . . Was konnte sie dafür, daß, während sie fern von Kurland weilte, das Schreckliche geschehen mußte; ich sage Dir, Lisbeth, sie war der gute Engel meiner Jugendzeit! Wie viel schöne Lehren, wie viele edle Gedanken pflanzte sie in meine Seele! . . . Es war, als ahnte sie, daß ich, wenn auch nicht aus fürstlichem Gebüt wie sie, doch auch aus edlem Geschlecht entsprossen sei! Was sie in mir begonnen hat zu säen an Wissenswerthem, Schönem, das hat mein Gatte in mir großgezogen, ich dank' es ihr wie ihm, und kann es keinem schmälern! Und dennoch wäre ich wohl für Beide ungeschickt geblieben, wenn nicht zuerst der milde Sinn der alten Margarethe die Wahrheit und die Liebe in mir großgezogen hätte! . . . Mit aller Einfalt übte sie Gutes, mit edler Opferfreudigkeit zog sie mich durch tausendfache Mängel und Entbehrungen, wie schützte sie mich vor allen plumpen Angriffen mit der Kühnheit einer Löwin, in ihrer rohen und gefährlichen Umgebung!"

"Du solltest Dich heute nicht zu sehr den alten Erinnerungen hingeben, Eslein!" entgegnete Lisbeth gerührt, und zog die Rectorin neben sich auf einen Stuhl nieder; „doch wenn's Dich ruhig macht, sprich nur von ihr, die Du lieb hattest; ich höre es gerne, vielleicht gedenkst Du meiner auch dabei!"

Else streckte sanft ihrer Hausgenossin die Hand hin und sprach:  
 „Die Zeit vergeht beim Plaudern — ich kenne viele traurige  
 Geschichten aus der Jugendzeit — willst Du, so erzähle ich Dir  
 eine davon und Du wirst wissen, weshalb man mich in der Heimath  
 „Die steinerne Jungfrau“ genannt hat:

Margarethe hatte mich einst mitgenommen über Berg und  
 Thal, weit ab von Hofain, unserm Gesinde, und wir befanden  
 uns auf dem Leibgedinge der Herzogin, unweit dem Schlosse Doblen.  
 Die große Wiese, welche davor lag, mußte gemäht werden und dazu  
 gehörten mehrere Tage, bis man das Heu zusammenwarf; alte und  
 junge Leute, Männer und Weiber waren beschäftigt, das Gras zu  
 schneiden. Gebettet auf Margarethens Schürze saß ich am Waldes-  
 rand, ein Bündel der schönsten Wiesenblumen im Schoße, weit von  
 den Mähern; mit zärtlichen Händen hatte Margarethe mir das  
 Haar geglättet, mir ein rothes Tüchlein über die Stirn gezogen,  
 daß mich das Sonnenlicht nicht bräune, und mir zugeflüstert:  
 „Mein Duding, bleibe ruhig und gehe nicht vom Plage, bis ich  
 Dich hole!“ Aus Liebe zu Margarethe war ich stets gehorsam und  
 so saß ich denn auch jetzt, die Sterne des Maßliebchenstraußes eifrig  
 zählend und zum Kranz flechtend da, während Straul ausgestreckt  
 neben mir im Grase lag. Ich hatte schon seit einiger Zeit fröhliche  
 Stimmen im Walde gehört und horchte gespannt auf das Lachen  
 eines kleinen Mädchens, dessen Kleidchen durch das Grün schimmerte.

Margarethe gestattete selten, daß ich mit den Dorfkindern spielte  
 und als ich selbst die plumpen Manieren, die groben Unarten dieser  
 Kinder bemerkte, lief ich entsezt zu Margarethe und vermied fortan,  
 mich unter sie zu mischen.

Dann aber betrachtete ich mit Bewunderung die schönen  
 Kleider, den zierlichen Wuchs der herrschaftlichen Kinder; sie gefielen  
 mir ungemein und ich sehnte mich darnach, mit ihnen spielen zu dürfen,  
 ich wollte sie zärtlich lieben, wenn sie näher kämen und mich in  
 ihre Mitte nähmen. . . . Da waren sie alle Drei, nur hundert  
 Schritte von mir entfernt. Zwei ziemlich große Knaben zogen ein  
 Wägelchen, aus dem sie ihr Schwesterchen eben ins Gras geworfen

hatten; diese richtete sich halb weinend auf, schüttelte sich das Gras aus den schönen flatternden Locken, aus dem durchsichtigen, weißen Kleidchen, dessen blaue Schleifen im Winde spielten, und lief dann neben dem Wagen her.

Jetzt war sie mir ganz nahe; sie blieben Alle stehen.

„Was macht der kleine Frosch hier?“ schrie der größte Knabe; komm' her, hilf uns den Wagen ziehen, wir wollen Dich als Pferd vorspannen!“ rief er mir im guten Vettisch zu.

Das kleine Mädchen kniete bereits vor mir und spielte mit den Blumen, die ich ihr hinhielt. „Ach, das wäre eine schöne Gespielin für mich!“ dachte ich und ein glückliches Lächeln muß sich wohl auf meinem Gesichte wiedergespiegelt haben, als ich Miene machte, sie zu umarmen.

„Bist Du toll? rief der zweite Knabe lachend; „Du kannst doch die kleine Baronessa nicht umarmen, Du dummer Balg!“

„Na, komm' und laß' Dich einspannen!“ sagte der Andere kalt, griff nach meinem Arm und zog mich zum Wagen hin; „Du und Eberhard, Ihr seid jetzt die Pferde, Bella stößt hinten und ich fahre spazieren!“

„Dein Pferd will ich nicht sein, und ich stellte mich zur Seite des schönen Mädchens.

„Oho, dazu können wir Dich noch zwingen!“ schrie er und ehe ich mich dessen versah, fauste die Peitsche auf meinen Rücken nieder. Skraul war knurrend aufgesprungen, allein ich wurde wieder ein Stück näher gezerzt und fühlte bereits einen Riemen um meinen Arm geschlungen.

„Den Augenblick laßt Ihr das Kind frei, Junker!“ hörte ich Margarethens athemlose Stimme; „es ist nicht für Euch zum Schinden da!“

„Jetzt will ich sie erst recht nicht loslassen, Du garstiges Weib!“

„Laßt sie frei, Junker, oder es geht Euch schlecht!“ schrie Margarethe zornig.

„Da, nimm das, alte Bettel!“ und Margarethe erhielt einen Schlag ins Gesicht.

Gleich darauf lag der Junker im Grafe und ich ward von Margarethen emporgehoben; weinend schlang ich meine Arme um ihren Hals und unbeirrt um daß Schelten der beiden Junker schritt sie über die Wiese unserer Hütte zu. Ich schaute nach dem kleinen schönen Mädchen, mit dem ich so gerne gespielt hätte und meine Thränen flossen reichlicher. „Siehst Du, Kind, die Herrschaftlichen sind doch noch schlimmer als Unseresgleichen, hüte Dich vor ihnen!“ mit diesen Worten setzte mich Margarethe auf die Thürschwelle unseres Häuschens nieder; „bleibe Du jetzt daheim und Du bist sicherer, als wenn Du mit mir gehst!“

Margarethe wollte sich entfernen, nachdem sie mir das Besperbrod mit süßem Honig bestrichen. Der Weg bis zur Wiese war weit, Margarethe trocknete sich den Schweiß von der Stirn und flüsterte mir dabei tröstende Worte zu; denn ich mochte nicht allein bleiben und die kaum versiegten Thränen wollten von Neuem hervorbrechen.

Da erschien der Gebiets-Älteste mit zwei anderen Leuten.

„Folgt mir augenblicklich zum Gutsherrn! Er war selbst auf der Wiese und gebot uns, Euch gleich zu ihm zu bringen, sputet Euch, noch ehe die Sonne sinkt, müssen wir dort sein!“

Ich sah, wie Margarethe erbleichte, wie sie zitternd ihr Tuch ums Haupt band und dann kleinlaut fragte:

„Das Kind darf ich doch mit mir nehmen?“

„Wie Ihr wollt, darüber habe ich keine Befehle!“

Nun nahm mich Margarethe seufzend bei der Hand und wir gingen wieder denselben Weg, den wir gekommen waren. Wir bogen abseits und nun ging es an der Wiese vorüber, den Abhang hinab, auf einem schmalen Pfade zur Burg Doblen. Ich bemerkte, wie das Antlitz Margarethens immer ruhiger wurde, und wenn sie mich aufnahm, küßte sie mich jedes Mal zärtlich; mir aber schlug das Herz heftig, ich wußte nicht, warum! Wir hatten den Hof erreicht. Vorn auf den breiten Stufen der Freitreppe saß in einem Armsessel der Verwalter des herzoglichen Schlosses; denn, während die Herzogin in Hof zum Berge lebte, hatte sich der Freiherr mit seiner Familie

nach Doblen begeben und genoß nun im Leibgedinge der Herzogin alle möglichen Vergünstigungen für die Aufficht, die er während des Sommers über die Wirthschaft führte.

In seinem Gesichte fiel mir nichts so sehr auf, wie ein starrer Zwickelbart und ein eiskalter Blick; seine Augen riß er bald weit auf, bald schloß er sie mit einem bösen Lächeln. Er schien eben vom Pferde gestiegen zu sein; denn ein Lederkoller und große Reitstiefel gehörten zu seinem Anzug und eine lange Reitpeitsche wickelte er beständig um seine unruhigen Finger.

Mit erhobenem Haupte und ruhiger Haltung trat Margarethe auf einen Wink von ihm näher.

„Hast Du es gewagt, Weib, Deine Hand an den Junker zu legen?“ fragte er barsch und wies auf einen der beiden Knaben, die hinter ihm standen.

„Ich versuchte dieses Kind,“ sie wies auf mich, „mit Worten zu befreien, allein das half mir wenig, der Junker schlug mich ins Gesicht!“

„Ich frage Dich, hast Du Hand an ihn gelegt?“

„Ja,“ sprach Margarethe, „ich stieß ihn von dem Kinde fort, um dasselbe von ihm zu befreien!“

„Nehmt sie und bindet sie auf jene Bank, Ihr wißt, was Ihr zu thun habt!“

Ich schaute entsetzt um mich und gewahrte mitten im Hofe eine Bank, vor welcher zwei Männer mit kurzstielligen Peitschen standen, an deren Ende viele Lederstreifen herabhingen; ein furchtbarer Schreck krampfte mein Herz zusammen und meine Finger klammerten sich fest an Margarethens Kleid.

„Großherr, ich heiße Margarethe Monheim und bin die Enkelin des Erbauers dieses Schlosses! Auch gehöre ich zum Leibgedinge der Herzogin und kann nur von meinem Herzog gerichtet werden; that ich Unrecht, so vergebt mir oder stellt mich meinem Herrn!“

„Dein Herr bin ich, so lange ich dieses Schloß bewohne, und wenn Du Deine Peitschenhiebe bekommen hast zur Lehre für die Anderen, so magst Du an Deine Arbeit gehen!“

„Nimmermehr, Herr! Ich bin eine alte Frau, um dieses Kindes willen schonst meiner, ich will Euch die Geschichte dieser Kleinen erzählen!“

Der Freiherr lächelte boshaft: „Varisari, damit fängst Du mich nicht! Die Geschichte eines Bauernkindes ist mir stets bekannt, ich habe dergleichen genügend unter meinen Leibeigenen. . . . Mach' fort, der Strafe entgehst Du nicht!“

„Herr,“ schrie Margarethe, und der gerechte Zorn wallte in ihr auf, „seid menschlich und thut mir und der Kleinen diese Schmach nicht an! Das Mädchen ist —“

Auf einen Wink griffen die Knechte nach Margarethe; diese riß sich los und stieß einen der Männer mit aller Kraft von sich.

„Das ist Widerseßlichkeit in höherer Instanz!“ rief mit schneidender Stimme der Freiherr; „darauf hat sie alles Recht verwirkt! Haut ihr die rechte Hand ab, so bald sie sich noch einmal gegen Euch wehrt, vorwärts!“

Das Alles hatte ich wie im Traume mit angehört; eine seltsame Starrheit war über mich gekommen, wie ein eiserner Reif legte es sich mir ums Herz und um die Stirn; ich vermochte kein Glied zu regen und dennoch litt ich unsäglich unter dem Gedanken, daß man vor meinen Augen Margarethe mißhandeln könnte, und gar die Hand, die liebe, sanfte Hand Margarethens! . . . Der Gedanke machte mich wahnsinnig, ich fühlte, daß, wenn dies geschehen sollte, ich mit Margarethe sterben würde. —“

„Laß' es gut sein, Elfe!“ wehrte Lisbeth ab; „weßhalb gerade heute beschwörst Du diese Greuelszene? Mich schaudert vor dieser Grausamkeit und Deine Leidensgeschichte mag ich nicht weiter hören, Du armes, liebes Kind!“

„Das Ende ist gut, Lisbeth!“ seufzte die Rectorin; höre nur weiter: Es muß ein entsetzlich gellender Schrei gewesen sein, mit dem sich meine Starrheit löste und mit dem ich hinslog, die Stufen hinauf zu den Füßen des alten grauen Sünders; ich umklammerte fest seine Knie und dann sank ich ohnmächtig vor ihm nieder.

Laute Stimmen schlugen an mein Ohr, als ich zu mir kam; ich lag auf Margarethens Schooß und ihr thränenüberströmtes Ge-

sicht neigte sich zu mir herab. Der alte Herr war verschwunden, nur der älteste Junker stand dicht neben Margarethe mit hochrothen Wangen und leuchtenden Augen.

„Du magst nur ruhig heimgehen, Alte!“ sagte er; ich besänftigte schon den Zorn meines Vaters und mit meinem Bruder, der Dich zuerst schlug, will ich auch schon fertig werden!“

„Aber weißt Du nicht, was Margarethe vor der grausamen Mißhandlung rettete?“ fragte Lisbeth mit bebender Stimme.

„Margarethe erzählte später, daß der Junker sich bittend zum Vater geneigt, als dieser das furchtbare Urtheil sprach; daß aber der zweite Bruder ihm Schweigen geboten; als ich aber leblos zusammengesunken war, neigte er sich noch einmal über den Alten und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Die Augen des Freiherrn sollen wild gesunkelt haben, seine Lippen bebten vor Zorn und dennoch rief er zögernd „Halt!“ als die Schergen bereits Margarethe in ihre Mitte genommen hatten. Ich fragte nicht weiter, eine furchtbare Scheu vor den vornehmen Leuten hatte sich meiner bemächtigt; bei jedem ungewöhnlichen Geräusch schrak ich zusammen und eine Starrheit bemächtigte sich meiner, welche sich bei jedem Schreck, bei jeder Gemüthsbewegung äußerte und mir auch bis auf den heutigen Tag verblieben ist!

Von jener Stunde an zogen wir uns scheu zurück und Margarethe besuchte mit mir nur die abgelegensten Orte und einsamsten Wege. In der Waldeinsamkeit hütete sie ihre kleine Heerde, dort spielte ich mit den Sonnenstrahlen und lauschte den Melodien der Walbvögelein. Mit den Blumen unterhielt ich mich in meiner Weise; die mit den weißen Blättchen waren alle die Seelen der vornehmen Kinder, während ich die dunkelrothen Feldnelken zu Seelen der armen Leute machte. Gar manche traurige Geschichte trug sich zwischen diesen zu und in Abwesenheit Margarethens war Strauß stets der schweigende Richter in verwickelten Angelegenheiten. Dabei lernte ich den Flachs fein und zierlich spinnen und im Winter saß ich neben Margarethe am Webstuhl und nahm ihre frommen Lehren gerne in mir auf; die seltsamen Geschichten, die sie mir erzählte,

hatten alle einen edlen Sinn, der Aberglaube spielte freilich überall die Hauptrolle, allein es lebte und webte so viel christliche Liebe und Demuth, so viel Ergebung in Leiden darin, daß alle ihre einfachen Geschichten, welche mir noch jetzt frisch im Gedächtniß sind, einen tiefen Sinn, eine höhere Bedeutung für mich gewannen. . . wäre Jan stets bei ihr gewesen, das Böse hätte in ihm nicht Uebermacht genommen! . . . Doch, Lisbeth, es dunkelt bereits, gehe und Sorge, daß die Lichter im Hause angezündet werden! . . . Siehst Du wohl, wie beim Plaudern die Zeit rasch hineilt! Es kann nicht lange währen, so ist er da und dann muß die alte Rectorei in Lichterglanz und Freude strahlen!"

Lisbeth war bereits bei den letzten Worten der jungen Frau aufgestanden; Else stand mit verschränkten Armen, und auf die Brust gesenktem Haupte, in Gedanken versunken mitten im Zimmer, als Lisbeth hinausgegangen war.

Es regten sich Befürchtungen in ihr, daß sie heute den Gatten nicht erwarten werde; mit einem leisen Seufzer trat sie ans Fenster.

Da! waren das nicht Schritte? . . . Das ist sein ruhiger, sicherer Gang!

Die Thür öffnete sich und in ihr erschien eine Gestalt, in einen weiten Mantel gehüllt.

"Willkommen, Geliebter!" rief die junge Frau und eilte dem Eingetretenen entgegen; „so spät kommst Du — wie lange schon harre ich Deiner!"

Da streckte der Mann stumm, wie um ihre Umarmung abzuwehren, seine Hand aus und trat einen Schritt näher; aber gleich hinter ihm erschien eine zweite Männergestalt, eben so ruhig, so schweigsam wie sein Doppelgänger. Bestürzt wich Else in die Mitte des Zimmers zurück.

"Gott grüß' Dich!" sprach der Rector aber seine Stimme hatte einen harten, fremden Klang; „nie fand ich mein Haus zum Empfang so dunkel, so unheilvoll dunkel wie heute!"

Ein heller Lichtstrahl strafte diese Worte Lügen; auf der Schwelle des Seitenzimmers erschien Lisbeth, in beiden Händen die

angezündeten Wachskerzen. Der Freudenschrei über die Anwesenheit des geliebten Bruders erstarb ihr auf den Lippen bei dem Anblick, der sich ihr bot.

Else stand mit leichenblassem Angesicht, in der entsetzlichen Starrheit befangen, regungslos noch immer in der Mitte des Zimmers.

Auch der Rector wich bestürzt einen Schritt zurück vor dem Manne, der vor ihm ins Haus getreten war, saßte sich aber rasch und trat auf den Fremden zu.

„Prinz Alexander!“ sagte er tonlos; „Durchlaucht, was führt Euch unter mein Dach, welchem unseligen Zufall habe ich Euer Erscheinen zuzuschreiben?“

„Freilich, einem Zufall! Aber nennt ihn nicht unselig; ich fand das Haus leer und Niemand war mein Führer, als der Zufall. Meine Mission ist ernst, mein Anliegen so wichtig, daß mein Kommen keiner Rechtfertigung bedarf; gönnt mir eine Stunde Gastfreiheit unter Eurem Dach und wir scheiden für immerdar; denn aus Euren düstern Blicken lese ich den alten Groll, den unverföhnlichen Haß aus alter unglückseliger Zeit!“

„Mahnt mich nicht daran! Sie blutet noch, die tiefe Wunde, und Euer Erscheinen reißt sie von Neuem auf!... Doch nehmt Platz, Durchlaucht, Ihr sollt nicht sagen, daß ich mit dem Verlust der Ehre und des Namens auch unhöflich geworden bin!“

Ein bitteres Lächeln umspielte seine Lippen.

Else lehnte sich erschöpft auf Elisabeths Arm; kein Blick des heimgekehrten Gatten hatte sie gestreift und als sie leise seine Hand erfaßte, erschrak sie vor der Eiseskälte der zuckenden Finger, die sich wieder bald aus den ihrigen losmachten.

„Gönnt mir zuvor einen Augenblick der Erholung, ehe ich beginne, es stürmt zu viel auf meine Seele ein!“ sprach der Prinz mit ernster Stimme.

Der Rector schritt schweigend im Zimmer auf und ab; endlich fragte er mit eigenthümlicher Betonung jedes seiner Worte:

„Den Frauen, Durchlaucht, befiehlt Ihr wohl, vor unserer Unterredung das Zimmer zu verlassen?“

„Eurer Gemahlin und Euch, Herr Rector, gilt meine Sendung!“ entgegnete Prinz Alexander fest.

„Wohlan, Lisbeth, geliebte Schwester, verlasse uns!“

Lisbeth verließ mit einem tiefem Knix zögernd das Zimmer, nicht ohne noch schnell einige Mal rückwärts zu sehen.

„Laßt uns eilen, mein Weg führt mich morgen in aller Frühe weit von hier fort! Ich kam nach Herford, nicht ahnend, daß ich hier die Langvermißten wiederfinden würde; ja, daß Ihr's wißt, ich bringe Euch den letzten Gruß meines sterbenden Vaters!“ Der Prinz erhob sich, „Nein! laßt mich reden, Eure Entgegnung, Rector, höre ich später! Es wird Euch genügen, wenn ich bekenne, daß mein herzoglicher Vater in seiner letzten Stunde in Liebe und — oh! daß ich's sagen muß! in Reue Euer gedacht hat!... „Bringt ihnen, denen ich, in Irrthum befangen, viel Leid zugefügt und welche heimathlos geworden durch meine Schuld,“ hört Ihr's? wohl!... Mein edler Vater, er bekannte sich schuldig! „Bringt ihnen meinen letzten Gruß und sagt ihnen, daß sie wiederkehren mögen, zurück auf heimathlichen Boden, zurück auf ihren eigenen Herrensiß Ruzau, dessen Namen sie tragen sollen zu meinem Gedächtniß!“

Eine tiefe Stille folgte diesen Worten.

„Gestattet mir, Durchlaucht, die Entgegnung auch im Namen meiner Gattin!“ brach endlich der Rector das Schweigen und seine Stimme klang hart und schneidend; er richtete sich hoch auf und trat dem Prinzen einen halben Schritt näher. „Dieses großmüthige Anerbieten eines Herzogs lehnen wir dankend ab; unser Fuß betritt nie wieder die Stätte, wo wir Alles, was uns theuer war, verloren! Unsere Heimath ist das Land nicht mehr, aus dem wir ausscheiden mußten, ehrlos, namenlos! Die Stätte wo unsere Wiege stand, nennt man sonst Heimath, aber der Boden dort hat einen Fleck, der unser Herz mit Schaudern erfüllt;... Ich lebe hier unter fremdem Namen, geachtet im Amte, geehrt in meinem Beruf. Das Alte ist zwar vergangen aber mit Flammenschrift in unsere Seelen geschrieben, losgetrennt sind alle Bande, welche mich an meine ehe-

malige Heimath fesselten; mit meines Vaters Tod ist auch sein Name in alle Winde, wie sein Staub, verweht!"

Else barg ihr thränenüberströmtes Angesicht in beide Hände.

"Ich wußte es wohl!" murmelte der Prinz; „habt Ihr dieselbe Entgegnung?“ wandte er sich an Else mit festtönender Stimme und sein Blick ruhte voll Trauer auf ihrer gebeugten Gestalt.

"Der Wille meines Vaters ist auch der meine!" hauchte Else.

"So habe ich Nichts mehr zu thun, als Euch Lebewohl zu sagen! unsere Wege kreuzen sich fortan nicht mehr! . . . Mit ruhigem, freudigen Herzen ziehe ich jetzt in den Kampf hinaus, habe ich doch das Glück gehabt, den letzten Willen meines sterbenden Vaters vollziehen zu können. Lebt wohl!"

Unwillkürlich streckte der Prinz seine Hand aus, langsam sank sie nieder.

Der Rector stand mit abgewandtem Gesicht und seine Blicke starrten auf den Boden.

Nur Else flüsterte leise:

"Lebt wohl! Gott schütze Euch!"



### Kapitel III.

#### Ein eifriger Diener.

Weihnachten war längst vorüber.

Unten in der Schulstube stand Magnus Leithold, mit einem dünnen Stecken bewaffnet, und wies auf eine schwarze Tafel, auf welcher das Alphabet in Riesengröße prangte. Zur Verwunderung der Einzelnen hörte der sonst so strenge Famulus heute nicht nur nicht, daß man ihm auf einzelne Fragen falsche Antworten gab, sondern die Schüler durften sich auch allerlei Allotria erlauben, ohne von ihm gestört zu werden. Der hagere, blasse Hilfslehrer des Rectors, war auch noch um einen Ton geblicher geworden; die Wehmuthsfalten prägten sich schärfer denn je aus, und der sonst so ruhige, gleichgültige Blick irrte zerstreut von einem Gegenstand zum andern. Der Rector hatte die Katechismuslehre eingestellt; der Famulus sprach lange nicht so eingehend und verständlich wie jener, sondern malte den Kindern die Verdammniß und das Fegefeuer so grell, daß etliche sich unwillkürlich den Beelzebub am besten in der Gestalt des eifernden Lehrers vorstellen mußten.

„Na, macht fort, die Schule ist aus! . . . Aber geht fein ruhig nach Hause!“ Mit diesen Worten schritt Leithold der Thür zu, und hinter ihm drängte sich freudig überrascht die Jugend ins Freie.

Nachdem es stiller geworden, schloß Leithold sorgfältig die Hausthür und schritt dann langsam bis vor die Thür des sogenannten Rectorzimmers; zögernd legte er die Hand auf den Drücker.

Da drinnen regte sich Nichts, aber oben knarrte die Stiege und Lisbeth winkte dem aufschauenden Famulus.

„Komm' Er doch einen Augenblick zu mir herauf, Herr Veithold! Das Gefinde ist in der Spinnstube, und die arme Frau Rectorin schläft endlich einmal, nach vielen unruhigen Nächten, daher trete Er leise auf!“

Auf den Fußspitzen schlich der Famulus näher.

„Ich komme schon, ehrenwerthe Jungfer!“ flüsterte er erfreut, „bei meiner Seele! ich habe lange schon gewünscht, Euch im Hause zu treffen, allein nichts war so schwierig, als eine Zusammenkunft mit Dero reputirlicher Person!“

Mit diesen Worten hatte Veithold die Treppe erstiegen, und Elisabeth schloß ihm schweigend die gute Stube auf.

„Was ich doch sagen wollte, Herr Famulus“, begann sie stockend, nachdem Beide Platz genommen hatten, und man hörte es ihrer Stimme an, daß Furcht und Hoffnung ihr Herz bestürmten, „ja, weiß Er denn, was hier im Hause vorgeht? . . . Es ruht mir wie ein Alp auf der Seele und der Rector trägt eine unsichtbare Felsenlast auf seinen Schultern“ . . .

„Das weiß Gott!“ nickte Veithold traurig; „seit jenem Abend ist ein schlimmer Geist an Stelle des fremden Gastes in unserm gottsegneten Hause zurückgeblieben! . . . Mein Herr braucht mich nur selten, keine Frage, kein Auftrag seit längerer Zeit, nur der Schule muß ich allein vorstehen, und ich habe weder Sinn noch Gedanken dafür!“

„Sage Er, guter Veithold, Er ist doch so, so hellsehend,“ räusperte sich Elisabeth, „was wollte eigentlich der kurische Prinz? Horchen ist nicht meine Sache, weil's mein Bruder als Laster bezeichnet, aber das Bischofen Neugier kann er doch nicht verdammen, fintemalen dieselbe nur durch Theilnahme hervorgerufen ist! . . . Er kann mir doch sagen, was der fremde Prinz überhaupt hier in Herford zu thun hatte?“

„Es war ein Unglück, daß ich dies so schnell wie möglich zu erfahren hoffte! Während der Zeit, daß ich im Stifte Erkundigungen einzog, soll der kurische Prinz auf Burg Löwentruk gewesen sein und ist nun bei der Heimkehr nach Herford in unser Haus getreten, während sein einziger Begleiter, der Stallmeister, hoch zu

Koß vor dem Hause seiner harrte. Oh, daß ich eine Ahnung davon gehabt hätte! Mein ich dachte mir, als die Dämmerung bereits eingebrochen, daß der Rector nicht mehr kommen könne, und mein Schreck war kein geringer, als ich einen Reiter mit zwei Pferden vor unserer Thüre fand. Ich schlich mich die Treppe hinauf und sah einen Mann eben eintreten, während ein Anderer noch an der Thür lehnte. Die Rectorin aber rief dem Fremden zärtliche Worte zu, die dieser wohl auch eben so zärtlich erwidert hätte, wenn nicht der Gemahl hinzugekommen wäre und —“

„Schweig’ Er, Leithold!“ rief Lisbeth mit erhobener Stimme, „säe er nicht noch mehr Unkraut unter den Weizen! Will Er die Frau seines Wohlthäters verdächtigen?“

„Das sei ferne von mir, liebwertheste Jungfer“, entgegnete der Famulus finsternen Blicks, und seine Augen funkelten eigenthümlich, „aber ich hasse, ich verabscheue diesen fremden Prinzen eben so wie — wie mein Herr ihn haßt und verabscheut! Er hat Unglück in dieses Haus gebracht; ich sehe meine schöne Herrin nicht mehr freundlich im Hause walten, sie braucht den Leithold eben so wenig, wie ihn der Rector braucht!... Bei Gott! Jungfer, ich könnte den Prinzen erwürgen, er hat meinem armen Herrn sein Liebstes geraubt!“

Entsetzt fuhr Lisbeth zurück.

„Famulus, Er ist nicht bei Sinnen! Wie kommt Er dazu, so heillofes Geschwäg zu führen?“

„Glaubt Ihr, Jungfer, ich schlafe ruhig nebenbei, wenn mein Herr die ganze Nacht hindurch wacht, und seine rastlosen Schritte zu mir herüberklingen? Glaubt Ihr, ich belausche nicht sein Thun und Lassen, und habe so wenig Verständniß, um nicht zu wissen, daß er vollständig unglücklich und elend ist? Oh, ich habe es nicht umsonst gehört, mit rachedürstendem Herzen, wie mein Herr oft laut aufstöhnt, und wenn Ihr’s denn wissen wollt, ich hörte mehr als einmal die Worte: „Alles, Alles dahin, und auch sie!“... Das war mir genug, zu wissen, daß der Rector in diesem gott=verfl —“

„Ist Er denn ein Christ?“ rief Lisbeth; „wo ist denn Seine Frömmigkeit geblieben? Er flucht ja wie ein Heide, Gott steh' mir bei! Er ist ein Wolf im Schafsfell!“

„Meinetwegen Jungfer?“ sprach Leithold und es schien Lisbeth, als lägen in diesen frommen Augen die List und Blutgier eines Wolfes; aber sie hatte sich getäuscht, der Famulus blickte wieder starr und ruhig zu Boden; nur ein eigenthümliches Lächeln verdrängte die Trauerfalten in den Mundwinkeln, als er beschwichtigend fortfuhr: „Der Mensch ist von Natur schwach, liebwerthe Jungfer, so hat auch der Schmerz um das Geschick meines Herrn mich ungerecht und bitter gemacht, laßt uns jetzt von anderen Dingen reden!“

„Nein, nein, Leithold!“ rief Lisbeth erregt! „Er muß mir erit sagen, was Er hörte, als Er hinter seinem Herrn auf der Treppe stand!“

Leithold neigte sich zu Lisbeth und flüsterte ihr ins Ohr:

„Willkommen, Geliebter! Kommst Du endlich, und so spät?“

„Unmöglich! das kann dem Fremden nicht gegolten haben! Er ist ein Narr, Leithold!“ sage Lisbeth stöhnend, „ach, ich hab's! es galt meinem Bruder!“ rief sie triumphirend.

„Hm, der Rector muß es besser wissen!“ lächelte der Famulus; „denn er fragte mich plötzlich eines Abends: „Leithold, wenn Er eine Frau hätte, die Er sehr liebte, und Er würde wissen, daß ein anderer Mann viele, viele Meilen reiste, um sie zu sehen, zuvor aber müßte dieser Mann Seine Frau einmal auf den Armen getragen haben, was würde Er davon denken?“

„Was sagte er dazu, um Gottes willen?!“ rief Lisbeth und faßte heftig den Arm des Famulus.

„Ich würde dieser Frau nicht mehr trauen und meinen Nebenbuhler tödten!“ antwortete ich. „Auch wenn er ein vornehmer Mann wäre?“ „Auch dann, Herr, auch dann!“

„Oh, Er ist schlimmer und hat Alles verdorben!“ rief Lisbeth leise weinend; „daß es Mißtrauen gegen mich, gegen Elise ist, habe ich herausgemerkt, mein Bruder entzieht sich uns! In den vier Wochen, seit er daheim ist, habe ich nur wenige Worte von ihm

gehört, er schützt Arbeit vor und hält mich nicht einmal für werth, ein offenes Wort an mich zu richten! Das ist ungerecht, das ist nicht christlich von dem frommen Mann, der soviel Gutes für die Verurtheilten thut! . . Und sie trägt schweigend ihr Elend und ist zu stolz, zu fragen: „Weshalb thust Du mir das an?“ und wenn ich mit ihm sprechen will, weist er mich zurück und sagt: „Geh', Lisbeth, geh! mir ist nicht zu helfen!“ . . . .

„Ihm ist zu helfen, tugendbelobte Jungfrau!“ sagte Leithold nachsinnend und wie aus einem Traum erwachend; „und wenn mein Herr nichts mehr zu fürchten hat, wird er genesen für alle Zeit! . . Und sie wird ihn vergessen und wieder so lieblich und lächelnd im Hause walten, wie ehemals, und dem Leithold wird sie dann wieder Aufträge geben und sagen: „Thue Er das und thue Er dies, guter Leithold!“ . . . . .

Lisbeth sah den Famulus forschend an; obwohl sie ihn nicht so recht begriff, so sagte sie doch versöhnt:

„Ja, thue Er etwas für den Hausfrieden, guter Leithold, und die alte gute Zeit wird wiederkehren! Sorge Er für die Ruhe der Rectorin und schaffe er Alles fort, was Mißtrauen und Eifersucht zu nähren im Stande wäre; das macht uns Alle unglücklich und elend!“

„Ja, das will ich, Jungfer, das will ich, so wahr ich Euer eifriger Diener bin! . . Doch laßt mich gehen, es könnte doch sein, daß er meiner bedarf! Ihr sollt schon von mir noch Gutes denken, dafür will ich sorgen!“

Der Famulus reichte Lisbeth die Hand; sie drückte dieselbe unmerklich und so schieden Beide von einander.

Diesmal brauchte ihn sein Herr wirklich.

Ann-Sophie kam ihm in der Hausflur entgegen.

„Se soll tu sin Härre loopen!“ sagte sie und wies auf die Thür des Rectorzimmers.

Leithold trat hastig ein und gewahrte seinen Herrn ruhig am Tisch sitzend und eben im Begriff, ein versiegeltes Schreiben näher zu prüfen.

„Ist Er da, Leithold?“ fragte der Rector mit sanfter Stimme, ohne sich umzusehen.

„Zu Dero Befehl, Ew. Ehren!“

„Wohlan, ich habe einen Auftrag für Ihn, der sehr schwierig ist und eben so viel Klugheit als Pünktlichkeit heischt!“

„Herr, das Schwerste zu vollziehen wird mir leicht, wenn es gilt, Eure Zufriedenheit zu erwerben!“

„Gut, Leithold, ich danke Ihm! . . . Er muß binnen zwei Tagen nach Berlin abreisen, ungehindert, ungesehen von Denen, die unserem Vorhaben gefährlich sein könnten; Er wird ein Schreiben, das ich Ihm übergebe, nur in die Hände des Mannes liefern, den Er später sicher hierher zu geleiten hat, versteht Er? Das Schreiben lautet an den Rector Tomasius; er findet ihn in einem kleinen Hause neben dem Brandenburger Thor, welches die Aufschrift trägt: „Hier werden Maskenanzüge verliehen!“ Das Schreiben hat Er mit den Worten: „Gott für Alle!“ zu übergeben und der Empfänger wird antworten: „Auch für uns und die gute Sache!“ Der Aufenthalt in Berlin ist für diesen Mann gefährlich und unser Vorhaben unausführbar; der Delinquent wird geschmaucht und gerädert werden und alle Bemühungen, ihn zu retten, sind vergebens! Das steht hier drin, und sage dem Herrn, daß bei längerem Zögern sein Leben in Gefahr steht; denn man stellt ihm nach; sage ihm, vergiß es nicht! wenn er es in den Wind schlagen sollte, der Clerus sei dabei und dessen Neze zu zerreißen wäre diesmal unmöglich, ohne der eigenen Sicherheit zu schaden und uns für fernere Handlungen unfähig zu machen. . . . Aber Er hört ja nicht, Leithold!“ rief der Rector, als er sah, daß sein Famulus wie geistesabwesend, als habe er eine Vision, vor sich hinstarrte.

„Kein Wort ist mir entgangen, Ew. Ehren, und ich will Eure Befehle getreu vollführen!“

„Er muß sich vorsehen,“ fuhr der Rector fort, „und Er thut wohl daran, weil in Brandenburg auch Seine Sicherheit gefährdet ist, das Gewand eines Bettelmönchs anzulegen. Mein Freund und Bundesgenosse für die gute Sache ist Tomasius; bedenke Er es

wohl, Er schützt jetzt nicht nur das Haupt unseres Vereins, Er schützt mir auch den Jugendfreund, den treuen Studiengenossen; sehe Er wohl zu, ihm darf kein Haar auf dem Haupte gekrümmt werden! Er kommt aus Leipzig und findet Er ihn nicht an dem bezeichneten Ort, so hat Er auszuharren, bis der Erwartete unter jenes Dach einkehrt. . Der Maskenhändler ist einer der Unsrigen; doch vertraue Er ihm nicht zu sehr, das Gemüth des Menschen ist wandelbar!“

Der Rector seufzte tief auf.

„Nun, was steht Er noch, Leithold? Mein Auftrag ist zu Ende. Er hat mancherlei zu ordnen zu Seiner langen Fahrt, doch halt! noch Eins! . . Mein Freund will mich sehen, mich sprechen in einer wichtigen Angelegenheit, sage Er ihm, ich sei zu müde, ich sei zu krank, um jetzt mit ihm die Reise nach Jena zu machen, aber ich habe Sehnsucht, ihn zu sehen; er versprach es mir, hier unter meinem Dach zu rasten, wenn die schwierigste seiner Aufgaben sich erfüllen sollte. . . Das Alles sage Er ihm und sei Er sein Begleiter hierher, sein Diener, wie Er der meine in Treue und Ergebenheit ist!“

„Habt Ihr sonst keinen Auftrag für mich, Ew. Ehren? . . . Dieser ist zu leicht, gebt mir Etwas zu vollbringen, was Euch nützte, was Euch Friede und Glück brächte!“ bat Leithold und näherte sich seinem Herrn.

Der Rector schüttelte sanft das Haupt; seine großen, ernsten Augen schauten aufmerksam in das bleiche Gesicht seines Famulus, dessen unstäter Blick und unsichere Haltung ihm auffielen.

„Ist Er krank, Leithold? . . So kann Er den Weg nicht machen!“ sagte der Rector besorgt.

„Nein, Herr, nein! Aber ich lasse Euch zurück in Sorgen, in Unruhe, und ich will Euch ruhig und glücklich sehen!“

„Er ist ein guter Mensch, Magnus, indeß kümmernere Er sich jetzt nicht um mich! Das Andere zu thun, ist Seine heilige Pflicht!“

„Herr“, sagte Leithold, und seine Stimme heuchelte Gleichgültigkeit, während aus der Hast, mit der er sprach, das Gegentheil zu

erkennen war, „sagt mir, wenn Ihr es wißt, ob der kurische Prinz in brandenburgischen Diensten steht, wie ich im Stifte reden hörte, ich muß hierüber Gewißheit haben!“

„Was sichts Ihn an!“ zürnte der Rector und faßte den Famulus aufmerkamer ins Auge; „hat Er auch für den Prinzen Aufträge, so findet Er ihn sicherlich in Potsdam, am Hofe des Kurfürsten, wer schickt Ihn zu dem Prinzen?“

In den Augen des Famulus zuckte es eigenthümlich auf.

„Ich habe mancherlei mit ihm abzurechnen, Ew. Ehren, habe ich doch nie mir träumen lassen, daß dieser hohe Herr mir bis Herford folgen könnte!“

„Sei Er kein Narr!“ lächelte unwillkürlich der Rector und seine Lippen zuckten verächtlich; „um Seinetwillen war er sicherlich nicht hier!“

„Weiß wohl! allein es ist nicht gut, daß, als er hinausging, wir auseinanderstießen. Bei der Helle im Treppenslur hat er mich erkannt, das sah ich an der Ueberraschung in seinem Gesicht!“

„Aber wie in aller Welt kommt Er zum Prinzen?“

„Ach, Ew. Ehren, das ist eine kurze Geschichte und aus ihr entstand mein Unglück! . . . Mein ehemaliger Herr, der Kammerjunker des Kurfürsten, hatte, wie Ihr wißt, auf der Pfaueninsel sein Laboratorium; ich war sein Diener und habe dort mancherlei vollziehen müssen, was mir nicht immer gefiel. Der Doctor Kunkel war ein seltsamer Mann; außer den Studien in der Chemie und der Magie, der Zoologie und anderen wunderbaren Dingen, beschäftigte er sich auch noch mit der Beobachtung des menschlichen Organismus und verglich den thierischen Magnetismus mit demselben. Ich hatte alle Hände voll zu thun, um ihm Kaninchen, Hasen und anderes Gethier zu schaffen, das er oft bei lebendigem Leibe auf grausame Weise seinen Operationen unterwarf. Dabei wimmelte es auf der Pfaueninsel von Hunden, Katzen und Geflügel, die er alle einer ganz besondern Beobachtung unterzog. Zwei mächtige Wolfshunde waren stets seine Begleiter, und mein Herr und ich gefürchtete Personen durch diese in der That bissigen Thiere, die so leicht keinen Fremden

ins Haus ließen. Eines Tages war ich im Begriff, die Thiere in die Fluthen, welche die Pfaueninsel bespülen, zu treiben; denn es war ein heißer Tag, und das zottige Fell der Bestien machte ihnen die Hitze unerträglich. Da tönte Hufschlag auf der Brücke; ein Reiter sprengte über sie fort, von zwei schönen Hunden gefolgt; im Nu jagten die beiden Schwarzen, wie ich unsere Hunde nannte, dem Reiter nach. Einer sprang, ehe ich es wehren konnte, dem stolzen Pferde an den Hals hinauf und riß ihm die Müstern blutig. Ein Blitz! ein Knall — und der Hund wälzte sich am Boden, während der andere Höllenhund sich mit den schönen Doggen aufs heftigste verbissen hatte. Der Reiter war vom Pferde gestiegen, während ich mich bemühte, die Thiere von einander loszumachen; endlich hielt ich den Schwarzen mit meinem Leibgurt gefesselt an meiner Seite. Das edle Roß blutete stark, da trat der Reiter auf mich zu und ich bemerkte zu meinem Schrecken, daß er das Gewehr auf den zweiten Schwarzen anlegte.

„Herr,“ rief ich, „thut das nicht — der Magister könnte es schwer ahnden!“

„Erst der Hund, dann kommst Du an die Reihe, Du schlimmer Wicht! Wenn Du wüthige Hunde im Hause hast, so ist es Deine Pflicht, dieselben zu koppeln und dann ins Wasser zu führen! . . Für diese Deine Fahrlässigkeit ist freilich die Kugel zu gut, die Peitsche thut es auch!“

„Ich bin kein Frohntknecht, Herr, sondern ein freier Mann, den man die Peitsche nicht schmecken läßt! Und ein Fremder thäte wohl daran, erst die Leute, welche er so ungebührlich anredet, zu fragen, wer sie sind, um höflicher sein zu können!“

„Hallunke!“ knirschte der Reiter; „das wagst Du mir, statt Deiner Rechtfertigung zu sagen!“ Und ehe ich mich dessen versah, ehrhielt ich einen heftigen Peitschenhieb ins Gesicht, der mir noch jezt im Herzen brennt!“

Leitholds Stimme bebte, „Ich werde ihm das gedenken, Ew. Ehren, so wahr ich der Sohn meines Vaters bin!“

„Nur weiter, weiter;“ mahnte der Rector, welcher in seinem Sessel zurückgelehnt, der Erzählung des Famulus mit Interesse zuhörte.

„In dem Augenblick, wo ich den Schlag erhielt, erschien am Ende der Allee mein Herr; außerdem hatte sich schon eine Menge Volkes um uns versammelt, und mit dieser öffentlichen Beschimpfung war meine Reputation dahin, das fühlte ich; denn ein großer Theil des Volkes haßte mich, weil ich, dem Befehl meines Herrn gemäß, stets mit den Hunden die Insel recognoscirte, daß kein unberufener Fuß, kein neugieriges Auge in unsere Einsamkeit dringe, und wir, unbelauscht und unbeobachtet, unsern Studien leben könnten, an welchen ich ebenfalls großen Gefallen fand. Man hatte im Volke ausgebracht, daß bei uns in der Nacht mehr denn zwei schwarze Hunde zu sehen seien, und daß ich in der Gestalt des größten von ihnen, mit feurigen Augen, und gefletschten Zähnen, die Leute fernhalte, welche von meinem Herrn, der außerdem sehr wohlthätig war, Almosen zu erhalten gedachten. . . . Doch will ich wieder auf den Prinzen zurückkommen, denn dieses war der Reiter! — Mein Herr verneigte sich tief vor ihm, trat dann auf mich zu und meinte, daß die Büchtigung, welche mir widerfahren, eine viel zu geringe sei gegen daß Unheil das angerichtet worden. Das Pferd nahm mein Herr selbst am Zügel, und jetzt drängten sich zu ihm Viele aus der Menge heran, mit Bitten und Beschuldigungen gegen mich, daß ich sie nicht zu ihm lassen wolle.

„Seid ruhig, Kinder,“ sprach er lachend, indem er einige Münzen unter sie vertheilte; „der eine Famulus liegt am Boden, hinfort habt Ihr nur noch zwei zu fürchten!“

Dieser Scherz bezog sich auf die alberne Sage im Volke, sollte aber für mich von schlimmen Folgen sein. Genug! das Pferd wurde von meinem Herrn zur Heilung behalten während der Prinz eins aus unserm Stalle bestieg; ein Diener und Stallmeister holte später das feinige und es hieß, der Prinz reise nach Kurland. Seit jener Zeit durfte ich mich kaum mehr auf der Straße zeigen; ich vermied es, den Schwarzen mit mir zu nehmen, aber dessen ungeachtet hörte ich oft hinter mir ausrufen: „der Wehrwolf! der Hegenfamulus!“

und dergleichen andere Redensarten. . . Eines Tages, zu Anfang November, kam ein armes Ehepaar auf die Pfaueninsel, und führte ein zerlumptes Kind mit sich, um Almosen von dem Magister zu erbitten. Dieser trat aus der Thür, und der Schwarze sprang bellend auf das Kind zu, so daß dieses in lautes Betergeschrei ausbrach; ich selbst zeigte mich nicht, um keinerlei Aergerniß zu geben. Reich beschenkt kehrten die Armen heim. Aber das Kind war, sei es in Folge des Schrecks, oder sonst vor Hunger und Elend, anderen Tages gestorben; der Mann hatte in dem hervorstürzenden Hund natürlich Niemand anders gesehen als den Famulus des Magisters. Ich mußte zwei Tage darauf in die Stadt und wäre ein Opfer der Volkswuth geworden; man hätte mich gefaßt und unters Eis gesteckt, wenn Ihr, Herr, mich nicht so großmüthig gerettet hättet!"

„Es giebt Menschen, deren Nähe viel Unheil für Andere birgt; mancherlei Leid verdanke auch ich diesem Manne, der so unheilvoll meine Lebensbahn durchkreuzte!“ sprach der Rector, in Gedanken versunken.

„Er soll sie nicht mehr durchkreuzen, so wahr der entehrende Schlag noch auf meiner Stirn brennt, so wahr ich Magnus Veithold heiße und so wahr ich Euer treuester und eifrigster Diener bin!“

„Gehe Er, guter Veithold, thue Er Seine Pflicht! Hier hat Er Geld, Er wird viel brauchen, nehme Er und lasse Er mich jetzt allein; ich habe morgen für den Probst die Predigt in dem Stift auf dem Berge zu halten, und muß heute noch einem Kranken die letzte Delung geben. Sein Amt vertritt der Cantor des Orts, die Kleinen müssen sich's genügen lassen! Lebe Er wohl, Gott geleite Ihn!“

Veithold küßte demüthig die dargereichte Hand seines Herrn und ging.

Draußen stand er lange sinnend, und wog die gefüllte Börse in seinen Händen.

„Viel, sehr viel!“ murmelte er; „aber ich werde es brauchen können, ihm, ihm zum Verderben! . . . Hat sich doch Alles so leicht gestaltet, als ob es so sein müßte; ich hatte meinen Plan nicht

überdenken mögen, er schien mir unausführbar! Jetzt schickt mein Herr selber mich nach Berlin, ausgerüstet mit Allem was mir Noth thut, um ihn zu verderben. . . . Mein Schlag wird nicht schmerzhaft sein, hoher Herr! — auch nicht demüthigend, schmachvoll, wie der von Euch! . . . Nein! still, ungesehen von der Menge, aber sicher, sicher für alle Zeit!“

Bisbeth hätte den Famulus jetzt nicht sehen dürfen! sie hätte darauf geschworen, daß seine wild funkelnden Augen allen frommen Schimmer eingebüßt und daß selbst die starre Gleichgültigkeit aus ihnen verschwunden sei. Sie hätte sich nicht wenig wundern müssen, wenn sie gesehen hätte, wie Magnus Leithold, auf seinem Zimmer angekommen, dasselbe schnell hinter sich abschloß, wie er die Fenster verdeckte, und dann rasch im Ofen ein Feuer entzündete, an welches er einige kleine und große Tiegel stellte, wie er bald in diesen, bald in jenen Etwas hineinmischte; dann wieder sinnend zusah, wie diese Mischung durch jene eine andere Farbe annahm, und wie er zufrieden nickte, als endlich in einem Topfe ein von allen diesen Substanzen zusammengekochter Inhalt sich befand. . . . Wie hätte Bisbeth bestürzt zugesehnt, wie er endlich eines der größten seidenhaarigen Kaninchen aus seiner wohlgepflegten Zucht nahm, und ihm ein Atom nur von der eben bereiteten Mischung auf die rosenrothe Nase strich, und wie hätte sie entsetzt die Hände zusammengeschlagen wenn sie gesehen, wie das Thierchen im selben Moment, ohne zu zucken, todt zu Boden fiel!“

Mit leisem, infernalischem Lachen hatte sich der Famulus eine kleine Hornkapsel geholt und in diese den geringen Rest des Pulvers gethan; das todtte Kaninchen aber trug er hinaus und verscharrte es tief in einer Ecke des Gartens.

## Kapitel IV.

### Ein verhängnißvoller Maskenball.

Im kurfürstlichen Hause hatten sich die Stürme des Familienzwistes allmählig gelegt. Die Testamentsfrage war durch die Energie der Kurfürstin erledigt, wenn auch nicht zum Vortheil des ganzen Reiches; denn sie zog die Zerstückelung des Landes nach sich. Dorothea hatte die Sicherstellung ihrer Kinder begründet, indem in dem Testamente von dem Kurfürsten die gleiche Theilung des Landes bestätigt worden, wodurch sämmtliche Glieder des Brandenburger Hauses als regierende Fürsten proclamirt und ihre Besitzthümer ihnen unbestritten überwiesen wurden. Das verhängnißvolle Document war dem Kaiser übersendet und dieser nahm keinen Anstand, dasselbe in aller Form zu genehmigen. Dagegen unterzeichnete Friedrich Wilhelm am 22. März des Jahres 1686 ein zwanzigjähriges Bündniß mit Oestereich mit für Brandenburg sehr vortheilhaften Bedingungen; der Kurprinz erhielt die Zusicherung noch anderer Vergünstigungen und ging auf einen Vertrag ein, der ihn vor ferneren Eingriffen seiner Stiefmutter in seine Rechte vollkommen schützte; Allmählig gewöhnte man sich an das Unabänderliche und so sehr der Kurprinz die Zerstückelung des Landes gefürchtet hatte, so war er doch klug und resignirt genug, endlich selbst die Familienzwistigkeiten zu schlichten, indem er und seine lebenswürdige Gemahlin durch freundliches, herzgewinnendes Wesen eine, wie es schien, dauernde Versöhnung anzubahnen suchten. Man schien vergessen zu haben, daß der älteste Prinz Emil plötzlich, unter eigenthümlichen Symptomen 1674 zu Straßburg verstorben war; man suchte nicht mehr den plötzlichen Tod der ersten Gemahlin des Kurprinzen

als einen gewaltsamen hinzustellen, sondern gab zu, daß sie laut Zeugniß des Arztes am Fleckfieber gestorben sei; man fand es tadelnswerth, daß sich der Bruder des Kurprinzen, Prinz Ludwig, entrüstet geweigert hatte, das Document zu unterschreiben, in welchem seinen Stiefbrüdern Souverainitätsrechte eingeräumt wurden. Dessen ungeachtet schien es, als solle die unleidliche Stimmung im Fürstenhause gewaltsam gebannt werden, und in der That herrschte seit einiger Zeit an dem sonst so ceremoniellen Hof zu Potsdam ungezwungener Frohsinn und glückliches Einvernehmen. In den verwickeltesten Familienangelegenheiten stand nun die Prinzessin Charlotte stets beschwichtigend und versöhnend den aufgeregten Parteien zur Seite; alle Ereigniffe, alle guten und schlimmen Situationen am kurfürstlichen Hofe hatte sie ja von Jugend auf gekannt und es war daher kein Wunder, daß sie in jeder Sachlage der Dinge ein unbefangenes Urtheil, eine ruhige Ansicht zu entwickeln vermochte. Hielt sie es doch auch einer Mutter zu gute, daß diese die Rechte ihrer Kinder zu wahren suchte, und Dorotheas Bemühungen und Erfolge wurden von der Prinzessin stets unterstützt und gegen die Anfechtungen der Kinder aus erster Ehe des Kurfürsten vertheidigt. Charlottens Gerechtigkeitsfönn prägte sich nicht nur in ihrer Redeweise, sondern auch in ihren Handlungen aus und unerschrocken trat sie für die Kurfürstin ein, wo es galt, dieselbe vor schlimmen Nachreden zu schützen. Am Hofe Brandenburgs hatte Charlotte mit ihrem Bruder, dem Prinzen Alexander, die erste Jugend verlebt und unter der Leitung der ersten Gemahlin des Kurfürsten, der frommen und schönen Prinzessin Louise von Dranien, war die Erziehung der Geschwister vollendet; so standen sie Beide dem kurfürstlichen Hause, das sie wie ihr elterliches liebten, stets mit treuer unwandelbarer Anhänglichkeit zur Seite und der Prinz nahm den ehrenvollen Antrag seines großen Ohms mit Stolz an, der ihn als Chef eines Regiments an die Seite des Generals Schöning stellte, als er seine Hilfstruppen dem Kaiser nach Wien sandte.

Der Kurfürst schien aber hinfälliger, sorgenvoller als früher; sein jahrelanges Leiden mochte sich jetzt mehr denn je fühlbar

machen. Friedrich Wilhelm entfaltete zwar noch immer die alte Energie in Staatsangelegenheiten, war immer noch bei den Manövern zu sehen und bewies den Refugies eine rege Theilnahme, indem er ihnen Bürgerrechte einräumte und ihnen Stellen in der Armee und bei Hofe verlieh; der Segen dieser großmütigen Handlungsweise des großen Kurfürsten blieb nicht aus. Ludwig der XIV. hatte viele Repräsentanten des französischen Geistes und der Sitte aus seinem Lande vertrieben und durch die Eingewanderten machte sich bald ein auffallender Umschwung in der Lebensweise der Brandenburger bemerkbar. Es kamen andere Gebräuche ins Land, die Industrie gewann eine höhere Bedeutung, und die feine Gesellschaft reformirte sich unwillkürlich nach französischem Schnitt in Geberde und Sprache. Kunst und Literatur hatten ebenfalls intelligente Vertreter und man huldigte am Hofe ganz besonders den leichten, gefälligen Umgangsformen der französischen Schutzbefohlenen des großen Kurfürsten.

Nicht gering war die Ueberraschung der ganzen haute-volée, als die Kurfürstin am Hofe zu Potsdam am 24. März 1686 einen Maskenball veranstaltete, die sonst so stillen Räume des Schlosses von Lichterglanz strahlten und sich bei diesem Feste der ganze fürstliche Prunk mannigfach zur Geltung brachte.

Die ganze Götterwelt schien vom Olymp herabgestiegen zu sein; Minnesänger und Kreuzritter schritten die breiten Stufen zum Schlosse hinan, Amazonen und Feenköniginnen schlüpfen aus den Sänten und Amoretten; mit Libellenflügeln und Blumen geschmückt hüpfen und huschten sie durch die Vorzimmer in die Vestibule, wo die Josen in römischen Gewändern zur Dienstleistung bereit standen. Im Saale wogten bereits Schwärme von Masken in buntem Durcheinander. Hier ging die Jungfrau von Orleans neben dem römischen Kaiser Titus, während ein Pilger eine tänzelnde Schäferin am Arm führte; dort schlug der Narr des Königs Lear dem deutschen Kaiser Maximilian mit der Peitsche vertraulich auf die Schulter und Beide gingen, brüderlich umarmt, ins Nebenzimmer, wo ihnen von blumengeschmückten Bacchantinnen der feurige Wein kredenzt wurde. Die

Leher im Arm, wanderte Sappho, die griechische Poetin, lachend und scherzend neben dem gehörnten Siegfried, während Krimhilde es nicht verschmähte, einem ehrbaren Abbé ihren Arm zu reichen.

Es war ein buntes, reges Treiben, ein Wogen auf und nieder, ein unregelmäßiges Durcheinander in einem Meer von Lichterglanz; dazwischen rauschten von der Gallerie die Klänge zweier Musikchöre herab, welche abwechselnd spielten. In den Nebensalons plätscherten Springbrunnen; künstliche Bosquets und Grotten, mit rankenden Gewächsen bekleidet, luden die Ruhebedürftigen zur Erholung ein.

Um zehn Uhr öffneten sich die Flügelthüren und es erschienen der Kurfürst und seine Gemahlin, gefolgt von den Angehörigen des Fürstenhauses, und hinter diesen das Heer der Hofdamen und Cavaliere, alle in Charakter- oder Phantasie-Maskenanzügen. Der Kurfürst in der Tracht Karls des Großen, die Kurfürstin als Amalasswinta, die edle Tochter des Gothenkönigs Athalarich, Sophie Charlotte als die egyptische Königin Cleopatra am Arme ihres Bruders, des Prinzen Alexander, der die kleidsame Tracht eines mächtigen Paschas gewählt hatte. Die Prinzessin von Sonderburg schritt als Vestalin an der Seite des Prinzen Ludwig einher, der ebenfalls in der Tracht eines vornehmen Moslems, die von Gold und Perlen trockte, eine auffallend schöne Erscheinung präsentirte.

Die Gräfin Zawatzky erschien als heilige Elisabeth, mit aufgelösten, wallenden Haaren, den feinen Goldreif um die Stirn und das Körbchen voll Rosen am Arm, mit dem französischen Gesandten Nebenac, welcher aus Pietät für seinen König dessen Tracht genau copirt hatte.

Jetzt begann auf ein Zeichen des Kurfürsten der Tanz; es verschlangen und lösten sich die bunten Reihen mit grazioser Gewandtheit und von dem erhöhten Sitze, auf dem das kurfürstliche Paar Platz genommen, tönte manch' lauter, bewundernder Ruf und mancher enthusiastische Lobespruch drang bis zum Ohr der tanzenden Grazien, die leicht beschwingt einen allegorischen Tanz vor ihren Landesherrschaften aufführten.

Endlich lösten sich die Reihen, es trat eine Pause ein.

Die erhitzten Tänzer und Tänzerinnen schlüpfen in die Nebengemächer und nahmen Erfrischungen zu sich oder fanden sich in plaudernden Gruppen beisammen.

Es gab der Neckereien so viele. Die Neugier hatte hier freien Spielraum und wurde nebenbei ungebührlich gereizt. Freund und Feind erkannten sich nicht eher, als bis einer dem andern seine Tugenden angepriesen hatte; nur der Heuchelei war die doppelte Maske lästig, der unterdrückte Frohsinn aber gab sich heute ungestört in der sicheren Hülle der Fröhlichkeit hin, und genoß das Vergnügen ganz und ungeschmälert. Einen schweren Stand und sehr sterilen Boden hatten nur die Gesichtsträger und Neuigkeitskrämer. Kaum war der Anfaug eines interessanten tête-à-tête ausgespürt, so zerriß ein frecher Eindringling etikettwidrig und ohne alle Ceremonie den mühsam gefundenen Faden. Es war eben bis Mitternacht vollkommene Maskenfreiheit und man hatte leider noch volle zwei Stunden in dieser fatalen Ungewißheit zu schweben.

„Ein komischer Wirrwarr, dem ich wenig Geschmac abgewinnen kann!“ sprach eine Hofesfledermaus zur anderen, die eigentlich unmaskirt sonst das Amt des Salonmaulwurfs versah und fleißig die Ehre und den guten Namen ihrer nächsten Umgebung untergrub und stets unverdrossen große Haufen Ungemach aufwühlte, wo ihr das Glück oder die Zufriedenheit Anderer mißfielen.

„Habt Ihr nicht, theure Gräfin, herausgefunden, wer der elegante Neapolitaner ist, der so freigebig der Gesellschaft seine süßen Drangen spendet, und dabei so zierliche Verbeugungen zu machen pflegt?“

„Mon Dieu! ich sorge mich schon den ganzen Abend um ihn und wie ich auch die Gestalten unserer Bekantschaft in Gedanken zergliedere, ich finde Keinen, der ihm an Gewandtheit und Zierlichkeit gleichkommt; ich kann bei aller Geduld die Zeit der Demaskirung kaum erwarten!“

„Die Sonderburg unterhält sich heute viel mit dem Prinzen Ludwig, der dürfte doch zu jung für sie sein!“ nahm die Andere

das Wort; „und was hat die kurische Prinzessin so viel mit dem eigenen Bruder zu flüstern? Schaut nur hin, dort im blauen Salon, in der Tropfsteingrotte schimmert ihr perlenbesetztes Kleid! . . . Ah! jetzt kommen Prinz Ludwig und die Sonderburg auch noch hinzu — doch nein! sie gehen in das grüne Zimmer der Kurfürstin, ja, sie setzen sich in eine Fensternische, das wäre doch frappirend! . . . Au revoir, liebe Gräfin, die muß ich mir näher ansehen! Das gäbe morgen ein köstliches Thema, wenn bei der Chocolate die „on dit“ an die Reihe kommen . . . adieu, adieu, ma chère! dort kommt die Gräfin Zawaty, die heilige Elisabeth, ha, ha! Der veretrete ich wiederum ein wenig den Weg! Sie scheint ihre Herrin zu suchen, die schweigsame Dame wird mir heute vielleicht Rede stehen, ich brenne schon längst, mich ihr unverhohlen nähern zu können; gelobt sei die Maskenfreiheit!“

Wiederum begann der Tanz, und wieder strömten die Tanzenden in den Saal; nur Einzelne blieben zurück, die keinen Gefallen daran fanden, diesem Vergnügen beizuwohnen, oder denen das Alter gewisse Grenzen stellte.

„Sahst Du nicht den kurischen Prinzen, liebreizende Libelle?“ sprach leise ein schlanker Neapolitaner, mit dem langherabhängenden Goldnetz in den Haaren, den Shawl grazios um die Hüfte gewunden, indem er einer kleinen, blumenbekränzten Schäferin den Weg vertrat.

„Ei, lachte die zierliche Chloe, „Du großmüthiger Früchtespender, gib mir den Apfel der Eris, damit ich heute für die Schönste unter den Schönen gelten kann!“

„Gewiß, mein Engel! Doch sage mir zuvor, wo finde ich den Prinzen aus Kurland, ich bin sein treuester Diener und habe wichtige Botschaft für ihn!“

„Dort bei der Sonderburg findest Du ihn, sieh' hin! der Moslem huldigt eben der deutschen Prinzessin! . . . Doch nun den Apfel für meine Auskunft und dann ziehe hin!“

Der Neapolitaner hatte bald den grünen Salon der Kurfürstin erreicht.

„Signor, Signora, verschmäht Ihr die Früchte des Südens?“ sprach der Fruchthändler, sich zierlich verneigend; „Heil Brandenburg, Heil Kurland, aber ihr Boden erzeugt nicht die süße Goldorange, wie sie unter Italiens blauem Himmel reift!“

„Nur näher, Freund!“ lachte Prinz Ludwig; „Prinzessin, wählt die schönste für Euch und aus Euren Händen erbitte ich auch meinen süßen Antheil!“

„Er hält Euch für den Prinzen von Kurland!“ flüsterte die Prinzessin Sonderburg; „das ist köstlich!“

„Meinetwegen! Habe ich doch eben so wie die Grafen Dohna, welche heute Beide Kreuzritter sind, die lustigsten *qui pro quo's* gehabt und dies verdanke ich der guten Idee, mit dem Prinzen Alexander das gleiche Kostüm gewählt zu haben. . . Doch, Prinzessin, ich finde die Frucht vortrefflich süß und erquickend bei der Schwüle, welche sich in den Sälen verbreitet hat; allein wo blieb der Neapolitaner? Er ist fort und Ihr ginget leer aus, mein Gott, wie ungalant! Doch der Tanz beginnt! Prinzessin, Ihr gönnt mir wohl die Ehre, mit Euch die Gavotte tanzen zu dürfen?“

Die Musiker intonirten bereits den beliebten Tanz; die Paare stellten sich auf, und Prinz Ludwig trat mit seiner Dame in die Reihe der Tanzenden, während die jugendliche Gemahlin des Prinzen sich mit dem Grafen Dohna zu derselben Tour gesellte.

Die Fledermaus, welche neben der zweiten in der Reihe der Zuschauer saß, flüsterte dieser zu:

„Wie schön die junge Fürstin Radziwyl heute ist! Und der Gemahl tanzt dessen ungeachtet mit der alternden Sonderburg!“

„Alles mit Grund, theuerste Gräfin! Die Souderburg hat Einfluß und ist die Vertraute der Kurfürstin; doch wie zerstreut der Prinz Ludwig tanzt, wieder eine Tour verabsäumt! Eh bien! der Graf Dohna beunruhigt ihn; Ah! Ihr geht schon, theuerste Gräfin? Erlaubt, daß ich Euch begleite, gehn wir ein wenig dem Kurprinzen nach, dem der Neapolitaner aufzufallen scheint! Ah, der Kurprinz wird von Schöning aufgehalten! . . Kommt, laßt uns die kurische

Prinzessin auffuchen, sie entzieht sich zu lange der Gesellschaft, dort sehe ich sie!"

Die Fledermaus hatte richtig gesehen; in der imitirten Tropfsteingrotte, über welche Nianen und andere Schlinggewächse herabhingen und den Lichterglanz dämpften, den die Randelaber in unzähligen Flammen und Flämmchen ausströmten, saßen die Prinzessin Charlotte und ihr Bruder, der Prinz Alexander.

Es schien keine fröhliche Plauderei, keine harmlose Unterhaltung zu sein, was die Beiden zusammengeführt hatte; Charlotte saß, die Hände in einander geschlungen, den Blick unverwandt auf den Bruder gerichtet, in auffallender Erregung neben diesem, während der Prinz bemüht war, die Augen mit der Hand zu schirmen, als sei ihm auch der gedämpfte Lichtschein noch zu hell. Die Prinzessin saß lange sinnend da; endlich brach sie das Schweigen, das einer längeren Unterredung gefolgt sein mußte.

"Sei mir nicht böse, geliebter Bruder," sprach sie und ihre Stimme hegte vor innerer Erregung, "aber wenn Du mir Alles gesagt haben wirst, so will ich ermessen, was uns nach Allem noch zu thun übrig bleibt. Deine Reise war eine ereignißvolle; Gott gebe, daß sie nicht auch verhängnißvoll für uns werde! Du bleibst lange fort, zu lange für mich!"

"So wisse denn, daß ich in den beiden Gräfinnen Lippe Deine eifrigsten Widersacherinnen im Stift zu Herford erkannt habe, und daß ich's Dir nur sage, die Aebtissin Elisabeth vertraute mir dasselbe unter dem Siegel der Verschwiegenheit an. Die Gräfin Horn war bei ihr, als sie mich empfing, und der feindliche Blick dieser Dame ist mir noch frisch im Gedächtniß, mit dem sie das Zimmer verließ, als ich die Landgräfin um eine vertrauliche Unterredung bat. Rüste Dich, Schwesterlein, denn wenn Du das Amt der Oberin dieses Stiftes übernimmst, so hast Du drei Feindinnen, die es unverhohlen zeigen, daß ihre mißglückten Bewerbungen um die Aebtissinnenwürde Dir allen ihren Haß zugezogen!"

"So hartt meiner dort mancherlei Ungemach! . . . Indes hoffe ich, mit Geduld und Friedfertigkeit die feindlichen Gesinnungen zu

dämpfen und die in ihrem Ehrgeiz verletzten Gemüther zu versöhnen und gelingt dieses nicht, so kann ich wenigstens vor meinen Feindinnen auf der Hut sein! Diese Aussicht ist trostlos, sie bedrückt mein Herz und macht mich nicht freudig für die künftige hohe Stellung. Doch sahst Du das Fräulein von Nolde nicht?"

„Das fürstliche Stift soll sie freiwillig verlassen haben und lebt theils auf Burg Löwentruß, theils im Stift auf dem Berge, wo sie das Amt der Priorin übernimmt, wenn diese in Familienangelegenheiten auf Reisen geht. Doch sah ich Gertha Nolde auf der Burg nur sehr flüchtig, ein Gruß, ein paar flüchtige Worte, die sie mir ungern zu gönnen schien, das war Alles; dann entfernte sie sich eiligen Schritts, und bei der Tafel sah ich nur die ernste schöne Gemahlin des Freiherrn und dessen Schwester, die Gräfin Rosabella von Gleichen, welche als Wittve bei ihrem Bruder lebt. Die Botschaft unseres Kanzlers Puttkammer machte ihm Freude, wir sprachen viel von Kurland und, daß ich's Dir nur gestehe, Charlotte, der Burggraf ist ein seltsam schöner und ritterlicher Herr, bereits im reifen Mannesalter, voll männlichen Stolzes und doch so leicht im Umgang zu verstehen. Der andere Bruder, jünger als der Hausherr, eben so stattlich in der Erscheinung, doch prahlerisch und unmännlich im Gebahren, weichlich in der Redeweise, scheint mir hochmüthig gegen Alle zu sein, die ihm nicht schmeicheln wollen. Ehe ich nach Herford ging, genoß ich fünf Tage der Gastfreundschaft auf Burg Löwentruß, aber Noldes Tochter blieb für mich unsichtbar; es scheint überhaupt ein geheimnißvoller Schleier über diesem Wesen zu liegen. In Herford war meine Aufgabe bald erfüllt: doch ehe ich einzog in die Stadt, sah ich die Tochter Bengt-Ströms! Der Mahnung unseres sterbenden Vaters gedenkend, mußte ich hin, seinen Willen zu erfüllen. Oh, daß ich es nimmer gethan hätte!"

Der Prinz schwieg und wandte sich ab, um seiner Bewegung Herr zu werden.

„Du sahst sie — Else? Ist's möglich, mein Bruder?"

„Ein Zufall ließ mich sie finden. Sie lebt an der Seite ihres Vatters jetzt in Herford; unter anderem Namen ist er Hilfsprediger

und Armenlehrer der Pfinnkirche daselbst; dies ist Alles, was ich von ihr weiß!"

"Ist's möglich! so warst Du so glücklich, ihr den Gruß unseres edlen Vaters zu bringen?"

"Es war kein Glück dabei, Charlotte!" entgegnete düster der Prinz; "der alte Haß ist unauslöschlich bei ihm, ich zürne diesem Manne für alle Zeit, und dennoch schien er mir nie beneidenswerther als in jener Stunde; ich war ein unberufener Zeuge seines Glücks!"

"Wohl ihm! Doch welcher Empfang ward Dir, theurer Bruder? Erzähle, v, erzähle!"

"Es war ein schöner Gruß, der aber mir nicht galt," entgegnete düster der Prinz, "aber allgemeine Bestürzung verursachte mein Erscheinen; ich sagte es Dir Charlotte, daß sie Alles von sich weisen würden mit schnödem Stolz, ich sagte es Dir, daß die Großmuth unseres edlen Vaters bei diesem Manne, dem unverföhnlichen Feinde unseres Hauses, umsonst verschwendet wäre!"

"Daß Dich's nicht gereuen, geliebter Bruder! . . . Wie's mich auch bekümmert, daß sie meiner vergaßen, die Tochter Noldes und auch Else, ich zürne ihnen nicht! Zwar haben sie wohl Grund, die Kettlers nicht zu lieben, doch daß sie dieselben unverföhnlich hassen, das macht mir Schmerz! Und dennoch, dennoch können wir's nicht ändern! . . . Wie einsam läge jetzt mein Lebenspfad vor mir, ganz ohne Freundschaft, ohne Liebe, wenn Du, wenn Elisabeth, die Treue, nicht zu mir ständen, und Dich, mein Bruder, werde ich lange entbehren müssen! Ach geh' nicht in den blutigen Kampf für eine fremde Sache, mein Herz bebt bei dem Gedanken, Dich in Gefahr zu wissen; denk' an die Warnung des edlen Necks!"

„Deo et populo!“ ist der Wahlspruch unseres großen Oheims und auch der meine, nie sehnte ich mich so sehr als eben jetzt nach Schlachtgetümmel, nach Schwertgeklirr und lustiger Feldmusik, mich widert diese feige Ruhe an! Soll ich mich im Bollgenuß der eigenen Kraft wie ein Sybarit auf weichem Pfühle wälzen, derweil des Moslems scharfe Klinge die Christenschaaren niedermäht? Wie harre ich auf den Ton der Kriegsfanfaren; mit diesem einen Arme

will ich tapfer kämpfen, bis er erlahmt, dann ruh' ich aus für lange Zeit, vielleicht für immer! und der Gedanke, daß ich etwas that für Menschenwohl und für den Frieden meiner Glaubensgenossen, er soll mich sanft in Schlummer wiegen! . . . Du weinst, Charlotte? Vergieb, doch diese Heiterkeit hier bedrückt mich, diese lustigen Reigen sind mir zuwieder; es ist kindisch Spiel, das in so ernster Zeit die Menschen mit einander treiben! . . . Komm', laß uns gehen, mich macht das Schauen müde, nimm Deine Maske ab und reiche mir den Arm, ich glaube, Deine treue Elisabeth vermißt Dich, dort kommt sie auf uns zu!"

Die Gräfin Zawaty erschien in der That athemlos, mit entstellten Zügen; ihre Stimme bebte und ihr Schritt war unsicher.

„Prinzessin, es ist ein Unglück geschehen! Gelobt sei Gott, es ist Prinz Alexander, der Euch zur Seite steht! Die Unordnung und Bestürzung im Tanzsaal ist entsetzlich, ich sah es ja gleich, daß es der Prinz Ludwig war, der ohnmächtig zusammenbrach. Einige riefen: der „Prinz von Kurland!“ Andere: „Der Brandenburger Prinz!“ bis die Larve noch sein Antlitz deckte; da, jetzt scheinen es alle zu wissen, daß es der Sohn des Kurfürsten ist, denn dieser hält ihn selbst im Arme!“

Prinz Alexander eilte in den Saal und die beiden Damen sahen, wie die Kurfürstin, auf den Arm der Prinzessin Sonderburg gestützt, leichenblaß in einen anstoßenden Salon wankte; rasch entschlossen, winkte Charlotte ihrer Vertrauten.

„Elisabeth, ich muß die unglückliche Frau zu trösten suchen; oh, der unselige Zufall macht Alles wieder zu nichts! Gehe Du, Elisabeth, und bringe mir gute Botschaft, wenn der Prinz sich erholt, die Hitze im Saal kann ja wohl eine Ohnmacht nach sich ziehen; geh, Elisabeth, vielleicht bringst Du uns später Trost, mein Gott, welches Unglück! Jetzt ist Alles, Alles verloren, wenn das Schreckliche geschieht!“

Der glänzende Maskenball hatte ein jähes Ende erreicht.

Verhüllte Gestalten wallfahrteten eilig durch die erhellten Corridore, Carossen und Sänften umdrängten die Ausgänge, und ehe

noch der Wächter die erste Stunde nach Mitternacht verkündet, lagen die unteren Gemächer des Schlosses in tiefer Dunkelheit. Nur oben, im Zimmer der Kurfürstin, eilten Gestalten unruhig hin und her und erst mit Tagesgrauen erlöschten die Lichter und die ersten Strahlen der Morgensonne sahen auf das stille Angesicht des Prinzen Ludwig, der nach kurzem Todeskampf plötzlich verschieden war.

Dieses neue furchtbare Ereigniß wirkte so erschütternd auf den Kurfürsten, daß eine völlige Abspannung seiner geistigen Kräfte eintrat. Er ließ keinerlei Nachforschungen anstellen, aber eine tiefe Schwermuth hatte sich seiner Seele bemächtigt, und als die Todtenglocken dem ganzen Reich den Hintritt des jugendlichen Prinzen verkündeten, verhüllte er sein Haupt in stillem Schmerz.

Erst nach langen, einsamen Tagen erschien der Kurfürst endlich wieder in der Deffentlichkeit, gefaßt, ruhig, aber der glänzende Blick war getrübt und der stolze Nacken gebeugt von diesem neuen unvorhergesehenen Schlage, in jener dunklen, unheilvollen Stunde.

## Kapitel V.

### Die letzte Heerschan.

Beilchen und Schneeglöckchen waren längst verblüht; das junge Grün sproßte lustig aus allen Zweigen und Hecken, und um den Söller des kurfürstlichen Schlosses schlangen sich die Ranken, mit jungen Blättchen überwuchert, malerisch an den steinernen Gigantenleibern empor und liefen, von den Sonnenstrahlen früh geweckt, bereits bis aufs Dach hinauf. Auf dem jungen Rasenteppich vor der Freitreppe schritt stolz der Pfau mit ausgebreitetem Rad, und neugierig flogen die Tauben vom Thurme und die Späßen von den Dächern, um dem Vogelaristokraten ihre Reverenz zu machen. Selbst die Rehe aus dem Wildpark kamen hinzu und schauten mit klugen Augen drein, tranken aus dem großen Bassin, aus dem noch immer kein störender Wasserstrahl emporsprang, und bezupften ungestraft die jungen Knospen, Keime und Blättchen. Das Alles konnte ganz ungeschert getrieben werden; war es doch so still im kurfürstlichen Garten. Die glänzenden Fenster waren verschleiert und kein menschlicher Fuß betrat, wie sonst in dieser lieblichen Jahreszeit, die Gänge. Selbst oben auf dem Söller nistete die Vögelschaar ungestört und schwagte auf den Fensterimsen und lud sich zu ihren Familienfesten ein.

In dem stillen Gemach der Kurfürstin saßen drei Frauen in lange weiße Trauergewänder gehüllt, die schlanken Hände im Schooße, schweigend da; dann und wann glitt ein Sonnenstrahl durch die vom Winde leicht gelüfteten Jalousien und streifte das dunkle Haar der Kurfürstin, welche die Stirn in die hohle Hand gestützt, auf einem Ruhebette lag.

„Ich glaube, sie schläft jetzt,“ flüsterte die Prinzessin Sonderburg der Prinzessin Charlotte ins Ohr; „versuchen wir, ruhig zu sein! Der Arzt befahl gestern, die Fenster noch immer geschlossen zu halten, für das Nervenleiden der Kranken seien Dunkelheit und Ruhe nothwendig; Du aber, Elisabeth, hast das Fenster geöffnet und das Gezwitzcher der Vögel wird sie erwecken!“

„Es ist draußen so herrlich!“ flüsterte Elisabeth; „sollten warme Luft und Sonnenschein der Kurfürstin nicht frische Kraft verleihen? Mich dünkt, wo das Gemüth von düsteren Wolken verdunkelt ist, da thäte ein wenig Gottessonnenschein der trauernden Seele wohl!“

Die Kurfürstin seufzte tief auf und erhob sich.

„Wir danken Euch, Gräfin!“ Gestattet mir einen Blick ins Freie, die Ruhe hat mir wohlgethan; aber verschleiertes Tageslicht zermartert meine Sinne und muß auch für Euch, meine Lieben, bedrückend sein; öffnet die Fenster, ich will die Welt sehen, war es mir doch, als habe ich eine lange, unselige Zeit im Grabe gelegen!“

Langsam erhob sich die Kurfürstin, allmählig schob Elisabeth die Vorhänge zurück.

Es war eine traurige Veränderung mit der stolzen Frau vorgegangen. Die eingefunkenen Augen, die hohlen Wangen erzählten von langem, tiefem Leiden; aber festen Schrittes trat sie ans Fenster. Ein bitteres Lächeln umspielte den stolzen Mund, nach und nach aber glänzte es in ihren Augen wie eine wehmüthige Freude.

„Seht, diese Wunder haben sich vollzogen, bis ich in Leid begraben lag; wo ist mein Gemahl, der Kurfürst?“

„Der Kurfürst befindet sich seit Wochen in reger Thätigkeit,“ nahm Charlotte das Wort; „er weilt in Krossen, unsere Heere ziehen in wenigen Tagen dem Kaiser zu Hilfe unter Schöning, und Alexander, unser geliebter Bruder, befehligt sein Regiment dabei und mit ihm gehen viele Braven unseres Landes!“ Die Prinzessin wandte sich ab, um ihre Bewegung zu verbergen.

„Arme Charlotte!“ sprach die Kurfürstin und schlang ihren Arm um die Prinzessin; „wenn er heimkehrt als Sieger, wird die Freude

um so größer sein und Dich den Trennungsschmerz vergessen lassen! Wie gern wäre ich an der Seite des Kurfürsten, um diese Tapfern ins Feld ziehen zu sehen!"

„Was hält uns davon ab, Fürstin?“ sprach die Prinzessin Sonderburg; „eine Fahrt, und sei es auch von mehr denn einer Tagesreise, könnte bei so schönem Frühlingswetter nur von angenehmer Wirkung sein; die frische Luft macht Kranke oft genesen und kränkeln wir nicht Alle an ein und demselben Leid?“

„Wohlan, es sei!“ sprach die Kurfürstin fest; „morgen in aller Frühe machen wir die Fahrt, der Reisemarschall sei Graf Grumkow, er wähle die Berittenen, die uns geleiten; die ärztliche Bewilligung hole ich mir selber und Ihr, Prinzessin Charlotte und Prinzessin Sonderburg, gebt mir das Geleite und Gräfin Sawatzk reiht sich unserer Gesellschaft an!“

Wie neubelebt von diesem Gedanken richtete sich die Kurfürstin freudig auf. „Doch noch eins, Geliebte,“ sprach sie nach einer Weile, und ein finsterner Schatten flog über ihr bleiches Gesicht; „noch eins, wie nehmen wir den Weg? Mich dünkt, wir hätten jezo mehr denn jemals Grund, die Wege, welche nach Berlin führen, nicht zu berühren!“

„Mit nichts, Fürstin!“ sprach Charlotte, und die Röthe des Unwillens flog über ihre Stirn; „ich schlage vor, daß jetzt die Landesfürstin unerschrocken, und sei es auch, daß es uns die Fahrt nach Krossen verlängert, den Weg direct durch Berlin nehme!“

„Damit mein Volk aufs Neue mich beleidigt und verhöhnt!“

„Bezwingt Euch, Fürstin, sie dürfen Euch nicht gar zu lange vermissen!“ entgegnete Charlotte; „je länger Ihr Euch den Blicken des Volkes entzieht, desto mehr Zeit gewinnt es, den unwürdigen Verdacht zu nähren... Nein! zieht stolzen Hauptes ein in Eure Stadt, schaut unerschrockenen Auges in die Menge und vor Eurer reinen Stirn soll sie sich beugen!“

„Bei Gott, Prinzessin, Euer Muth ist königlich und wäre ich ein Mann und Ihr desgleichen, mein erster Kanzler solltet Ihr sein, wenn nicht mein Feldherr, den ich gerne an die Spitze meines

tapfersten Heeres stalle! Kommt, Charlotte, Euer Muth begeistert mich, er heilt mich von dem Siechthum der gebeugten Seele, kommt; Ihr ordnet Alles an, und Eurem edlen Sinne beuge ich mich gerne!"

Es war, als wollte der Himmel diese Fahrt ganz besonders begünstigen, so lau spielten die Lüfte, so tausendstimmig jubilirten die Lerchen hoch oben im blauen Aether.

Vor dem Schloßportal stampften die Rosse ungeduldig den Sand; acht Reiter saßen bereits im Sattel, geschaart um die kurfürstliche, mit wallenden Federbüschen gezierte Staatscarosse, und ein schöngezümmtes Pferd, von den Lakaien gehalten, wartete auf seinen Reiter, der jetzt eben mit den hohen Herrschaften zugleich die Stufen herabschritt.

Hoch oben sah der Thürmer erstaunt dem stattlichen Zuge nach und wunderte sich, daß nach langer Zeit wieder einmal der Galawagen des Kurfürsten mit so schön geschmückten Insassen davonrollte. Die Dienerschaft erklärte sich ihre Vermuthungen, noch ehe sie ins Schloß ging, eifrig auf der Treppe, und die zurückgebliebenen Kammerdamen und Hofherren wünschten sich Glück, einmal wieder in dieser traurigen Zeit aufathmen zu dürfen; die besternten Cavaliere machten einen Spaziergang ins Freie und die Hoffräulein schlüpfen, mit Federbällen versehen, in den Garten und schmückten die weißen Trauergewänder und das glänzende Lockenhaar mit grünen Ranken. Das lebhaftes Spiel verscheuchte die Rehe und das Geflügel, und bald erscholl lustiges Scherzen und Lachen, worin selbst die alte Gräfin-Ceremonienmeisterin leise einstimmte.

Mittlerweile rollte der Wagen, umgeben von seinen Begleitern, unaufhaltbar weiter. Dort lag Berlin, die Blicke der Kurfürstin wurden immer finsterner und schweigbar lehnte sie in den weichen Kissen der schaukelnden Carosse.

Charlotte bemühte sich ein heiteres Thema weiter zu spinnen, das sie begonnen hatte und welches eine Sittenschilderung ihrer Heimath betraf; aber auf dem Wege standen bereits Gruppen Neugieriger und hie und da tönte es aus dem Haufen: „Die Kurfürstin! Die Kurfürstin!“

Charlotte saß neben der Fürstin und unwillkürlich streichelte sie sanft die Hand derselben, ein Blick belehrte sie, daß Dorothea vollständig gefaßt sei und Charlotte schaute bald unbefangen zum Wagen hinaus. Die Carosse rollte über das unebene Pflaster Berlins. Immer neue Gruppen scharten sich zusammen, einzelne Stimmen wurden laut.

Graf Grumbkow ritt dicht an der Seite des Wagens.

„Laßt die Pferde langsamer gehen, Graf!“ bat Charlotte.

Erstaunt schaute der Graf die Prinzessin an.

„Durchlaucht, es wäre besser, wir beschleunigten unsere Fahrt.

„Das Volk hat die Landesherrin lange entbehrt, es mag sie sehen, wenn es Lust dazu hat!“ entgegnete sie fest.

„Die Kurfürstin kommt!“ signalisirten einzelne Stimmen immer lauter.

„Mitten hinein!“ befahl Charlotte.

Der Wagen stand plötzlich, erstaunte und neugierige Gesichter umdrängten denselben.

Unverständliches Gemurmel erhob sich im Hintergrund; doch noch erscholl kein schlimmes Wort. Ein Weib mit einem blaffen Kinde trat schüchtern an den Wagen:

„Schenkt einer armen Frau ein Almosen, hohe Herrin!“

„Det sind de Rechten, da werd nißt geschonken!“ schrie ein langer Seilergeselle.

Charlotte löste ihren goldenen Armreif vom Handgelenke.

„Da, nimm das für Dein krankes Kind!“

Eine dürre Hand streckte sich empor.

„Ein armer, blinder Mann!“ klang es, „helft, hohe Fürstin!“

Da bog sich die Kurfürstin zum Wagen hinaus.

„Wir haben ein Armenhaus für alle Nothleidenden gegründet, meldet Euch morgen beim Intendanten des Armencollegiums!“ Sie warf ihm ein Goldstück in den Hut.

„Es lebe die Kurfürstin!“ scholl es.

„Hat sich wat zu leben, de olle Docusta!“ rief ein zerlumpter Mensch; „habe och nißt zu leben, hohe Herrschaft!“

„Gehe er morgen zum Feldzeugmeister, dort soll er für gutes Geld leichte Arbeit haben!“

„Ihm fehlt's an Arbeit!“ sprach Grumbkow streng und auf seinen Wink wollte der Kutscher eben auf die Pferde einhauen, als eine Abtheilung der brandenburgischen Leibgarde mit ihrem Offizier am Ende der Straße erschien. Der junge Kapitän beschleunigte den Schritt seines Pferdes, als er aus der Ferne den kurfürstlichen Wagen erblickte. Hier galt es, seinen Diensteifer zu beweisen; der junge Krieger nahm sich in der schönen Uniform mit dem blitzenden Ringkragen und der silbergestickten Schärpe hoch zu Roß gar stattlich aus.

„Platz da für den Wagen der Kurfürstin!“ rief er von Weitem.

„Gestattet, Herr Graf, daß ich Ihre Durchlaucht mit meiner Mannschaft sicher geleiten darf!“ wandte er sich zu Grumbkow.

Charlotte flüsterte Grumbkow schnell einige Worte zu.

„Wir danken Euch, Herr Kapitän, im Namen der Kurfürstin,“ sprach Grumbkow verbindlich mit erhobener Stimme, „sehen aber die Nothwendigkeit eines Schutzes von Eurer Seite nicht ein, da Ihre Durchlaucht, die Kurfürstin davon vollständig überzeugt sind, daß es keinen sichereren Schutz für sie giebt, als den ihres Volkes!“

„Hurrah! die Kurfürstin lebe hoch!“ scholl es jetzt von allen Seiten; Mützen und Tücher wurden geschwenkt und Dorothea beugte sich dankend zum Wagen hinaus.

Der junge Gardekaptain sah dem davonrollenden Wagen verblüfft nach. „Holl Dir nich uff, Männeken, und nimm Deine Nachkommenschaft mit Dir ins Grüne!“ lachte ein Schusterjunge und wies auf die Reiter, die von ihrem Anführer abgeschnitten, auf der anderen Seite der Straße harrten.

Der Officier machte rasch Kehrt, um den weiteren bissigen Neckereien des Berliner Volkes schleunigst zu entgehen, daß sich namentlich dem jungen Militair gegenüber oft sehr respectwidrig aufführte.

Die sonst so muthige Kurfürstin, welche oft an der Seite ihres Gemahls die Festungswerke besucht und auch den Kanonendonner nicht gefürchtet, legte sich erschöpft in eine Ecke des Wagens zurück, während Charlotte sich, still und wehmüthig lächelnd, ihren Gedanken hingab.

Weiter ging es nun ohne Aufenthalt, die ernsten, fast strengen Züge der Kurfürstin hatten einen müden Ausdruck angenommen; sie saß mit geschlossenen Augen da und ihre Umgebung wagte nicht, die Stille zu unterbrechen.

Leise rollte der Wagen auf dem weichen Sande dahin, die Hufe der Pferde schlugen nicht mehr auf das unebene Steinpflaster auf; es ging eine Strecke über Wiesen und Felder und oft mitten durch einen Wald, um den Weg abzukürzen.

„Ob sie wohl den entsetzlichen Ruf des verwilderten Menschen gehört hat?“ flüsterte nach einer Weile leise die Gräfin Zawaky der Prinzessin von Sonderburg zu.

„Ich sah sie erbleichen, aber die Seelenstärke der Fürstin ist so groß, daß sie, sogleich ihres Versprechens gedenkend, sich zu fassen suchte, um nicht den Feldzugsplan der Prinzessin zu durchkreuzen; der Ruf des entsetzlichen Menschen wurde zu schnell erstickt durch den klugen Eingriff Grumbkows und ich muß gestehen, daß mir vor Schreck das Herz in der Brust erstarrte, während Ihr und die Prinzessin lächelnd dreinschautet!“

„Ich kenne größere Schrecknisse, Prinzessin, und ich wußte es wohl, daß wir von dem deutschen Volke nichts zu fürchten hatten; es liebt seinen Landesherrn und ist stolz auf ihn, folglich respectirt es auch seine Gemahlin und diese dürfte nur wenige Male ihren Stolz und ihr Mißtrauen überwinden und zum Volke sprechen wie heute, so wäre ihr dessen Ergebenheit für alle Zeit gewiß. Die verstorbene Kurfürstin soll oft am Bette eines kranken Bürgers gestanden haben und dem Armen in seiner Hütte hat sie sich tröstend genahet, man gedenkt noch heute dessen. Das deutsche Volk ist genügsam, treu und harmlos von Natur, macht aber auf Achtung Anspruch und will von dem Regenten des Landes berücksichtigt sein; der freundliche Blick einer souverainen Frau gilt ihm oft mehr als eine glänzende Gabe und ich rechnete daher getrost auf den guten Erfolg, den die Prinzessin Charlotte durch ihren Muth und durch ihre Unerschrockenheit errungen hat! Doch still! die Kurfürstin schaut um sich!“

„Es ist sonderbar, zu welchen Träumen doch eine geistige Anspannung führt!“ sprach Dorothea mit eigenthümlich gepresster Stimme; während ich mit festgeschlossenen Augen dafuß und das Geflüster meiner Damen mich in Schlaf zu wiegen begann, hatte ich dennoch so viel Bewußtsein, nicht zu vergessen, daß wir uns auf dem Wege nach Krossen befinden; daß unser Wagen sich auf weichem Waldboden schaukelt und dennoch, dennoch sah ich deutlich hinter den geschlossenen Liedern unsere unglückliche Ahnfrau nebenher gehen; ich sah deutlich die strengen Züge des mit dem weißen Schleier halbverhüllten Antlitzes; das lange weiße Gewand flatterte im Winde und im gleichen Schritt wie jetzt Grumbkow schwebte sie nebenher, schweigend, gesenkten Hauptes und der Schleier schien ihr als Fittiche zu dienen, welche sie weiter trugen. Ich sah sie genau so, wie sie im Schlosse zu Berlin auf der steinernen Tafel gemeißelt ist, nur hatten die Züge nicht kalte Starrheit wie auf dem Stein; es lag lebenswahrer Schmerz in den gesenkten Blicken.“

Die Damen schauten sich bestürzt an, nur Charlotte fand zuerst das Wort.

„Ich habe oft dergleichen Träume, fast möchte ich sie Visionen nennen; doch ist dies Täuschung, Fürstin, der feste Schlaf vermag uns auch in einer kurzen Spanne Zeit zu nahen!“

„Mag sein!“ sprach Dorothea gedankenvoll; „Kennt Ihr die Sage von der weißen Frau, der Urahne des Hohenzoller-Hauses?“

Als Alles schwieg nahm Dorothea wieder das Wort:

Wohlان, ich erzähle sie Euch, wie ich sie in der lateinischen Urkunde gelesen: Die schöne Agnes, die stolze Herzogstochter aus dem Geschlechte Meran, sie war ohne Neigung die Gemahlin des Grafen von Orlamünde geworden und trug die Fesseln dieser verhassten Ehe mit stiller Ergebung, bis im Jahre 1293 ihr Gemahl das Zeitliche segnete und seine junge, schöne Wittive mit zwei schönen Söhnen hinterließ. Der Burggraf von Nürnberg, Albrecht der Schöne, faßte eine heftige Neigung zu der stolzen Frau, aber die Verwandten des Grafen Orlamünde wiederlegten sich dieser Ehe. Graf Albrechts Liebe war nicht stark genug, um die Streitigkeiten

anzukämpfen; denn die Vermählung sollte erst dann gestattet werden, wenn die Kinder großjährig geworden, um die Erbrechte derselben zu schützen.“

Die Kurfürstin hielt inne und seufzte tief auf; nach einer Weile fuhr sie, sich ermanuend, fort; „Nun kam eine schlimme Krankheit über die beiden Söhne zu gleicher Zeit, sie starben beide! Es half nichts, daß man die kleinen Leichname von wissenschaftlichen Mönchen prüfen ließ; es half nichts, daß dieselben ausfragten, die schwarzen Blattern hätten die beiden Knaben hingerafft; man glaubte nicht an die Verzweiflung der armen Mutter, man warf sie ins Gefängniß; die Folter preßte der Armen keinen Schmerzensschrei aus. Albrecht der Schöne bemühte sich nicht weiter um die, die Locusta, wie das Volk sie nannte; sie starb im Gefängniß, und ihr Grab ist ihrem Geschlechte unbekannt geblieben. Aber ihr Geist wandert ruhelos schon Jahrhunderte, und wenn ein männlicher Sproß der Hohenzollern sterben soll, so erscheint sie mahnend, traurig, mit gesenktem Haupte; so sah sie die Dienerschaft zur Nachtzeit in den Gängen des Schlosses wandeln, und ihr zum Gedächtniß hat ein fremder Meister, der im Schlosse anwesend war, und dem sie vor dem Tode des Kurfürsten Georg erschien, dieses Bildniß gemeißelt, genau so, wie die Erscheinung sich seinem Gedächtnisse eingepreßt hatte.“

„Durchlaucht,“ nahm jetzt Grumbkow das Wort, „es giebt der Sagen so viele, und fast ein jedes Herrscherhaus hat seinen Ahnherrn oder seine Ahnfrau, welche in den Schlössern umgehen müssen; wir, Gott sei's gelobt! haben nichts von dieser Erscheinung gesehen, wie oft wir auch genöthigt waren, zur Nachtzeit in den Gängen der Schlösser zu Berlin und Potsdam ein- und auszugehen.“

„Die Sage hat ihre Poesie und dient oft der Reimkunst als reichhaltiger Stoff; der Minnesänger, welcher uns nicht von einem Wassernix oder von einer verzauberten Waldfrau singt, ist uns nicht begehrenswerth. Oft zieht ein altes vergessenes Lied durch unsere Erinnerung, und was im Wachen die Phantasie beschäftigt und erregt, verwebt sich in die Träume, und die geheimnißvollen

Gestalten schaffen darin, als hätten sie Fleisch und Wein angenommen.“

Die Kurfürstin nickte gedankenvoll, wie zustimmend.

Aber eine ahnungsschwere Stimmung hatte sich Aller bemächtigt.

„Dort wäre eine Raststätte,“ unterbrach Grumbkow das Schweigen und wies mit der Reitgerte auf das rothe Dach einer Meierei, welches zwischen den Hügeln auftauchte, „dort halten wir Einkehr; die Sonne ist bereits im Sinken, und Ew. Durchlaucht werden die Gnade haben, in jenem Hause auszuruhen!“

Die Reisenden hatten Kroffen glücklich erreicht, und waren mit freudigem Erstaunen vom Kurfürsten und von der ganzen Suite begrüßt worden: nur der junge Kurprinz salutirte mit finsternen Blicken und ritt dann wieder zurück auf die dicht an der Landstraße belegene Höhe, an welcher das Heer vorüberzudeffiren hatte.

Der Kurfürst war in den wenigen Wochen merklich verändert; eine tiefe Trauer prägte sich auf seinem Antlitz aus, die markige, Gestalt war sichtlich verfallen, und selbst das kräftige, energische Unterkinn, das zu diesen Zügen in Harmonie stand, und dieselben charakterisirte, hatte seine Rundung verloren, und eine gelbliche Blässe die frische Hautfarbe verdrängt.

Charlotte sah wie die Kurfürstin erbleichte, als sie ihren Gemahl begrüßte; es gab kein Fragen, kein Antworten, ein jedes Gemüth war in dieser Abschiedsstunde von Trauer erfüllt.

Da sprengte in voller Kriegsrüstung Prinz Alexander, von Bühren gefolgt, an den Wagen; sein Blick war ruhig und ernst, seine Haltung fest und sicher, nur sein Arm bebte ganz leise, als er Charlotte umschlang.

„Leb' wohl, geliebte Schwester! Gedenke meiner im Gebet!“ flüsterte er ihr zu; „vergiß nicht, daß ich Dich lieb habe von ganzem Herzen, verbirg Deine Thräne, Charlotte, man weint nicht, wenn tapfere Männer in den Kampf ziehen, zumal wenn es mit freudigem Herzen geschieht; grüß' mir mein Kurland, grüße mir Alle, die ferner meiner in Liebe gedenken wollen. . . Leb' wohl, so Gott will, auf Wiedersehen!“

Noch ein militairisches Salutiren, dann ging es an der Seite des Kurfürsten den Hügel hinan. Derfflinger, Schwerin und Schöning folgten ihm.

Von dem Hügel aus sah man die Bewegungen des ganzen Heeres; in langen, gedrängten Reihen zogen sie vorbei, die Rundhüte freudig schwenkend.

„Es lebe Friedrich Wilhelm!“ scholl es tausendstimmig.

Da kamen die Infanterie, wohlgeordnet und trefflich ausgerüstet, die Pikeniere mit glänzendem Kasquet, hellpolirtem Brustharnisch, Ringkragen und fünfzehn Fuß langen Piken; die Musketiere im breitkrämpigen Hut mit leichter Schwungfeder, das Wehrgehänge über Brust und Schulter, an welchem Kugeltasche und Pulverbirne hingen, im Arm die leichte Muskete und den Spieß, welcher die Feuernden gegen angreifende Reiterei zu schützen hatte. Weiter die Truppen zu Pferde, mit ledernem Koller unter dem Harnisch, und weitem Tuchrock darüber, die breiten Trichterstiefel mit eisernen Schnallsporen versehen; die mit Stulphandschuhen bekleidete Faust, hielt nur die Zügel des kräftigen Pferdes, aber im Gurt stak der Karabiner, im Gehänt ein pallaschartiges Seitengewehr, im Halfter zwei Pistolen nebst dem dazugehörigen Dolch. So waren die Soldaten ausgerüstet. Die Officiere aber ritten kräftige Pferde, mit gestickten Schabracken, und zwischen jeder Abtheilung sah man die Fahnen- und Bannerträger, die Feldtrompeter vor jedem Regiment, und zuletzt die Artilleristen und Feuerwerker mit dem schweren Geschütz.

Vorüber, vorüber zogen sie alle die Braven und in der Seele des großen Kurfürsten stieg es auf wie eine Ahnung; trüben Blicks schaute er ihnen nach.

„Vielleicht die letzte Heerschau!“ nickte er traurig; danu aber, als wollte er die hangen Gedanken bannen, wandte er sich zu Derfflinger.

„Wir hoffen zu Gott auf einen glücklichen Succes!“ sprach er rasch; „capitale Bursche, Unsere Brandenburger — die jagen den Teufel in die Hölle!“

Der alte Derfflinger legte seine Hand über die Augen und nickte zustimmend aber auch er unterdrückte mit einem Seufzer das traurige Gefühl, das seine Brust beengte.

„Gott erhalte unsern Kurfürsten!“ tönte es herauf.

Es war das Regiment des Prinzen Alexander, das jetzt vorbeizdefilirte.

Der Kurfürst reichte dem Prinzen die Hand und sah ihm lange schmerzerfüllt in die Augen.

„Leb' wohl, mein Braver! Geh' unter Gottes Schutz, nur meide die Gefahr, mein Sohn. Wir sind von Deiner Tapferkeit genugsam überzeugt! . . . Die Dohnas rücken ebenfalls vor: Sie harren Deiner, lebe wohl!“

Der Prinz spornte sein Roß an und den Hut schwenkend sprengte er den Hügel hinab; ein lautes Hurrarufen bewillkommnete ihn.

Der Kurfürst wandte sich zur Seite und zog aus seinem Wamms ein kleines Gebetbüchlein hervor, daß er stets bei sich zu tragen pflegte.

„Kinder!“ rief er mit mächtiger Stimme: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“

Und während nun mit lautem Grüßen die Fahrenträger ihre Banner schwenkten, bliesen die Kriegstrompeter das Schutz- und Truglied Luthers.

Laut schallten die gewaltigen Posaunenstöße durch die klare Frühlingsluft und klangen in jedem Herzen mächtig wieder; dann verhallten die Töne immer leiser und leiser, und als hinter den grünen Hügeln der letzte Musketenlauf im Sonnenschein herüberfunkelte, da barg Charlotte ihr thränenüberströmtes Antlitz an der Brust ihrer treuen Elisabeth.

„Ich sehe ihn nicht wieder, Elisabeth!“

Getrost, Prinzessin, wir hoffen dennoch auf ein Wiedersehen!“ flüsterte die Gräfin, aber ihre Blicke richteten sich nach oben, wo eben die Sonne sich hinter dunkeln Wolken verbarg.



## Kapitel VI.

### Die weiße Frau.

Der Schloßgarten zu Potsdam prangte in seiner ganzen üppigen Schönheit; die Orangen blühten in den großen Kübeln, welche zu beiden Seiten des Hauptweges aufgestellt waren, die große Fontaine warf ihre Strahlen hoch in die Luft; ein Triton mit goldenem Horn fing ihn auf und ließ ihn als feinen Sprühregen in das Marmorbassin zurückfallen. Die Ahornbäume hatten wieder ihren vollen Schmuck angelegt, durch die Lindenalleen drang kein Sonnenstrahl und der Pfau mußte — wollte er seine Gefieder im Sonnenlicht leuchten lassen, dieses bei der steinernen Sphinx auf der Freitreppe suchen. Die Taxushecken waren so dicht geworden, daß kein Blick durch sie hindurchzubringen vermochte, und die Weinreben umspannen den Söller derartig, daß es keinen schattigeren Platz und doch zugleich keine schönere Perspective gab, als dort oben. Aber die breiten Kiesgänge waren einsamer denn je, und die neun Musen aus grauem Sandstein machten die ganze stumme Gesellschaft aus, welche in regelmäßigen Distanzen zwischen den blühenden Orangenbäumen stand. Drüben am entgegengesetzten Ende der langen Lindenallee lag der Weiher so ruhig, so platt, von Weißdornbüschen eingefast, und zwei Schwäne schifften leise über den Fluthen, als sollte selbst ihr Flügelschlag die Stille nicht stören. Der Abendsonnenschein überfluthete nur noch die Spitzen der Baumgruppen, und unten in dem Garten streckten sich die Schatten immer länger. Oben auf dem steinernen Altan erschienen im Dämmerlicht zwei Frauengestalten, die Prinzessin Charlotte, begleitet von ihrer Vertrauten.

„Ich ertrage es nicht mehr länger, Elisabeth, wie Du mich zu trösten suchst,“ sprach Charlotte, indem sie bis an die Brüstung schritt; „noch immer keine Botschaft aus Kurland, und auch Alexander hält sein Wort nicht! . . . Der Kurfürst ist so schweigsam, so gedankenvoll — kein Wort über das letzte Treffen, das unsere Brandenburger hatten, mein Gott, wann wird diese Zeit der Sorge enden? Und weißt Du, Elisabeth, daß ich nicht aufhören kann zu fürchten, die Vision der Kurfürstin auf dem Wege nach Krossen habe eine Bedeutung, sei ein böses Omen! . . . . Schilt mich abergläubisch, aber auch in meinen Träumen erscheint die geheimnißvolle Ahnfrau; bald gleicht sie der Kurfürstin selbst, bald sehe ich sie im Schlosse zu Mitau, aus dem Gemache der Herzogin kommen. Die unglückselige Geschichte hat meine Sinne verwirrt, ich finde keinen Schlaf, und sinke ich wirklich in Schlummer, so schreckt mich daß verschleierte Antlitz der Ahnfrau auf und verfolgt mich noch im Wachen! Ich zürne mir selber. Du weißt, wie sehr ich mich bemüht, den Volkssagen von übernatürlichen Dingen keinen Glauben zu schenken, und Du kannst mich verspotten, wenn Du willst; ich aber vermeide es, die Kurfürstin nach Berlin zu begleiten, um nicht zufällig das Steinbild der weißen Frau sehen zu müssen!“

Elisabeth hatte auf diese, in nervöser Erregung gesprochenen Worte keine Entgegnung; sie schaute gedankenvoll in die Ferne, wußte sie doch, daß die Prinzessin jetzt nicht aufgelegt sei, Vernunftgründe zu beachten.

„Und sieh nur,“ fuhr Charlotte fort, „wie der Kurfürst täglich mehr von seinem Leiden übermannt wird, wie seine Kräfte abnehmen, wie rathlos oft die Aerzte mit einander flüstern und alle Mittel des klugen Menzel und des erfinderischen Gölldenklees nichts helfen wollen. Ich sage Dir, Elisabeth, wenn Gott nicht ein Wunder thun will, so, so verliert Brandenburg seinen großen, edlen Landesherrn bald, sehr bald, und die Kurfürstin mit ihm ihren ganzen Halt, ihre mächtige Stütze.“

Elisabeth schlang einen Shawl, den sie auf dem Arm getragen, um die Schultern der Prinzessin.

„Wir sind Alle in Gottes Hand, Durchlaucht!“ flüsterte sie; „doch weshalb sollen wir stets neuen Kummer auf den alten häufen, indem wir Befürchtungen für die Zukunft hegen? Seht, Prinzessin, da taucht Euer Stern am Horizonte auf, schön und klar! Weshalb sollte Eure Zukunft es nicht auch sein? . . . Der Abend ist heute so lieblich, wie zieht der Duft der süßen Drangenblüthe zu uns herauf, es liegt so viel Frieden in der ganzen Natur, sollen denn nur wir ewig friedlos mit unserm Geschick hadern? Selbst ein dauerndes Glück ist nicht ungetrübt, die beste Errungenschaft ist Resignation und Selbstzufriedenheit und alles selbst für eine kurze Spanne Zeit; wozu die arme Seele unerbittlich quälen, die ohnehin schon freudlos ist?“

„Du hast Recht, Elisabeth! Doch wie ich ringe, wie ich an mir schüttle, ich streife nicht die Last der bangen Ahnung ab, sieh hin! selbst die grauen Sandsteingötter, schauen sie nicht wie starre Leichname, in Grabgewänder eingehüllt, zu uns herauf? Ich ließe nie einen Park mit solchen Steinfiguren schmücken, sie leuchten geisterhaft im Mondenschein, und sie erinnern mich an eine Schmerzensnacht, die ich einst im Schlosse zu Versailles erlebt; so unerbittlich wie das Schicksal schauten sie auch damals zu mir herauf! Komm, laß uns gehen, Elisabeth!“

„Gewiß, Prinzessin, laßt uns gehn, denn Euch thut Ruhe noth! Ich will an Eurem Bette heute wachen, zuvor jedoch lese ich Euch einige Balladen vor, die einst so schön ein alter Sänger gedichtet, von Wittekind, dem tapferen Sachsenherzog, und dessen frommem Töchterlein . . . doch was ist Euch, theure Prinzessin?“

„Schau, Elisabeth, was wandelt dort am Schwanenteich in langem, weißem, flatterndem Gewande? . . . Her, her zu mir! so, hier siehst Du sie ganz! Jetzt sage noch, Du glaubst nicht an die weiße Frau!“

Elisabeth sah in der That eine weiße Gestalt langsam sich auf und nieder bewegen; im Dunkeln glänzten fast ihre Gewänder. Wie festgebannt standen die beiden Frauen; fest umschlungen hielt die Prinzessin ihre Vertraute; es war so still, daß Elisabeth die Schlage ihres eigenen Herzens zu hören vermochte.

„Täusche ich mich nicht,“ nahm die Gräfin zuerst das Wort, „so gehören die Bewegungen der Gestalt zu sehr der Erde an! Ein Geist rafft seine Gewänder, besorgt vor der Feuchtigkeit des Abends, nicht zusammen; geliebte Prinzessin, Eure Phantasie hat Euch einen schlimmen Streich gespielt! Täuscht mich mein Auge nicht, so wandelt dort die Kurfürstin selber zur ungewohnten Stunde, und nun, jetzt tritt ein Mann zu ihr, seht, er verneigt sich tief, weshalb aber weicht die Kurfürstin entsezt zur Seite? Jetzt wandelt sie den breiten Gang hinauf. Mein Gott, Prinzessin, es ist“ —

„Es ist Bühren!“ fiel Charlotte tonlos ein und sank erschöpft auf eine Ruhebank; „Bühren, und zu so später Stunde! Die Kurfürstin sucht er allein zu sprechen, weh mir, Elisabeth! er bringt nichts Gutes! Führe mich auf mein Zimmer, es schwankt der Boden unter meinen Füßen; geh', bringe mir Gewißheit, ich zähle jeden Augenblick in fieberhafter Angst!“

Jetzt war es die Kurfürstin, welche die Prinzessin in ihrem Schmerz aufzurichten suchte; jetzt vergaß sie die eigenen Sorgen und sie übernahm die schwere Pflicht, Charlotten den Tod ihres Lieblingsbruders zu verkünden; der Prinz war bei der Erstürmung Dfens gefallen und mit ihm viele Tapferen des Brandenburger Heeres!

Die Ahnung der Prinzessin hatte sich traurig erfüllt; Niemand sah die Thränen und den bitteren Schmerz Charlottens, als ihre treue Elisabeth, und als nun nach einigen Tagen die Prinzessin Bühren zu sich selber beschied, fand dieser dieselbe zwar sehr blaß, aber ruhig im Sessel, in ihrem Boudoir sitzen, und die Gräfin Zaway erschrak fast über den gleichmüthigen Ton, mit dem Charlotte den Stallmeister des Prinzen einlud, ihr gegenüber Platz zu nehmen.

Das wettergebräunte Antlitz des Mannes mit den scharfen Zügen hatte alle Stürme und Strapazen des Krieges gesehen, er hatte wacker an der Seite des Prinzen gekämpft, und war nicht von seiner Seite gewichen, bis die tödtliche Kugel ihn traf; dann hatte er den Leichnam seines Herrn nach Brandenburg begleitet, und war nun da, den Angehörigen, des Verstorbenen letzte Grüße zu überbringen.

„Was bringt Ihr mir, Herr Stallmeister? Trauriger kann Nichts mehr sein, was Ihr mir sagen wollt! Ich verlange nur noch zu wissen, wie mein Bruder starb; sagt mir Alles, wir feiern ein Gedenkfest seiner Tapferkeit hier an dieser Stelle, vergeßt das nicht, mein Freund! und wenn Ihr auch mit goldenen Lettern seine Thaten zu verherrlichen gedenkt, in unserem Herzen steht ritterlicher sein Muth und seine brüderliche Treue fester noch besiegelt!“

„Gestattet mir, Durchlaucht, Euch des Prinzen eigene Worte und seinen letzten Willen zu verkünden! Auch befahl er mir, diese gewichtige Rolle nur in Eure Hände zu legen, sie beträfe ein Menschen-schicksal, das Ihr zu wenden im Stande wäret; so lauteten seine Worte, als ich das Papier empfing, hier leg' ich es gehorsam nieder!“

„Nimm das Papier in Deine Obhut, Elisabeth!“ sprach Charlotte; „fremdes Geschick kann ich jetzt weder hüten noch verbessern, ich fühle mich zu schwach! Jetzt nicht, vielleicht später, jetzt brauche ich meine ganze Kraft, wie ich Euch sagte, um die Gedächtnißfeier würdig zu begehen!“ Und sie reichte Elisabeth die Papierrolle, welche in einem Lederfutteral stak; „das sind wichtige Dinge, die mein Bruder schickt, würdige sie wohl und lies sie in Deinen Muße-stunden!“

Sie wandte sich zu Bühren:

„Wie zog er hin, und gab es keinen Unfall unterwegs?“

„Es war ein schwieriger Marsch, Durchlaucht, mit mannigfachen Mühen verbunden. Doch was sicht es den lustigen Krieger an, ob Sturm und Regen ihn durchnäßt, ob er sein Haupt auf nackter Erde bettet, wenn er müde ist? So unsere Soldaten — langsam ging es vorwärts, aber wir rückten dennoch unserem Ziele immer näher. War doch unser Heerführer voll hohen Muthes, ein leuchtend Beispiel für den gemeinen Mann! . . . Und dann die Jahreszeit, Brin-zessin, die schönen Frühlingstage voll lustigen Sonnenscheins, und immer grüner belaubte sich der Wald; der gab uns friedliche Raft. Nur einmal, nahe unserem Ziele, überfiel uns ein heillos Unwetter; der Regen goß in Strömen, Blitz und Donner krachten lustig drein, uns war es nicht zu viel; doch General Schöning befahl der Mann-

schaft, da es ohnehin Abend war, sich in die Berge zu flüchten, derweil er im Kloster rasten wollte, dessen Thürme friedlich aus dem Laubwald hervorragten. Rechts lag die Stadt Krafau, und das Kloster war dem heiligen Stephanus geweiht. Der Pförtner zog ein schief Gesicht, als er die Kriegersleute vor dem Eingang halten sah; ihm mochte von Brandschatzung und anderem Klosterfrevell träumen. Doch als er bald vernahm, es seien Brandenburger — das war ihm guter Klang — da öffnete er willig die enge Pforte und unser Fuß betrat die heiligen Hallen.

Bald saßen wir an einer langen Tafel, und nach dem Tischgebet da gab's gedörrte Fische.

„Ei, heilige Väter,“ sprach muthig unser Prinz, „wollt Ihr die edlen Krieger mit so karger Nahrung speisen? Ruft mir den Klosterkellermeister! Denn, beim Styz! man hat von dürrn Fischen nicht so rundliche Gestalt, wie Pater Anselm und die anderen Fratres, die geben kräftige Soldaten — so muskulös scheint ihr Gliederbau — wenn sie's nicht mit der Heiligkeit so streng nehmen wollten!“

Der Kellermeister aber war ein treues Abbild seiner weingefüllten Tonne, und auf der Nase blühten ihm die Reben.

„Na, tummle Dich, Du heiliger Bacchus!“ rief mein Prinz; „schaffe Wein; denn wir sind Männer, die nicht Wasser trinken!“

Das Pfäfflein wollte salbungsvoll das Lästern uns verbieten.

Da nahten sich zwei Laienbrüder und mit ihnen der Kellermeister; er stellte uns mit heimlicher Geberde den Wein vom besten Fasse vor. Der Bornesblick des heiligen Vaters glitt an ihm vorüber und mächtige Kannen schenkte er hurtig voll; „Verzeiht, Prinzessin, daß ich dessen gedente, doch war's der Prinz, der uns den Labetrunk so herzlich gönnte, derweil er nur in kleinen Zügen trank. Nun ging's zur Ruh. Doch anderen Morgens traf ich den Prinzen im Klostersgarten einsam wandelnd. Die Anderen rückten aus; ich hatte mir beim Sprung vom Pferde den Fuß beschädigt, wir blieben noch den Tag zu Ende.“

„Bühren“ — es zog der Prinz mich bei Seite — „ich habe hier, bevor ich scheide, ein Versprechen zu erfüllen! . . . Ihr, Stallmeister,

sorgt, daß ich ungestört mit jenem jungen kranken Laienbruder, der dort unter dem Ulmenbaum wandelt, ein Wörtchen sprechen kann; zieht die zwei Andern, die ihn zu bewachen scheinen, in ein Gespräch, verwickelt sie ein wenig in die Weltgeschichte, die Pfäfflein sind neugierig und wollen Vieles wissen, was sich mit der Heiligkeit nicht verträgt! . . . Geht, Stallmeister, ich folge Euch bald nach!“

Es machte sich leichter, als ich dachte, Frau Prinzessin; denn eh' ich mich versah, war ich mit Fragen arg bestürmt und schritt wohlgemuth mit Beiden plaudernd die Gänge auf und nieder, derweil mein Herr sich zu dem kranken blassen Laien setzte. Der Eine von meinen Begleitern war ein kluger Bursche mit dunklen Augen und noch ungeschorenem Haupte; der stürmte auf mich ein, doch schien ihm Kurland ganz besonders theuer. Er fragte viel von Dorf und Stadt und schaute mich aufmerksam an, so daß ich meinte, ich hätte schon zuvor wo in Kurland dieses schöne Knabenantlitz gesehen. Doch war's Täuschung; er sei ein Klosterschüler, sprach er kurz, und hoffe ein Scholastiker zu werden. Dann schwieg er plötzlich, als meine Blicke prüfend auf ihm ruhten, und nun nahm ich mir den Andern aufs Korn. So war die Stunde rasch verplaudert; da läutete es zur Hora, und wir eilten, um das Gebet nicht zu versäumen, wie auch das Frühstück, dessen wir begehrten. Abends saß ich bereits an meines Herren Seite im Sattel und vorwärts ging es, die Unsrigen einzuholen, und dann weiter gen Ofen. Es war die höchste Zeit, Durchlaucht; der Türke saß bereits vor Wien, und mit der Kampfeszurüstung hatte es Eile. Wir stießen auf viel fremdes Volk, das sich und seine Habe, flüchtend zu bergen suchte; manches Weiblein saß am Wege, ihr Kind an der Mutterbrust, heimathlos und arm, ihr Leid beweinend; da hielt der Prinz sein Roß und zu den milden Gaben ward ein tröstend Wort voll Güte beigegeben.“

Bühren schwieg eine Weile.

Die Prinzessin deckte mit der Hand den trüben Blick; Elisabeth wandte sich still ab und trat ans Fenster, dann mahnte Charlotte mit sanfter Stimme:

„Weiter, weiter, Herr Stallmeister! Verliert kein einziges Wort, wenn es gilt, mir des Prinzen Thun und Lassen zu schildern; wie schaue ich ihn im Geiste und wie gedenke ich jetzt dessen, daß er als Knabe und als Jüngling oft die Leidenden getröstet!“

„Nun ging's ans Treffen, hohe Frau. Ihr wißt, das Abderhaman sich wie ein blutdürstender Schakal bei Ofen im Hintergrund barg; den jagten wir aus seinem sichern Lager auf. Der Reichsfeldherr des Kaisers Leopold, der tapfere Kurfürst von Baiern, that stracks das Seine, doch wies er ihm die Zähne, der grimme Türkenhund, und Karl von Lothringen mühte sich vergebens, die wichtige Festung zu erstürmen. Da kam der 26. Juli. Ein blutiger Tag — da hättet Ihr, Durchlaucht die Brandenburger sehen sollen; zwei Türken auf den Mann und oft noch mehr, heiß ging es drauf und dran; der Tod hielt reiche Ernte — war doch die Wuth und die Hinterlist der Türkenhunde bestialisch! Genug! was soll ich mit der Schilderung der Gräuelszenen Euren Sinn verlegen, ein Menschenleben galt da keinen Pfifferling! Wir hielten Alle treu zusammen, so lange uns der Tod noch nicht gewaltsam trennte. Jetzt galt's zu stürmen und den Ungläubigen mit blutigen Hieben das Terrain abzuräumen. Mein Herr und ich, wir standen noch zusammen, die beiden Dohnas stets an unserer Seite.

Wir hatten jetzt die Sturmleiter fast erstiegen, da rief der General: „Zurück, mein Prinz! Meidet die Gefahr! Seht Ihr nicht, dort schlägt der Kugelregen in die Massen und reißt die tapferen Brandenburger nieder; hierher zu mir, Euch droht der Tod.“

„Weiter, weiter!“ hauchte Charlotte als der Stallmeister zögernd innehielt und die Stimme ihm versagte.

„Glaubt Ihr, mein General,“ rief ihm der Prinz entgegen, „ich sei nach Ofen hergekommen um hinterm Ofen zu sitzen; meinen letzten Blutstropfen vergieß ich zur Ehre Brandenburgs. Vorwärts Kameraden!\*)

Da zielt ein tüchtiger Moslem. — Ein Kolbenschlag von mir zerbrach ihm das Gehirn, doch sank mein Herr, ich fing ihn auf

\*) Des Prinzen eigene Worte.

und beide stürzten wir zur Erde nieder. Zwar war ich der Erste der zu Sinnen kam. Mein Prinz lag blutend mir zur Seite, dicht dabei die beiden Brüder Dohnas, vom feindlichen Geschütz zu Tode getroffen. Die Wunden meines Herrn suchte ich zu verbinden, derweil der Kampf noch immer weiter tobte. Da nahte Hilfe, und es gelang mir, den Prinzen rasch ins Lager fortzuschaffen. Im Felde, nahe der Donau im Dorfe Biesche, hatten wir die Zelte aufgeschlagen. Da gab's noch Hoffnung, hohe Herrin! allein der große Blutverlust war unheilvoll gewesen, und es erlag der Prinz an seinen Wunden. Am 16. August, nie kann ich diesen Tag vergessen, wo er von uns schied! Den theuren Leichnam brachten wir nach Wien, dann ging es heimwärts. Die traurige Pflicht, sie ist nun bald vollzogen; was half es mir, daß ich ihn nie verließ wie ich's dem Herzog, meinem Herrn gelobte, denn nun verließ er uns, und mir bleibt nichts, als wehmuthsvoll zu klagen, daß jenes feindliche Geschöß, als Ziel nicht meine Brust erkor! Ich weiß nichts mehr, Prinzessin, als die letzten Worte unseres sterbenden Helden: „Geh' hin, mein Freund!“ so sprach er, und grüße mein Vaterland, ich sterbe gern, zu leben wünschte ich nicht allzu sehr! gieb Alles in die Hände meiner edlen Schwester, sie hielt ich hoch, sie soll um mich nicht trauern, und liebend mein gedenken, wenn sie einsam ist.

Bühren schwieg, und Charlotte erhob sich mühsam.

„So bleibt Euch die letzte Liebespflicht, sprach sie mit zuckenden Lippen, den Todten heimzuführen in die Gruft seiner Väter.

Der Stallmeister schaute trübe zu Boden.

„Es rüstet sich der Kurfürst,“ sprach er dann, dem verbliebenen Helden auch in Brandenburg die letzte Ehre zu erweisen. In Berlin findet ein Trauergottesdienst für den erlauchten Todten in allen Kirchen statt und den Leichenzug geleitet Friedrich Wilhelm mit seinen Eblen bis zur Grenze seines Reichs.

„Lebt wohl, Herr Stallmeister,“ sprach hastig die Prinzessin, als gelte es die Unterredung abzukürzen. „Wir werden Eurer Treue stets gedenken!“

Die mühsam errungene Fassung Charlottens war zu Ende, gestützt auf die Schulter Elisabeths wankte sie hinaus, und Bühren befand sich allein im Gemach.

Noch lange stand er, die Arme über der Brust gekreuzt, in Gedanken versunken da. Mancherlei Sorgen stürmten auf ihn ein; er wußte, daß mit dem Tode des Prinzen auch für ihn eine Wendung seines Geschicks eintrete. Der Dienst bei Hofe unter Friedrich Casimir stand ihm zwar offen, allein dies erschien ihm jetzt weniger wünschenswerth als jemals. Bühren wußte, daß seine Stellung durch die Conspirationen der Landeseingewessenen immer schwieriger zu werden versprach; er galt ihnen als unabliges Fremdling, als ein Parventü, der um so unliebsamer wurde, als er unbeirrt seiner Pflicht nachging, ohne den Nacken nach rechts oder links zu beugen. Seiner wohlüberlegten Handlungsweise und klugen Sparsamkeit hatte er eine gewisse Unabhängigkeit zu verdanken die ihm eine sorglose Stellung verschaffte, aber dieses Alles schützte ihn nicht vor bösen Nachreden und feindlichen Anfechtungen Derer, welche seine Stellung zum Herzogshause beneideten. Bühren fehlte der Indigenatsadel, ein Nimbus, den so viele Seinesgleichen in Kurland vor ihm voraus hatten, durch die Vergünstigung, daß sie auf kurischem Boden das Licht der Welt erblickten und das Glück hatten, in der Wiege als freiherrliche Majoratserben geschaukelt zu werden. Der Stallmeister hatte es im Leben nicht weiter, als bis zum kaiserlich polnischen Cornet gebracht und war als solcher entlassen worden und in den Dienst der Kettlers getreten.

Die Biederkeit seiner Gefinnungen, die ungeschminkte Offenheit seines Characters hatte ihm bald die Gunst des Herzogs Jacob gewonnen und militairische Kenntnisse und kriegerische Unerforschlichkeit die Aufmerksamkeit des jungen Prinzen auf sich gezogen, welchem der Stallmeister nun unentbehrlich wurde, ihn auf seinen Reisen und zuletzt in den Krieg gegen die Türken begleitete. Bühren hatte sich eben so wenig um den kurischen Indigenatsadel bemüht, wie er bis jetzt beflissen gewesen, sich um seinen vermoderten Stammesbaum zu kümmern, welcher in seiner Heimath zurückgeblieben war;

ihm genügte es, zu wissen, daß jene alten Urkunden den Ungläubigen zur geeigneten Zeit über die Anzahl seiner edlen Vorfahren Kunde zu geben vermochten und hierdurch das Recht ihm unbestritten blieb, sich zu den Feudalen zu zählen. Diese vergilbten Beweise, welche in einem Fach der alten Brieflade vergessen lagen, hatten allerdings Macht, dem wurzelichten Sprößling des Bührenschen Hauses vor dem Anzweifeln seiner adeligen Geburt zu schützen. Der Stallmeister wollte nicht zu jener unbemittelten dritten Kategorie des kurischen Adels gezählt werden, er wollte durch die Macht des Reichthums, durch das Privilegium der Ansässigkeit, durch unbestrittene Eigenthumsrechte einer der Ersten im Lande werden. Er hatte den eisernen Willen und eine bewunderungswürdige Ausdauer, unter dem Schein der äußern Anspruchslosigkeit eine rastlose Thätigkeit zu entwickeln, welche dahin gerichtet war, zu erwerben, zu gewinnen und seinen Feinden einst auf dem von ihm erkämpften Terrain mit dem eigenen Wappenschild in der Hand, die Stirne bieten zu können. Seine Söhne mußten daher eine höhere Bildungsstufe zu erklimmen suchen, als es ihm möglich gewesen war; die angeborene Intelligenz und geistigen Anlagen, welche sich schon jetzt auffallend bei seinen Knaben äußerten, glaubte Bühren zu den glänzendsten Erwartungen berechtigen zu dürfen. Seine Nachkommen sollten alle Ansprüche vollkommen erfüllen, welche man ihrer Stellung und Abkunft stellen mochte. Daher mußte Kurland das Feld bleiben, das ihm die Früchte seiner Mühen, seiner Ausdauer zu tragen hatte. Der Boden schien ihm nicht mehr so steril wie früher, er hatte ja Verdienste, die selbst Friedrich Casimir anerkennen mußte und er hatte bereits Ländereien, die ihm verpfändet waren; die Frist, wo ihre Eigenthümer sie einlösen mußten war längst verstrichen und wenn er zurückkehrte, begrüßte seine Dienerschaft in ihm den unumschränkten Herrn des Bodens, auf dem ein stattliches Haus, mit den dazu gehörigen Wiesen, Feldern und Wäldern, erbaut war. Außerdem gab es nicht weit von Mitau ein kleines ihm halbverschuldetes Gütchen, Kalnezeem genannt, der Stallmeister hatte sein Ersparthes darauf, an eine hohe Persönlichkeit verliehen, welche zu nennen

ihm nicht in den Sinn kam; er wußte, daß bei seiner Heimkehr ihm dieses Gütchen als Anerkennungszeichen seiner Verdienste huldvollst verliehen werde. Ein eigenthümliches Lächeln spielte um die Lippen des braven Stallmeisters, als er mit der ihm eigenen Gedankenschnelligkeit hier, wo nichts seinen Ideengang unterbrach, in die Zukunft schaute. Die Sorge um seine eigene Zukunft beunruhigte ihn aber jetzt weniger, als das Wohl derer, welchen er die ganze Treue seines Gemüths, die ganze Dankbarkeit seines warmen Herzens, und seine ganze Hochachtung und Ehrerbietung bewahrte; er sorgte sich um das Wohl derer, welche, wie er sich sagen mußte, ein Anrecht auf seine ferneren Dienste und Ergebenheit hatten. Der Prinzessin zu dienen so lange er lebte, hatte er sich und dem Herzog gelobt; aber es gab außer ihr noch eine Frau, die ihm als der Inbegriff aller weiblichen Tugenden in ihrer anspruchslosen Hoheit erschien; dieser Frau mußte er seine Befürchtungen anvertrauen, sie warnen vor dem Verfall, welcher ihr und ihrer Herrin drohte. Er mußte die Gräfin Zawaky sprechen, gleich heute; es war keine Zeit zu verlieren, denn es galt wiederum die Vermittelung des großen Kurfürsten zu ersuchen, seine Hilfe war hier nothwendig. Die physischen Kräfte des gewaltigen Mannes nahmen zusehends ab und Charlotte war kraftloser, denn je in ihrer Trauer, und verschmähte auf diesem Wege den kleinsten Schritt zu thun, um wiederum durch die Vermittelung des Kurfürsten ihre Einkünfte zu sichern. Friedrich Casimir aber that nichts, seine Verheißungen zu erfüllen; er schützte die Krankheit der Herzogin vor, welche ihn mit Sorgen erfüllten und ihn verhinderten einen ernsthaften Einblick in die Staatsschatulle zu thun. Die vom Herzog bestimmten Termine, wo die zu zahlenden Summen eintreffen sollten, verstrichen ohne Erfolge und statt dieser erschienen höchst selten, schriftliche, sehr höfliche und sehr flüchtig hingeworfene Entschuldigungen von des Herzogs eigener Hand.

Die Hinterlassenschaft des verstorbenen Prinzen, lag bereits verbrieft und beglaubigt ebenfalls in den Händen Friedrich Casimirs und er hatte laut Clausel des niedergelegten Testaments, seiner Schwester

außer einer Anzahl Kleinodien eine Tonne Goldes, binnen Jahresfrist zu zahlen. Das Alles stand in den Papieren, welche Büren der Prinzessin überbracht hatte; diese Papiere waren ebenfalls in dem Lederfutterale vorhanden, und die blutgetränkte Feldbinde aus blauem Atlas mit der Perlenstickerei von Charlottens Hand, umschlang die Rolle, auf welcher der Prinz einige Stunden vor seinem Hinscheiden mit bebenden Fingern den letzten Gruß und seinen Namen geschrieben hatte. Die Gräfin durfte nicht säumen, einen rechtzeitigen Einblick in die Angelegenheiten der Prinzessin zu gewinnen um für ihre Herrin die Initiative rasch ergreifen zu können; vielleicht sah hier der weibliche Scharfsinn einen Ausweg, den er nicht entdecken konnte; die Zustände am Herzogshofe genau kennend, gab er sich keinen Hoffnungen hin, und dennoch durfte kein Mittel unversucht bleiben, der Prinzessin ihre Rechte zu wahren. Er hatte bei seinem Aufenthalte in Wien so viel Zeit gewonnen, die Besitzlichkeiten der Gräfin rasch zu verkaufen; die Kriegszustände nöthigten ihn zwar, die ihm anvertrauten Ländereien mit Verlust in andere Hände zu lassen; aber der Ertrag war immerhin groß genug, um der Gräfin in nächster Zeit bedeutende Mittel zur Verfügung stellen zu können.

Der Stallmeister griff zufrieden in seine Brusttasche, wo sich die Documente befanden, welche der Gräfin ein bedeutendes Vermögen zusicherten. Er beschleunigte seine Schritte, stieg eilig die Stufen hinab und ging durch den Säulengang in den linken Flügel, wo die Zimmer der Gräfin sich befanden; hier angekommen, bat er den dienstthuenden Pagen ihn schleunigst zu melden.

Dieser öffnete zögernd, aber mit einer höflichen Verbeugung das kleine Vorzimmer, schaute ihn mit einem halb neugierigen, halb erstaunten Blick verstohlen an und lud ihn ein, eine Weile zu verziehen, da die Gräfin sich noch bei der Prinzessin befinde, die Stunde aber da sei, wo sie erwartet werde und sie jeden Augenblick durch die kleine innere Gallerie, welche die Gemächer der Gräfin mit der der Prinzessin verbinde, erscheinen könne.

Bühren nickte stumm und trat in das kleine runde Gemach, welches in seiner einfachen Ausstattung, den Eindruck des kleinsten

und anspruchlofesten Audienzsaales machte. Er ließ sich auf einen der hochlehnigen Stühle nieder, und nachdem seine Blicke eine geraume Zeit auf dem schweren Faltenwurf der Vorhänge geruht, welche ihm die gegenüberliegende Thür verhüllten, senkte er wiederum das Haupt auf die Brust und ging mit sich zu Rathe, welche Alternative dem Herzoge zu stellen wäre, im Fall auch hier eine Verzögerung bei der Herausgabe der prinzlichen Hinterlassenschaft sich erweisen sollte.

Das Rauschen eines Gewandes störte Bühren in seinen Erwägungen, er erhob sich und ging auf die Gräfin zu, welche rasch ins Zimmer getreten war.

„Ah, Herr Stallmeister, Ihr erfüllt meine Wünsche, ehe es mir noch gelang dieselben auszusprechen,“ und ihr melancholischer Blick erhellte sich freudig. „Ihr habt mir gewiß Dinge anzuvertrauen, welche trostreich sein werden, und die mir die Befürchtungen zu nichte machen sollen, welche ich hinsichtlich der Angelegenheiten meiner Herrin nicht erwehren kann; was Ihr mir zu sagen habt, soll Niemand erlauschen, tretet in mein Arbeitscabinet und laßt uns Rath's pflegen, wie es guten Freunden ziemt, welche in Vertrauen und Achtung zu einander stehen.“

Die Dame schritt voran und Bühren folgte schweigend, hinter ihnen schlossen sich die Vorhänge.

Als nach Verlauf einer Stunde der Stallmeister über die Schwelle schritt, hinter welcher Niemand seine Mittheilungen erlauschen sollte, athmete er sichtlich erleichtert auf, in seinen Augen glänzte ein freudiger Schimmer, und mit strammer militairischer Haltung, mit erhobenem Haupte schritt er dahin, unbekümmert um die neugierigen und staunenden Blicke der geschäftigen Pagen und Kammerzöfchen, welche seinen Weg kreuzten.

Als er das Portal verließ, beugte sich eine Frauengestalt aus einem der Bogenfenster, welches zum westlichen Flügel des Schlosses gehörte, vorsichtig heraus. Wir erkennen in dem von strohgelbem Lockenhaar umwallten Frauenkopf, das Antlitz der „Hofesfledermaus,“ diesmal ohne Maske; aber wir sehen sie mit eben so spähenden Blicken

der graublauen, blondbewimperten Augen, die sich ungewöhnlich erweitern, die letzten Schritte des Stallmeisters bewachen und erst, als der Hufschlag seines ihn davontragenden Pferdes verhallt war, schloß die Dame das Fenster, zog das Schreibzeug, welches auf einem Tisch vor ihr stand näher an sich heran, tauchte die Feder ein und schrieb mit hastigen Fingern, während über die graubleichen Züge eine fieberhafte Röthe in kurzen Intervallen dahinflog, ihren Bericht weiter, welcher eine Fortsetzung zu dem Vorhergehenden ausmachen sollte; das Schreiben trug bereits die Aufschrift: „An Ihre Durchlaucht Gräfin Horn, Diaconisse am Frauenhochstift zu Herford“ und der geschriebene Nachsatz lautete also:

„So eben verfolgt mein empörter Blick die Gestalt des Stallmeisters Bühren. Der Mann schreitet ungeschert nach stundenlangem Aufenthalt aus den Gemächern der Gräfin Zawath.“ „So ist das Gerücht doch wahr, welches zu uns aus Kurlaud herüberdrang, diese fromme Elisabeth wäre dennoch eine schamlose Circe, welche Männer unbeirrt in ihre Apartements vorläßt, die stets eine untergeordnete Stellung zu uns und zum Herzogshofe einnehmen.“

„Sie hat bürgerliche Passionen, diese fromme Gräfin, wie ihre Herrin, die oft mit erschreckender Herablassung dem Pöbel eigenhändig Almosen ertheilt, welcher sich wöchentlich hier einmal ansammelt.“ „Ihr, theure erlauchte Base, werdet Eure Maßregel zu treffen wissen, wenn die kurische Prinzessin als Aebtissin, was Gott verhüten wolle! mit ihrem horriblen Gefolge zu Herford eintreffen sollte.“ „In wiefern der Kurfürst für die Kettler wirkt, ist meinen Blicken bis jetzt noch verhüllt geblieben; aber wir können Zeit gewinnen fernere Bewerbungen zu durchkreuzen, welche man bei der alten Aebtissin zu unternehmen gedenkt; das Erscheinen des kurischen Prinzen zu diesem Zwecke in Herford ist ebenfalls nicht mehr zu befürchten, er fiel in der Schlacht bei Dfen.“ Unser ganzes Haus ist wiederum in tiefe Trauer versenkt, der Kurfürst, leidender denn jemals, befindet sich dessen ungeachtet in Berlin, um den Leichnam des Prinzen zu erwarten, der pomphaft empfangen werden soll.“ Die Kurfürstin verläßt selten ihre Gemächer, und wenn dieses geschieht so schreitet sie gewöhnlich

ohne Hinzuziehung unserer bescheidenen Person nur in Begleitung der Sonderhausen und ihrer schönen Schwiegertochter zu der Kurischen Prinzessin, welche in ihrer Namensvetterin eine Freundin gewonnen zu haben scheint; die beiden Charlotten wandeln oft Arm in Arm in Begleitung der Zawaky stundenlang in den Laubgängen des Irrgartens; diese Alliance mit der jungen Kurfürstin erweckt in mir Befürchtungen, die Ihr, theure Base, wohl theilen werdet; die Eintracht dieser mächtigen Person ist eine Macht gegen uns, an deren Spitze die alte finstere Kurfürstin steht, die noch nie eine Schwiegertochter so protegirt hat, wie dies in der That mit der geistreichen Kurprinzessin der Fall ist; wir haben uns zu wappnen, theure Base und nur die Gewißheit, daß Euer Courier ein zuverlässiger Diener ist, veranlaßt mich alles dieses dem Papier anzuvertrauen.“ „Ach, es ist eine trübseelige Zeit! und wenn uns nicht Trost im Gebet beschieden wäre, so verzagte schier unser frommes Gemüth, und unser Herz wäre bitter über die Bevorzugungen, welche den unwürdigsten Personen hier am Hofe wiederfährt.“ „Während wir uns in Demuth zu fassen wissen, erslehen wir den Schutz aller heiligen Engel über Euer theures Haupt und bleiben in christlicher Liebe Eure dienstwillige Base Gräfin Emerentia von Düsternbrock-Laibach.“

Die hagere Schreiberin faltete den Brief in ein kleines Viereck zusammen, umschloß ihn mit einem Seidenfaden und drückte ein Wachssiegel darauf, dann schritt sie bis zur Thür, öffnete diese und noch ehe sie sich wieder an den Tisch zurückbegab, schaute sie erwartungsvoll hinter sich.

Nach einigen Minuten trat ein Mann ins Zimmer, der in bescheidener Haltung an der Schwelle stehen blieb.

„Ist er treu?“ redete ihn das Fräulein an, während ihr stolzer Blick den Mann flüchtig streifte, ich glaubte den Leibjäger der Gräfin zu sehen, Ihr aber seid, wie ich jetzt sehe, nicht der Erwartete.“

„Habe die Ehre, im Hochstift dasselbe Vertrauen zu genießen wie Veit, dem die Kräfte für den weiten Ritt zu mangeln anfangen.“

entgegnete der Mann mit dem gelblichen Gesicht und den hochaufgezogenen Brauen, unter welchen ein Paar Augen mit dem kalten nichtsagenden Ausdruck hervorblickten, wie man sie an den Porzellanpagoden der alterthümlichen Nippes zu finden gewohnt ist. Ein dunkler Bart verdeckte die Lippen und das Kinn dieses Menschen, der in seinem schwarzen Wamms und gelben Lederkoller einen fast unheimlichen Eindruck auf das Fräulein ausübte. Der Ton seiner Stimme hatte nicht jenen unterwürfigen leisen Klang, den sich die Bedienten hohen Personen gegenüber sonst anzueignen pflegen, obwohl seine Haltung eine durchaus demüthige schien.

Das Fräulein wandte halb den Kopf herum und fragte wie obenhin, indem die Finger die Festigkeit des Seidenfadens, der den Brief umschlang, prüften: „Seid Ihr schon lange Bedienter der Gräfin Horn?“

„Habe die Ehre, der Leibjäger der Freifrau von Löwentruz zu sein.“

Die weißen Wimpern des Fräuleins hoben sich höher und voll schaute sie dem Mann ins Gesicht.

„Ah! dann seid Ihr zuverlässig, die Freifrau ist eine der treuesten Anhängerinnen unserer Freunde; Ihr seid von ihr wohl lange schon erprobt?“

„Kaum ein Jahr, nicht länger, hochedle Dame, doch bin ich unwandelbar in meiner Weise und diene treu dem Herrn, der mir vertraut; die Gräfin Löwentruz ist eine Herrin, wie ich sie lange wünschte, gebieterisch, ein wenig launisch, doch großmüthig, aber niemals zimperlich und furchtsam kränkelnd nach anderer Frauenart, drum dien' ich ihr und ihren Freunden mit eben solcher Lust; hier gilt's Gefahren zu bekämpfen und Heimlichkeiten klug und sicher auszuspinnen und dazu, Herrin, wählt man nicht gemeine Diener aus.“

Das Fräulein trat unwillkürlich einen halben Schritt näher; die Rede dieses Mannes klang so wohlgesetzt und dennoch zu sonderbar, zu frei. Aus den Winkeln seiner runden Augen blitzte ein Strahl von Arglist hervor und verlieh diesem Gesicht, das sonst den Ausdruck der Gleichgiltigkeit trug, für einen Moment den unverkennbaren

Zug von Ueberlegenheit, während seine Haltung ebenfalls bedeutend an Sicherheit gewann.

„Und wie nennt man Euch“ fragte halb bestürzt die Dame.

Nach einer Weile des Zögerns antwortete er: „Man nennt mich Magnus, wie man den einstigen Schüler nannte, der beim Gelehrten und Adepten Kunkel auf der verrufenen Pfaueninsel sein Wesen trieb; mein Name hat auch für die edlen Frauen des fürstlichen Stifts seinen Magnetismus, doch daß ich jetzt von andern Dingen rede, ich habe mancherlei als Bote heimzubringen; in dreien Tagen hörte ich viel, das Dienervolk ist niemals säumig, von hohen Herren Dinge auszuschwätzen, die sie in ihrer niederen Weise und plumpen Denkart gar wunderbarlich verzerren.“ „Die guten Freunde schmieden daraus das Schild, die Speere der Verläumdung abzuwehren, die Feinde aber tausend Speere, das kleine Schild der Freundschaft zu durchlöchern. Wie sollte der Geschmähte da sich decken? Verzeiht hohe Dame! wenn ich so rede, so denke ich wohl ein wenig auch an meinen neuen Herrn, den Grafen Löwentruß.“

„Ihr seid ein närrischer Mann,“ sprach Dame Emerentia, welche mit verstohlener Scheu den Worten des Boten lauschte; „der Graf ist ein Kurländer und gilt bei uns nicht viel, doch wie wir hörten, weniger noch in seinem Vaterlande. Ihr seid sein Diener, doch halt! man schrieb mir, daß, obwohl der Diener Magnus im Stifte wohlbekannt, derselbe Famulus des Rektors wäre.“

„Gewesen, Herrin, gewesen“ sprach finster Magnus, und seine Brauen zogen sich zusammen und bildeten einen einzigen Strich über der zurückliegenden Stirn, während seine Lippen sich fest aufeinander preßten, um ein kaltes grausames Lächeln zu verbergen. „Habt Ihr noch sonst Befehle, edle Frau,“ sprach er eilig, „die Zeit verrinnt, Ihr wißt, mein Weg ist weit!“

„Fast erschrocken über den harten Ton, der aus dieser Antwort herausklang, reichte ihm Emerentia mechanisch den Brief; dann nestelte sie an ihrer Gürteltasche, als suche sie den Botenlohn; sie wollte ihm noch Verschwiegenheit anempfehlen und dabei seine Dienste vergüten, aber der Mann sprach kurz abwehrend:

„Laßt das, Fräulein, wir wissen Eure Botschaft wohl zu hüten und sorgt Euch nicht, ich will Verschwiegenheit mit Schweigen lohnen!“

Klang das nicht wie eine Mahnung, sie sollte schweigen über das was er ihr anvertraute. Mit einer seltsamen Mischung von Furcht und Achtung schaute sie auf, die Thür schloß sich eben leise hinter ihm, in dessen Hände sie so viel gelegt hatte.

## Kapitel VII.

### Was sich in der alten Rectorei zutrug.

Mittlerweile hatten sich die Verhältnisse im Laufe eines Jahres unter dem Dache der alten Rectorei anders gestaltet. Seit dem Tage, wo Leithold, mit den Aufträgen seines Herrn ausgerüstet, nach Berlin ging, äußerte sich im Wesen des Rectors eine seltsame Unruhe; es litt ihn nicht lange an einem Ort, selbst der Aufenthalt in seinem Arbeitszimmer, wo er sonst stundenlang verweilte, schien ihm unliebsam geworden zu sein; er verschmähte es zwar nicht, den Kindern seiner kleinen Gemeinde den Religionsunterricht zu ertheilen, mit jenem milden Ernst, mit jener überzeugenden Klarheit, die auf des Kindes Gemüth ihren Eindruck nicht verfehlt, aber mit fiebriger Hast verließ er die Schwelle, sobald seine Aufgabe beendet war und begab sich dann in den Garten, wo er, vom Frühlingssonnenschein beschienen, in trübem Sinnen verloren dasaß, bis ihn Lisbeths Stimme schüchtern mahnte, daß es Zeit sei, das Mittagsmahl einzunehmen, und daß Else bereits mit gefalteten Händen dastehe um das Tischgebet zu sprechen; gewöhnlich erhob sich dann der Rector ruhig und schweigsam und stieg hinter Lisbeth her die Stufen zu den Frauengemächern hinauf, wo Ann-Sophie mit rothglänzendem Gesicht die erste Schüssel tragend, höflich kniegend dastand, um ihren Herrschaften gleich auf dem Fuße zu folgen.

„De Härre sin Lebetteu,“ sagte sie gutmüthig „son olle Deern kann schon wat koken.“

Der Rector warf ihr einen freundlich dankenden Blick zu, und Ann-Sophie nahm ihren Weg in die Küche zurück, während Else das Tischgebet sprach:

„Komm, Herr Jesus, und sei unser Gast  
 „Und segne, was Du uns bescheeret hast.“

„Bescheere uns auch Deinen Frieden“ flüsterete Lisbeth leise, während sie die zartesten Klößchen auf dem Teller ihres Bruders aufhäufte, ihm das Tischtuch noch sorgfältiger glättete, seinen Trinkecher zur Hand stellte und ihm das Brod hinreichte.

Der Rector hatte gewöhnlich keinen Blick für alle diese schwesterlichen Liebesbeweise, die meisten der duftenden Klößchen blieben oft unberührt, und das Brod nebst einem Becher Wein beschloß seine bescheidene Mahlzeit und wenn nun Ann=Sophie wieder die vollen Schüsseln abtrug seufzte sie unmuthig im Hausflur: Min arm Döökopp hat sin Lebtag so wat nicht denkt, dos min Klößen to schlecht sin, hō is man blos upsternoufsch.

So murrte Ann=Sophie in ihrer beleidigten Eitelkeit.

Else aber saß drinnen an der Seite ihres Gatten und dachte mit verzweifelnem Gemüthe, wie sie die düstern Wolken auf dieser bleichen Stirn bannen könne; zwar erbat er sich von ihr den Wein und nahm wohl auf ihren Zuspruch ein Stück Geflügel, um nur, wie Else sagte, der armen Ann=Sophie Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, aber dann fuhr er aus seinem Brüten auf und mit einem trüben Lächeln wandte er sich zu Else mit der Frage: „Wie lange hatte ich Leithold Zeit gegeben fortzubleiben, weißt Du es, Else? und sie antwortete: „Ich glaube, mehr denn zwei Monden.“

„Was kann nicht Alles in dieser Zeit geschehen,“ seufzte er dann, „er könnte früher heimkehren,“ und dann erhob er sich eilig und trat hinaus auf die Gallerie, um auszuschauen auf den breiten Weg, von welchem viele kleine Wege ausliefen, die in die Nachbarstädtchen führten.

Else schaute ihm traurig nach, es war nicht das Mißtrauen allein, das seine Seele verdüsterte, es mußte noch Größeres noch Schwereres auf ihm ruhen, und sie vergab ihm gern jenen finstern Unmuth am ersten Abend ihres Wiedersehens, sie vergab ihm die Kälte, die seit jener Stunde in seinem ganzen Wesen lag und die nur auf Momente zu schwinden schien, wenn sein trüber Blick zu-

fällig auf ihr liebliches schuldloses Antlitz haften blieb. Wie der Rector die Heimkehr Veitholds ersehnte, so sah auch Lisbeth schon Morgens in der Frühe vom Söller in die Landschaft hinaus, und wenn der Blick müde geworden war vom Aussehen, wandte sie sich mit gefalteten Händen nach einer andern Richtung, wo vielleicht der Famulus einen kürzeren Weg genommen haben könnte.

Und Veithold war eines Abends in der Dunkelheit gekommen, spät, unerwartet, müde, blasser denn jemals. Auf die freudige Begrüßung Lisbeths hatte er nur ein stummes Nicken und auf Ann-Sophiens „Gott lob dät hö to Hus is,“ gar ein finsternes Stirnrunzeln und ein Abwenden des scheuen Blicks.

Das schnell herbeigeschaffte Nachtmahl schien dem Famulus nicht zu munden, und nachdem er den Staub von sich geschüttelt und die Mönchskutte gegen seine frühere Kleidung vertauscht hatte, verschwand er in das Zimmer des Rectors, der ihn bereits ungeduldig zu erwarten schien!

Eine geraume Zeit mochte verstrichen sein.

Oben lehnte Else auf der Gallerie und schaute in den Garten hinab, der in seiner ganzen lieblichen Einfachheit vom Mond beleuchtet vor ihr lag. Die blauen Veilchen schlummerten im jungen Grün, der Crocus reckte sich aus der warmen Erde empor und laufte traumbefangen dem ersten Frühlingläuten des jungfräulichen Schneeglöckchens; die Caprifolienranken hatten bereits grüne Knöschen und hie und da sah neugierig ein Büschel junger Blättchen in die Welt hinein und fürchteten sich nicht mehr vor dem bösen Wind, der jetzt lau und lieblich mit ihnen schäkerte.

Drüben über der fürstlichen Abtei schwebte eine dunkle Wolke, anzuschauen wie ein großer Riesengeier mit ausgebreiteten Fittichen, und immer näher kam das Wolfenungethüm und verhüllte den leuchtenden Abendstern, der in grüngoldigem Feuer zu Else herüberfunkelte; aber dort trat wieder der Mond hervor und deutlich sah man die Gigantenleiber der Steinriesen, welche den breiten Söller der Abtei auf ihren Schultern trugen. Im Kapitelsaal flimmerten unzählige Lichter, die Frauen dort mußte zu so später Stunde ein

Gebet, eine Berathung, oder wohl gar eine Festlichkeit vereinen. Vom Kirchthurm schlug es elf, und die Schwingungen der vollen Glockentöne trug der Wind durch die klare Abendluft, wie einen tröstenden Gruß aus weiter Ferne, herüber. Die dunkle Wolke war über Elses Haupt dahingezogen, die Fittiche des Riesengeiers lösten sich allmählig und schwammen in langen Streifen am Horizonte dahin, und ihnen nach schifften friedfertig kleine gekräuselte Wölkchen, wie eine fromme Heerde weißer Lämmer, welche des Hirten nicht bedurften.

„Was wohl Veithold heute Abend bei ihm zu berichten hat, Gott gebe, es wäre Gutes,“ so sprach halblaut die junge Frau.

In der Spinnstube rumorte noch Ann-Sophie, und selbst Lisbeth hielt das Gebetbüchlein schon lange in ihren Händen und starrte auf einen Fleck, als seien ihr die alten geschnörkelten Buchstaben auf den vergilbten Blättern fremd geworden. Freilich, das Licht hatte sie weit genug entfernt, und die Brille saß ihr hoch oben auf der Schneppenhaube.

„Lisbeth, geh zur Ruhe, ich folge Dir bald, Du darfst so lange meiner nicht harren,“ so sprach Else zum Fenster hinein und Lisbeth erschrak fast vor dem Ton der sanften Stimme.

„Mich dünkt,“ entgegnete sie, in ihrer vorgebeugten Haltung verharrend, „ich höre die Stimme Deines Gatten ungewöhnlich laut, ganz gegen seine Art, zu uns herauftönen; da! hörst Du es nicht, sie klingt rauh und heiser, um Gottes willen, da geht was vor!“

Lisbeth stand starr mit vorgestreckten Händen bereits mitten im Zimmer.

„Hörst Du es!“ er keucht vor Zorn!

Aber Else war bereits im Zimmer gewesen und flog über den Vorflur die Stufen hinab, athemlos blieb sie unten vor der Thür stehen, den Drücker in der zitternden Hand. Lisbeth lehnte mit erblaßtem Antlitz oben über das Treppengeländer.

„Das! das! hast Du gethan, Glender!“ ließ sich jetzt die Stimme des Rectors vernehmen, fort Bube aus meinen Augen! Hätte ich Dich, Du Ungeheuer, wie einen räudigen Hund ertränken lassen!

O! wenn eine gute That so schlimme Früchte tragen soll, möchte man wahrlich der ganzen Menschheit ins Gesicht schreien: „Thut unter einander nicht Gutes, so widerfährt euch nichts Böses!“

Jetzt folgte eine unheimliche Stille . . . dann rang sich ein dumpfes Stöhnen aus der Brust des Rectors, so verzweiflungsvoll, so markerschütternd, daß Else mit einem Angstgeschrei die Thür zurückstieß und ins Zimmer stürzte.

Sie sah nicht, daß der Jamulus wie ein Gespenst mit bleichen verzerrten Zügen an der Wand lehnte, sie sah nur, die wie zusammengefunkenen Gestalt ihres Vatters wie leblos mit geballten Händen und als hätten sich die Augen vor Entsetzen geschlossen, als sei er vom Schwindel erfaßt, im Sessel lehnen.

Bebend schlang sie ihre Arme um seinen Nacken, drückte das Haupt an seine Brust und schluchzte:

„Sieh mich an, Geliebter, ich bin es. Nur einen Augenblick schau auf zu mir aus Barmherzigkeit!“

Else fühlte, daß bei dem Ton ihrer Stimme es ihn wie ein elektrischer Schlag durchzuckte; er schlug die Augen auf, sein Blick traf sie voll und traurig; aber es lag ein Meer von zärtlicher Liebe in diesem von Thränen umflorten Blick, er richtete sich empor, ohne sie aus seinen Armen zu lassen; allmählig kehrte seine Ruhe wieder und er sprach mit klangloser Stimme, und doch schien ein jedes seiner Worte wie ein zweischneidiges Schwert auf das Haupt des Missethäters zu fallen, der immer noch mit stierem Blick an der Wand lehnte.

„Schau ihn an Else, so sieht ein Verdammter aus, den Gott ausgestoßen hat aus der Gemeinschaft seiner Geschöpfe, schau ihn an, geliebtes Weib! Er hat Dich grausam an mir gerächt, zu sehr, zu teuflisch.“ „Nein, wende Dein Antlitz weg von ihm, Dein reiner Blick soll sich nicht zu einem Ungeheuer, wie dieser ist, verirren;“ er trat einen Schritt vor, wies mit der Rechten nach dem Ausgang und sprach leise mit gedämpfter Stimme: „Zuvor schließe die Thür, dann soll diese sich nach wenigen Augenblicken öffnen, um sich für immer hinter Dir zu schließen. „Ich habe Dir Dein Leben

gerettet, dafür hast Du in Verblendung, aber nicht ohne Bedacht, im Glauben mir nach Sinn zu handeln, wie Du sagst, eine ungeheure Missethat verübt, ein Verbrechen, das Gott Dir nie verzeihen kann, und auch bei mir findest Du nimmermehr Vergebung; aber ich will Dich nicht verderben mit dem einem graufigen Wort, das Deine Vernichtung herbeiführen müßte. Damals habe ich Dich losgesprochen vom Tode, jetzt will ich schweigen, damit Du leben magst mit einem Gewissen voll Pein; Du kannst Deine Schuld gegen mich nur tilgen, wenn Du Deinen Weg gehst, und den meinen niemals zu kreuzen versuchst.“ Wir haben uns nie gekannt, merk' es Dir wohl, und nun meide meine Schwelle!“

Der Rector wandte sich zur Thür und zog Else sanft mit sich.

„Herrin, bittet für mich!“ klang es plötzlich, wie ein Schrei von Leitholds Lippen, während er beide Hände flehend nach Else ausstreckte.

Diese trat einen Schritt zurück, einen flehenden Blick richtete sie auf ihren Gatten, während ihr Fuß stockte.

„Rühre sie nicht an,“ schrie der Rector, was ich sagte, wendet keine Macht!“

„Wenn ihr mich austößt,“ sprach Leithold mit heiserer Stimme, „so macht ihr mich nicht besser; denkt an den Lucifer, der sein verlorenes Paradies mit einer Hölle froh vertauschte, um einer Gottheit zu trozen, die unfehlbar wie ihr, sich dünkte; denkt edel, Herr, und duldet mich in Eurer Nähe und von den Brodsamen die von Eurer Tische fallen, will ich mich nähren. So bittet doch für mich edle Herrin, ich will fortan nur Euerem Dienst mich weihen! Habt Ihr kein sanftes Wort für einen armen Sünder?“

Aus dieser Bitte klang der Hohn heraus.

Else trat entsetzt zurück, ihn mit der Hand abwehrend, der Rector aber riß die Thüre auf, und sprach mit bebenden Lippen:

„Mann, seht Ihr nicht, ich leide und Euer Anblick macht mir Schmerzen! Thut mir den letzten, besten Dienst, nehmt meinen Dank und geht!“

Schweigend schritt Leithold über die Schwelle, noch einmal schaute er rückwärts, in seinen Blicken lag der Ausdruck eines Todten, aber ein Chaos von wilden Gefühlen barg die Brust dieses Mannes, und hier bäumten sich alle Schlangen der Erbitterung, der Rache und des beleidigten Stolzes auf.

Der Rector schloß tiefaufathmend die Thür wieder, dann trat er zu Else, die überwältigt von dem eben Erlebten, wie gebannt dastand, die Hände krampfhaft in einander geschlungen, das Auge starr auf den Boden geheftet, und erst als eine Thräne sich leise über ihre Wange stahl, löste sich der Bann, und ein mattes-Lächeln verklärte ihr bleiches Gesicht, als der Rector sie sanft in den Sessel niederdrückte, und dann mit dem Blick stummer Liebe vor ihr stehen blieb.

„Else, mein Lieb,“ sprach er nach einer Weile, ruhe hier aus, erhole dich, es war zu viel für Dich, kann ich's doch kaum verwinden, was er uns angethan.“

„Ich fühle es, daß es viel Böses sein muß, und zürne ihm, daß er Dich so zu kränken vermochte; sprich, was war es? daß Du mit Deinem großen Herzen ihm nie vergeben magst.“

„Er war mein böser Feind, der als getreuer Diener in teuflischer Schlaueit meine Schwächen erlauschte, ich habe es kaum gemerkt, wie er das Feuer schürte. O! daß ich's sage, das verzehrende Feuer des Mißtrauens und der Eifersucht, nein! laß mich reden, Du weißt, Else, das Unglück macht mißtrauisch! und daß ich's bin, ist eben mein Geschick, ich habe so viel verloren . . . das größte, schönste Gut, es blieb mir noch, und dieses zu verlieren, hebt täglich meine Seele und verzehrt sich in unbegründeter Furcht, in unmännlicher Verzagtheit. Das Kind, das Einzige, ging ja auch dahin, ich will nicht Deinen Schmerz von Neuem wecken, ich weiß, daß Du diesen mit Seelengröße oft verbirgst, wie ich es nicht vermag.“

Elses Thränen flossen reichlicher, und ihre Augen sahen mit schmerzgefülltem Ausdruck, auf ein kleines, auf Elfenbein gemaltes Bildchen, das von einem welken Kranz umgeben, ihr gegenüber an

der Wand hing. Das blasse Kinderantlitz eines blondlockigen Knaben mit engelhaften Zügen, mit einem weißen Kleidchen angethan, der einen Palmenzweig im Arme trug, glich einem trauernden Genius; der gesenkte Blick und die Starrheit seiner Haltung aber ließen keinen Zweifel übrig, daß dies das wohlgetroffene Conterfei einer kleinen Leiche sei.

„Wie Ihr's Beide auch verschweigt, Du und Lisbeth,“ sprach der Rector weiter, „ich weiß, daß unsere Gedanken stets zusammen bei unserm Liebling weilen.“ „Ich konnte damals, wie von einer höhern Macht geleitet, sein Abbild retten, ehe noch der bittere Tod ganz mit seinen dunkeln Schatten über sein liebes Antlitz zog; wie war ich selbst erstaunt, und doch in meiner Trauer noch beglückt, denn was ein Meister kaum vollbringen konnte, das hat ein Laie mit wundem Herzen, treu und wahr geschaffen . . . dieses Bild. Die Pinsel und Palette aus der Schülerzeit habe ich wohl seither nicht mehr berührt, sie sind zu gut für leichte Spielerei, denn mit ihnen habe ich, was ich selbst kaum glaubte, ein unvergänglich Werk geschaffen . . . doch was rede ich Dir von alten Dingen, von alten Schmerzen, es kam nach ihnen viel Schlimmeres, das bittere Neue nach sich zieht . . . es wäre nicht gekommen, doch brachte er es ins Haus, der Bube! er fachte meinen Argwohn an, indem er meinte es habe der Prinz die Reise nur um dich gemacht, nein! wehre mir nicht die Gedanken! ich wollte so nicht denken, allein Dein froher Gruß von damals . . . mit dem Du ihn empfangst. Dies habe ich hundertmal in meiner Seele herumgewälzt, und tausend Stimmen stritten für und wider, und was ich laut gedacht, fing jener Unhold auf und wußte daran zu zerren, und mein kränkendes Gemüth für seine Zwecke, wie er meinte, umzustimmen.“

Jetzt erst begriff Else, um was es sich handle, mit einem wehmüthigen Lächeln streckte sie ihm ihre Hände hin, „mein Gruß galt Dir allein, für Dich allein war nur das Haus geschmückt, Du nahmst meine Bestürzung für ein böses Gewissen, und das thut mir weh! doch laß uns davon schweigen, ich will nicht, daß Du diese kleine Schuld so reuig hier bekennst, das ziemt Dir nicht! nur sage mir,

was Dir Leithold that, daß Du in so gewaltigem Zorn ihm anbefahlst, das Haus zu meiden?"

Der Rector beugte sich über Else, und flüsterte ihr ins Ohr:

„Er ist ein Mörder, er glaubt, ich haffe den Prinzen eben so tödlich, wie er ihn haßt!“ erschrick nicht! sein Plan mißlang, nur fiel ein anderes Opfer. „Ich beschwöre Dich aber, vergiß, was ich Dir sagte und laß Lisbeth niemals dieses Geheimniß wissen; sage ihr, er sei in andere Dienste getreten, er-sei fort, Du wüßtest nicht wohin; ich bitte Dich! sage es ihr, daß ich seinen Namen in unserm Hause nicht genannt wissen will; er sei todt für uns, versprich es mir, Geliebte!“

Else legte mechanisch ihre erstarrte Hand in die Seinige, ihr Verstand fing an, sich zu verwirren.

„Mein Gott, stammelte sie, ich fasse es nicht, der kurische Prinz zog in den Krieg, nachdem er hier gewesen.“

„Gottlob!“ sprach er: „die Schandthat ward an ihm nicht ausgeübt, obwohl. . . Doch ängstige Dich nicht, Kind, die Zeit wird Ruhe bringen; wäre er gefallen, ich hätte es nie verwinden können!“

„So haffest Du ihn nicht, den edlen Bruder meiner geliebten Herrin?“ sprach Else und ein Strahl freudigen Erstaunens glänzte aus ihren feuchten Blicken.

Der Rector schüttelte stumm das Haupt und nach einer Weile begann er:

„Du weißt nicht, wie ich angekämpft habe gegen ein Gefühl, das allmählig meinen Haß gegen ihn schwinden machte! Du weißt nicht, wie ich mir zürnte, daß jene alte Anhänglichkeit für das Herzogshaus bei mir oftmals rege ward; ich hielt es für den größten Frevel, eine andere Regung, als die des Zornes für jene zu empfinden, für jene, die uns so elend gemacht. Du weißt es nicht, daß ich damals auf der Richtstätte, wo mein armer Vater so grausam hingemordet ward, meine Hand an die warme Asche legte und schwor: daß ewiger Haß und ewige Feindschaft zwischen uns und den Kettlers auf Kindeskind bestehen sollte, und wahrlich! bitterer konnte niemand hassen, als ich es that! Wohl sah ich Deine Liebe für die Prinzessin sich

oft in kleinen Zügen äußern; Du schwiegst erschrocken, wenn mein finsterner Blick Dich traf und dennoch mußte ich mir sagen, daß ich ohne sie Dich nie gesehen hätte, daß Du dem Elend eines niedern Daseins nie entrisfen wärest, wenn sie Dich nicht zu sich emporgehoben hätte.“ „So wurde ich oftmals in Gedanken meineidig.“ Unser Kind starb, ich sah, daß mein Haß auf Kindeskind nicht kommen sollte, und nahm es als Strafe für den Meineid, ich thörichter Mann! als ob der große Gott dort oben ein Gott des Jornes und der Rache wäre!

Er schwieg gedankenvoll, Else sah seltsam befremdet zu ihm auf, wie er so da stand, den Blick gesenkt voll finsterner Trauer. Da sah sie erst was er gelitten haben mußte; wie war die Stirn gefurcht von leisen Falten, die kräftige Gestalt gebeugt und nicht mehr sich hochtragend, wie in den Tagen des Glückes, da sie ihn zuerst gesehen; wo war der feste Zug von Uebermuth geblieben, mit Dem er einst heimgekehrt ins väterliche Haus, es war als hätte dieser Mund das Lächeln nie gekannt und dennoch, wie hell hatte er lachen können mit dem Kinde, wie hatten Beide oft gejauchzt, und selbst Elisabeth ließ sich haschen, wenn es galt den Knaben glücklich zu sehen, o diese schöne Zeit! wie schnell war sie versunken, vielleicht für immer, doch nein! zog nicht die dunkle Wolke heute über ihr Haupt dahin und leuchtete nicht der Abendstern in glückverheißendem Glanze von Neuem; ja es war ein gutes Omen, es konnte sich zum Heil noch Alles wenden. Sie gab sich unwillkürlich jetzt diesen Gedanken mit freudiger Zuversicht hin und es besetzte sie die Hoffnung an eine bessere Wendung ihres Geschicks; immer weiter in ihr stilles Sinnen versenkt, spann sie eifrig an dem goldenen Faden für die Zukunft.

Da weckte sie die tiefe Stimme ihres Gatten aus ihren Träumereien. Sie horchte auf, um keines seiner Worte zu verlieren.

„Sieh, Kind, sprach er sanft“ jetzt erst erscheint mir mein ganzer Haß und meine Rachegeanken die ich hegte, so haltlos, so meiner unwürdig! Es ist ein thörichtes Beginnen zu meinen, man hasse an den Kindern, das was die Eltern einst verbrochen; jetzt weiß ich,

weshalb ich gerade den Prinzen so bitter anfeindete: ich weiß es, Else, denn ich fühle, daß er Dich liebt, eben so wie ich; bitte höre mich, Du mußt jetzt Alles wissen! Nein, wende nicht erschreckt Dein Angesicht, ich irre nicht! ich sah es in seinen Blicken, an seinem Wesen, ein einziger kurzer Moment genügt, um dies zu fühlen, das Auge der Liebe sieht schärfer als der Blick des wilden Aars, nur muß ein böser Wahn nicht diesen Blick verdunkeln und den klaren Sinn nicht blenden und verwirren können. Wie haßte ich ihn an jenem Abend, als er so voll Trauer und doch voll tiefer Sehnsucht sein Auge an Dich hing; ich weiß, wie Schwert und Dolch traf jedes meiner Worte gewürzt mit jenem Gift des Neides, das aus den dunklen Tiefen meines Herzens quoll. Wie dünkte ich mich groß! und dennoch, mußte ich nicht den Zorn ersticken vor seiner Hoheit, vor seiner ernstern Würde, wie klein erschien mir später wiederum mein ganzes Wesen; o streckte er jetzt die Hand mir zur Versöhnung hin, bei Gott, ich würde sie an meine Lippen drücken!

Else warf sich mit einem unterdrückten Freudenschrei an seine Brust, er aber fuhr fort:

„Jetzt denke ich besser seit jener Stunde, wo ich hörte, daß eine höhere Macht sein Leben schützte, da wußte ich auch, daß er nur in Dir das reine Frauenbild verehrte, daß Deine Anmuth, Deine Lieblichkeit seinen Sinn nicht berückte, wenn auch sein Herz gefangen nahm, wie dies bei allen edlen Männern oft geschieht, die treu verehren, was sie nicht besitzen und heilig halten ein fremdes theures Gut. Dich sehen und lieben ist ja Eins, kann ichs dem Winde wehren, der die Stirn Dir sächelt, den Sonnenstrahl, der Dir den Scheitel küßt; Du bist ja mein, ist dies nicht Glücks genug.“

Else hörte nichts mehr, als die letzten Worte. „Ja, Dein“ flüsterte sie, „und das ist Glück genug, doch hörst Du nicht Disbeths unruhige Schritte, komm laß uns gehen, sie sorgt sich stets um uns. Sieh' dort das junge Morgenroth am Horizont, ich wußte es ja, es wird sich Alles, Alles herrlich wenden.“

## Kapitel VIII.

### Burg Löwentruh.

Auf einer waldbekränzten Anhöhe in der südwestlichen Richtung zwischen Herford und dem Teutoburgerwald erhebt sich eine Burg aus gewaltigen grauen Steinquadern, mit mächtigen Binnen und Thürmen, die weit ins Land hineinragen. Der ganze kolossale Bau ist ein längliches Viereck, an der Vorderfronte mit drei Thürmen versehen, von welchen einer der Schloßkirchenthurm ist, auf dessen spitzem zeltartigem Dach das Kreuz der alleinseligmachenden Kirche golden im Abendsonnenschein funkelt. Ein grünes weites Thal von waldigen Anhöhen eingeschlossen, abwechselnd durch langgestreckte oder spitze Bergkuppen zu beiden Seiten geschützt, dehnt sich zu Füßen des steinernen Riesen und endet in eine von einzelnen Föhren besetzte felsenstarrende Einöde; von dort aus plätschert zwischen zerklüftetem Gestein ein Gießbach hernieder, der sich allmählig verengend durch das blumige Thal schlängelt und in dem großen Karpfenteich des Schlosses mündet. Von Binsen eingefast und von üppigem Baumwuchs umgeben, ruht die dunkle Fluth in ihrem Bett und dort, wo das Ufer flacher wird, kreiseln sich kleine Wellen über allerlei Gestein, das von der Höhe herabgerollt, einst zu der Mauereinfassung des Schlosses gehört haben mochte. Die Sonnenstrahlen brechen sich durch das üppige Blättergrün der mächtigen Buchen und Eichen und huschen wie glänzende Irrlichter über die geheimnißvolle Tiefe, weiße und gelbe Wasserrosen schwimmen auf der leichtbewegten Fläche, umgaukelt von blaugeflügelten Libellen und buntgefleckten Schmetterlingen. In der Bucht, wo die Wellen über den Riezboden hinschlüpfen, schaukelt ein Kahn,

und die Fische spielen lustig im Sonnenschein, als wüßten sie, daß keine todbringende Lockspeise sobald ihr fröhliches Dasein gefährde. Dort wo der Fluß breiter ist, wölbt sich eine Brücke, über ihr führt der Weg bis zu dem verfallenen Festungswerk, das von Moos und Gestrüpp überwuchert, noch einzelne Bastionen zeigt. Aus den Ritzen der schadhaften Mauer drängen sich Ginster und Heckenrosen in wilder Ueppigkeit und umkleiden dieselbe mit ihren wuchernden Blüthen und Ranken. Ein breiter Weg führt zu einem weiten Thor, vor welchem zwei riesige Löwen aus Sandstein, die Pranken vor sich hingestreckt, Wache zu halten scheinen. Von hier aus gelangt man in einen Vorhof, in dessen Mitte ein mächtiger Springbrunnen seine Strahlen in die Luft wirft. Er ist ebenfalls von Bäumen umgeben und die einzelnen Steinbänke deuten darauf hin, daß dieser Platz zuweilen als Ruhe- und Erholungsort von der Schloßdienerschaft aufgesucht wird. In der Nähe des Brunnens steht ein steinerner Schutzheiliger, dessen leerer, zum Himmel emporgerichteter Blick den Vorübergehenden mahnen soll, die vielleicht verabsäumte Andacht hier zu verrichten; der seine Sprühregen nekt sein Haupt schon viele Jahre, ohne es hohler zu machen als es bereits ist, das lange Gewand hat hie und da Moosstreifen am Saum, und die gefalteten Hände wie die nackten Füße haben ebenfalls eine schwarzgrüne Färbung angenommen. Der breite Altan des Schlosses, von steinernen, mit Wappenschildern geschmückten Pilastern getragen, bildet eine Vorhalle am unteren Stock und durch diese gelangt man in eine mit schwarzem und weißem Marmorgetäfel ausgestatteten Raum. Rechts führen Gänge in die Thurmzimmer und links befinden sich die Bankett- und Ahnensäle derer von Löwentrug. Geradeaus führt eine breite gewundene Treppe in den oberen Stock und in die Remnate der weiblichen Schloßbewohner. Zwei bärtige Herolde in Wappenröcken und mit Schild und Lanzen versehen, stehen zu beiden Seiten der untersten Treppenstufen und oben halten zwei Bagen ihren monotonen Auf- und Niedergang und harren der Winke ihres Gebieters. Durch die hohen Spitzbogenfenster mit ihren bunten, runden, in Blei gefaßten Scheiben dringt das Tages-

licht gedämpft und in schillernden Farben herein. Das weite hohe Frauengemach, mit seinen tiefen Mauernischen, massiven Eichenholzthüren, schwerfälligen geschmückten Meubeln und verblichenen Damastvorhängen, macht einen düstern Eindruck und die kühle Grabesluft in diesen Räumen erkaltet fast das Herz und veranlaßt den Pulsschlag, träge und bedächtig zu gehen.

So ruhig und regungslos, den Kopf in die Hand gestützt, sitzt dort in der Fenstervertiefung eine schlanke, anmuthige, nach vorn übergeneigte Frauengestalt. Der Gesichtsschnitt ist etwas scharf, aber sonst rein und edel, auf dem feinen Oval dieses Antlitzes scheint noch der Jugendschimmer zu ruhen; das sorgfältig geordnete, weiche tiefschwarze Haar legt sich in dicken Flechten und Locken, von goldenen Spangen gehalten, um das anmuthige Haupt, eben solche Spangen zieren den feingeformten Arm und das kostbare aber etwas auffallende Gewand aus gelber Seide mit dunkelrothen Schlißärmeln und reichgesticktem Unterkleid verleiht der ganzen Gestalt etwas Vornehmes, Imposantes und kennzeichnet sie mit Recht als die Herrin dieses Schlosses.

Sie erhebt sich und schiebt mit der Fußspitze eine auf dem Boden liegende Laute bei Seite, dann öffnet sie das Fenster und die hereindringenden Sonnenstrahlen, welche auf ihrem Scheitel spielen, beleuchten einen etwas gelblichen Teint. Durch den sonnigen Glanz dieser großen dunkeln Augen, durch das feine Incarnat auf ihren Wangen und durch die frischen, feingewölbten Lippen erhält dieses Antlitz eine Jugendschöne, die sonst nicht da wäre; die kleinen verfänglichen Fältchen an den Augen und Mundwinkeln kommen deshalb nicht zur Geltung und rechnet man noch die Elasticität der ganzen Gestalt hinzu, so ist man versucht, diese Frau für keine achtundzwanzig bis dreißig Jahre zu halten.

Sie schaut still prüfend in den Schloßhof hinab, dann schließt sie wie beruhigt das Fenster, schreitet bis zur Mitte des Zimmers an einen Tisch, auf dem allerlei weibliche Arbeiten, untermischt mit Büchern und Pergamentrollen liegen. Hier schlägt sie mit einem

Stäbchen auf eine Metallplatte, ein heller Ton dringt durch das Gemach und auf der Schwelle erscheint ein Page.

„Bescheidet Se. Hochwürden, den Vater Anselm, zu mir und sorgt, daß kein Fuß diese Schwelle passirt, ehe ich es gestatte und wenn mein Jäger sich Befehle zu holen kommt, so sagt ihm, daß ich in einer Stunde nach Herford zu reiten gedenke, die Knappen mögen mein Pferd bereit halten, den Falken nehme ich mit und die Hunde können mich begleiten; der Leibjäger aber mag mich am Weiher erwarten.“

So sprach die Freifrau in kurzem scharfem Ton, winkte mit der Hand und mit einer tiefen Verbeugung zog sich der Page zurück.

Die Dame schritt hastig noch einige Male im Gemache auf und ab, die dunkeln, schön geschwungenen Brauen zogen sich finster zusammen, die Lippen fest auf einander gepreßt, blieb sie fast erschrocken stehen, als von der Thür aus der salbungsvolle Gruß an ihr Ohr drang.

„Gott und alle Heiligen zum Gruß, geliebte Tochter,“ sprach der Mönch; „es soll auf Euern Bescheid mein Fuß auf diesen Boden des Friedens eben so gern verweilen, wie mein Herz bereit ist, alle Eure Wünsche in Christo zu willfahren,“ er streckte seine Hände wie segnend aus.

Die Gräfin aber verneigte sich kurz, und indem sie den Abt einlud Platz zu nehmen, schritt sie noch einige Male unstät auf und ab; endlich blieb sie vor ihm stehen, ihre Augen hatten einen düstern Ausdruck, sie strich sich mit der schmalen Hand über die Stirn und dann begann sie:

„Wir sind hier unbelauscht, ehrwürdiger Vater; mein Gemahl, dessen Bruder und Schwester sind zur Jagd geritten, die Leibdiener mit ihnen, wir haben Zeit jetzt Alles und für immer zu ordnen, ich sage Alles, Vater Anselm, denn wir sehen uns heute zum letzten Male, um welchen Preis werdet Ihr mir sagen; ich weiß, Ihr seid nicht schwierig, wenn es gilt Euren Säckel zu füllen, und ich will ihn füllen bis an den Rand, aber zum letzten Male, hört Ihr's wohl! Nein! erhebt Euch nicht! Erheuchelte Entrüstung wäre hier nicht am Platz,“ sprach sie befehlend und bitter lächelnd; „wir sind

Genossen, sparen wir alle Heuchelei für die Andern, welche wir noch zu betrügen gedenken. Ihr wißt, ich hätte nie den Muth gehabt, trotz meines heißen Rachegefühls jene That zu begehen, wenn Ihr mich nicht durch Eure feinen Ränke dazu angespornt hättet; ich war damals jung, heißblütig und rachedürstend, ich vollzog Euren Auftrag pünktlich und treu, dafür habt Ihr mich in Eure alleinseligmachende Kirche aufgenommen, und als mein frommer Beichtvater von aller Schuld absolvirt". . . Ein kurzes, scharfes Lachen begleitete ihre letzten Worte.

Die Dame nahm wieder ihren Gang auf, und der Abt blinzelte scheu zu ihr hinüber, seine verschwommenen Züge drückten unverkennbare Spannung aus; die fetten Hände andächtig über den Leib gefaltet, schien er ein Bild der Demuth und christlichen Ergebung; nur dann und wann schlich sich ein leises Lächeln auf seine dicken Lippen, das aber sogleich verschwand, als sich die Gräfin in ihrem Gang unterbrach und abermals das Wort nahm.

„Ihr wußtet damals meine verzweifelte Lage zu benutzen, um Eurer Kirche ein verirrtes Schäflein zuzuführen. Wenn mein Gemahl nicht durch einen Zufall die schöne Polin kennen gelernt hätte, woran ein steinerner Heiliger Schuld gewesen sein soll, so hätte sie mich nie verdrängen können; denn damals hatte er bereits sein Wort verpfändet, mich vor der Geburt meines und seines Kindes zur rechtmäßigen Gattin zu machen. Da erschien er eines Tages und kündigte mir an, ich müsse den Platz räumen für die neue schöne Herrin, welche bald einziehen würde; diese dürfe mich nicht finden, es wäre eine Beleidigung für sie und ihn.“ Die Hände der Gräfin ballten sich krampfhaft zusammen und dann stieß sie wieder folgende Worte leise und scharf heraus, während ihre zornigen Blicke auf dem Fußboden hafteten.

„Meine Thränen, meine Bitten, selbst die wahnsinnigsten Drohungen halfen nichts; sie sollte anderen Tages mit ihrer Familie und anderen Gästen eintreffen. Das Geld, das mir mein Gatte damals bot, warf ich ihm vor die Füße und mit einem Racheschrei verließ ich das Haus, aus welchem ich von jener verdrängt ward.“

Sie stockte, dann murmelte sie leise wie vor sich hin: „Es war die Strafe für eine Treulosigkeit, die ich um feinetwillen begangen hatte.“

„Experientia est optima rerum magistra, geliebte Tochter,“ sprach sanft der Mönch.

Die Gräfin fuhr fort:

„Wie lange ich umhergeirrt haben mochte weiß ich nicht; ich fristete mein unwürdiges Dasein durch das Mitleid armer Waldbewohner, bis ich eines Tages, um ihnen nicht zur Last zu fallen mit meinem Kinde auf und davonging.“ „Das letzte kostbare Stück, das ich bei mir hatte, ward dort verkauft worden; ich wäre vor Hunger und Ermüdung umgekommen, wenn nicht Zigeuner, die mitleidiger waren, als der Vater meines Kindes, mich gerettet und aufgenommen hätten.“ „O! wäre dies nie geschehen! Ich hätte nicht wieder auf die alten Sünden neue häufen können, doch beruhigt Euch!“ lächelte sie bitter und schaut mich nicht so bestürzt an, Ihr sollt keine reuige Magdalena in mir finden, aber als mein Beichtvater könnt Ihr es wissen, weshalb ich Euren Auftrag ohne Scrupel vollzog. Ihr wißt es ja an Euch, ehrwürdiger Vater, wer vor der ersten Sünde nicht zurückschreckt, dem wird sie bald zum Handwerk, zumal wenn er vor aller Entdeckung sicher, ungestört weiter sündigen darf und schließlich dahin gekommen ist, den eigenen inneren Richter durch allerlei erlogene Gründe zu beschwichtigen. Ihr könnt es daher auch wissen, daß ich, durch die Liebe des Ritters Löwentruz bethört, mich an seine Ferse heftete und dadurch an einem Andern meineidig ward. Wir Beide durften damals nicht an einem Orte leben, wo man uns kannte, er zog daher nach Wien, und ich mit ihm; um Jener willen mußte ich gar bald die Stätte meines Glückes verlassen und ins Elend hinausziehen. Wißt ihr, was das heißt, Vater Anselm? Ich habe mich für alle diese Leiden an Weiden gerächt. Ihr aber habt aus schnöder Habsucht ein junges, blühendes Leben in den Tod gejagt und ich war Euer schnödes Werkzeug!

„Omnia ad majorem Dei gloriam, theure, Tochter,“ lächelte milde der Vater und seine funkelnden Augen, die etwas von dem Blick der Schlange hatten, richteten sich fromm zum Himmel.

Ein Blick des bittersten Hasses und der tiefsten Verachtung schleuderte ihm die Burgfrau zu, dann nahm sie wieder das Wort:

„In den Waldschluchten bei Krakau, unter dem Zeltdach der Zigeuner geborgen, reiften in mir allerlei wahnsinnige Entschlüsse, die ich bald verwarf und wieder aufnahm; so in meinem Brüten versenkt, hörte ich eines Tages eine Zigeunerdirne erzählen, es suche die schöne reiche Magnatentochter eine Oberin für das neue Hauswesen, welche der deutschen Sprache mächtig sei und die zugleich den jungen Erben zu bewachen habe.“

„Mein Entschluß war gefaßt, ich verließ mein Kind; was konnte, was sollte ich ihm auch sein! und ging nach Krakau, dort wies man mich zu Euch, dem Beichtvater der Herrin, ohne dessen Empfehlung ein so wichtiges Amt Niemandem anvertraut werde.“

„Ihr lebtet in Wien, denn damals hattet Ihr noch nicht auf Kosten des heiligen Stephanus das Kloster erbauen können, ich pilgerte zu Euch, und Ihr wurdet mein Wohltäter, theils weil ich Euch gefiel, theils weil ich einsam und ohne Familie dastand und Ihr würdiget mich wohl deshalb der Ehre, Euer Werkzeug zu werden! „Ich konnte mich eines Tages an den Schreck des heimkehrenden Gatten weiden, dem ich auf meinen Armen den jungen Erben entgegentrug.“ „Noch sehe ich seinen starren Blick des Entsetzens, noch sehe ich seinen Kampf mit dem er den Born bezwingen mußte, um sich nicht vor der kranken Gattin zu verrathen; ein leerer trostloser Blick war alles, was der Neugeborene als ersten Gruß empfing. Dies war mir Genugthuung! Ich hielt jetzt sein Glück in meinen Händen, er wußte, daß ein einziges Wort von mir es zertrümmern konnte; sein ohnmächtiges Ringen, sein tödtliches Bangen um die Geliebte sättigte noch immer nicht meine Rache. Nein, das war es nicht allein! Ich fühlte, wie aus diesen Rachegefühlen die alte Leidenschaft für ihn in verzehrender Gluth hervorbrach; der Gedanke, ihn für immer aufgeben zu müssen, war mir mehr als der Tod.“ „So stand ich wie das

Schicksal zwischen Beiden, aber nicht drohend, hohnlachend grausam, nein demüthig voll Selbstverleugnung und Opferfreudigkeit. „Bis sie hilflos war, bewachte ich ihren und des Kindes Schlaf; ihre engelhafte Schönheit und Sanftmuth hätten mich bekehren und verfühnen können, wenn er sie nicht mehr als mich geliebt hätte.“ „Wenn sie mir dankte mit zärtlichen Worten, dann sah ich zu ihm hin, sein scheuer Blick vermied den meinen, aber es schien mir als sei die Furcht von mir in ihm gewichen, als meine er, ich hätte mich in meiner Liebe zu ihm bezwungen; der Thor! er hätte nicht in seinen schönen Augen so viel Bestrickendes haben müssen, ich hätte nicht der heißen Liebeschwüre gedenken müssen, von denen sein verätherisches Herz nichts wußte.“

„So kam denn die Zeit, wo sie der Gefahr entronnen schien; er mußte eine Reise unternehmen, um die entfernten Güter seiner Gemahlin zu besuchen, und er that dieses sorglos, denn Ihr waret ja täglich da, um die Genesende zu erbauen und zu trösten mit den Mitteln der alleinseligmachenden Kirche, und sie glaubte Euch; denn sie war eine der wahrhaft Frommen in Eurer Gemeinde. Da, eines Tages tratet Ihr als Versucher zu mir heran, nachdem Ihr mich an meine Dankbarkeit zu Euch mahnetet, bedauertet Ihr zugleich, daß mit ihrer Genesung auch meine Dienste entbehrt werden müßten, denn sie und ihr Gemahl hätten eine Reise nach Italien beschlossen. Ihr ließet mich durchblicken, daß Ihr meine Leidenschaft für den Ritter bereits errathen und daß jener ebenfalls durch meine Schönheit und Leidenschaft besiegt, schnell genug seine kleine schmachttende Frau, wenn diese vielleicht, von der Krankheit nicht genesen sollte, vergessen werde. So waren Eure Worte, ehrwürdiger Vater, und taumelnd folgte ich Euren Versprechungen, Euren Verlockungen und halb wahnsinnig gelobte ich zu thun, was Ihr mich lehrtet! .

„Anderen Tages neigte ich mich an das Ohr der Leidenden und erzählte ihr, es sei der heilige Stephanus mir im Traume erschienen, so wie ich ihn am Kreuzwege als grau verwittertes Steinbild gesehen, auf seinen steinernen Armen habe er das junge Knäblein getragen und mit zürnender Stimme also gesprochen:

Gehe hin zur Mutter dieses Kindes, sage ihr, sie möge sich und ihr Kind vor der ewigen Verdammniß zu retten suchen, denn ihre Tage seien gezählt!"

Die Gräfin stockte, eine Reichenblässe überzog ihr Antlitz; drohend, als gelten diese Worte dem Priester, hob sie den Arm anklagend gegen ihn, er aber wandte das Gesicht zur Seite, zog eilig aus dem Gürtel die heilige Perlschnur, an welcher das Bildniß des Gekreuzigten hing und betete mit halblauter hastiger Stimme dazwischen, während die Gräfin dicht an seinem Ohr wiederholte:

" — — denn ihre Tage sind gezählt." Diese Worte wirkten auf das junge Wesen wie ein elektrischer Schlag, ihr ganzer Körper erbebte, und die kleinen Hände krampften sich heftig in die seidene Decke, während ein hilfloser Blick auf das Bettchen ihres Kindes fiel; ich aber nahm die Stimme des Heiligen an und sprach:

"Weihe das Kind Deiner Kirche, laß ein Kloster erbauen zur Ehre des geschändeten heiligen Stephanus und den Knaben daselbst in den geweihten Mauern erziehen bis zur Zeit seiner Volljährigkeit, wo er sich selber für das Cölibat entscheiden soll."

"Jetzt hörte die junge Frau nichts mehr, eine tiefe Ohnmacht hielt ihre Sinne umfassen; da erschien Ihr, ehrwürdiger Vater, eine Pergamentrolle in Euren Händen, ich selber wankte davon und als Ihr mich nach zwei Stunden zu Euch bescheiden liehet, sah ich die Kranke aufrecht in ihrem Bette mit fieberhaft glühenden Wangen und unheimlich glänzenden Augen sitzen, die Pergamentrolle auf ihren Knien; die eingetauchte Feder drücktet Ihr in ihre Hand, und mit wenigen Strichen ward Ihr zum Abt des nachherigen Klosters des heiligen Stephanus ernannt und das Kind nebst mütterlichem Erbtheil in Eure heiligen Hände gegeben."

Die Gräfin trat, nachdem sie geendet, einen Schritt zurück, athmete tief auf und sah dann wie triumphirend auf die verstörten Züge des Mönches, über dessen blasse zitternde Lippen sich jetzt nur einzelne abgebrochene Laute, statt des Gebets, verirrten.

Endlich ermannte er sich, steckte langsam das Kreuz hinter den Gürtel und indem er ausblickte hatte er bereits seine Fassung wiedergewonnen.

„Geliebte Tochter,“ sprach er wehmüthig, „lasset die Todten ruhen. Gedenket, daß ich Sorge trug Euch Eurem jezigen Gemahl anzutruauen! daß Ihr es waret, die nach wenigen Monden die Reise nach Italien mit ihm unternahm und daß Reichthum und Ansehen Euch bis zur heutigen Stunde verblieben ist.“

„O! ich gedenke dessen nur zu oft“ rief sie bitter, „und ich ließ Euch jezt zu mir bescheiden, um Euch zu sagen, daß ich nicht weiter gesonnen bin Eurer unersättlichen Kirche theure Reliquien abzukaufen — daß ich nicht mehr gesonnen bin, Altarbilder für alle Zellen Eures Klosters zu bezahlen — daß ich Euren Forderungen, die Ihr von Zeit zu Zeit an mich stellt, nicht mehr nachkommen will, um endlose Gaben in den weiten Schoß Eurer Kirche zu schütten, wobei der größte Theil für Euren Säckel abfällt; ein letztes Geschenk erhaltet Ihr heute noch — dann schließen wir unsere Rechnung! Denkt nicht, mich durch Drohungen zu zwingen, denn ich stehe nicht an, mich meinem edelmüthigen Gemahl reuig zu Füßen zu werfen; was dann aus mir wird, gilt mir jezt weniger als Ihr es Euch vielleicht träumen lasset.“ „Meine Vernichtung zieht aber auch unfehlbar die Eurige nach sich — drum lasset es Euch genügen an dem Raub, den Ihr so viele Jahre ungestraft verüben durftet, lasset Euch genügen an einem Opfer und gebt den Jüngling frei, den Ihr, wie ich wohl weiß, zum Cölibat zwinget werdet! Lasset ihn frei, denn ich will, daß er als rechtmäßiger Erbe einziehe in seines Vaters Haus.“

„Ich habe meinen Knaben nie wiedergesehen und habe nicht gewagt nach ihm zu forschen, auf welchem Wege sollte ich dieses thun! da mein Gemahl nichts von seinem Dasein wußte und ich das Zusammentreffen mit den Zigeunern vermied; jezt aber möchte ich, so viel an mir liegt, die späten Lebensstage meines Gatten verschönt sehen, indem sein Sohn ihm wiedergegeben wird. „Es muß sein, Pater, ich will es, keine Einwendung, ich werde Sorge tragen, daß dennoch das Erbtheil des Junkers Eurer Kirche zufalle, genügt Euch

dieses? Nun wohl, Ihr schweigt und lächelt, wisset Ihr denn nicht, daß wir das Jahr der Gnade 1688 schreiben, daß dieses Jahr das einundzwanzigste des jungen Erbherrn ist! Was zögert Ihr? Ihr kennt den eisernen Willen meines Vaters nicht, er wird seinen Sohn zum zweiten Male holen wollen und dieses Mal mit Erfolg, er muß wissen, wes Sinnes der Jüngling selber ist.“ „Es wird Euch nicht gelingen, den Knaben wie damals zu verleugnen und zu sagen, er sei auf Reisen mit den Laienbrüdern, um sich die Welt anzuschauen und sie lieb zu gewinnen; wie schön ihr damals den Vater einzuschläfern wußtet; es half Euch wohl, den Knaben Briefe nach Hause schreiben zu lassen, in denen er bekannte, daß alle Freuden der Welt, alle elterliche Liebe ihm nichts gegen die Einsamkeit in den heiligen Mauern seien, daß er alle Wonnen des Paradieses in der Liebe zu Christo empfinde und dergleichen Dinge mehr, wie sie Euch so geläufig auf den Lippen kommen und in die Feder des unglücklichen Jünglings dictirt worden sind.“

„Ihr seht, ehrwürdiger Vater, der jahrelange Verkehr mit Euch hat mich scharfsinnig gemacht, und zwischen so guten Genossen ist ja jede Verstellung unmöglich! Wie müßte sich das heiße Blut, das feurige Temperament meines Gemahls in seinem Sohne seltsam verleugnen, wenn ihm die Liebe zum Priestertum angeboren wäre. Ihr habt dem Kinde seine Abstammung wohlweislich verschwiegen und ihm genügende Demuth einzulößen gewußt; Ihr habt sogar die Clausel im Vermächtniß der Mutter veredeutelt, wo gesagt ist, daß der Jüngling gegen den Willen des Vaters, die Mönchskutte nicht erwählen darf. O! Ihr habt lange falsches Spiel getrieben, und ich habe Euch gewähren lassen, weil ich wußte, daß mit dem jungen Erben mir ein feindliches Element entgentreten würde, daß mit seinem Erscheinen mein Reich hier zu Ende ginge; zumal, wenn er vor der Schönheit des Fräulein Nolde bezwungen, sich diese als Gattin erwählte. Dies Alles hat mich zurückgeschreckt, allein ich will nicht länger mehr mein Schicksal sein; ich bin es müde um eine Herrlichkeit zu kämpfen, während mein unglückliches, verlassenes Kind im Elend schmachtet, doch dies gehört hier nicht her; ich wollte

Euch damit sagen, daß ich für Niemand zu leben habe, und ich weiß, daß Ihr hinfort in mir Eure Feindin bekämpfen werdet; es könnte eines Tages sein, daß ich durch Eure Hand eines plötzlichen Todes sterbe, immerhin! doch Alles was ich Euch sagte, ist bereits wiedergeschrieben, und wenn Ihr den Leib tödtet, so richtet Euch mein Geist mit tausend scharfgeschliffenen Worten, die sicherer als Euer Gift und Dolch, Euch selber treffen sollen!"

Der Mönch erhob sich plötzlich und trat dicht neben die Gräfin hin, sein flackernder Blick traf ihre Gestalt, und glitt dann wieder unstät bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand im Zimmer hin; er bezwang indeß seinen inneren Grimm, der aus seinen Blicken glühte, seine Lippen bebten convulsivisch, aber er sprach mit salbungsvoller Stimme:

„Wie mögt Ihr mich doch so knechten mit Euren Worten, die wie Geißelhiebe auf mein betrübtes Herz fallen, denn während Ihr mich schmähet und richtet zugleich, sinne ich in Ungeduld, wie ich Euch versöhne und in Frieden von Euch scheiden mag; aber was ich auch sage, nichts ist für Euer ungeberdiges Gemüth eine Tröstung und wehe mir, daß ich gesendet bin, Euch Dinge zu verkünden, die Euer trotziges Herz gegen mich noch mehr verhärten werden. Wer sagt es Euch denn, daß wir den Jüngling zum Priesterthume zwingen wollen? Bei Christi Blut! die Kirche kennt keinen Zwang, aber das Kind war starker Constitution und eben so schwerfälligen Verstandes, sein kränklicher Körper bedurfte stets der aufopfernden Pflege unserer Brüder, und sein Geist war wenig empfänglich für die Segnungen der wahren Religion; nur in einer Stunde der Erleuchtung, hat er sein irdisches Gut der Kirche vermacht, unter deren Obhut er ein gottgeweihtes Dasein lebte; die Furcht um seine Seligkeit kam, gelobt sei der Herr! noch zeitig genug über ihn.“

Nach diesen Worten faltete der Mönch seine Hände über den wohlgenährten Leib, und blickte fromm gen Himmel.

„Was sagt Ihr?“ rief entsetzt die Burgfrau, und ihrer Finger umspannten krampfhaft den Arm des Geistlichen, „Ihr lügt, Vater, Ihr lügt!“

„Wie mögt Ihr mich so bestürmen, theure Tochter in Christo,“ entgegnete er kalt und in seinen Augen bligte es auf, wie ein Strahl von Schadenfreude; „doch was in meinen Kräften liegt, will ich vollbringen, und doppelte Sorgfalt soll sein Leben behüten; gebe Gott! daß ich ihn weniger in agone finde, als dies bei meiner Abfahrt der Fall war. Ein junger Klosterschüler seines Alters, ist sein treuester Pfleger, und vielleicht sende ich Euch gute Bottschaft mit dem Barfüßler, der beim Köhler im Gebirge nach Eurer Anordnung seine Rast zu halten hat. Lebt wohl, ich eile zu thun, wie Ihr befohlen, und vergeßt nicht, was Ihr gelobt, wie Ihr wohl wisset — Alles ex pacto et convento, der Friede Gottes sei mit Euch!“

Die Gräfin war auf einen Stuhl gesunken und verhüllte ihr Haupt mit beiden Händen. Ueber dieses gebeugte Haupt machte er das Zeichen des Kreuzes, sie aber sah nicht auf, bis seine Schritte draußen verhallten. Dann erhob sie sich langsam, strich über ihr kostbares Gewand, glättete mechanisch das Haar und griff dann nach einem breitkrämpigen Hut, der, mit wallendem Schleier und Reiherfedern verziert, auf dem Tische lag; drückte diesen tief in die Stirn und trat dann ans Fenster, das sie hastig aufriß. Einige tiefe Athemzüge gaben ihr die Ruhe wieder; mit raschem Blick überschaute sie den Schloßhof, er war leer, nur zwei Knappen hielten unten am Portal ein schöngezäumtes Roß. Sie wandte sich und überschritt die Schwelle, gefolgt von den beiden Knappen, stieg sie ruhig die Stufen hinab; draußen bewillkommnete sie der kreischende Falk, sie nahm ihn auf ihre Hand. Die Junker hoben sie in den Sattel, und von den beiden Windhunden gefolgt, sprengte sie allein einen kleinen Pfad hinab, der ins Gebirge führte.

Eine Stunde später verließ auch der Leibjäger Magnus Leithold, hoch zu Roß, die Burg; er wußte, daß, wenn seine Herrin noch im Gebirge jagte, er lange am Weiher ihrer zu harren habe; finster und verdrossen schlug er ebenfalls den schmalen Weg ein, den die Burgfrau genommen hatte; denn den Weg ins Gebirge ritt sie oft allein, dies war ihm ein Räthsel, das er zu lösen hatte, und dieses

sollte ihm nicht allzuschwer fallen. Er sah sie eines Tages, als er den kürzesten Weg, aus Herford kommend, über den Gebirgsweg nahm, gerade da, wo es am einsamsten war. Auf dem zerklüfteten Gestein, wo sich der Gießbach herabstürzte, saß sie still und regungslos, als lauschte sie dem Rauschen der rinnenden Gewässer, die im wirbelnden Tanz junge Baumleichen und dürres Gestrüpp ins blühende Thal hinartrugen, und unverwandt folgte ihr Blick dem tollen Treiben, als gelte es jedem losgelösten Stein, jeder abgerissenen Blume, die der Bach mit sich führte, einen Abschiedsgruß nachzusenden. Ihr zu Füßen lagen die Hunde und unten, die Zügel um einen Baum geschlungen, grasete das herrliche Roß. Ein andermal sah er, wie der lahme Belten, ein armer Köhler aus dem Gebirge, vor ihr stand, und sie angelegentlich mit ihm sprach. Die Worte verstand Leithold nicht, obwohl er viel darum gegeben hätte, zu wissen um was es sich handele.

Gab es doch im Schlosse so viele Räthsel und der Heimlichkeiten mancherlei, welchen Leithold nachzuspüren hatte; es war nun einmal seine Art, in die Verhältnisse Derer klar zu sehen, mit denen sein Verhängniß ihn zusammenführte, er hatte sich stets so zu stellen gewußt, daß er niemals in Knechtschaft gerieth, wie untergeordnet seine Stellung auch sein mochte. Dank dem angeborenen Spürsinne, waren seine Combinationen immer erfolgreich, und er durch diese verwegener und productiver geworden, wo es galt sich Aufklärung zu verschaffen, oder andere zu mythisirciren. Leithold war ein Kobold, und zwar ein böser gewesen; mit den Jahren aber nahm er mehr einen infernalischen Charakter an. Es war der Geist der Finsterniß in ihn gefahren, welcher den Hochmuth, die Rachsucht und Grausamkeit in seiner Seele ansachte. Magnus Leithold hätte auf einer anderen Bahn ein bedeutender Mensch werden können, wenn er sich nicht schon längst daran gewöhnt hätte, sein ganzes Leben für eine Ironie zu betrachten; dieses gab seinen Anschauungen nicht nur eine falsche Richtung, sondern brachte ihn noch dahin, daß das lockere Fundament seiner Grundsätze vollständig zusammenbrach. Wie er selbst sagte, verdankte er einer bösen Laune des Geschicks, sein Dasein.

Der Adept Kunkel war in seinem Wesen ihm gegenüber nie verschlossen genug, und Leitholds Scharfsinn hatte bald herausgefunden, daß die Bande des Bluts ihn an seinen Lehrmeister fesselten; aber eine rücksichtslose Geringschätzung, eine rauhe Art mit welcher der Gelehrte seinen Zögling behandelte, machte den Knaben tückisch und mißtrauisch und den Jüngling hart und grausam. Der Haß verdrängte später jedes Gefühl von Dankbarkeit, und als der Gelehrte fast mit überlegter Bosheit ihn vor dem Pöbel öffentlich bloßstellte und er in Folge dessen beinahe ein Opfer der Volkswuth ward, da wichen alle guten Geister aus der Brust des gehezten Menschen, und erst unter dem Dache seines Befreiers fühlte er zuweilen, es könne in ihm Lichter werden, wenn es ihm vergönnt bliebe in dieser reinen Sphäre fortgesetzt zu leben. Da kam das unselige Zusammenreffen mit seinem und des Rektors Feind, seine blinde Rachsucht wurde zur That und darum zuletzt Alles, Alles, verloren.

„Zimmerhin!“ lachte Leithold und stieß dem Pferde die Sporen in die Weichen, ich bin das geworden, was Du aus mir gemacht hast, du große Schule des Lebens, in welcher nur die bevorzugt werden, welche Schönheit, Namen und Reichthum mit auf die Welt bringen. Geist, Weisheit und selbst der größte Edelsinn gehen oftmals unter in diesem großen Narrenhause, das man Welt nennt! Ich aber will meinen Antheil vom Geschick erzwingen und meines Lehrers Wahlspruch soll auch der meine sein: „non existentis nulla sunt jura!“ Vorwärts, Hector!

Aber das Pferd wich nicht von der Stelle.

„Ah! Du bist es, Belten, was duckst Du Dich im Grase und machst mir das Thier wild?“

„Ach Gott, Härre, eine Krücken is fort!“

„Laß liegen, Belten!“ rief der Leibjäger, will sie Dir schon holen ist Dir wohl vor Schreck entfallen, als die Herrin mit Dir sprach? Erzähle mir, wie dieses zuging.

Leithold war bereits vom Pferde gestiegen und saß bald, die Zügel desselben in der Hand, neben dem alten grauköpfigen Köhler, dem er seine Krücke hinhielt.

„Wat sul ik vertellen, men Deern is in die Osnege mit die Herrin gansen.“

„In den Wald mit Deiner Tochter gegangen,“ wiederholte sichtlich erstaunt der Leibjäger.

Velten nickte.

Immer weiter forschte Veithold, immer geschickter stellte er seine Fragen; er wußte, daß seine Herrin diesen Weg nicht zurückkommen würde und so saßen die Beiden noch lange ungestört auf dem grünen Rain. Der Herr Leibjäger wurde immer herablassender und schenkte dem Alten ein blankes Geldstück, das dieser mit einem schlauen Lächeln in seinen Sack gleiten ließ.

Die Sonne brannte nicht mehr so heiß auf die Blaudernden; es war die späte Nachmittagsstunde herangerückt, der nahe Wald rauschte leise wie im Schummer, die Bienen summten geschäftig auf den Grasplätzen, unzählige Mückenschwärme spielten im Sonnenschein, und den Wacholdergebüsch am Wege entströmte ein harziger Duft; dabei schaute der Himmel so ungetrübt drein, als hätte er für diesen lieblichen Fleck auf Erden niemals dunkle Wolken gehabt.

Drüben von der Bergkuppe rollten plötzlich einige Steine hernieder, von dem Schritt der beiden Wanderer verursacht, die dort oben einen beschwerlichen Weg herniederstiegen.

Veithold hielt die Hand über seine starren Augen.

„Wanderndes Judentum!“ rief er verächtlich, „es zieht durchs ganze Land und überschwemmt die Herrenhäuser mit seinen Betteleien!“

Er wandte sich und sein Blick ruhte schon wieder auf dem Gesicht des Alten, als gelte es hier eine Runenschrift in diesem faltenreichen Antlitz zu entziffern. Mittlerweile zogen die Wanderer vorüber und grüßten scheu und demüthig, ohne daß ihnen der Gegenruß geboten ward. Der Jude im schwarzen staubigen Talar, mit einem Knotenstock bewaffnet und einem mächtigen Bündel auf dem Rücken. Das hochgewachsene Mädchen mit nackten Füßen und dürftigem Anzug, trug nichts, aber sie stützte sorgsam den Schritt des Alten. So zogen sie müde und schweigsam des Weges dahin den

Pfad herab der Burg entlang und nach einer halben Stunde lag der Weiher von seinen schattigen Bäumen umgeben, vor ihnen.

„Ich kann nicht weiter,“ klang es leise von den Lippen des Mädchens; „meine Füße sind wund und der Sabbath wird anbrechen ehe wir eine Herberge erreichen.“ „Laß uns rasten,“ ich bin so müde, der Platz hier ist einsam und es stört niemand unser Abendgebet, o Vater!

Schon als sie den schmalen Pfad herabstiegen, wurde das Auge des alten Juden immer düsterer und finsterner; er folgte nicht den überraschten Blicken des Mädchens, die vor Bewunderung stehen blieb und das Riesengebäude anstaunte, das wie von Gigantenhänden erbaut, aus dem Baumdickicht plötzlich herauschaute. Er erhob sein Haupt nicht auf ihre Frage, wer hier wohl wohnen möge von den Vornehmen des Landes.

Seufzend löste er von dem gekrümmten Rücken die schwere Bürde, das Mädchen half ihm diese ins Gras niederlegen, dann aber schritt sie mit leuchtenden Blicken weiter und überschaute stauend die liebliche Landschaft. Bald stand sie in der Bucht, wo der Kahn auf den Wellen schaukelte, bis an den Knöcheln im Wasser und kühlte die müden Füße in seinen Fluthen; dann schlüpfte sie mit der Schnelligkeit einer Eidechse in den Kahn, neigte sich über dessen Rand und badete Gesicht und Nacken mit vollen reichen Strömen, die sie sorglos über sich goß; dann löste sie das Haar, vornübergebeugt und zufrieden mit ihrem Spiegelbild wand sie mit wohlgefälligem Nöcheln eine Krone um das Haupt aus der Fülle ihrer röthlichen weichen, geringelten Haare, die in der Sonne wie dunkelrothes Gold glänzten.

Der Alte war, leise vor sich hinflüsternd, um einige Schritte näher gekommen; auch er tauchte seine Fingerspitzen in das Wasser, dann schlang er den Gebetriemen um seinen Arm und, das Angesicht der untergehenden Sonne zugewandt, betete er mit halblauter Stimme.

„Vater,“ sprach das Mädchen, „laß uns in die Burg hinaufgehen, es werden dort Frauen sein, die mildthätig sind und wir

brauchen unser Haupt dann nicht auf den Boden zu betten; es giebt uns vielleicht der Hausmeister einen Winkel in der Bedientstube!"

"Ich will nicht hingehen in das Haus der Edomiter, Judith, meine Taube; denn einst hat dort gewohnt ein alter grausamer Ritter, der das Judentum heraushegen ließ, welches auf seinen Hof kam, um bei ihm Gerechtigkeit zu suchen; seine Abkömmlinge, die jungen Ritter, werden schlimmer sein als er; denn sie haben die Weisheit der Alten in sich aufgenommen. Möge Abbaddon ihnen den Weg verdunkeln!"

Das Mädchen hörte nicht auf die zornigen Worte des Alten, sondern rief entzückt:

"Sieh' Vater, der silbernen Fische, wie viele! Ist dies der Fluß, wo die Christen ihren Leviathan groß ziehen?"

Judith zog ein Brodstück aus der Tasche und warf es in die Fluth; im Moment schossen die hungrigen Thiere darauf zu und das Mädchen hielt bald darauf jauchzend einen Fisch in die Höhe, der zappelnd ins Wot fiel.

"Laß ab, Judith, mein Kind," warnte der Alte, „wenn wir kommen nach Uffeln, sollst du haben einen Fisch wie diesen; denn Dein Vater ist nicht mehr ein schmutziger Bettler; er wird kaufen von dem Verdienst in Frankfurt und mit dem Geld aus dem Lithauer Pferdehandel das Vaterhaus in Uffeln zurück und Du sollst wohnen wie eine Prinzessin und sollst haben ein güldenes Halsband und ein Kleid von Seide, wie die Tochter des reichen Nabob. Dein Vater ist nicht mehr ein Schnorrer, Judith, und Du wirst werden das Weib von dem jungen Rabbi zu Uffeln und wenn der Reidschichin\*) sich wird wölben über Dein Haupt, soll nehmen aller Jammer und Elend ein End' für alle Zeit und Jehovah wird — —“

Der Jude stockte, oben auf der Höhe ertönte Hufschlag und eine vor Wuth halb erstickte Stimme schrie herab:

\*) Das seidene Zelt, unter welchem die jüdischen Trauungen vollzogen werden.

„Fort, Gefindel, was habt Ihr am Forellenteich zu thun; wollt Ihr die freiherrlichen Fische stehlen? Wartet, das soll Euch theuer zu stehen kommen!“

Judith stand sprachlos mitten im Rah, den Fisch in der Hand haltend, den sie eben wieder ins Wasser gleiten lassen wollte, während der Jude sich ruhig wandte und den Reitermann, der vom Pferde gesprungen war, an sich herankommen ließ.

„Dich werde ich vor allen Dingen züchtigen, Du diebische Bettel!“ schrie er mit geballten Fäusten.

Judith wankte mit einem Schrei rückwärts; der Fisch klatschte ins Wasser und schwamm lustig weiter; aber mit rohen Händen zerrte Leithold die Halbohnmächtige zu sich heran und ein gellender Schrei tönte weit hin aus der geängstigten Brust des Mädchens.

„Laßt sie los und züchtigt mich!“ keuchte der Jude, „laßt sie los, Mann! Beim Ewigen, rührt sie nicht an — o Ihr verfluchter Goi!“ rang es sich aus seiner Brust, als er sah, wie sich das Mädchen unter den rohen Fäusten des Jägers vergebens loszuwinden suchte.

Bleich vor Wuth und in seinen Blicken die Blutgier des Tigers, wandte sich der Mann und ließ das Mädchen fahren; aber seine Hände krallten sich in die Kehle des alten gebrechlichen Hausirers.

„Du — Du Hund von einem stinkenden Juden, wagst es mich zu schmähen.“ Durch die Luft funkelte der blanke Hirschfänger. Ehe Judith sich noch erheben konnte, taumelte der Alte und stürzte blutend nieder.

Mit einem lauten Jammergeschrei warf sich das Mädchen über ihren Vater. Zu gleicher Zeit aber erschien, desselben Weges kommend, die Gräfin.

Der Schleier flatterte im Winde, die Wangen sanft geröthet von der Luft, saß sie anmuthig in nachlässiger Haltung im Sattel. Oben zügelte sie ihr Pferd, blickte gespannt auf die Gruppe, und befahl endlich dem Jäger mit einem gebieterischen Wink, näher zu kommen. Dieser berichtete nun, wie der Forellenteich von dem Judengefindel bestohlen worden sei; wie sich das Mädchen gewehrt

habe gegen seine gerechte Gefangennahme; wie schließlich der Alte ihn durch Schmähungen gereizt und wie er im Diensteifer und Zorn ihn endlich niedergestossen habe. Während dieses Leithold seiner Herrin mit unterwürfiger Geberde berichtete, schlug Samuel Baruch die Augen auf.

„Judith, mein Kind,“ klang es unheimlich heiser aus seiner Brust hervor, „ich bin getroffen zu Tod und ich muß sterben an der ruchlosen Faust des Goi — Du aber sollst sie hassen — Du sollst sie belügen — Du sollst sie betrügen — Du sollst rächen Deinen Vater an den Christen — Du sollst nicht ruhen nicht Tag nicht Nacht bis Du sie hast verdorben, wie sie Dich und mich verdorben haben! — Hörst Du Judith, meine Perle? Mein armes, verlassenes Lamm! Du sollst sein wie die Judith, die abgeschlagen hat das Haupt des Holofernes! — Die Christen sollen sein der Holofernes, Alle — Alle! Schwöre mir bei Jehovah, bei Gott dem Gerechten!“ Ein Köcheln erfolgte, keuchend richtete sich Samuel Baruch in die Höhe. „Schwöre mir, Judith, hörst Du es, es soll verschlossen sein für Dich alle Herrlichkeit im Himmel! Es soll Dich treffen mein Fluch, wenn Du nicht thust nach meinen Geboten!“

Mit halb wahnsinnigem Ausdruck im Blicke legte Judith ihre zuckenden Finger auf die Brust ihres sterbenden Vaters.

„Ich schwöre!“

Die Burgfrau wandte sich mit gerunzelten Brauen an ihren Leibjäger; „Wollt ihr als Mörder dem Gesetze verfallen und wärs auch nur ein Jude, den Ihr getödtet. Mein Gemahl selbst würde streng über Euch richten und Ihr hättet den Dienst bei mir eingebüßt. Eilt, macht fort! „ich sehe dort auf der Landstraße einen Zug sich nahen; eilt, ehe man Euch hier trifft.“

Leithold saß bereits im Sattel und sprengte davon.

Die Dame sah ihm eine Weile nach, dann aber schaute sie gespannt nach der entgegengesetzten Richtung und lenkte ihr Roß dorthin.

Von ihrer Stimme seltsam durchschauert, reckte sich Baruch mühsam höher empor; sein Blick traf die Reiterin, seine erstarrten

Hände krampften sich plötzlich, wie eine eiserne Klammer, um das Gelenk des Mädchens, und seine Augen traten ihm vor Entsetzen fast aus den Höhlen. Mit der größten Anstrengung, fast gewaltsam, stieß er hervor:

„O! die Gottverfluchte! — Gott, Du Gerechter!“ Ein Strom von Blut ergoß sich aus der klaffenden Wunde und mit einem Wehelauf brach Judith ohnmächtig über seine Leiche zusammen.

Auf der Landstraße, welche dicht an der Wiese grenzte, nach welcher die Gräfin jetzt ihr Roß hinlenkte, gewahrte man, von einer Staubwolke begleitet, einen langen Zug von Sänften, die, von Berittenen umgeben, sichtbar wurde. Von ihm lösten sich zwei Reiter und nahmen ihre Richtung nach der Wiese zu. Die Gräfin aber lenkte ihnen ihr Roß entgegen, ohne auch nur einen Blick hinter sich zu werfen; die Neugier trieb sie vorwärts, zu ihr drang das Glockengeläute von den Kirchthürmen Herfords herüber und es schien sich auch ein Strom von Menschen daherkwälzen. Jetzt unterschied sie deutlich wehende Fahnen und in den Sänften Frauen, welche von einem Zuge Reifiger und Saumthieren geleitet wurden. Der Zug hatte noch eine Biegung zu machen und stand jetzt still; mittlerweile hatten die beiden Reiter sich der Gräfin genähert und ihren höflichen Gruß erwidern erkannt sie in dem Einen den Truchseß Freiherrn v. Ledebur und in dem Andern den Landmarschall von Morrien.

„Verzeiht, edle Frau,“ sprach der Freiherr, „es trug der Wind aus dieser Richtung einen gellenden Schrei zu uns herüber, wie aus der Kehle einer Frau, die in Todesgefahr schwebt und da wir Euch zu Roß von Weitem sahen und wußten, daß hier Euer Gebiet ist, so sind wir gesendet um unsere Hilfe anzubieten.“

„Und mit Verlaub, wer sendet Euch, Ihr Herren?“ fragte die Burgfrau mit einer stolzen Wendung ihres Hauptes.

„Die neuerwählte fürstliche Aebtissin des Hochstifts zu Herford, welche eben ihren Einzug hält,“ entgegnete ernst der Truchseß.

„Ah! schon — — mich dünkt, die Dame hätte es eiliger, Rast zu halten von dem weiten Weg, den sie gemacht um die Ehre ihres Empfanges keine Minute zu verzögern,“ lächelte sie spöttisch. Es

geschah hier nichts Erhebliches, als daß auf meinem Gebiet ein Jude erschlagen ward, der vielleicht in Händel mit Raubzüglern gerieth. Mein Weg führte mich gen Herford und der Schrei des Mädchens, das der Jude bei sich hatte, trieb mich ebenfalls auf die Weise, — das Gefindel ist eben nicht abzuwehren und zieht beständig im Lande umher; indeß, hochverehrte Herren, verzeiht, ich habe Eile,“ — sie grüßte kurz mit der Hand, wandte ihr Pferd und sprengte, die Landstraße vermeidend, einen schmalen Gebirgsweg hinab, auf welchem man in kürzerer Zeit, als auf dem Fahrwege, nach Herford gelangte.

Eine halbe Stunde mochte die Gräfin im stürmischen Ritt dahin gejagt sein. Mit ihren wilden Gedanken allein, zügelte sie endlich ihr Pferd. Hier auf der Anhöhe überschaute sie die Stadt Herford, die ihr fast zu Füßen lag; die Weser glitzerte dazwischen wie ein leuchtendes Band. Im Abendsonnenschein dampften die Berge und wie in blaue Schleier hüllte sich die ferne Landschaft. Allmählig verschwammen die Umrisse der entfernten Gebirgskette und Höhenzüge und während oben noch die Sonne warme Strahlen warf, lagerten sich bereits tiefe Schatten im Thal. Die Dame ließ ihr Pferd ein wenig verschmaufen und gedankenvoll schweifte ihr Blick in die Ferne hinüber. Horch! war das nicht der Klang von Rosseshufen? Dort tauchte allerdings eine Reiterin auf, fast anzusehen wie die Doppelgängerin der Burgfrau, näher kommend aber, war sie älter und hagerer als die Andere; ihr unstäter Blick, der jetzt plötzlich auf der Burgfrau haften blieb, hatte nichts frauenhaftes; es lag viel Härte um den Mund und Strenge in den Augen, das Gesicht schien vor der Zeit gealtert, wie die flache gebrechliche Gestalt, welche übrigens sicher und fest im Sattel saß und mit energischen Händen die Zügel führte.

„Gott zum Gruß, Gräfin Horn,“ rief die Dame von oben herab der nahenden Reiterin zu, „wohin so eilig des Weges, der meinige sollte mich zu Euch führen.“

Gräfin Horn gab ihrem Thiere einen Schlag und nach wenigen Augenblicken befand sie sich an der Seite der Burgfrau.

„Das trifft sich gut,“ sprach Zene; „wohlan, hier sind wir Beide unbelauscht,“ und sie band ihr Pferd an eine breitläufige Buche, während die Andere bereits auf einem Steinkegel Platz genommen hatte und die Bügel ihres Thieres lässig in der Hand behielt.

Es war ein schattiger Ort, die Strahlen der Sonne fielen schräg durch das Blätterdach, das sich über den Häupter der Nebeneinandersitzenden wölbte.

Die Stiftsdame richtete ihre stahlgrauen Augen auf das erhitzte Gesicht ihrer schönen Nachbarin.

„Wisset Ihr, Gräfin,“ sprach sie, jedes Wort scharf betonend, „daß wir gar bald die neue Aebtissin in den Mauern Herfords sehen werden.“

Die Andere nickte.

„Sie hat es eilig,“ fuhr die Stiftsdame fort; „aus Hesse-Cassel kommend, trifft sie früher ein, als wir es ahnten; ein Courier brachte heute in aller Frühe diese unliebsame Nachricht und die Cavaliere der Umgegend beeilen sich sie einzuholen; an ihrer Spitze der Erbtruchseß Ledebur, der Erbmarschall Morrien und der Erb-jägermeister Graf von Byland, auch der Erbschenk Herr v. Münnigh ist dabei. Auf Befehl des Marschalls flammt die ganze Stadt im Freudenfeuer, tönen die Glocken und die Räthe, Priester und Gelehrten verlassen in Schaaren die Mauern Herfords und eilen mit fliegenden Fähnlein hinaus, um die kurische Prinzessin in die Stadt zu geleiten, als ob sie sich der größten Verdienste schon zu rühmen hätte. Ganz besonders schön geschmückt mit den kurischen und preußischen Farben ist die alte Rectorie; das Haus ist von Blumen und Sommergrün umwunden und an der Spitze weißgekleideter Dorfkinder steht die Rectorsfrau und streut der neuen Aebtissin Blumen auf den Weg. Dieser pomphafte Einzug veranlaßt zu dem Glauben, sie habe bereits gewaltigen Anhang zu Herford, indefs mag wol der Kurfürst für diesen Empfang Sorge getragen haben und wie wir hören, ist bereits der Freiherr von Morrien als Hofmarschall der Prinzessin, in besondere Function getreten. Alles

dieses, theure Gräfin, kümmert uns indeß wenig und ich unternahm, wie gewöhnlich meinen Ritt zur Burg, während meine Mitschwestern, die Gräfin Lippe als Diaconisse und Chanoinesse, sowie die Gräfin Sayen als Küsterin im Amte verbleiben mußten. Ihr aber sollt noch heute einen Einblick in dieses Schreiben gewinnen, das leider durch die Saumseligkeit unseres Dieners zu spät in unsere Hände gelangt ist."

Die Stiftsdame nestelte die Tasche auf, welche auf ihr dunkles Sammetkleid am Gürtel herabhing und zog ein gefaltetes Papier hervor. Die Seidenfäden, welche darüber lagen, streifte sie ab, dann schlug sie das Papier auseinander und las:

„Hochgelobte und geliebte Base!

Zuvörderst entbieten wir Euch unsern freundschaftlichen Gruß und wünschen, daß dieses Schreiben Euch in Gesundheit, in Friede und Freude antreffen möge. Unsere Herzen aber sind tief betrübt über das Hinscheiden des größten Mannes seiner Zeit. Was wir alle längst gefürchtet, ist gekommen. Es hat Nichts geholfen, daß die Kurfürstin das Bildniß der weißen Frau zu Berlin aus der Mauer brechen ließ, daß an seiner Stelle schon lange nur ein steinernes Wappenbild zu sehen ist und vor diesem ein wachhabender Gardist auf- und abgeht. Das Steinbild, vor welchem die kurische Prinzessin eine besondere Scheu empfand, liegt wer weiß in welcher Rüstkammer unter verrosteten Waffen des vorigen Jahrhunderts, aber dessen ungeachtet ging der Geist der Hohenzollernschen Ahnenfrau doch durch unser Haus und nahm uns die Krone des Landes. Mit Beginn des Sommers zieht nun wieder Trauer und Wehklage durch die Gemächer der fürstlichen Schlösser, wie durch das ganze Reich. Es wird Euch, theure Base, von Nutzen sein, zu wissen, daß die kurische Prinzessin sich gegenwärtig in Hessen-Cassel befindet, wohin sie gleich nach dem Tode des Kurfürsten abreiste; von dort aber gedenkt sie nach Herford zu ziehen und zwar als des Hochstiftes freiweltliche fürstliche Aebtissin. Es ist dies das letzte Werk Friedrich Wilhelms gewesen und wie Ihr seht, ist dieses Werk ge-

krönt worden. Man spricht hier bei Hofe, die Prinzessin habe Anleihen machen müssen, item deren großes Vermögen durch leichtsinnige Verwaltung sehr geschwächt sein soll.

Gebet wohl Acht, theure Base, Eure Aebtissin wird, um ihren Hoffstaat zu erhalten, in Herford eben dasselbe thun müssen und auf diesem Wege könnte man die Reputation dieser Dame . . . Doch ich will nichts gesagt haben, sintemalen ich anstehe in meiner Demuth als gute Christin, Eure weisen Vorkehrungen auf ein Ziel hinzuleiten, so Ihr Euch ja selbst bereits gesteckt habet.

Indem ich Euch in mein Gebet einschliesse, hoffe ich auf die Erfüllung unserer frommen Wünsche. Die Gnade des heiligen Geistes sei mit Euch und erleuchte auch

Eure gehorsame Base

Emerentia.“

Die Sonne war bereits hinter den Bergen zur Ruhe gegangen. Der tiefblaue Himmel nahm eine rosenrothe Färbung an und allmählig verschwamm diese im weichen, duftigen Violett. Nach und nach breitete sich Dämmerung auch über die Höhen und hüllte Schluchten und Abhänge in tiefe Nacht.

Immer noch saßen die beiden Frauen bei einander im eifrigen Geflüster; unten leuchtete die Stadt von Lichtern und Pechfackeln, wie in einem Feuermeer; die Glocken waren verklungen und in der Abendstille trug der Wind verworrene Deute von Menschenstimmen herüber, die wie ferne Meeresbrandung herauftöntten. Die Stiftdame erhob sich.

„Debt wohl! die nöthige Botschaft bringe ich Euch selbst, oder Ihr holt sie Euch selbst aus Herford,“ sprach sie bedeutungsvoll lächelnd und hielt der Burgfrau zum Abschied ihre Rechte hin. Bald hatte sie ihr Roß bestiegen und sprengte den Weg hinab der Stadt zu; während die Burgfrau die entgegengesetzte Richtung einschlug, ohne den trägen Schritt ihres Thieres zu beschleunigen. Mannigfache Gedanken und Empfindungen bestürmten ihre Seele und, ohne die Zügel ihres Thieres straff anzuziehen, überließ sie sich

ihren Träumereien. Dann und wann schüttelte sie wie unwillig das Haupt, als verwerfe sie Erinnerungen und Gedanken, die sich immer und immer wieder ihr aufdrängten. Was war aus dem Judenmädchen geworden, über deren ohnmächtige Gestalt ihr Blick nur flüchtig hingeglitten war?

Ein heftiger Schlag mahnte das Pferd zur Eile, und, wieder sich ihren Gedanken überlassend, hing sie im Sattel und das Thier ganz seinem Instinct folgend, trug endlich seine Herrin auf schmalen, düsteren Waldwegen über Farrenkraut und wildes Gestrüpp, spät Abends, wohlbehalten heimwärts.

## Kapitel IX.

### Der Bisonsmarkt zu Herford.

Mit dem Einzug der kurischen Prinzessin schien das alte Herford das Ziel vieler Nachzügler geworden zu sein. Die Glocken, welche gestern zum feierlichen Empfang der neuen Aebtissin weit hinausgeklungen, läuteten heute den alljährlichen, weitberühmten Markt ein; dessen wichtige Bedeutung im Gedächtniß eines jeglichen frommen Westphalen tief eingeprägt war.

Auf allen Wegen und Stegen strömten Schaaren gepuzter Landleute herbei, vor sich leichte Karren schiebend; eben so mit hohen Tragkörben auf dem Rücken schritten, hochgeschürzt, die flinken Dirnen der Umgegend an der Seite ihrer Maulthiere und Sennpferdchen, welche sie mit preiswürdigen Verkaufsgegenständen besetzt gen Herford trieben. Ihnen folgten die Mattenverkäufer und Besenbinder von der Haide. Von Bielefeld aus kamen die Strumpfwirker und Leinwandhändler und ihnen schlossen sich die Osnabrücker Holzschneider mit ihren buntbemalten Holzkrügen und schönge schnörkelten Gefäßen aus Maserholz, welche, auf Schnüre gereiht, über ihre Schulter hingen, in kleinen Gruppen an. Dazwischen sah man die Lebkuchenhändler und Zuckerbäcker, welche ihre süße Waare auf dem Rücken trugen. Daneben die jüdischen Juwelenhändler und Nürnberger Spielzeugkrämer, Gaukler und Bärenführer, Harfenspieler und Reliquienhändler, Weberleute und Pferdehändler, und zuletzt die Schaaren Almosenbedürftiger von Bettelmönchen und Juden, unter ihnen Wahrsager und Zigeuner.

Der heutige Markt war dem Gedächtniß des heiligen Gervasius und Protasius geweiht und es mischten sich daher in das wüste

Marktgeschrei die fanatischen Gefänge und frommen Lieder der Bettelmönche und Reliquienverkäufer. Alles strömte nach der östlichen Richtung, jenseits der Werra hin; dort erhebt sich auf einem Hügel zwischen einer Gruppe Häuser, das adelige Frauenstift, welches in Bezug auf die geistlichen Güter und Personen, wie in Berechtigung der Beneficiaten und der Collection unter dem fürstlichen Hochstift zu Herford stand. Seine Insassen waren lutherisch, obwohl das Stift seine Entstehung dem heiligen Gervasius zu verdanken hatte. Die zum Stift gehörige Bergkirche hatte einen einfachen, viereckigen Thurm mit spitzem, kantigem Dache, gleich dem Südthurme des Münsters am Hochstift. Sie wurde im Jahre 1111 gegründet und in der Sacristei neben dem Altarbilde befand sich der Stamm eines Baumes, welcher heilig gesprochen, als Reliquie galt. Es war dieser Stamm der Sitz einer Taube gewesen, die einst, wie Bileams Esel, eine menschliche Stimme angenommen haben sollte, und mit dieser einem Hirten befohlen hatte, hinzugehen in die Stadt und der Aebtissin des fürstlichen Stifts anzusagen, daß auf dieser Stelle eine Kirche und ein Nonnenkloster errichtet werden soll und zwar zur Ehre des heiligen Gervasius. Der menschliche Handelsgeist aber feierte den Heiligen noch ganz insbesondere, indem am Tage des Gervasius und Protasius der sogenannte Visionsmarkt alljährlich abgehalten wurde. Unten am Fuße des Berges, dicht am Flusse Werra, stand eine kleine Kapelle, auf deren Stufen sich die Reliquienhändler und Bettelmönche zusammengeschart hatten, welche jeden Ankömmling mit der stehenden Vitanei, oder nach empfangenen Almosen mit jenen stereotypen Segenswünschen überschütteten, von welchen ihr Herz nichts wußte. Ihnen gegenüber lagerten sich die Teppichhändler, Besenbinder und Kesselflicker und diesen vorüber passirten die Handelsleute, welche auf größere Berücksichtigung ihres Fleißes Anspruch machten, oder deren zerbrechliche Waare einen sichereren Standpunkt bedurfte.

Den Visionsmarkt besuchten die höchsten Personen, die Patricier der Stadt, Gelehrte, Rätke, Bürger, der Großbauer bis zum armen Torfstecher herab und ein Jeder legte sein Scherflein zu den

Füßen der beiden Heiligen, die auf grober Leinwand, von einem ungeschickten Pinsel gemalt, mit hochmüthigen, starren Blicken in steifer Haltung und scharlachrothen Gewändern dargestellt, ungerührt auf die gläubigen Opferpender herabschauten.

Oben in der Nähe des Stifthauses mischten sich die Tische und Zelte der Verkäufer. Hier flatterten bunte Bänder zwischen kostbarem Federschmuck und theuerem Pelzwerk herab, dort glänzten auf einem schönbehangenen Tisch Silbergeläße, Perleschnüre, Spangen und Ringlein in reicher Fülle. Dicht daneben schaukelten sich unter einem weiß- und rothgestreiften Zeltdach neben einander gereizte Puppen und Püppchen mit vorgestreckten Armen und in harmloser Steifheit fletschten Raubthiere ihre Zähne und künstlich-kreisende, buntbemalte Vögel spreizten sich neben Policinell und Schaukelpferde und lockten eine ganze Schaar kleiner Bewunderer herbei. Die Lebkuchengebäcker hatten alle Hände voll zu thun, ihre Käufer zu befriedigen und die müßigen Schaulustigen, sowie die lüsterne Fliegen und Insecten von ihrem süßen Kram abzuwehren. Dort erklang das grelle Saitenspiel einer verstimmtten Harfe und dicht daneben lud ein Gaukler mit heiserer Stimme die Umstehenden zum Schauen seiner unerhörten Künste ein. Dazwischen bettelten Zigenner und beteten Bettelmönche, von dem Wiehern der Rosse unterbrochen und unbeeirrt ob des wüsten Getümmels, citirte ein westphälischer Bänkelsänger seine Verse im Volksdialect zu den Tönen einer kreisenden Fiedel. Durch all' diesen wüsten Lärm, schritt stolzes Hauptes der weise Rath der Stadt, die reiche, vornehme Burgfrau in Begleitung ihrer Pagen, und die angepuzte Großbäuerin mit ihrem reichlichen Kindersegen hinterher, den bereits gefüllten Henkelkorb tragend, Herforder und Osnabrücker Altmütter mit ihren jungen Deeren\*), die in ihren geblühten Staatsröckchen, mit weißen Radkragen und bebänderten Häubchen geschmückt, zierlich neben den Alten hertrippelten, müßige Landjunker, in gesticktem Wams, das seidene Mäntelchen über die Schulter, den kurzen Degen an der Seite, den federgeschmückten

\*) Töchtern.

Klapphut keck auf die feingelockte Perrücke gedrückt, schoben sich zwischen Juden und Zigeuner, und feilschten um ein Roß, welches ihnen preiswürdig erschien. Auch sah man stolze Patricierfrauen ungehindert durch die Reihen schreiten und unmerklich das Haupt neigen, wenn ihnen ihre eigenen Frohnleute ehrerbietig Platz machten.

Heute aber war das Gewühl größer denn jemals; es war nicht der herrliche Sommertag allein, der Alt und Jung herbeilockte. Heute befand sich die neue Aebtissin, welche weit aus den Ostseeländen hergekommen war, im Bergstift und stattete den Frauen dort ihren Besuch ab. Dieses wußte bereits Jedermann. Nicht wenig wurden die goldbefranzten Sänften angestaunt, welche vor der weitgeöffneten Thür des Hauses standen. Zwei Cavaliere harrten draußen auf schöngezäumten Rossen und vier in Scharlach und Gold gekleidete Pagen standen neben den Sänfenträgern und ließen lächelnd ihre prächtige Kleidung von den Umstehenden bewundern.

Da drinnen aber, im kleinen Kapitelsaal, der in seiner strengen Einfachheit einen ersten und würdigen Eindruck auf den Beschauer ausübte und von dessen Wänden nur die Bilder der Schutzpatroninnen des Stifts aus Goldrahmen herniedersehen und als einziger Schmuck gelten durften, hier stand, von sämtlichen Frauen umgeben, die fürstliche Aebtissin; eine Jede von ihnen hatte bereits den Gruß in herzlichen Worten empfangen. Die Oberin des Stifts war von der anmuthigen Redeweise und edlen Würde Charlottens bereits vollständig besiegt. Die jüngsten Schwestern standen in Gruppen beisammen und lauschten den freundlichen Worten der Kurländerin, die in fremdem Accent aber lebhafter Beredsamkeit über die Interessen, Gebräuche und Sitten des Stifts ihre Anerkennung unverhohlen aussprach und in sanfter, anmuthiger Weise dabei auch der eigenen Heimath gedachte.

Die vornehme, imposante Gestalt der Aebtissin umwallte der fürstliche, reich mit Hermelin verbrämte Sammetmantel. Das blaue Ordensband, ein Abzeichen ihrer neuen Würde, zierte ihre Brust und eine kleine Krone aus Perlen schmückte die Stirn und hielt die oberen Locken zusammen.

Das etwas blasse Gesicht mit den ernstern Augen verklärte ein freundliches Lächeln und dieses Lächeln verwischte auch den Zug tiefer Traurigkeit, der im Blicke lag und glättete die feinen Fältchen auf der Stirn, die in einsamen Stunden scharf hervortreten mußten.

Es war keine der Damen mehr im Saal, deren Hände die Aebtissin nicht in den ihrigen gehalten und auf deren Stirn sie nicht den Schwesterfuß gedrückt hatte, — nur Eine, dort in der entfernten Ecke des Saales, stand regungslos und hatte bis jezt keinen Schritt gethan, um weder den Händedruck noch den Bewillkommungsgruß zu erhalten und dennoch sehnte sich Niemand so sehr nach einer Umarmung der theuren Landsmännin, wie gerade diese junge Schwester in dunklem Gewande mit dem lieblichen Mädchenantlitz, das wie ein wehmuthsvolles Gedicht Jedermann anmuthete und tief ergriff, welcher in diese tiefblauen traurigen Augen sah. Das Haupt auf die Brust gesenkt, mit stürmischem Herzklopfen stand Gertha Nolde und lauschte den Worten Derjenigen, welcher sie nicht nahen durfte und welche zu Jenen gehörte, die sie nach des Vaters Willen streng zu meiden hatte.

Es gab nur ein Mittel, diesen alten Familienhaß der Noldes und Kettlers zu tilgen, — den Beweis zu liefern, daß die Tochter des gemordeten Nolde den Mörder ihres Vaters einst geliebt habe. Wo aber war dieser Beweis? Es war ja Alles von den Kettlers erdacht, um ihre That zu verdecken — — — und doch — — — wenn es eine Nolde gab, die den Kettlers jemals hätte anhängen können und die mit allen Fasern ihres Herzens zu ihnen gehörte, so mußte sie es sein, so fühle sie dies am tiefsten. Jene Lüge war an ihr zur Wahrheit geworden, so grausam, so unwiderruflich und dem Todten galt jezt all' ihr stiller Jammer, all' ihr verborgenes Weh'. Dieses fühlte sie erst seit jenem Tage, wo die Nachricht sie traf, daß er gefallen sei, — — — gefallen auf dem Felde der Ehre mit vielen der andern tapfern Brandenburger — — — das war Alles eine Sünde gegen Gott, gegen den todten Vater und gegen ihren armen Vetter Levin, der in treuer Liebe zu ihr stand und dessen Werbung sie hartnäckig zurückwies, um nie das Stift zu ver-

lassen, um einsam zu bleiben für alle Zeit. Den Freund des Vaters hatte sie erzürnt und ihm gesagt, er müsse auf die Erfüllung seines Liebblingswunsches verzichten; sie könne und werde niemals die Frau seines Sohnes werden, selbst wenn dieser um ihretwillen das Kloster verlasse, um sie zu seiner Gattin zu erheben.

Sehr siegesgewiß hatte der Ritter Löwentruz dazu gelächelt und gemeint: Es sei dies so die Art der Frauen, sich gegen die Ehe zu sträuben; aber wenn der Junker nur ein Tröpflein seines Blutes in seinen Adern habe, werde er gewiß das Pfaffenthum abschwören, um ihre Huld zu gewinnen und Liebe habe nicht zum ersten Male Gegenliebe erzeugt.

So tröstete sich der Burgherr und Gertha senkte schweigend das Haupt und ließ ihn gewähren, um ihn nicht durch Gegenrede weiter zu kränken und seine stets gute Laune zu trüben. Alle diese Gedanken wogten in ihrer Seele stürmisch auf und nieder, während sie, von der Stimme der Aebtissin magnetisch berührt, nicht von der Stelle konnte.

Jetzt verabschiedete sich Sophie Charlotte und ehe ihr Blick Gertha gefunden, mußte diese den Saal verlassen, das war bei dem jungen Mädchen beschlossen. Ein Zusammentreffen konnte sie leicht gegen den Willen ihres Vaters handeln lassen, konnte sie meineidig machen. Gertha raffte sich auf, rasch wandte sie sich, um unbemerkt im Gedränge die Thür erreichen zu können, nahe derselben traf sie plötzlich der Blick der Aebtissin; ein Strahl des Erkennens und der Freude blitzte darin auf. Gertha blieb wie gebannt stehen.

„Mein theures Kind, seid mir willkommen,“ rief mit weicher Stimme Charlotte, aus welcher alle Freude des Wiedersehens hervorklang, — „willkommen auf der Schwelle meiner neuen Heimath!“

Sie breitete die Arme aus. Eine jähe Röthe flog über das Antlitz des jungen Mädchens und wechselte mit fahler Blässe — ihr Fuß stockte noch immer — dann aber riß sie sich wie von einer unsichtbaren Gewalt los, stürzte vorwärts und sank mit einem lauten

Schluchzen an die Brust, welche den gleichen Schmerz mit ihr um den geliebten Todten still verbarg . . .

„Wir sehen uns bald wieder,“ sprach Charlotte, „nicht wahr, Gertha, bald? bald?“

Das junge Mädchen schüttelte wehmüthig den Kopf.

„Dem heutigen Wiedersehen darf kein zweites folgen, hohe Frau,“ sprach sie leise, nur dem Ohr der Dame vernehmlich; „ich handle gegen ein Versprechen, das ich meinem sterbenden Vater gab. Verzeiht, aber wie schwer ich daran trage, weiß Niemand als ich; lebet wohl!“

Stumm reichte die Aebtissin ihr die Hand hin.

Gertha drückte sie an ihre heißen Lippen und zog sich dann rasch zurück.

Sophie Charlotte schritt mit düstern Blicken über die Schwelle, von den Abschiedsgrüßen und Segenswünschen der Stiftsdamen begleitet.

Während sich die Aebtissin im Stift befand, hatte ihre Vertraute, die Gräfin Zawatzky, ihre Sänfte verlassen und sich an den Goldschmiedsladen begeben, wo eben der fremdländische Händler einer hohen Dame ein glänzendes Geschmeide anpries. Diese Dame war eben so kostbar, wie auffallend gekleidet, in reichem Sammetkleide mit Goldstickereien; seine Ringelketten zierten ihren Hals und funkelnde Nestelstifte hielten das Oberkleid zurück und ließen einen Brodatrock und eben solche Hackenschuhe sehen; 'der breitkrämpige Hut lag mehr im Nacken, von dem herab die weißen Reiherfedern mit den dunkeln Haarfluthen koseten. Ihr zur Seite stand ein Cavalier in eben so sorgfältig gewählter Kleidung. Der Mann war hohen Wuchses, aber schon über die Jugendzeit hinaus. Sein Kostüm ließ an Schnitt und Zierlichkeit nichts zu wünschen übrig; die blonde Allongeperrücke umrahmte ein wohlgeformtes Männerantlitz mit jenen kalten blauen Augen, die halb geschlossen von oben herablickten und den äußeren Hochmuth eben so offenbarten, wie die herabgesenkten Lieder die innere Leere verhüllen sollten. Die weißen beringten Finger drückten unablässig ein duftendes Spizentuch auf Lippen und Nase, als sollten diese vor der Einathmung einer mephistischen Atmosphäre geschützt

werden. Das Wesen des Cavaliers hätte unzweifelhaft eine gewisse Bornehmheit präsentiren können, wenn nicht ein affektirtes Säuseln in der Sprache, eine vorsichtige Steifheit im Gange, ein blasirtes Zurückwerfen des Kopfes seiner Erscheinung etwas Gepreiztes und Geziertes verliehen hätte.

„Alles Trödelram,“ lispelte er, „für Plebejer und Haideseute; habe bessere Dinge gesehen auf den Märkten zu Konstantinopel und in anderen Weltstädten, kenne andere Noblesse; Alles bürgerlich, Alles simpel!“ Dabei hefteten sich aber die halbgeschlossenen Augen auf die verschleierte Dame, die in dunkler Kleidung neben seiner Gefährtin stand und schweigend bald diesen, bald jenen Schmuck zu mustern schien.

So standen die Drei vor dem Goldschmiedsladen und ein Leibjäger, der hinter Beiden stand, empfing bald darauf ein Schmuckkästchen, welches die Dame mit einer handvoll Goldstücke bezahlte. Gleich darauf entfernte sich der Cavalier und folgte der Dame, die ihrem Leibjäger eben einige Worte zuflüsterte und dann mit dem Ritter im Gedränge verschwand.

Die Gräfin Zawaty schob jetzt den Schmuck zurück, den sie augenscheinlich geprüft hatte und fragte den Kaufmann mit leiser Stimme: „Wohin geht Euer Weg, wenn Ihr Herford werdet verlassen haben.“

„Zu Schiff, weit über das Meer,“ antwortete der Händler.

„So werdet Ihr der Mann sein, der Geschmeide in alter Fassung zu verwerthen weiß. Kommt morgen um die Abendzeit ins fürstliche Frauenstift, unten in der Stadt, und bringt einen gefüllten Säckel mit. Die Dinge, welche Ihr einhandeln werdet, sind kostbar genug, um sie nicht allzu wohlfeil in Eure Hände zu geben. Dem Pagen, der an der Pforte Eurer harret, habt Ihr Euren Namen zu nennen. Vergesset nicht die Abendstunde.“

Die Augen des Mannes leuchteten verschmizt, er kreuzte die Arme als Zeichen des Gehorsams über der Brust und verneigte sich tief.

Die Gräfin trat zurück und schritt ruhig der Aebtissin entgegen, welche eben mit ihrem Gefolge an der Thür des Stifts erschien.

Gleich darauf tauchte der Leibjäger rasch aus der Menge hervor, schritt auf den Juwelenhändler hinzu und nach kurzem Forschen flüsterte er:

„Sobald Ihr vom Stift zurückkehrt, erwarte ich Euch am Ausgange der Stadt; ich führe Euch zu der Dame, welcher Ihr eben einen Schmuck verkauft; sie liebt Geschmeide in alter Fassung und daß Ihr solches zu erhandeln habt, könnet Ihr ja nicht leugnen und um des reichen Gewinnes willen macht Ihr wohl mit mir den kurzen Weg, der Euch nicht gereuen soll. Für Euer sicheres Geleit ist gesorgt und bangt Euch um Eure Sicherheit, so nehmt scharf geladene Waffen mit Euch, während ich unbewaffnet an Eurer Seite reiten will.“

Nach einiger Ueberlegung schlug der Händler endlich ein und der Leibjäger beeilte sich seine Herrin und den Bruder ihres Gemahls zu erreichen.

Mitten in ihrem Gange sah sich aber plötzlich die Dame aufgehalten, ehe sie noch von ihrem Jägermeister erreicht war.

„Sei, Goldprinzessin!“ rief ein kleines zusammengeschrumpftes Zigeunerweib, das am Wege gefauert haben mußte; Goldherz, habe ich Dich endlich gefunden! Nein, mache Dich nicht frei, mögen alle Heiligen mich trösten; aber ich weiche nicht eher von der Stelle, bis Du der alten Zigeunerfürstin Gehör schenkest. Oho! Ihr werdet doch nicht Euren goldenen Fuß auf den Nacken der alten Bepphy setzen wollen, die Euch so lange gesucht hat. Steht nur, steht! schöne Herrin!“

„Weib, bist Du toll!“ rang es sich aus der Brust der Burgfrau hervor und eine tiefe Blässe bedeckte ihre Wangen; aber ihre Augen sprühten Flammen und ein diabolisches Lächeln zuckte um ihren Mund. Rasch bückte sie sich nieder, als wollte sie ihr Kleid vor der Berührung der gelben, dürrn Finger des garstigen Weibes schützen, und flüsterte: „Sei klug, Alte, oder ich lasse dich hängen.“

Blitzschnell warf sich Bepphy in den Staub.

„Schenkt mir nur Etwas, stolze Dame! Bepphy sucht nur die Goldprinzessin, die ihr was schenkt, die Andern mag sie nicht.“

Die Blicke der Burgfrau suchten ihren Begleiter; er war ihr weit voran, dort aber kam ihr Leibjäger auf sie zu, und noch ehe dieser sie erreichte, mußte die Alte sie verlassen haben. Hastig bückte sie sich.

„Hier, nehmt dies Goldstück, alte Frau,“ sprach sie laut.

„Um Eures Knaben willen müßt Ihr mich hören,“ flüsterte die Alte und ihr Auge heftete sich starr auf das bleiche Antlitz der Burgfrau; „es muß sein, sucht, daß dies unvermerkt geschehe; ich will es, hört Ihr wohl!“

Noch einen Blick warf die Dame rückwärts, der Leibjäger wurde nur noch durch die Säufenträger von ihr getrennt, welche sich eben in Bewegung setzten.

Die Aufmerksamkeit der Menge galt jetzt dem stattlichen Zuge.

„Morgen um die Frühmette in Osnege, bei der Köhlerhütte am Steinbruch, rechts vom Gießbach, welcher das Thal bei der Burg Löwentruz durchschneidet. Habt Acht, daß Ihr Euch nicht verrathet und seid klug zu Eurem Heil!“

Mit erhobenem Haupte schritt die Gräfin nach diesen schnell geflüsterten Worten dem Zuge nach; ihr schloß sich bald der jüngere Freiherr von Löwentruz an und Weiden folgte der Leibjäger mit spähenden Blicken.

Unten an der kleinen Kapelle, wo die Aebtissin wieder vorüber mußte, hatte sich das Volk in dichten Gruppen aufgestellt, um noch einmal seine Neugier zu befriedigen. Diesen Moment wahrnehmend, pries ein Reliquienhändler mit lautsingender Stimme seine Schätze. Vor ihm lagen in einem Kasten unter Glas, eine Locke der heiligen Rosalie, das Brusttuch der büßenden Magdalene, neben den Nägeln mit welchen man Petrus gekreuzigt haben wollte. Ein Stück vom Gewand des heiligen Claudius lag neben dem Schweißtüchlein der Sancta Elisabeth, und die Spitze des Speers vom heiligen George, mit welchem er den Lindwurm getödtet haben sollte, neben dem Schädel eines Heiligen, dessen Namen stets nach dem Schutzheiligen des Käufers benannt wurde.

Vor diesen Mann, der die Physiognomie eines Luchses hatte, und der seine Legenden absang, wie ein Schulbube, dessen Lection immer dieselbe blieb, hatte sich eine große Zuschauermasse angesammelt. Inmitten dieser Zuschauer befanden sich zwei Herren in der dunklen Tracht der Gelehrten. Der ältere der beiden Männer schüttelte unwillig das Haupt, bei der übertriebenen Anpreisung der Reliquien, welche der Verkäufer mit heiserer Stimme absang. Endlich trat einer von ihnen vor, und fragte mit erhobener Stimme: „Und glaubt Ihr denn, daß diese Dinge, die Ihr da anpreiset, so große Wunder zu thun vermögen,“ und seine Augen schauten finster auf die Gegenstände, mit welchen der Betrüger sich seinen Unterhalt erlog.

„Das Zweifeln, Herr, macht alle Kraft zu nichte; wer aber gläubig einen Petrusnagel in seinen Thürbalken einschlägt, den trifft nie der Blitz, noch Krankheit, noch Noth, noch Armuth.“

„Da solltet Ihr wohl anstehen, Eure Schätze zu Markte zu tragen, und Euer eigen Haus damit schmücken, um Euch dieses Alles zu wahren,“ entgegnete der Fremde mit spöttischem Lächeln; was treibt Euch denn, diese Schätze Anderen zu gönnen.“

„O! Herr, wer einfältig glaubet, soll sorgen, daß auch seine Brüder dieser Gnadenspenden theilhaftig werden.“

Der Fremde runzelte zornig die Stirn und seine Augen sprühten Feuer.

„Die Gnadenspenden des Höchsten sind das Gebet und die rechtschaffenen Früchte der Arbeit. Eine Gnadenspende des Himmels ist die Wahrheit, welche Luther der christlichen Gemeinde und denen so nach Licht ringen, lehrt, um der Finsterniß zu widerstehen; der Aberglaube aber treibt zu frevelhaftem Mißbrauch mit den heiligsten Dingen und bringt Verdunkelung dem menschlichen Geist; darum Mann, thut ab alle Lügen, es giebt keine Wunder, außer die Gott an unseren Herzen thut.“

Entsetzt schaute der Mönch in das Antlitz des Gelehrten, der in seiner dunkeln anspruchslosen Kleidung und schwarzem Sammetbarett einem fahrenden Schüler glich. Unerfrohen hielt er seine

Rechte über die vor Schreck zusammengesunkene Gestalt des Barfüßlers, unbeirrt ob der hinzuströmenden Menge, die allmählig einen dichten Knäuel um diese Gruppen, durch die Kommenden und Gehenden, welche zum Stehenbleiben genöthigt wurden, bildete. Der Fremde warf ihm eine Handvoll Geldstücke hin. „Hier, nehmt das Reisegeld für Euern weiten Weg!“ sprach er und stieß zum Entsetzen des Volkes den Kasten mit dem Fuß um.

Ein Gemurmel des Unwillens erhob sich, aber andere Stimmen riefen dazwischen:

„Er hat Recht. — Laß ihn reden. — Der Mann ist weise, wir kennen ihn! Er ist der Gast des Rectors seit zwei Wochen, seine Gedanken sind gerecht wie seine Rede.“ „Still, er spricht! hört ihn an!“

Die tiefe Stimme ertönte wieder weithin laut und unerschrocken: „Und nun, Pilger, schämt Euch Eures Handwerks, kehrt heim und sündigt hinfort nicht mehr, hier aber laßt Euch niemals blicken. Ihr hört es wohl, es ist an diesem Ort der Glaube größer als der Aberglaube!“

Er wandte sich und schritt ruhig dem Rector nach, welchem die Menge den Weg offen ließ.

Ein Page trat ihnen plötzlich entgegen.

„Mit Verlaub, ehrenwerthe Herren, mich sendet die fürstliche Aebtissin; sie läßt Euch zu sich entbieten, zu welcher Zeit es Euch belieben sollte, harret sie Eurer im Hochstift zu Herford.“

Befremdet schauten sich die beiden Männer an.

„Sie wird uns zur Rechenschaft ziehen ob der eigenmächtigen Handlungsweise,“ sprach der Aeltere.

„Immerhin,“ entgegnete der Rector, „wir haben vor dem Gerechtigkeitsfenn dieser Dame nichts zu fürchten,“ und er hielt schützend seinen Arm gegen den neuen Andrang des Menschenstromes, der den Berg hinunter wollte und wobei die Frauen des Rectors arg ins Gedränge kamen.

„Wir fügen uns dem Befehle der Dame,“ entgegnete der Aeltere.

Der Page grüßte ehrerbietig und schob sich hindurch, um zu den Sänften zu gelangen.

Da ertönte ein gellender Schrei.

Ein eigenthümlich verwildertes Geschöpf mit zerrissenen Kleidern und verzausten Haaren hing plötzlich an dem Jägermeister der stolzen Burgfrau, welche sich ebenfalls im Gedränge mit ihrem Cavalier befand.

„Mörder, schrie das Mädchen“ — „dieser — dieser“ ist es, der meinen armen Vater getödtet und alles Unglück über mich gebracht hat.“

Ihre Hände ließen den Mann fahren, dessen starre Augen vor Entsetzen aus den Höhlen zu treten schienen und dessen gestäubtes Haar und bebende Lippen als ein Zeichen des Schreckens, wie auch der grenzenlosesten Wuth gelten konnten. Er warf mit einem Ruck die unwillkommene Last zu Boden.

„Die Dirne ist verrückt,“ zischte er, — „ist denn der Teufel heute los auf diesem heiligen Markt, daß ein ehrlicher Mensch von wahnsinnigen Weibsbildern angefallen wird.“

Sein Fuß trat über das ohnmächtige Mädchen fort und die staunende Menge sah nur noch, wie der Leibjäger sich beeilte, dem Freiherrn von Löwentrug zu folgen, welcher die Gemahlin seines Bruders eilig durch die Menge zog. Unten am Fluß schwang sie sich mit Hülfe des Cavaliers auf ihr Roß und nachdem ein Reitknecht dem Ritter die Steigbügel hielt, saß auch Leithold bereits im Sattel und fort ging der Reitertrupp nach Bielefeld zu und war bald hinter einer aufsteigenden Staubwolke verschwunden.

Der Rector aber war hinter den Seinen zurückgeblieben. Der Schrei der Unglücklichen hallte noch in seinem Herzen wieder; er trat zu einem Bürgermann, der ehrerbietig die Mütze vor ihm zog und sprach zu diesem, indem er auf die Ohnmächtige deutete:

„Bringt die Hilflose in ein Bett und sehet zu, was man für sie thun kann; sie scheint fremd, hilflos und verlassen zu sein und wenn sie zum Bewußtsein gekommen, bringt sie hinab in die alte Rectorei, dort soll sie Hülfe in ihrer Noth finden.“

„Herr! sie ist eine Befessene und hat vorhin unvernünftige Reden ausgestoßen, auch ist sie eine Jüdin und Ihr verunreinigt die Schwelle Eures Hauses, sobald Ihr gestattet, daß sie dieselbe betritt.“

„Schämt Euch, Mann,“ zürnte der Rector, „wo bleibt die christliche Barmherzigkeit, welche wir allen Geschöpfen schuldig sind.“

„Hier, nehmt diesen Thaler für Eure Mühe, das Mädchen aber empfehle ich Eurer Obhut, die gute That macht Euch rein von aller Schmach; drum eilt und thut wie ich Euch sagte.“

Der Rector wandte sich und war bald bei den Seinen. Hier schaute Else unablässig auf den Weg, wo eben der stattliche Zug mit den Sänften, von Reitern gefolgt, über die Brücke in die Stadt gelangte.

## Kapitel X.

### Entdeckungen und Nachinationen.

„In diesen Mauern soll sich ein edler Geist offenbaren, hier soll Friede und Eintracht Hand in Hand gehen und unser Aller Sinnen und Trachten auf das Wohl unserer Nächsten gerichtet sein!“

So sprach Charlotte, tief aufseufzend, am dritten Tage ihres Eintritts in ihren neuen Beruf; so sprach die Aebtissin von Herford und ihr Blick heftete sich fragend auf das sinnende Antlitz ihrer Vertrauten.

„Glaubst Du mich stark genug, Elisabeth! Werden sich diese feindlichen Mienen meiner mächtigen Widersacherinnen klären, wenn ich mich bemühe ihnen freundliche Gesinnungen entgegen zu bringen und Duldsamkeit zu üben, wo sich der menschliche Stolz, die angeborene Eitelkeit eines jeden Sterblichen empören würde? Werde ich die Kraft haben, jenen anmaßenden Hochmuth durch ruhige Würde, durch die Macht der Demuth, von welcher mein sterbender Vater sprach, zu bändigen? Werde ich ausharren können, bis zu dem Zeitpunkt in Ruhe und Ergebung, wo es meinem herzoglichen Bruder gefallen wird, mich der schmachvollen Sorgen um die Existenz zu entreißen? Wahrlich, nicht eher kann ich die kirchliche Weihe empfangen, nicht eher dürfen mir alle Rechte einer regierenden Kirchenfürstin verliehen werden, bis ich mein Amt mit den mir gebührenden Mitteln verwalten darf. Mir gebricht der Muth und die Ruhe, mich noch länger zu fügen und sendet der Herzog Puttkammern nicht in diesen Tagen, wie er es im letzten Schreiben gesagt, so appelliren wir an den Fürstbischof und sind genöthigt zu vergessen, daß der kirische Herzog unser Bruder ist. Ha! bei Gott, Elisabeth,

ich vertrete meine Rechte selber beim Kaiser und ein Prozeß ist dann unvermeidlich."

Die Aebtissin war erregt ans Fenster getreten und eine heftige Bornesröthe flammte auf ihrer Stirn. Nach einer Weile wandte sie sich wieder zu ihrer Freundin und in ihrem Auge schimmerte eine Thräne.

"Ich frage Dich noch, wo ich den Muth hernehmen soll, meinen Feinden gegenüber, den Nacken ungebeugt zu tragen, wenn mir die Tagesorgen das Herz belasten; noch kann ich meine fürstliche Würde repräsentiren, aber für wie lange? Die Erhaltung unserer Bedienung, die Feste der Einweihung, welche meiner harren und die Hofhaltung einer fürstlichen Aebtissin überhaupt, welche wir mit allem Glanz zu entfalten haben. Dies Alles ängstigt mich, Elisabeth; es darf meine Umgebung keinen Augenblick meine Stellung und Verhältnisse in Zweifel ziehen; das begreifst Du wohl, und nun, Elisabeth, hast Du ja lange genug geschwiegen; verschließe mir nicht länger Deine Gedanken; ich finde keinen Ausweg und wenn Puttkammer nicht eintritt, so sind unsere Mittel in kürzester Zeit erschöpft."

Die Aebtissin warf sich unmuthig in einen Sessel und stützte das Haupt in beide Hände.

Leise trat Elisabeth näher.

"Geliebte Herrin! wir werden Mittel finden, unsern Feinden um jeden Preis diese drückende Situation zu verhehlen."

Die Aebtissin schaute auf.

"Aber wie, Elisabeth?"

"Unsere Schatulle ist gefüllter, als Ihr glaubt, hohe Frau," entgegnete diese sanft, „auch habe ich heute aus Befürchtung, es könnte eines Tages eine Ebbe eintreten, Etwas gethan, was mir vielleicht den Horn Euer Durchlaucht zuziehen wird, aber es war der einzige Weg, im Falle der Herzog sein Versprechen nicht erfüllen sollte, ruhig auszuharren zu können."

"Was thatest Du, wie war dies möglich? Sprich."

"Ich werde den Schmuck, den Ihr so selten getragen und den selbst ein Aurländer kaum erkennen würde, verkaufen," sprach die

Dame fest und bestimmt und zwar an einen Händler, der weit in die Welt damit ziehen soll. Die Fassung ist alt und unschön; gestattet daher Fürstin, daß ich mein Vorhaben ausführe.“

„Es ist der Schmuck, den ich zum Abschiedsmahl in meinem Vaterhause trug,“ sprach Charlotte wehmüthig. „Er stammt von meiner Pathe, der Aebtissin, meiner Vorgängerin. Es knüpfen sich theuere Erinnerungen an ihn, doch gieb ihn hin, er soll mein Ansehen, meine Ehre retten. Ich habe den Schmuck, seit ich Kurland verließ, nicht getragen, wo hast Du ihn?“

„Er liegt wohlbehalten in jenem Kästchen, das die wichtigen Brieffschaften Euer Durchlaucht enthält. Alles, das Collier und auch die Armspangen.“

„Geh! bring ihn mir, Elisabeth, es hängt ein Kreuz daran, das einst in meiner Jugendzeit, als wir Versailles verließen, die Prinzessin von Orange mit einem Segenswunsch mir um den Nacken hing. Es war mir immer werth, doch steht ihr Name darauf, und dies könnte uns verrathen.“

Die Gräfin entfernte sich und die Aebtissin blieb allein. Ihre Blicke begleiteten gedankenvoll die Freundin, dann schweiften sie prüfend über die Ausstattung des Gemaches, wo noch in Einzelheiten die finstere Alterthümlichkeit und der Charakter der Einfachheit herrschte, wie es zur Zeit der verstorbenen Aebtissin gewesen. Aber Elisabeth hatte kostbare Bilder, Statuen, wohlverpackt, mit sich geführt und golddurchwirkte Sammetdraperien in den danebengrenzenden Empfangssaal schleunigst aufstecken lassen. Die verblichenen Renaissancemeubel mit den wurmföchtigen Lehnen waren in den Nebenzimmern vertheilt und kostbare Teppiche und Sessel zierten bereits die Wände und Fußböden aller Gemächer der fürstlichen Aebtissin. Mit stiller Befriedigung schaute sie auch hier im kleinen Raminzimmer auf die sorgfältigen Vorkehrungen ihrer Getreuen. Dort stand ihr kleines Betpult mit dem kostbaren Sammetbehang, auf ihm das edle Marmorbildniß des Gekreuzigten. Es lag die Feldbinde des Prinzen Alexander zwischen der Bibel und dem kleinen Bildniß des Verstorbenen, wie eine Hostiendecke über dasselbe gebreitet. Unwill-

fürlich dachte die Aebtissin beim Anschauen der schöngestickten Feldbinde ihres Lieblingsbruders an die Zeit, wo er oft an ihrer Seite und Else ihr zu Füßen gesessen und sie mit hellen Seidenfäden zwischen Ranken und Gezweig das Wappen Kurlands und Brandenburgs in die beiden Enden der Schärpe eingestickt und wie des jungen Mädchens geschickte Finger eifrig mitgearbeitet hatten und wie sie verständnißfönnig allen ihren Lehren gelauscht und oft durch eigene helle Gedankenblitze die Prinzessin überraschte. Es fiel ihr ein, wie dann der Prinz mit geschäftiger Hand ihnen die bunten Fäden geordnet, wie er mit fröhlicher Rede und lustigen Scherzen sie erfreut und wie sie oft seinen Blick ertappt, der mit stiller Zärtlichkeit auf dem blonden Haupt der Jungfrau ruht. Die Aebtissin seufzte tief auf; das war Alles vorüber und nichts als nur eine trübe Erinnerung ihr geblieben. Und wieder weiften ihre Gedanken auf andern Bahnen. Sie gedachte ihrer Jugendfreundin, der schönen Barbara Blomberg, wie diese sich über die kleine Else geäußert, wie sie deren feine Weiblichkeit so oft gepriesen und gemeint, sie habe jenen intelligenten Blick, welcher Leuten von Erziehung eigen zu sein pflegt und als einst Elisabeth von einer Reise heimgekehrt, das junge Mädchen zum ersten Male in den Gemächern der Prinzessin sah, äußerte sie, daß niemand ihrer kleinen lieblichen Valeska ähnlicher sähe, als dieses Kind aus dem Volke; dann mußte Else sie verlassen und die Prinzessin nach Hessen-Cassel abreifen und es war der Schreckensact mit dem Amtmann geschehen. Charlottens Blicke verdüsterten sich wieder.

„Unseliges Verhängniß,“ flüsterte sie, „aber der alte Haß gegen uns scheint vergessen zu sein; denn sie war es, die Frau des Rectors, welche mit glücklichem Lächeln, der Kinderschaar voran, mir Blumen auf den Weg streute und unter den Honoratioren der Stadt stand er dicht an der Schwelle des Stifts und sein Auge sprach lauter als der ehrerbietiger Gruß, mit welchem er sich vor mir verneigte. Er sagte mir hiermit, daß Alles, Alles, getilgt sei und dafür will ich ihm heute danken. Wer aber war der Andere, der so erschrocken mit der Geißel der Wahrheit den Aberglauben vertrieb.“

Diese unerforschene That hatte sie Anfangs beängstigt, jetzt aber freute sie sich, diesen kühnen Mann kennen zu lernen und der Zeitpunkt war ja nahe genug. Dann kehrte ihre Erinnerung zurück zu Gertha Rolde; sie dachte an den Zauber, der in der Erscheinung dieses jungen Mädchens lag, an den fanatischen Haß des Vaters, der vor seinem Tode nicht milder geworden und dessen harter Ausspruch sein Kind elend machte — und doch, mußte Gertha nicht so handeln, um gehorsam zu sein.

So sann die Aebtissin, das Haupt in die Hand gestützt und mit ihren Gedanken allein, merkte sie es nicht, wie lange Elisabeth fortgeblieben war.

Bei ihrem Erscheinen schaute sie zerstreut auf und gewahrte, daß die Gräfin mit einem blinkenden Gegenstand, zugleich auch eine Papierrolle in der Hand hielt.

„Verzeiht, Durchlaucht,“ begann sie, „ich blieb lange fort; aber der fremde Händler wartete bereits im Vorzimmer und froh, den Handel so schnell abzuschließen, beeilte ich mich, ihm den Schmutz zu übergeben. Sechs Tausend Goldgulden zahlte er rasch und ohne noch zu feilschen ließ ich ihn ziehen! Hier das Brillantkreuz, ich lösete es in aller Eile.“

„Ich danke Dir, Elisabeth, doch was bringst Du noch?“

„Verzeiht, Durchlaucht, die Pergamentrolle, welche uns Prinz Alexander durch Böhren sandte. Wir haben sie lange unbeachtet liegen lassen, jetzt wäre es vielleicht an der Zeit, um die Gedanken auf andere Dinge hinzulenken, mit fremdem Schicksal sich vertraut zu machen. Befehlt Ihr es, will ich das Siegel lösen.“

„Thue es,“ sprach die Aebtissin theilnamlos, „doch horch! es nahen Tritte.“

„Der Rector und sein Freund Thomasius,“ meldete ein Page.

„Ah! der vertriebene Theolog,“ murmelte überrascht die Aebtissin, „bei Gott, das trifft sich gut. Sie sind willkommen.“

Sie schob die Papierrolle bei Seite und trat den beiden Männern entgegen, die sich tief vor ihr verneigten.

„Ihr habt befohlen,“ sprach der Rector, „und wir leisten dem Befehle Folge.“

„Nur meinen Dank wollte ich den Herren abstaten, die so unbeirrt zu handeln wissen. Wir waren gestern Zeuge Eures Muthes und danken Euch dafür, denn wenn es viele solcher Arbeiter gäbe, die für die Wahrheit und den Glauben kämpfen, es fielen dem fanatischen Haffe und der feigen Habgier keine blutigen Opfer mehr.“

Die Aebtissin war sprechend näher gekommen und ihr Auge heftete sich fragend auf das Antlitz des Rectors, der plötzlich aufmerksam zum Fenster hinauschaute.

Der Blick der Aebtissin folgte dem seinigen.

„Schon wieder dieser Mensch in den Mauern des Stiftes. Was thut er hier?“ fragte sie, „mich dünkt, er war derselbe, den jenes verwilderte Geschöpf auf dem Bisonsmarkt als Mörder ihres Vaters bezeichnete? Wer aber ist der Mann, mit dem er eben aus der Pforte geht?“

Elisabeth war ebenfalls hinzugetreten und ihr scharfer Blick erkannte sofort den burggräflichen Leibjäger, welcher mit dem Juwelenhändler den Hof verließ. Bestürzung malte sich auf ihren Zügen, aber ihr Mund blieb geschlossen.

„Gestattet, Hohe Frau, daß ich Euch vor jenem Menschen warne,“ sprach der Rector sich ermannend; „er war mein Famulus und hat sich untauglich im Dienst erwiesen, jetzt ist er Jägermeister auf Schloß Löwentruß. Uns wäre besser, er hätte nimmer Zutritt auf diesen geweihten Boden.“

„So werden wir gebieten, daß dies hinfort nicht mehr geschehe. Doch nehmt Platz, Ihr Herren, und lasset uns andere Dinge zum Gegenstande unserer Rede wählen.“

Die Aebtissin war bald mit dem Rector und Thomasius in eifriges Gespräch vertieft, während die Gräfin nur zerstreut dem Faden der Unterredung zu folgen vermochte.

Nach einer Weile sprach Charlotte:

„Die ehrenwerthen Herren werden heute unser Nachtmahl mit uns theilen. Ich habe bereits Ihre Einwilligung dazu; wie freue ich

mich, mit unserem Landsmann und dessen Freund über unsre Heimath weiter plaudern zu können;" sie drückte auf eine Feder und ein Page erschien.

"Im blauen Saal wünsche ich unser Nachtmahl angerichtet;" befahl sie.

Der Page entfernte sich.

Nach einer halben Stunde öffneten sich die Flügelthüren und am Arme des Rectors schritt Sophie Charlotte über die Schwelle, um das Veröhnungsmahl mit dem Sohne des weiland herzoglichen Amtmanns zu feiern.

Es war zur späten Abendstunde, als der Rector sich auf die dargereichte Hand der Aebtissin beugte.

"Grüßt mir Eure Gattin," sprach sie gütig; "mein Weg führt mich bald unter Euer Dach, auch will ich wissen, was aus dem armen Judenkinde geworden ist, dessen Loos, wie Ihr sagt, Ihr zu mildern gedenkt. Ein Mord geschah am Tage meines Einzuges auf dem Gebiete der Löwentruß, und meine Cavaliere, die ich zur Hülfe aussandte, fertigte die Freiin mit stolzer Rede ab. Sollte sie um diese That wohl wissen?"

Der Rector senkte das Haupt und schwieg, aber sein finsterner Blick sprach mehr als Worte.

Nachdem die beiden Männer das Gemach verlassen hatten, ging die Aebtissin erregt auf und nieder; endlich fragte sie:

"Was macht Dich so verstummen, Elisabeth? selbst bei der Tafel nimmst Du nicht Theil an unserer Rede; mir haben die alten Erinnerungen den Geist belebt, liegt doch ein süßer Zauber drin, auf fremdem Boden Landesgenossen zu begegnen. Wie ehrt das Herz den unscheinbaren Mann, für den wir kaum auf unserer Scholle Erde, einen Blick, ein Wort, selbst nicht Gedanken hatten. Wie muß ich ihn verehren, diesen Mann, der weiter nicht gedenkt, daß er durch unsere Schuld eüst heimathlos und landesflüchtig werden mußte. Vor so viel Edelsinn muß selbst ein fürstlich Haupt sich beugen und Du, Elisabeth, sahest in trübes Sinnen verloren bei der edlen Beredsamkeit unseres Landesgenossen und theiltest nicht meine Freude."

„Verzeiht, edle Frau!“ sprach die Gräfin sich ermannend, „es war ein dumpfes Kopfweh daran schuld, das mich jetzt oftmals heimsucht.“

„Du armes Kind, so gehe zur Ruhe, derweil ich hier noch bleibe; mich schiebt der Schlaf und jene Papiere dort will ich öffnen und ihren Inhalt lesen, bis er mich ermüdet. Geh, sende mir nach einer Stunde die Kammerfrauen und morgen sehe ich Dich frühlich wieder.“ Sie drückte einen Kuß auf die Stirn der Gräfin und geleitete sie bis zur Thür, dann kehrte sie zurück nachdem Elisabeth sich entfernt hatte, griff nach der Rolle, lehnte sich in ihren Sessel und las beim hellen Schein der Wachskerzen, welche vor ihr standen, mit augenscheinlicher Ueberraschung die lateinische Aufschrift, auf welche ganz zuerst ihr Blick fiel. Allmählig vertiefte sie sich eifriger in den Inhalt und dann und wann glitten die Blätter in ihren Schoß, als wollte sie sich Zeit gönnen ihre Gedanken zu sammeln; dann griff sie wieder nach denselben und las ununterbrochen und achtete es nicht, daß die Kammerfrauen bereits seit einer Stunde ihrer harrten und der Wächter draußen Mitternacht verkündete.“

Am Nachmittag desselben Tages unternahm die Burgfrau ihren gewöhnlichen Spazierritt in den Wald. Sie zügelte ihr weißes Roß mit sicherer Hand und es trug die schlanke Gestalt leichtfüßig über schmale Pfade durch Tannen- und Buchenwaldung den Abhang hinab in den Steinbruch. Die einsame Reiterin in dieser Wald-einsamkeit, von zwei schwächtigen Windspielen gefolgt, erinnerte an die stolze Thuznelde des Teutoburger Waldes, auch an die Prinzessin Wittekind, die weißverschleiert nach der alten Volksfage ihren nächtlichen Ritt unternimmt. Arme Haideseute, die sie sahen, bekreuzten sich still von ferne und wunderten sich nicht, daß die schöne Reiterin so plötzlich im düsteren Forst am Abhange verschwand.

Vor der Köhlerhütte, welche tief in einer Schlucht lag, von düstern Tannen und mächtigen Eichen umgeben, saß auf einem Baumstamm eine zusammengekauerte Gestalt mit gespenstisch glühenden, tief in den Höhlen liegenden Augen; die hageren Arme in einander verschränkt und das Haupt mit einem bunten Kopfstuch bedeckt, unter welchem lange Haarsträhne auf die Brust herabfielen. Dieses braune

runzelige Gesicht mit der Geierphysiognomie hatte etwas Beängstigendes für den Beschauer. Der Athem der Alten ging schwer und dann und wann unterbrach ein heiseres Aufhusten das Selbstgespräch, welches dieses, einem Waldkobold ähnliche Wesen, mit sich selber führte. Endlich horchte sie auf. Mitten durch die grünen Tannen brach sich die Reiterin Bahn und das schäumende Roß stand auf einen Wink von ihr, dicht vor der Alten. Ein Schlag beschwichtigte das scheue Thier, das sich vor Schreck bei dem ungewohnten Anblick hoch aufbäumte.

„Kommt ihr endlich, Goldprinzessin,“ rief das Weib mit heiserem Ton; „harre ich doch schon seit frühem Nachmittag an dieser Stelle.“ Ihr wißt es freilich nicht, Pevpy ist krank und todmüde von dem weiten Weg; der Fuß ist ihr ausgeglitten auf dem steilen Pfad und sie hat sich den Kopf und die Brust beschädigt.“

Die Alte sprach dieses in wehklagendem Ton und wies wie zur Bestätigung, daß sie sich selber damit meine, mit zitternden Händen auf eine blutige Schramme, die sie an der Schläfe trug.

„Steigt herab zu mir, ich kann mich nicht erheben, stolze Herrin, denn mein Fuß strauchelt.“

Die Dame schwang sich vom Roß, schlang die Zügel um den nächsten Stamm, raffte ihr Kleid zusammen und saß bald bei der Zigeunerin.

Immer eifriger sprach diese und ihre heisere Stimme ging zuletzt in ein unheimliches Pfeifen über, daß sich aus einer kranken Brust herausarbeitete.

Immer tiefer neigte sich der Nacken der stolzen Freiin zu der Alten herab, ihre zitternden Finger umschlangen plötzlich das dürre Handgelenk der Zigeunerin.

„Im Kloster des heiligen Stephanus, sagst Du, weilte er seit zwei Jahren und ist klug und schön geworden!“ „Bei Gott, Weib, Du mußt hin, um die Botschaft selber in die Hand des Pater Anselm zu legen, mit welcher ich Dich senden will; ich finde Keinen, der dies sicherer ausführen könnte als Du!“

Die Alte schüttelte den Kopf.

„Mein Fuß trägt mich kaum in die Stadt und ich weiß, daß dies meine letzte Reise auf Erden war. Die weite dunkle Fahrt, von welcher keine Wiederkehr ist, harret meiner und die Lebensbürde werfe ich fröhlich ab, denn jetzt könnt ihr ja aus ihm einen Junker machen. Seine Zukunft liegt in Eurer Hand und ich gönne es dem Knaben; war er doch stets begierig, klug und ein feines Herrlein zu werden; aber Eure Botschaft soll ein Anderer besorgen, der nicht minder treu ist, als die Bepphy.“

Während die Dame ein Schreibtäfelchen aus ihrer Gürteltasche zog und hastig darauf einige Worte mit einem Stifte eingrub, hüstelte Bepphy dazwischen und löste von ihrem Leibgurt, an welchem ein silberner Becher, ein Messer und verschiedene andere Gegenstände hingen, ein kleines Pfeifchen, setzte es an den Mund und ein schriller Ton schallte durch die Luft.

Gleich darauf ertönte in einiger Entfernung aus der Waldes- tiefe ein zweimaliger Pfiff und Bepphy nickte zufrieden.

Die Burgfrau schaute um sich und ihr Blick schien sich in das Waldesdunkel zu bohren. War es ihr doch, als rauschte jenes Gebüsch, dessen Zweige in der That leise, wie vom Winde berührt, hinüber und herüber schwankten.

„Such, Diana,“ gebot die Dame und zu gleicher Zeit stürzten sich die Hunde mit lautem Gecläff in den Busch, verstummten aber in einiger Entfernung ganz. Die Aufmerksamkeit der Freiin wurde jetzt auf einen schlanken und braunen Burschen gelenkt, der, wie aus dem Boden gestampft, plötzlich vor der Alten erschien.

„Ihr habt mich gerufen, Mutter Bepphy.“

„Ja, mein Sohn, Du wirst meinen Auftrag genau und schweigsam vollziehen.“ Es ist ein weiter Weg damit verbunden. Du gehst unserer Horde voran nach Wien, ich werde Euch dieses Mal nicht folgen, — sie stockte und ein krampfhaftes Stöhnen entrang sich ihrer Brust.

„Der weite Weg, mein Junge, soll Dein letzter Dienst für mich und die Dame gewesen sein. Je flinker Du das Kloster zum heiligen

Stephanus in der Ebene bei Krakau erreichst, desto größer ist Dein Lohn. Nimm Dir ein flinkes Roß und sei klug. Der Vater Anselm, der uns die Heiligenbilder und Rosenkränze immer abkaufte, darf nur dieses Täfelchen empfangen, daß Du in seine Hände zu legen hast. Und nun, Freiin, gebt ihm Eure Botschaft und den Lohn dazu." Ich bedarf Nichts, das Eure Güte mir zugebracht hätte, als ein sicheres Geleit in die Stadt; dort weilen die Aeltesten unserer Bande und unter ihnen wähle ich den neuen Zigeunerfürsten, ehe man mich in die Erde bettet."

Bepphy schwieg erschöpft und ließ leise vor sich hinhimmelmelnd das Haupt auf die Brust sinken.

Der Zigeuner empfing mittlerweile das Schreibtäfelchen, das er sorgfältig auf seiner Brust verbarg, nebst der Ermahnung zur Vorsicht. Eine Handvoll Goldgulden, die sie hinzufügte, machte seine Augen aufleuchten und mit einem schlaun Lächeln verschwand er rasch im Waldesdunkel.

Die Dame bestieg ihr Roß.

"Welten mag Dich geleiten, Alte," sagte sie kühl; „er und seine Dirne sind klug genug, um dies für eine Belohnung zu thun, welche sie von mir zu erwarten haben. Lebe wohl, dort kommt der Röhler, wende Dich an ihn. Es müssen die Hunde bei Dir sein, Alter!" rief die Burgfrau dem Lahmen entgegen, der hinter seiner Hütte zum Vorschein kam und langsam heranhinkte; „rufe sie mir."

„Se sind mit de Härre heimgange," entgegnete Welten lakonisch.

„Mit wem?" schrie die Freifrau.

„Met sin Leibschützen."

Leichenblässe bedeckte das Antlitz der Burgfrau; aber in ihren Augen glühte es unheimlich, sie riß ihr Pferd hernm und war bald hinter den Bäumen verschwunden.

Seit einigen Tagen befand sich in der Gesindestube der alten Rectorei ein neuer, sehr unwillkommener Gast, der von den Leuten gemieden, still und in sich versunken, auf einer Holzbank in einer

Ecke saß und ohne Dank und freundlichen Blick, die karge Mahlzeit entgegennahm, welche die mitleidige Hand Ann-Sophiens ihm reichte.

Die blasse, verfallene Gestalt Judiths mit dem scheuen, unheimlichen Blick, der fast nur den Boden suchte, machte einen unangenehmen Eindruck auf die ganze weibliche Dienerschaft, die murrend ihre Nähe mied und sich bereits die Nebenküche zu ihrem Aufenthalte erkoren hatte.

Es war auch zu viel der Barmherzigkeit, welche der Rector und dessen Gattin hier an diesem verwilderten Geschöpf verschwendeten.

So dachten sie Alle und selbst Lisbeth hatte sich nicht gescheut, diese Meinung unverhohlen anzusprechen.

Das Mädchen, welches erst nach wiederholten Ermahnungen sich geäubert hatte, saß nun mit geglättetem Haar, im reinen Leinwand, die Füße mit groben Schuhen bekleidet, in ihrem Winkel und wickelte von der Spuhle mechanisch und gedankenlos das Garn, welches oben in der Spinnkammer aufgesponnen war. Wer sie auch anreden mochte, erhielt keine Antwort; nur die Gattin des Rectors sah in diesen dunklen traurigen, abgrundtiefen Augen statt der Verstocktheit und Bosheit, die Andere in diesen Blicken fanden, grenzenlosen Jammer und hatte so viele Liebe und freundliche Worte schon an das undankbare Judenmädchen verschwendet. Judith erfüllte zwar alle Befehle still und schweigend, aber für die neugierigen Fragen und Spottreden der Dienstleute hatte sie weder Blick noch Antwort. Einmal war auch der fremde Gast zu ihr getreten und ihm mußte sie alle seine sanften Fragen beantworten, und als der Rector, welcher ebenfalls erschien, sie ausforschte, ob sie arbeiten und lernen wolle und ihm so lange dienen, bis es ihr gefiele, wieder heimzukehren zu ihren Glaubensgenossen, hatte sie mit einem scheuen Seitenblick leise geantwortet:

„Ja, Herr! Ich will.“

Dann gab es Tage, wo Judith plötzlich verschwunden war und Abends müde, mit bestaubten Kleidern heimkehrte; aber als suche sie ihre versäumte Arbeit nachzuholen, regten sich ihre Finger eifriger und sie übernahm schweigend die Pflicht, dem Federvieh das

Futter zu streuen und Schulstube und Vorflur sauber zu kehren. Allmählig gewöhnte sich das Gefinde an die seltsame Hausgenossin und hatte, wenn auch keinen Dank für die Abnahme ihrer Arbeitslast durch Judith, auch keine Spottreden mehr. Obwohl sich alle noch scheuten, als gute Christen mit der Judendirne auf einer Bank zu sitzen und an einem Tische zu essen.

Eines Tages saß Lisbeth am offenen Erkerfenster und sticte eifrig an einem winzigen Häubchen, das sie zuweilen über die geballte Hand zog und lächelnd vor sich hinhielt.

Da klangen plötzlich die kreischenden Töne einer Fiedel und der Klang des Tambourins von der Straße zu ihr herauf. Die Zigeuner zögen fort, hieß es und ehe sich dessen die Rectorsleute versahen, füllte sich der Platz vor dem Hause mit der abenteuerlichen Gesellschaft.

Unter den braunen Gestalten zeichneten sich zwei hübsche schlanke Dirnen aus, die bereits wahr sagend unten standen und selbst die fetten Hände Ann-Sophiens zu erhaschen suchten. Ein alter Zigeuner strich die Fiedel und nach der wilden Melodie schlangen sich, den Tambourin schlagend, die jugendlich-schlanken Glieder in geschmeidigen Windungen hin- und herwiegend, einzelne Paare tanzend auf dem grünen Rasenplatz vor dem Hause.

Oben trat, durch den Tumult herbeigelockt, der Rector und seine Gattin ans offene Fenster; während das ernste Antlitz des fremden Magisters über ihre Schultern hinweg sah.

Lisbeth hatte längst ihre kleine Arbeit in die Gürteltasche verschwinden lassen und murmelte etwas von unleidlicher Bettelei, wüsten Landstreichern und frechem Zigeunervolk, während ihre Finger die kleinen Münzen bereits zählten, welche sie den zerlumpten Kindern da unten zugedacht hatte.

Auf einem Gerüst, ähnlich einer Bahre, lag ein menschliches Wesen und vier junge Bursche setzten sie nieder, um sich auch ins Gedränge mischen zu können.

Das kleine hagere Weib mit dem greisen aufgelösten Haar glich einer Mumie, nur die Augen flackerten unstät in den tief eingesunkenen

Söhlen. Mühsam hatte sie sich erhoben und etwas wie ein Lächeln glitt über diese verwitterten Züge und glich dem Sonnenstrahl, welcher über Trümmer und Ruinen dahinfliegt. Ihr Blick richtete sich nach dem Fenster, wo die junge Frau herabsah. Die Alte streckte den Arm aus und rief mich keuchendem Athem: „Tochter Bengt-Ströms, sehe ich Dich wieder, steige herab zu mir und empfangе Dein Erbtheil; eile, ehe sie mich davontragen für immer.“

Zögernd folgte die Rectorin der wiederholten Mahnung; langsamen Schrittes an der Seite ihres Gatten nahte sie sich und während Lisbeth unten ihre Münzen vertheilte und dann sorgfältig ihre Hände unter der Schürze barg, um die Zubringlichkeit der Wahrsager abzuwehren, löste Pappy den Becher vom Leibgurt und reichte ihn der jungen Frau.

„Nimm ihn hin, Herrin!“ sprach sie, „ist es mir doch noch vergönnt, ihn in den rechten Hände zu lassen. Er möge Dir Glück bringen und Dein junger Erbe aus dem Silberbecher trinken zum Gedächtniß seiner Vorfahren; waren doch Bengt-Ströms alle hohe Herrn und tranken einst mit dem Schwedenkönig daraus. Auch unserem Stamme hat er Heil gebracht. Durch ihn erhielt der Vater unseres Häuptlings, dessen Weib ich war, einst sein Leben geschenkt.“

Else empfing mit eigenthümlichen Gefühlen das alte Erbstück ihrer Familie, das weit durch die Welt gewandert war, um endlich wieder zu ihr zurückzukehren. Sinnend schaute sie auf das feingetriebene Gewinde aus Ranken und Blättchen, zwischen welchen hindurch das königliche Wappen Schwedens deutlich hervortrat.

„Ich danke Dir,“ sprach sie; „hast Du einen Wunsch, so sage ihn und gerne will ich ihn erfüllen!“

„Komm fort, Kind!“ mahnte Lisbeth, „mir graut vor dem Weibe.“

Zu der That schaute die Alte mit fast irren Blicken um sich und rang gewaltsam nach Athem.

„Die Pappy ist todkrank, Goldkind!“ flüsterte sie, „reiche mir Deine weiße Hand, einst habe ich viel Leid aus den Linien gelesen; jetzt will ich Glück drin suchen. Sie streckte ihre dürre Hand aus,

aber sie sank schlaff herab. Meine Horde will mich hier nicht sterben lassen," murmelte sie, „der Stamm will seine Königin, die lange regiert hat, mit sich nehmen; aber er wird sie einscharren im nächsten grünen Walde, auf fremden Boden, fern von Kurland.“ Sie hielt inne, und plötzlich rief sie mit schriller Stimme:

„Spielt auf den Todtentanz! Die arme Maje geht ein ins Freudenreich und findet ihren gehängten Liebling wieder.“

„Hei, wie das wirbelt! Alle, Alle, an mir vorüber! Der alte Gutsherr mit seinen Krücken!“ „Inco, meine Junge, hüte Dich vor seinem Stock, er trifft sicher, der vornehme Herr; denn das Herz der Armen ist stets sein Ziel!“

„Hei, wie das brennt! die Flammen schlagen zum Dach heraus; hierher, hierher, mein Sohn, Du kannst Dein vornehmes Brüderchen nicht retten.“

Die Stimme erstarb zum leisen unheimlichen Flüstern.

„Alles, Alles versunken in Rauch und Trümmer,“ klang es wieder deutlicher; „reiche mir die Hand, Inco, mein Junge, den Anderen habe ich zum Junker gemacht. Der kleine Inco wird ein vornehmer Herr!“

Das Haupt sank ihr zurück; ein Näckeln zuckte noch einmal über die bereits erstarrten Büge; dann wurde es stille, die Zigeunerfürstin war todt.

Längst war die Fidel und der Tambourin verstummt.

Geschaart um das Sterbelager ihrer Oberin, standen die Zigeuner entblößten Hauptes und gesenkten Blickes da. Dann traten die vier Bursche schweigend hinzu, breiteten die Decke über das fahle Antlitz, hoben die Trage empor und lautlos setzte sich der Zug in Bewegung und lenkte dem nächsten Walde zu.

Aus dem bunten Gewirr traten plötzlich zwei verschleierte Frauengestalten hervor, welche vor wenigen Minuten der Sänfte entstiegen waren, die an der Gartenpforte hielt. Die Damen hatten, auf der Stelle unwillkürlich verharrend, die letzten Worte der sterbenden Zigeunerin mit angehört, während der Rector seiner Gattin folgte, welche Lisbeth, von Grauen geschüttelt, eilig ins Haus zog.

Die Ueberraschung der Rectorsfamilie war keine geringe, als plötzlich ein Page gleich nach ihnen eintrat und die Ankunft der fürstlichen Aebtissin meldete.

Des Rectors Zimmer stand weit offen und im Hausflur flüsternten die Dienstleute über die seltsame Scene, die eben auf dem Platze draußen vor der Thür stattgefunden hatte.

Rasch, mit vor Freude gerötheten Wangen, folgte Else dem Pagen und empfing unter dem Thürbogen den vornehmen Besuch.

Die Aebtissin warf ihren Schleier zurück und drückte einen Kuß auf den blonden Scheitel der Rectorin, welche, über beide Hände der Aebtissin gebeugt, diese wiederholt zärtlich an ihre Lippen drückte.

„Oh! welches Glück, hohe Frau, Euch unter unserm Dache zu sehen,“ flüsternte Else und schritt eilig voran bis zu den Stufen der Treppe, welche in die oberen Räume der Rectorei führte, um den hohen Besuch in die gute Stube des Hauses zu geleiten.

Zum Befremden Aller saß auf der untersten Stufe das Judenmädchen, den Kopf in beide Hände gestützt; theilnahmlos für Alles, was um sie vorging, schien sie zu schlafen.

„Erhebe Dich, Judith,“ sprach der Rector unwillig; „hier ist nicht der Ort. Deines Aufenthalts, geh an Deine Arbeit.“

Das Mädchen erwachte aus ihrer Regungslosigkeit, erhob sich langsam und maß mit finsternen, scheuen Blicken die Versammlung.

Die Aebtissin aber winkte ihr zu bleiben.

„Du bist das verwaiste Kind, dem man den Vater erschlug,“ forschte sie; „wo ist Dein Vaterland, weshalb kamt ihr nach Herjord?“

„Gen Affeln zogen wir,“ murmelte Judith. „Der kurische Herzog trieb die Juden aus, wir waren in der Ueberzahl.“

„So bist Du ja meine Landsmännin,“ sprach die Aebtissin überrascht und trat dem Mädchen einen Schritt näher.

„Jetzt habe ich um so mehr Grund, mich Deiner anzunehmen, Du armes Kind; komm hierher, sieh mich an. Ich bin die kurische Herzogstochter und Schwester jenes Herzogs, der Euch auswies;

hier ist mein Reich, und wenn Du willst, stelle ich Dich unter meinen Schutz.“

Judith wich nicht von der Stelle, die Lippen fest aufeinander gepreßt, starrte sie auf den Boden.

„Sie vermag Eure Güte nicht zu ermessen, Durchlaucht, drum mag sie ihres Weges ziehen,“ nahm der Rector das Wort.

Die Aebtissin aber trat noch einen Schritt näher und legte die Hand auf die Schulter des Mädchens.

Wie vom Blitz berührt, zuckte diese zusammen.

„Man hat Dich arg mißhandelt, armes Kind; denn Du traust Niemandem, außer Deinen Stammesgenossen,“ sprach sie finsternen Blickes; „doch soll auch hier Deinem Volke Menschenrecht gewährt sein.“

Langsam hoben sich die dunkeln Wimpern des hageren Mädchenantlitzes; Furcht, Mißtrauen und Ueberraschung kämpften auf diesen bleichen gramentstellten Zügen. Der freudige Strahl, der im Blick auftauchte, erlosch schnell; sie senkte das Haupt und sprach mit trauriger Stimme:

„Judith will gehorchen, aber Niemand lieben.“

„Das halte, wie Du magst,“ lächelte die Dame. — „Komm, Elisabeth, in der nächsten Versammlung unsres Ordens, werden wir auch um das Wohl dieser Landsmännin Sorge zu tragen wissen.“

Sie nahm ihr schwarzes Sammetkleid zusammen und stieg, gefolgt von ihrer Vertrauten und der Rectorsfamilie, die Stufen hinan.

Wohl eine Stunde befand sich Sophie Charlotte in der Rectorei und während der Rector, dessen Gattin und der fremde Gast bei dem vornehmen Besuch weilten, schloß Elisabeth mit einem kleinen Schlüssel, den sie selten gebrauchte, eine große braune, mit Messingbeschlägen und schwedischem Wappenschild versehene Lade unten im Rectorszimmer auf und enthüllte emsig blinkendes Silbergeschirr von alter Form und Prägung, welches selbst das Auge Ann-Sophiens noch nicht erblickt hatte und deren Erstaunen und Bewunderung nicht wenig hervorrief.

Lisbeth füllte geschäftig die goldenen Kannen mit rothem Wein, und feines kostbares Zuckergebäck, das sie immer vorrätzig hatte, lag bald wohlgeordnet neben der blinkenden Schale, auf welcher die schönsten Früchte ihres Obstgartens prangten.

Lisbeth konnte sich nicht enthalten der staunenden Ann-Sophie mit gewisser Ostentation eilig eine Aufklärung zu geben.

„Sind alles Erbstücke der Familie Bengt-Ström,“ sprach sie, während ihre Finger bemüht waren, die Schalen zurechtzustellen; „waren vornehme Leute, die Vorfahren Deiner jungen Herrin, und unter ihrem Dach haben sie manch' fürstliche Person beherbergt.“

Einen raschen Blick warf sie auf ihre saubere Kleidung, dann nahm sie das silberne Tablett auf und schritt, gefolgt von Ann-Sophie, welche heute mit ganz besonderer Ehrfurcht dem „Altfrölen“ oben die Thür öffnete, um sie wieder langsam zu schließen, und dann kopfschüttelnd in die Spinnstube zu gehen und den Mägden von den nichtgeahnten Reichthümern, auf welchen nur die höchsten Herrschaften ihr Traktament erhielten, merkwürdige Dinge zu erzählen.

Oben beim Scheiden übergab die Aebtissin dem fremden Magister zwei versiegelte Schreiben; das eine trug die Aufschrift: „An den Kaiserlichen Kanzler zu Wien“ und das zweite war an den „Großmeister des Jesuitenordens daselbst“ gerichtet.

Drei Wochen waren vergangen, seit Elisabeth den Schmutz der Aebtissin verkauft hatte und ihre Befürchtung, es könne dieser von der Freifrau von Löwentruz mit böser Absicht erhandelt worden sein, schien ihr jetzt weniger begründet. Allmählig verlor sich ihre innere Unruhe und als eines Tages die Burgfrau hoch zu Ross auf dem Stiftshof erschien, um mit den Gräfinnen Lippe und Horn einen Spazierritt in den Wald zu unternehmen und das lächelnde Antlitz der schönen Freiin in harmloser Freude leuchtete, da zürnte Elisabeth sich selber ob ihres Mißtrauens und athmete beruhigt auf, während sich über den Altan neigte. Noch lange konnte sie die Cavalcade mit den Blicken verfolgen, und es nahm sie Wun-

der, daß weder ein Page noch sonst ein Berittener sie begleitete. Allmählig überließ sie sich wieder ihren Gedanken in dem Alleinsein. Es befremdete sie auch hier nicht, daß keine der Stiftsdamen sich ihr zu nähern suchte, und sie schrieb dieses ihrem eigenen Hang zur Einsamkeit zu. Aber die Aebtissin war finsterner und verschlossener in letzter Zeit geworden, es schien als kämpfe ein unterdrückter Zorn mit der innern Unruhe ihres Gemüths. War doch Puttkammer immer noch nicht eingetroffen, und es schien jetzt, als habe der Herzog vergessen den Kanzler zu senden. Es lag etwas Bedrückendes in der Luft und in dem Character dieser halbklösterlichen Umgebung. Die Stiftsdamen vereinten sich nur zum Gebet, und dieses geschah fünf Mal täglich. Die Aebtissin hatte eine Conferenz im Capitelsaal angeordnet, die aber unterblieben war, weil sich zwei der vornehmsten Glieder des Stifts krank melden ließen.

In acht Tagen aber sollte die Versammlung stattfinden und es waren dazu selbst die Patroninnen der Armenschule und des Waisenschuls, welche zum Weichbilde des Stifts gehörten, geladen.

Elisabeth beunruhigte dieser unwiderrufliche Entschluß ihrer Herrin, sie wußte nicht weshalb. Hatte diese sie doch nicht mit dem Zweck ihrer Anordnung bekannt gemacht, so fürchtete sie, daß die Aebtissin in der Tagesordnung des Stiftslebens, Abänderungen oder gar neue Formen einzuführen gedenke.

Die beiden Fürstinnen Lippe waren pflichtgetreu im Amte, im Worte und Wesen würdevoll, doch verschlossen und tiefernt in der Haltung, welche daher keine offene Annäherung erlaubte. Die Individualität dieser Damen wäre der Aebtissin ein Problem gewesen, wenn nicht ein eigenthümlich lauender Blick, der ihre sonst ausdrucksvollen Gesichter charakterisirte, Veranlassung gegeben hätte auf der Hut zu sein.

Charlotte Sophie hatte eines Tages, wie beiläufig, gesagt: Es könne das fünfmalige Gebet auf ein dreimaliges vermindert werden und würde die Damen für die Einbuße des zweimaligen Gebets ein Wirken und Schaffen zum Nutzen der Ortsarmen und noth-

leidenden Haidelente, entschädigen, von deren Dürftigkeit sie sich bereits persönlich überzeugt hätte.

Elisabeth gedachte der allgemeinen Verstummung, der empörten Niencn, welche sich auf allen Gesichtern ausdrückte.

Sie wird mannigfachen Widersprüchen begegnen, seufzte Elisabeth bei diesem Gedanken und wandte sich, um ihre Herrin aufzusuchen, und mit dieser über ihre Besorgnisse Rath zu pflegen.

Das Rauschen eines Gewandes machte sie aufmerksam.

Die Aebtissin nahte mit hastigen Schritten.

„Es ist gut, Elisabeth, daß ich Dich finde, er ist endlich da.“

„Wer, Durchlaucht?“ fragte die Gräfin gespannt.

„Der Courier, welcher Puttkammer meldet.“

„Gelobt sei Gott!“ flüsterte die Gräfin.

„Puttkammer nimmt seinen Sitz auf Burg Löwentruk,“ begann die Aebtissin; es sollen dort die Anordnungen zu den großen Festlichkeiten, mit welchen man den jungen Erben zu empfangen gedenkt, beginnen. Die Stiftsbewohner und ein Theil der Edlen dieser Gegend sollen dazu geladen sein. Der Burgherr ist voll des Glückes; denn wie mir der Truchseß meldet, soll der junge Erbe dem Mönchthum entsagt haben.“

„So hat die Clerisei ihn dennoch freigegeben, wahrscheinlich nicht ohne bedeutende Opfer,“ entgegnete sinnend Elisabeth.

Die Aebtissin nickte gedankenvoll.

„Dieser junge Erbherr nimmt ganz besonders meine Gedanken in Anspruch; er kommt aus dem Kloster des heiligen Stephanus und was ich über das traurige Dasein eines, augenscheinlich vornehmen jungen Mönches, in den Papieren gelesen, die mir mein Bruder sandte, ist so seltsam, daß ich um jeden Preis wissen muß, ob der junge Erbherr zu jenem Armen in Beziehung gestanden, der mein ganzes Mitleid besitzt.“

„Wissen muß ich, ob der junge Mönch noch unter den Lebenden weilt; hierüber kann sein Genosse nur mir Aufschluß geben und die niedrigen Machinationen des Abtes Anselm sollen durch ein Zeugniß des jungen Erben schnell ans Licht kommen. Mein Schreiben an

den Reichskanzler zu Wien hat bereits eine kleine Aufzeichnung über das Treiben dieses Pfaffen aufzuweisen. Unsere Saumseligkeit, Elisabeth, hat viel Schlimmes geschehen lassen; wir hätten ein armes Opfer früher befreien können, wäre uns der Inhalt der Papiere bekannt gewesen. Ist Dir der Name im Gedächtniß, welchen die sterbende Zigeunerin im Augenblicke ihres Hinscheidens nannte, mich dünkt, es war der Name Inco."

"Was aber kann dieser Name mit den Papieren gemein haben?" fragte Elisabeth befremdet.

"Vielleicht doch, sieh' her, dieses kleine Bildniß war in einer Kapsel verschlossen bei der Pergamentrolle."

Die Aebtissin zog aus den Falten ihres Kleides, das auf Elfenbein gemalte und in Gold gefaßte Bildniß eines jungen Mädchens von zarter Schönheit und reichte es ihrer Vertrauten.

Eine Weile heftete sich der Blick der Gräfin starr auf das kleine Bild, dann schüttelte sie lächelnd den Kopf und gab es mit den Worten zurück: „Es ist eigenthümlich, Fürstin, den Eindruck, welchen meine Seele einst durch ein Kindergeßichtchen empfing, dessen Besitzerin ohne eigenen Willen in mein Geschick eingriff. Er ist so unauslöschlich bei mir eingepägt, daß ich kein blondes Mädchenköpßchen ansehen darf, ohne an meine kleine Baleska denken zu müssen; der Blick hier ist auch genau der ihrige, nur ernster, sprechender, ich möchte sagen, mächtiger, als der des fröhlichen Kindes, das mich in meiner Jugendzeit umgaukelte. Selbst bei dem Anblick der Frau Rectorin, welche nur in der Lieblichkeit ihrer Züge mit Baleska Aehnlichkeit hat, muß ich stets an mein todttes Schwesterlein denken. Doch was soll das Bild in der Papierrolle?"

Sie ist die Mutter des jungen Unglücklichen," entgegnete die Aebtissin, „aber komm jetzt mit mir und lies, wie ich gelesen habe, vielleicht hilft Deine Gedankenschnelligkeit mich fort über die Klippe, welche das Geheimnißvolle in der Schrift so unübersteiglich macht; es giebt keine Zahl, weder auf Bild noch auf Schrift, noch einen Namen, welche uns den rechten Weg finden ließen, um zu ergründen, wer der Unglückliche war. Nur Einer weiß dies gewiß und

dieser Eine ist der Abt Anselm im Kloster zum heiligen Stephanus; wer aber kann die Ränke dieses Mannes ermessen, und hat Pfaffenlist nicht Vieles schon verdeutelt und ist das Recht durch schöne Lüge nicht oft schon zum Unrecht umgeschaffen worden. Komm, folge mir.“

Die Aebtissin schritt voran und Elisabeth empfing von ihr die Rolle, welche sie, auf ihrem Zimmer angekommen, mit Spannung entfaltete und las:

„In nomine patris, filii et spiritus sancti!“

„Beginne ich diese Aufzeichnungen, mögen sie in rechtschaffene Hände fallen und der Edelsinn des Lesers mein Geschick erleichtern.“

„Vor meiner Zelle gaukeln die Schmetterlinge in lustiger Freiheit und die Sonnenstrahlen fallen schräg auf den Steinboden vor mir und erwärmen selbst den Stein zu meinen Füßen. Sie erwärmen den Stein, nur das Herz der Menschen nicht, die mit mir beten und singen und doch nicht erleuchtet werden von dem Gnadenwort des Höchsten und doch nicht erwärmt werden von den heiligen Gesängen, von den frommen Melodien, die wie Sterbelieder klingen und bei welchen meine Seele sich verblutet in unendlicher Sehnsucht.

Ich habe heute das achtzehnte Jahr erreicht und bin allein, ganz allein, denn ich habe Ivo verloren. Ich soll Trost finden im Gebet, ich soll abtödten alle irdischen Wünsche und bezwingen alle Aufwallungen meines jugendlichen Herzens. Sie haben mir meinen Stubengenossen, meinen Wächter und doch meinen besten Freund in dem Pater Ivo geraubt. Ich habe jetzt neue Brüder, die mich bewachen, deren Rede Heuchelei ist und aus deren Blicken der Ver-rath leuchtet. Unter dem Schein der Freiheit werden meine Schritte dennoch bewacht. Mein Mund ist schweigsamer denn je geworden und ich hüte jeden Gedanken vor den lauernden Genossen!“

„So weit ich auch zurückdenke, ist das Kloster stets meine Heimath gewesen und in diesen langen Jahren hat auf den einsamen Pfad meines Lebens hier in diesen Mauern mir ein Sonnenstrahl der Freundschaft geleuchtet aus den klugen Augen des frommen Bruders Ivo. Er hat mich gelehrt fromm zu sein wie die Tauben,

aber auch die Falschheit der klugen Schlange nicht zu verachten. Jetzt hilft mir Beides nicht, denn ich habe mit Ivo meinen Halt verloren.“

„Wenn ich unter den ältesten Ministranten beim Hochamt stehe, angethan mit dem weißen Chorhemd, im Gewand der Reinheit, denke ich an ihn, der da sagte: „Bei den Hohenpriestern des alten Testaments stiegen mit dem Weihrauch viele brünstige Gebete des Volkes Israel zum Himmel.“ Wenn ich das Weihwasser sprengte über die betenden Pilger, welche in unserem Kloster Aufnahme finden, möchte ich der Tropfen sein, den sie auf ihren Gewändern hinaustragen in die Welt und sollte mich auch der Sonnenstrahl draußen auffaugen; mein stummes Gebet aber ist: Freiheit, Freiheit, Freiheit!“

„Es gab eine Zeit, wo ich so nicht betete, wo ich gläubig zum Himmel auf sah und selbst an die salbungreichen sanften Worte des Pater Anselm glaubte; aber das ist lange her und nur Ivos Klugheit habe ich's zu danken gewußt, daß man mir lange nicht mißtraute.“

„Ich gedenke noch dessen, wie ich als dreizehnjähriger Knabe wegen Ungehorsam und Meugier, welche mich verleiteten über die Mauer zu steigen, mir Strafe zugezogen hatte. Dreitägiges Fasten und vier Geißelhiebe, dictirte Pater Anselm.“

„Daß mich den Burschen strafen, ehrwürdiger Vater, rief Ivo mit gerunzelten Brauen und zornbebender Stimme. Wie zuckte mir das Herz zusammen, ich hatte Ivo so lieb.“

„Am Abend des zweiten Fasttages, wo Wasser und Brod meine Nahrung ausmachten, kam Ivo zu mir, gefolgt von zweien Fratres. Ungerathener Sohn, donnerte er mir ins Ohr, bete zwei Stunden, ehe Du Dich zur Ruhe begiebst! Hier Dein Brevier, banne den Schlaf. Du darfst Dein Lager nicht früher auffuchen, bevor nicht zehn Vitaneien über Deine Rippen gingen. Dabei schob er mir das Büchlein und noch einen kleinen Gegenstand hinter mein Gewand und verließ, ohne mich eines Blickes zu würdigen, mit den Weiden die Zelle. Ich griff mechanisch nach dem Büchlein und siehe da,

ein kleines Fläschchen, gefüllt mit rothem Wein, war mit dabei; um dessen Hals befand sich ein Streifen Papier.“

„Trink' und halte morgen bei den Geißelhieben ein lautes Behegeschrei nicht zurück; verbrenne den Papierstreifen und wirf das Fläschchen in den Schutthaufen unter Deinem Fenster.“

„Ich that, wie es geschrieben stand und meine Traurigkeit war fort. Am Morgen des anderen Tages trat Ivo zu mir, in Begleitung der beiden Brüder. Er legte die Linke auf mein Haupt und schwang mit der Rechten die Geißel. Sie fiel, ohne meine nackten Schultern zu berühren, hart aufschlagend, mir am Gewand herunter, während ich ein lautes Jammergeschrei ausstieß. Schon bei dem dritten Hieb wandten sich die Mönche beruhigt ab und verließen die Schwelle.“

„Am andern Tage kam Ivo, um die Wunden zu heilen, welche er mir nicht geschlagen hatte.“

„Sei klug, mein Sohn, flüsterte er und hüte einige Tage Dein Bett. Dabei erhielt ich ein feines Brod und eine süße Frucht zugesteckt. Merke Dir den Pater Ivo in Gegenwart der Unsrigen, stets als Deinen Feind; wenn wir allein sind, wird er Dich eines Besseren belehren.“

„Seit jener Zeit wußte ich stets auf der Hut zu sein.“

„Durch unsere Vorschrift kam es dahin, daß man mir den Pater als Stubengenossen beigesellte, um ihn mich ganz besonders beobachten zu lassen. Der Pater Anselm hatte oft geheime Unterredungen mit Ivo und ein seltsames Lächeln spielte um seine feinen Lippen, wenn er aus unserer Zelle zum Abte berufen wurde.“

„So war ich sechszehn Jahre alt geworden und hatte immer noch nichts von meinen Eltern erfahren können. Die Klosterschüler, welche mit mir von den Mönchen unterrichtet wurden, standen unter strenger Aufsicht und nach der Lehrstunde wurde ich wiederum meinem besonderen Aufseher, dem Pater Ivo, übergeben.“

„Ivo offenbarte mir einst unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß meine Mutter gelobt habe, mich der Kirche zu weihen, weil mein Pater mit bösem Willen den heiligen Stephanus erzürnt

hatte. Daß mein Vater, als armer kurischer Edelmann, das reiche Weichkind des Vater Anselm zur Gemahlin geholt und daß deren Güter und großes Vermögen meinen Vater zum reichsten Manne des Landes gemacht hätten. Daß ferner mein ganzes mütterliches Vermögen dem Kloster zufiele, sobald ich mich zum Eölibat bekenne und so nur die Sünden meiner Eltern durch ein Büsserleben ihres Sohnes gesühnt werden können."

Bis hierher war Elisabeth gekommen; eine Weile starrte sie auf die Blätter, welche vor ihr lagen. Wie Hieroglyphen schienen ihr jetzt die Buchstaben, die vor ihren thränengefüllten Blicken in einander schwammen.

"Mein Gott," flüsterte sie, "Balesca war einem kurischen Edelmann vermählt; sie hatte einen Sohn, was aus ihm geworden, ob er gestorben, ich habe dies nie erfahren können. Aber daß er nicht mehr unter den Lebenden weilt, ist ja gewiß; denn sonst hätte man mich nicht zur alleinigen Erbin meines väterlichen Vermögens gemacht. Es ist wieder nur ein Phantom, das mich ängstigt.

Sie nahm die Blätter nach einer Weile wiederum auf und las eifrig weiter:

"Eines Tages sah ich, auf Ivo's Schulter gestützt, von einem grünen Bersteck, wo wir uns befanden, über die Klostermauer fort, einen Zug wandernder ungarischer Musikanten vorbeimarschiren. Ich hörte die lustigen Melodien mit Verwunderung, aber auch mit Freude und dachte daran, wie diese so ganz von unserer Klostermusik abwich. Ich sah unter ihnen schlanke Mädchen und Frauen in bunten abenteuerlichen Gewändern und Männer von hoher Gestalt mit braunen Gesichtern und schwarzem, wallenden Haar. Ivo sagte, es seien wandernde Zigeuner, die aus den Rußten kämen. Während die Andern fürbaß zogen, trat aus ihrer Reihe ein altes dürres Mütterchen, schritt auf die Klosterpforte zu und der Pförtner öffnete ihr willig das Thor. Mein Blick aber folgte den Wandernden, die sich bald darauf in einiger Entfernung am Waldesaum lagerten. Ich möchte mit Jenen in die Welt ziehen, rief ich sehnsüchtig und lehnte mein thränenüberströmtes Antlitz an die eingefallene Wange

meines Freundes. Ivo blieb stumm und sann eine Weile nach, dann endlich sprach er: „Wenn ich morgen die Einwilligung des Abtes zu einer Wallfahrt mit Dir erbeten habe, die wir nach der Kapelle des heiligen Franciscus unternehmen wollen, so laß keinen Strahl der Freude in Deinen Augen sichtbar sein, sondern senke das Haupt als betetest Du.“

„Ich that wie er sagte und wir verließen Tags darauf als Barfüßler in härenen Gewändern, den Strick um den Leib, die Klostermauern.“

„Mein Schutzpatron, der steinerne Stephanus, welcher in einer kleinen Kapelle dicht an der Klosterpforte stand, schaute heute viel milder auf uns herab.

Das von Schmerz verzerrte Antlitz des Heiligen war von hellem Sonnenschein beleuchtet und schien zu lächeln.

„Ich konnte mich kaum halten und kaum vermochte ich den Rath Ivos zu befolgen, der mir gebot langsam und gesenkten Hauptes zu gehen und mich nicht umzusehen und so gelang es mir dann endlich, meine stürmischen Gefühle zu beherrschen. Mit vollen Zügen genoß ich die Freiheit und ich vergaß für einen Augenblick, daß mein Mönchsgewand mich an Entsagung, Demuth und Selbstverleugnung mahnte. Wir rasteten im grünen Wald und es schien mir, als fängen die Vögel hier freudiger, als in dem düsteren Laubwerk unsers Klostersgartens. Ich warf mich ins Wiesen gras und küßte jubelnd eine handvoll Kräuter, die ich am Rain gepflückt hatte und sah mit Befremden, daß zwei helle Tropfen, wie Thau, in den Augen meines guten Ivo schimmerten und langsam über seine Wangen herabrollten.

„Du weinst,“ rief ich bestürzt.

„Die erste Freudenthräne, sie gilt Dir, Stephanus.“

„Ich setzte mich zu ihm und schlang meinen Arm um seinen Nacken, und so saßen wir lange schweigend neben einander und gaben uns der Ruhe hin, welche die ganze Natur und unsre Gemüther erfüllte. Vor uns lagen grüne Höhen und Tiefen. Dort zu unsern Füßen spiegelte sich ein Dörfchen in den Fluthen eines

blauen Sees und oben am Abhange stand ein kleines Kirchlein und die Vesperglocke klang so versöhnend und friedlich zu uns herüber. Den schmalen Pfad, welcher rechts sich durch Wiesen und junge Waldungen schlängelte, hatten wir eben zurückgelegt und dort hinter den Spitzen mächtiger Baumriesen ragten noch deutlich die Thürme unseres Klosters hervor. Dem See entlang bewegte sich ein Reiterzug zu uns herauf; vorn ritten zwei Reifige und hinter ihnen auf stattlichen Rossen, mit kostbarem Saumzeug angeschirrt, saßen zwei Ritter, von deren Helmen der Federschmuck im Winde wogte. Hinter ihnen trabten wieder zwei Reiter, vor sich das Sattelzeug und das Reisegepäck bergend.“

„Ivo trat ein wenig vor und neigte sich über den kleinen Abhang, an welchem die Ritter vorbei mußten. Er schaute ihnen lange nach und gewahrte, daß sie den schmalen Waldweg einschlugen, welcher zur Pforte unseres Klosters führte.

Sinnend kehrte er zu mir zurück.

„Derselbe Ritter, welcher auf dem milchweißen Roß saß, rastete vor vier Jahren über Nacht unter unserm Dach,“ murmelte Ivo. „Bei seiner Meldung, wo ich zugegen war, schien mir Pater Anselms Fassung zu schwinden; er entfernte mich hastig und ich erhielt den Befehl, mit Dir streng die Zelle zu hüten und nur ein stummer Laie, der uns die Nahrung brachte, war der einzige Mensch welcher bei uns erschien. Was wohl Anselm jetzt thun würde, wenn wir daheim wären; ich gäbe viel darum, dies zu wissen.“

„Ich achtete wenig auf die Worte Ivos und bald nachher nahmen wir wieder unsern Weg auf. Auf dieser Fahrt habe ich die Welt und auch den bittersten Schmerz, der mich nie verlassen wird, kennen gelernt. Nach einigen Tagen hatten wir die Hauptstadt erreicht und ich sah mit Staunen das bunte Treiben auf den Straßen und Märkten daselbst. Selbst ein glänzendes Turnier hatte ich Gelegenheit anzusehen. Besonders aber wurden meine Augen geblendet von den Kirchenreichthümern und den schönen Frauen und Mädchen, von den stolzen Cavalieren, die alle voll Mitleid auf uns herabsahen, wenn sie uns ein Almosen zuwarfen. Wir

knieten tagelang auf den Kirchenstufen und sahen große Processionen mit flatternden Fahnen an uns vorüberziehen. Ich ging nicht in das Innere der Kirche und wich nicht von den Stufen der Kirchentreppe, wo täglich dicht an mir vorüber eine schöne Jungfrau schritt und täglich zu mir sprach:

„Bitte für mich, frommer Bruder! mein Mütterlein liegt schwer darnieder und ist todkrank.“

Dann glitt aus den zarten Fingern eine kleine Münze in meine gefalteten Hände und ich betete mit Inbrunst um die Genesung der beneidenswerthen Mutter, deren Kind schöner war, als die Engel unter den heiligen Heerschaaren. Dann wandte ich mich zu der steinernen Madonna, welche mit dem Jesuskinde auf dem Arme in einer kleinen Kapelle zur Rechten der Kirchenthür stand.“

„Gnadenreiche Mutter,“ betete ich, „laß der schönen Unbekannten keinen Wunsch unerfüllt und lenke noch einmal ihre Schritte zu mir; dann aber tödte die Sehnsucht in meinem Herzen, oder sie wird mich tödten, wenn ich sie nicht mehr wiedersehen werde.

Ivo mahnte längst zum Aufbruch mit den Brüdern, welche bald die Pilgerfahrt zur Kapelle des heiligen Franciscus unternehmen wollten.

Ich aber achtete nicht darauf und mein brennendes Auge war nicht müde geworden, auszuschaun nach ihr.

Vier Tage hatte ich bereits vergebens auf den Stufen gekniet. Die Beter waren längst heimgekehrt und die Bogenthür der Kirche hinter mir geschlossen. Während Ivo, in Gedanken versunken, sich auf den Stufen sonnte, schlich ich müde nach einer Steinbank hin, welche der Kirche gegenüber stand und von den Zweigen eines mächtigen Ahorns beschattet war. Das Haupt in die Hand gestützt, mochte ich wohl lange so geseffen haben; da knisterte der Sand und vor mir stand schwarz verschleiert der Stern, welcher die Nacht meines Daseins hell durchleuchtete.“

Stumm schaute sie mir ins Angesicht, daß ich plötzlich von heißer Röthe überfluthet vor ihr stand.

„Sie ist todt und begraben, frommer Bruder,“ sprach sie leise schluchzend; „unser Gebet vermochte sie nicht zu retten, es war nicht inbrünstig genug.“

„Ja, es war nicht inbrünstig genug, wiederholte mein Herz; denn ich betete mehr für mich und Dich. Dabei blieben meine Lippen stumm, während ich laut hätte aufschreien mögen.“

„Sie hat mich allein gelassen, so ganz allein in den Händen meines Vormunds, den ich hasse!“

„Ja, allein, allein, jammerte es in mir auf, und den Vormund hasse ich mehr wie Du.“

Ihr habt kein tröstendes Wort für mich, frommer Bruder.“

Diese mit leisem Vorwurf und doch so kindlich sanft gesprochenen Worte, beugten mich vollends nieder; ich erhob mich, der Boden wankte unter meinen Füßen. Was meine Lippen murmelten, ich weiß es nicht; aber ich streckte meine zitternden Hände wie segnend aus über ihr gebeugtes Haupt. Meine Seele erbebte im gewaltigen Schmerz; ich betete laut, um den innern Kampf in mir zu dämpfen und mit dem Zeichen des Kreuzes trat ich endlich zurück und lehnte mich erschöpft und halb besinnungslos an den Baum.

„Lebt wohl, mein Bruder, Gottes Gnade schütze Euch,“ klang es leise zu mir herüber und sie wandte sich um zu gehen.

„Ghe Ihr scheidet, nennt mir Euern Namen,“ stieß ich hervor.

„Beatrice,“ hauchte sie.

„Heilige Beatrice, bitte für mich,“ flehete ich und ein Strom heißer Thränen linderte den Sturm in meiner Brust.

Ihr Fuß stockte, ein tieftrauriger Blick begegnete dem meinen und es war, als wollte sie sich wieder zu mir wenden, da ertönte der laute Gesang der Geißelbrüder, welche zum Grabe des heiligen Franciscus wallfahrteten. Diesen mußten wir uns anschließen.

Ivo trat zu mir und mit lauter Stimme in den Chorgesang einfallend ergriff er meine Hand und zog mich in die Reihen der Pilger.

Betäubt folgte ich ihm, aber an der Biegung des Weges schaute ich noch einmal zurück; da stand sie noch immer und ihr Angesicht war schwarz verschleiert, wie meine arme Seele.

Der weite Weg war unter Beten und Fasten zurückgelegt, aber von den Kasteiungen hatte man mich dispensirt; denn durch Vater Ivo war ich den Geißelbrüdern als krank bezeichnet worden.

Vor dem Leichnam des heiligen Franciscus lagen die Pilger auf ihren Knieen und ich mitten unter ihnen. Alle küßten den nackten Schädel, der von wenigen Haaren umgeben, mit dem Angesicht der Wand zugekehrt lag. Mir graute vor dem Leichnam und noch mehr vor der Berührung und dennoch drückte ich zögernd einen Kuß auf den vergilbten feuchten Kopf.

Am Abend desselben Tages sprach Ivo: „Es war doch ein Glück, daß so wenig Licht durch das obere Fenster der Kapelle sich ins Innere hineinzustehlen vermochte; man hätte sonst erkennen müssen, daß der Kopf des Heiligen eine gedrehte Elfenbeinkugel war und dessen angeklebte Tonsur rings herum sich bereits vom Leime löstefete.“

Nach sechswöchentlicher Abwesenheit pilgerten wir heimwärts. Das Laub färbte sich bereits herbstlich; der Wind strich kühler und am Himmel verhüllte sich die Sonne, als scheue sie sich so viel menschliches Elend zu beleuchten, das ein einziger Sterblicher allein von seinem Antlitz zu bannen und in seiner Brust zu verbergen suchte. Stumm zogen wir neben einander her. Ich sehnte mich kaum mehr nach Freiheit, ja ich trug nur noch Verlangen nach der Stille meiner finstern Zelle, wo von der Wand das Elfenbeinbild des Gekreuzigten zu mir herableuchtete. Jetzt erst verstand ich die Leiden und den Schmerz der Entfagung in der ganzen schweren Bedeutung und als Ivo gleich nach unserer Heimkehr mir offenbarte, es sei einer der fahrenden Ritter, welche uns bei unserem Auszug begegneten, mein Vater gewesen, um mich noch weiter zu befestigen, nicht von dem Wege abzuweichen, den er und Gott mir gezeichnet, da dämmerte es in mir auf, als sei ich das Opfer liebloser Eltern und ein bitteres Gefühl veranlaßte mich zu der Frage, mit welchem Rechte sie so schonungslos an Leib und Leben ihres Kindes handelten. Mein Vater hatte für mich ein Schreiben zurückgelassen, worin er mich ermahnte, streng den Willen des Abtes zu befolgen;

er wolle mich vor dem einundzwanzigsten Jahre nicht sehen und hoffe von meinem Gehorsam, daß ich bereitwillig um des Seelenheils meiner Eltern willen den friedvollen Weg des gottesleuchteten Priesters wandeln möge. Das kleine Bildniß meiner Mutter, welches er mir hinterlassen, schaute ich viele Male mit thränenvollen Blicken an. Ich versuchte, in diesen tiefblauen seelenvollen Augen Härte und Lieblosigkeit zu entdecken und wenn diese reine Stirn und diese sonnigen Locken mich an ein anderes Wesen erinnerten, dessen Bild unauslöschlich mein Herz erfüllte, so drückte ich es an meine Lippen und flüsterte: „Bete für mich, Beatrice!“

Es war am Charfreitag. Vom Fasten und Beten ermattet, ein dumpfes Weh in der Brust, saß ich, mein Brevier auf den Knien, in meiner Zelle. Die Augen starrten auf das pater noster, aber die Lippen murmelten Worte, welche Anselm absolut in den Bann gethan hätte. Da that sich die Thür auf und der Pater selbst stand auf der Schwelle.

„Folge mir, mein Sohn!“ sprach er sanft, während er das Zeichen des Kreuzes über mein Haupt machte.

„Ich erhob mich mechanisch und wir schritten durch das Refectorium, wo die Fastentische, auf welchen Brod und gedörrte Fische, für die Klosterbrüder hergerichtet, standen. Einen hochlehnigen, gepolsterten Sessel sah man unter den Holzbänken am oberen Ende des Tisches stehen, ein Zeichen, daß auch der Abt die Fastenmahlzeit mit den frommen Brüdern theile.

Ich folgte dem Pater durch einen Bogengang in die Abtheilung, wo seine Gemächer lagen. Noch nie hatte mein Fuß diese betreten und nachdem wir einige Vorzimmer durchschritten, gelangten wir in dessen Wohnung. Meine Blicke fielen auf eine Ausstattung, wie ich sie zum ersten Male mit Befremden gewahrte. Schwellende Polster, aus purpurrothem Sammet, standen an den Wänden, dicke kostbare Teppiche dämpften jeden Schritt und Delgemälde großer Meister schauten zu mir herab. Nur nahm es mich Wunder, daß hier ganz besonders die Bildnisse schöner Frauen vertreten waren, deren Gewänder und Haltung nicht zum keuschen Charakter des Klosterlebens

passen wollten. Durch die Spitzbogenfenster fiel ein bläuliches Licht und drang durch weiße Spitzenvorhänge, die einen magischen Schein über alle Gegenstände verbreiteten, auf die weißen Marmorstatuen, die zu leben schienen und wie in blauem Veilchenduft gehüllt, in märchenhafter plastischer Schönheit zwischen den dunkeln Vorhängen hervorschauten. Diese üppigen Formen glichen wohl denen der heidnischen Gottheiten, die vom Olymp herabsteigen, um sich unter die Sterblichen zu mischen. Diese aber waren nicht das Counterpei jener Märtyrergestalten, welche in den schmerzerfüllten Zügen, alle Qualen des physischen und moralischen Leidens tragen, die als Himmelsvermählte zu sterben wissen und nach ihrem Tode von der alleinseligmachenden Kirche canonisirt werden.

Mein Blick schweifte weiter und dicht in der daneben befindlichen kleinen Säulenhalle befand sich auch eine gedeckte Tafel, welche aber einen gewaltigen Kontrast zu den eben von mir erblickten Fastentischen abgab.

Blankes Silber schimmerte mir hier in reicher Fülle entgegen; der dunkelroth und goldgelbe Inhalt in den hohen Krystallkrügen ließ mich vielleicht nicht mit Unrecht glauben, daß diese Flüssigkeit das Ergebniß der Rebenhügel sei, welche unser Abt im Lande der Magyaren hatte. Zwei Laienbrüder schienen im Begriff den Tisch abzuräumen, doch ein Wink des Abtes ließ sie sich entfernen.

Er ging hierauf an eine Seitenthür, schlug den Vorhang zurück und winkte Ivo, der, mit einer Papierrolle in der Rechten, zu uns hereintrat.

Mein Auge hatte längst auf einem kleinen weißen Handschuh geruht, der dicht bei der Tafel am Boden lag und unmöglich unsern Mönchen angehören konnte. Dieses Problem beschäftigte unwillkürlich meine Gedanken; aber schon stand Ivo mitten im Zimmer und der Abt winkte ihm sich zu setzen, während er sich in einen der weichen Sessel tiefauffeufzend fallen ließ.

„Komm näher, geliebter Sohn,“ sprach er, sich zu mir wendend. „Du hast bis jetzt die Segnungen unserer Mutterkirche in reichlichem Maße empfangen und dafür nichts gethan als uns Deine Unwür-

digkeit und Sündhaftigkeit erfahren lassen; durch die Gnade Gottes aber gedenken wir Dich in unsern Stand zu erheben, Dich zu firmeln und mit dem heiligen Del zum Priester unseres Ordens zu salben.“

„Thue daher ab alle irdischen Gedanken, alle bösen Gefinnungen, so vom Teufel sind und werde ein neuer Mensch, der in Gerechtigkeit vor Gott und allen Heiligen wandeln darf, damit Dich aber hinfort keine weltlichen Gelüste peinigen und Du als wahrer Sohn der Kirche Dich entäuserst aller Dinge, so an die Eitelkeit der Welt mahnen, gedenken wir Dir kraft unseres Amtes ein geistliches testimonium paupertatis auszustellen und Dich nur auf die alleinseligmachenden Güter des Himmels und unseres Glaubens anzuweisen.“

„Wir legen Dir hiermit diese Schrift vor, welche ein Zeugniß Deines Gehorsams und Deiner Gottesliebe sein soll und daß Du nur mit Deinem Priesternamen Stephanus, zu Deinem Wohl und zum Seelenheil Deiner Eltern nach ihrem und Gottes Willen, zu unterschreiben hast.“

Ein Wink befahl Ivo, näher zu treten. Ich heftete starr vor Schreck meine Augen auf dessen Antlitz. Allein sein gesenkter Blick gab mir keine Hoffnung auf einen rettenden Strahl aus demselben. Nur seine Stirn zog sich in düstere Falten, als blende ihn ein blauer Streif, der durch die Spalten der Vorhänge über das Papier dahin zitterte, welches Ivos Finger unablässig glätteten.

Jetzt naht die Entscheidung, rief es in mir; ich raffte meinen Muth zusammen und entgegnete mit fester Stimme.

„Ehrwürdiger Vater, bevor ich nicht das einundzwanzigste Jahr erreicht habe, vergönnt mir Zeit zur Ueberlegung und Selbstprüfung. Noch fühle ich mich nicht rein genug, in den Orden zu treten, ohne zuvor meinen innern Menschen mit Gott versöhnt zu haben. Noch immer dürstet meine Seele nach Freiheit, noch immer strebe ich darnach hinauszugehen in die Welt und mein Leben einzusetzen für eine edle Idee zum Wohl jener Brüder, welche weniger von der Wissenschaft durchdrungen sind, als die, welche für die Wissenschaft leben, wie ich es bis jetzt erstrebt habe. Laßt über die Zukunft meinen Vater entscheiden und ob ich Scholastiker oder

Mönch werde, sei ihm anheim gestellt, sobald er kommt, um mir seinen Willen kund zu thun.“

Ich athmete tief auf und schwieg. Mein Blick streifte verstohlen Ivo's bleiches Gesicht, das noch blasser geworden war.

Die lauernden Blicke des Abtes flackerten in unheimlicher Gluth, aber seine Stimme klang sanfter denn jemals.

„Armer, thörichter Sohn, bedauernswerthes Werkzeug Deiner eigenen Sündhaftigkeit, ich werde Dir den Wig zeigen, auf welchem zu wandeln Dir der Herr bestimmt hat.“

„Ich selber will zu Dir kommen in Deine Zelle; ich will mit Dir beten, mein Sohn, und wenn es sein muß, auch die Geißel schwingen, um an Dir abzutödten den sündhaften Menschen. Ich sehe wohl, es ist Dein Fleisch, das sich in Dir widersezt; während Dein Geist stark genug wäre, über dieses zu siegen. Kehre zurück, geliebter Sohn, bete und faste in Demuth. Sieh her! dort sind alle Verführungen, welche die Gaumen reizen, welche mich verlocken sollen in der Zeit der Entfagung zu kosten die duftenden Speisen und den süßen Wein. Aber ich schaue sie an mit den Augen des Geistes und trete mit den Brüdern an die Fastentafel, um die kärgliche Kost zu theilen, welche uns die Zeit der Buße vorschreibt. Ich betrete nur diese Räume zu geheimen Unterredungen und zu Prüfungen, welche ich mir und den Brüdern auferlege. Alles zur Ehre Gottes. Du aber sollst lernen entfagen und den Himmel gewinnen, wie ich ihn zu gewinnen erstrebe!“

Ich sah, wie Ivo die Lippen fest aufeinander drückte um das Zucken seiner Mundwinkel zu verbergen.

Der Abt griff nach der Rolle und reichte uns Beiden dann die Hand zum Kuß. Ehe wir uns zum Gehen wandten, bemerkte ich wie er den Rosenkranz aus dem Gürtel zog und, während seine Lippen ein *ora pro nobis* um das andere murmelten, verloren sich seine verzückten Blicke in den blauen gemalten Wolken, welche oben an der Decke zwischen den Ornamenten herabzuhängen schienen, aus welchen lachende Amorettenköpfschen hervorsahen.

Wir gingen Beide ungehindert davon.

Von nun an begann meine Leidenszeit. Der Vater erschien täglich in meiner Zelle, betete mit mir und während er mit lauter Stimme ein Bußlied sang, fiel die Geißel mit wuchtiger Schwere auf meine nackten Schultern nieder. Ich unterdrückte mit empörtem Stolz, so viel ich es vermochte, jeden Schmerzensschrei, nur meine Lippen bluteten heftig, in welche ich meine Zähne preßte, um meinem Peiniger nicht den Triumph meiner Qualen zu gönnen.

Eines Tages lag ich matt auf dem Steinboden vor dem Bilde des Gekreuzigten und flehte um Erlösung.

Ivo saß mit düsterglühenden Blicken in einer Ecke der Zelle, in finstres Brüten versunken.

„Die Qual wird ein Ende nehmen, mein Sohn!“ begann er endlich; „wir wollen fliehen zurück in die Welt, weit fort von hier; ich sinne längst darauf, nur finde ich noch keinen sichern Weg und ein Fehlschlag der Flucht brächte uns Beiden einen stillen martervollen Tod. Denn Klosterbrüder, welche das Gelübde der Treue abgelegt, dennoch auf ein Entkommen sinnen und Andere dazu verleiten wollen, werden für diesen Frevel lebend eingefargt.“

Schaudernd zog sich mir das Herz zusammen, während Ivo diese Worte ruhig sprach. Aber war ich denn nicht schon lebend eingefargt, waren meine Gedanken nicht schon geknebelt und alle menschlichen Empfindungen grausam in Fesseln geschlagen? Der innere Mensch wurde ja täglich in mir abgetödtet und was waren alle physischen Schmerzen gegen den langsamen moralischen Todschlag.

„Ja, Ivo! Alles, Alles!“ rief ich meine Hände faltend, „aber thue es bald, sonst ist meine Kraft gebrochen und ich unterliege auf dem weiten Weg.“

Ivo aber murmelte wie vor sich hin:

„Ja hinaus in die Welt, aus der ich geflohen, wo Liebe und Freundschaft an mir Verrath übten. Hier wollte ich in diesen heiligen Mauern Ruhe finden für meine arme Seele und habe, wie in der Welt, Heuchelei, tyrannische Grausamkeit, mordlustige Habsucht und erlogene Frömmigkeit gefunden.“

Seine heißen zuckenden Finger berührten meine Schulter.

„Sieh', mein Sohn, das Alles ist draußen auch, aber es giebt dort nicht so viele heilige Schlupfwinkel, welche der Krummstab beschützt. Wohlhan! mundus vult decipi, ergo decipiatur!“

Noch heute, wo ich sieh an Leib und Seele, meiner langsamen Auflösung entgegenharre, denke ich mit Entsetzen daran, daß ich Ivo's Schicksal verschuldete und daß ich es war, um dessentwillen er vielleicht einen qualvollen Tod erlitt.

Dieser Gedanke verbittert meine letzten Augenblicke und alle Qualen, die ich erdulde, sind nichts gegen die Reue, die ich Ivo's wegen empfinde. Meine Feder aber soll nicht erlahmen und ich will meine Geschichte aufzeichnen, so lange noch ein Rest von Kraft mich unterstützt und so lange der neue mitleidige Wächter mir Zeit gönnt dieses zu thun. Doch zurück zu den schrecklichsten Augenblick meines Lebens. . .

War es der Wind, der Ivo's letzte Worte belauscht hatte und es auf dunkeln Schwingen zu den Ohren des Abtes hintrug. War es sonst eine feindliche Macht welche uns verrieth. Genug! denselben Abend noch erhielt ich plötzlich einen neuen Wächter und es hieß: Ivo trete eine weite Reise an und habe dem Papst wichtige Depeschen zu bringen.

Anfangs grübelte ich über diese Mär. Es sträubte sich Etwas in mir, an diese zu glauben. Immer starrete mein Auge nach der Thür, denn ich fand es für unmöglich, ihn nicht wiedersehen zu dürfen.

Eines Nachts wurde mein unruhiger Schlummer durch ein lautes Pochen gestört, das durch ein vielstimmiges Gemurmeln unterbrochen, aus den gewölbten Kellerräumen, welche sich unter den Zellen befanden, zu mir heraufdrang.

Ich horchte in fieberhafter Erregung, während mein Stubengenosse fest zu schlafen schien.

Da tönte eine Stimme überlaut zu mir herauf, es war ein wohlbekannter Klang, immer mächtiger schwoh sie an.

Mit einem lauten Schrei stürzte ich mich auf den Fußboden, der schlafende Bruder fuhr empor.

Ho! Ho! das bist du, jammerte ich laut und drückte meine heiße Stirn auf den Stein und meine Nägel gruben sich in die Fugen, aber der Stein wich nicht. Es erhob sich ein lauter Gesang und zwischen diesen hindurch tönten noch einige Hammerschläge.

Ho's Worte: „Ein Bruder, der das Gelübde abgelegt hat und Fluchtversuche wagt, wird mit dem Tode des lebendigen Einsargens bestraft,“ schienen jetzt mit Flammenschrift vor meinen entsehten Augen zu stehen. Es war, als müßte ich an einer Blutwelle, die mir zu Herzen schoß, plötzlich ersticken. Ich fühlte mich von den Armen des Wächters emporgezerrt; dann wurde es tiefe, tiefe Nacht um mich und in mir.

Ich mußte lange geschlafen haben; denn als ich erwachte, umfloß meine hagere Gestalt ein langes, weißes Gewand; ich lag auf einem Ruhebett und die Sonne schien warm durch das weitgeöffnete Fenster eines Zimmers, das ich nie gesehen hatte.

Vor meinem Bette saß ein junger Frater, vertieft in der alten Schrift eines Buches, aus dem ich viel gelesen hatte.

Ich seufzte tief auf. Er erhob den Kopf und ich schaute in ein Paar schöne, schwermüthige Augen, über welchen eine gedankenvolle Stirne thronte. Der Mönch schien noch ein Laie zu sein, denn er trug keine Tonsur, obwohl das härene Gewand seine schlanken Glieder umschloß.

Ein zweiter Klosterbruder, der zu Füßen meines Bettes saß, erhob sich auf den Wink des Fremdlings, und ging, um mir die Arznei zu holen.

„Du bist genesen,“ sprach der Jüngling. „Gott sei gepriesen, ich hatte Deine Krankheit ja nicht für tödtlich gehalten und Dich doppelt treu gehütet, mein armer Bruder, wende Dich nicht ab und vertraue mir; ich schütze die Leidenden wie mich selber und Du hast schwer gelitten, reiche mir Deine Hand. So! jetzt sind wir Freunde,

Du hast in Deinen Fieberträumen mir Deine Leidensgeschichte erzählt. Ich will versuchen klüger zu sein als Ivo und auch muthiger als er. Ja! staune nur! doch still, der Frater kehrt zurück.“

Dieser junge Klosterschüler, der nicht dazu bestimmt war ein Mönch zu werden, hat mich zuweilen mein Schicksal vergessen lassen. Er hat unter dem Vorwand, mit mir zu lernen, mir heimlich Schreibgeräth zugesteckt und mir versprochen, wenn ich todt bin, diese geschriebenen Blätter in die Welt hinauszutragen und meinem Vater in die Hände zu legen. Sein Name klingt wie Ivo und am liebsten nenne ich ihn auch so, wenn wir allein sind in der Nacht und leise mit einander flüstern.

Am Tage dürfen wir nur zu Dreien bei einander sein.

Heute giebt es ein Gewitter, der Himmel hängt voll dunkler Wolken und einzelne schwere Tropfen fallen bereits auf meine Hand, die ich zum Fenster hinaushalte.

Wohl müßte der Himmel nicht so zürnend dreinschauen, denn heute haben sie mich ihm vermählt und unter Weihrauchwolken und Chorgefänge legte ich mein Gelübde ab, und trage bereits die Tonsur der jungen Priester, zur Ehre des heiligen Stephanus.

Der junge Klosterschüler, Inco genannt, thut mir viel zu Liebe. Er begleitet mich stets und sucht mir die sonnigsten Stellen im Garten aus. Ich höre gern seinen Erzählungen; er hat Kurland gesehen, er hat am Herzogshofe Gelegenheit gehabt, die Menschen zu beobachten und auch dort mancherlei Schlimmes entdeckt. Die Welt ist überall böse. Ich habe Ivo um der Welt willen geopfert und büße den Frevel mit einem langsamen Tod; denn meine Seele will nicht abscheiden aus diesem verdorrten Körper, der nur noch ein Schemen der ehemaligen Jugendkraft ist, aber ich werde meine Fesseln abstreifen, bevor ich einundzwanzig Jahre alt werde und frei sein für immer. Dieser Gedanke erfüllt mich mit stiller Freude.

Der Regen stürzt in Strömen hernieder, die ganze Natur scheint im Kampfe mit sich selber zu sein. Es geht ein Vernichtungsturm durch die Wipfel. Aeste und Zweige trägt die Windbraut wirbelnd an meinem Fenster zusammen. Ein Vogelneest liegt am Boden. Ein klagendes Vögelein umfliegt die getödtete Brut; es trauert um die geliebten Kleinen. Ich sterbe und mich wird Niemand beklagen, vielleicht nur der junge Klosterschüler, der mich oft mit dem traurigen innigen Blick meines geliebten Ivo anschaut.

Das Unwetter hat uns Gäste gebracht. Ein Prinz und dessen Begleiter sind noch unter unserm Dach geblieben, während die Andern mit ihrem Regiment gen Wien zogen. Der mit dem kühnen Blick, ist der kurische Prinz, hatte mein Stubengenosse gesagt und sich dabei schen zurückgezogen, während der Pater mit diesem sich uns näherte. Ich hatte Gelegenheit einige seiner Fragen zu beantworten und gewahrte dabei eine auffallende Unruhe im Wesen des Paters, der auch alsbald den Prinzen von uns zu entfernen suchte.

Oben über mir, im kleinen Besaal, sind die fremden Herren einquartiert; ich höre deutlich ihre Unterredung, es handelt sich um einen Kriegszug. Wie oft habe ich mich gesehnt ein Kriegsmann zu werden; es gehört dazu weniger Muth, als ein elendes Leben dahinzuschleppen; aber eine übermenschliche Kraft brauche ich, um das gleißnerische Antlitz des Abtes zu ertragen, der jetzt alle Liebe und Sorgfalt eines Paters äußert. Wenn seine Lippen meine Stirn berühren, ist es mir als ob ein giftiger Hauch meine Seele vernichtet. Ein heißes Rachegefühl tobt in mir und ich könnte das Messer, welches bei meiner Mahlzeit auf dem Tische liegt, bis ans Heft in die verrätherische Brust stoßen und hätte dann die Welt von einem Ungeheuer befreit. Aber es wären meine Hände dann von Blut besleckt und ich könnte sie nicht mehr emporheben und den Himmel ansehen um Vereinigung mit Beaticen.

Ein Gedanke aber soll zur That werden. Ich will die Blätter, welche meine Geschichte enthalten und die ich stets auf der Brust trage, noch heute in die Hände des Prinzen legen.

Inco wird den andern Bruder zu entfernen wissen. Ich werde mit dem hohen Fremdling allein sein. Das edle Herz dieses Prinzen, das sich in seinen Blicken und herzugewinnenden Worten abspiegelt, wird keine Verzögerung dulden; er wird sorgen, daß vielleicht schnell eine Aenderung meines Geschickes eintrete.

Mein Gott! wie mich dieser Gedanke belebt, vielleicht wird mir noch Freiheit für die Welt! Wenn auch auf kurze Zeit. O! bete für mich, Beatrice!"

Elisabeth ließ wie betäubt die Blätter in ihren Schoß sinken.

„Mein Gott! hier liegt ein fürchterliches Geheimniß zu Grunde, wo ist die Lösung, wie entwirren wir es?“

Mit dieser Frage auf den Lippen, mit dieser neuen Sorge auf dem Herzen, suchte die Gräfin ihr Schlafgemach auf.

Das Morgenroth dämmerte bereits durch die Vorhänge, als sich ihre müden Augen zum Schlummer schlossen und in wirren Traumbildern zog noch einmal die Geschichte des Bruder Stephanus an ihrer Seele vorüber.

## Kapitel XI.

### Am Feuer des häuslichen Herdes.

Im westlichen Thurme der Beste Löwentruz, durch dessen runde Fenster die letzten Strahlen der abendlichen Herbstsonne hereinfielen, ging mit wuchtigen Schritten, die Hände auf den Rücken gelegt, ein stattlicher Mann auf und ab. Es war die Ungeduld, die ihn rastlos hin- und hertrieb, und der Unwille drückte sich bereits deutlich in seinen Blicken aus. Die ganze Gestalt hatte etwas athletisches. Auf den breiten Schultern saß ein edles Haupt und das lange, mit grau vermischte Haar, ließ eine fast eckige Stirn frei und hing in vollen Locken im Nacken herab. Die Züge, obwohl nicht regelmäßig, trugen den unverkennbaren Stempel ritterlichen Muthes und Biederkeit. Das Auge, lebendig und geistvoll zugleich, verlieh diesem Gesicht eine Anziehungskraft, welche selbst der etwas sarkastische Zug um den Mund nicht zu schmälern vermochte. Die ganze Erscheinung war keine schöne, wohl aber gehörte sie zu der, welche man stolz und bedeutend nennt. Die noch jugendliche und ritterliche Haltung zugleich ließ den Burgherrn von Löwentruz jünger erscheinen als er war.

Das runde Zimmer, in welchem er sich befand, trug den Charakter der ausgefuchtesten Einfachheit, verleugnete aber dennoch einen gewissen Comfort nicht, der sich in den schweren Meubeln mit braunem Seidenstoff aussprach.

Ueber dem breiten Marmorkamin hingen kostbare Jagdgeräthschaften. In der Mitte des Zimmers stand ein massiver Tisch, auf welchem neben einer Sanduhr, Bücher und Schreibgeräthschaften lagen. Tiger- und Wolfsfelle deckten den getäfelten Fußboden.

Der Burgherr, des langen Harrens müde, saß nun bereits vor dem Kamin und schürte mit dem Eisen die Flamme, daß die Funken fast bis ins Zimmer sprühten.

Draußen klangen Schritte.

Endlich! murmelte der Ritter und ohne den Kopf zu heben, blieb er in seiner Stellung. Die Thür that sich auf und stolzen Hauptes erschien sein Bruder, der Junker Balduin, den wir bereits auf dem Bisjonsmarkt zu Herford kennen gelernt haben.

„Verzeih“, begann er, „ich ließ Dich ein wenig warten; allein Bella hielt mich zurück, ich mußte Arznei ihrem kranken Hündchen reichen, welches sogar Gertha Nolde die Zähne weiset.“

„Das Fräulein von Nolde sollte der Bestie lieber einen Fußtritt geben,“ brummte der Schloßherr ärgerlich; „das verhäßtelte Thier zernagt die Teppiche und hat die feinsten Handschuhe meiner Gemahlin lezthün unter seine Zähne genommen. Bella sollte dem Hunde mehr Strenge zeigen, während sie ihrer Kammerzofe bedeutend weniger Nachsicht erweist, wenn diese einmal vergift, ihrer Herrin die Pantöffelchen zu erwärmen.“

Der Junker zog die Brauen in die Höhe und entgegnete mit Betonung:

„Unsere Schwester hat allerdings keine bürgerlichen Schwächen, sie gleicht unserer stolzen Mutter, welche stets wußte, was sie ihrem Geschlecht schuldig war.“

Der Burgherr lächelte ironisch.

„Gewiß, und ich denke noch dessen, wie Bella stets genau wissen mußte, wer der Vater des jungen Mädchens sei, dem sie in Gesellschaften die Ehre ihrer Bekanntschaft gönnte und wie einst eine arme Predigers-tochter, welche sich Bella als eine Prinzessin von Mesopotamien vorgestellt hatte, die Entgegnung erhielt:

„Du bist noch lange keine kurische Baronesse, aber ich will es versuchen, mit Dir zu spielen,“ und die kleine Pseudoprinzessin wurde wirklich für den ganzen Abend von unserem Schwesterlein begünstigt und Bella konnte noch lange nicht begreifen, weshalb ein

so gewaltiges Gelächter entstand, als sich das kleine Pfarrers-Mädchen einer anderen adelstolzen Gespielin für eine Prinzessin ausgab."

"Bella hat mit Leichtigkeit ihre Liebe geopfert, um dafür einen hochklingenden Titel zu gewinnen. Du aber folgst wohl äußerlich dem edeln Beispiel Deiner Ahnen, huldigst aber Grundsätzen, die in meinen Augen mit den hochadeligen Eigenschaften eines vornehmen Cavaliers nichts gemein haben. So bewundere ich, wie Du Dich so weit herablassen kannst, im Geheimen mit den Bedienten zu würfeln, um ihnen das Geld abzunehmen, welches sie als Löhnung von mir erhalten."

"Eberhard!" fuhr der Junker drohend auf.

"Es wäre daher gut," sprach der Schloßherr unbeirrt weiter; Du hieltest mit Deiner beträchtlichen Rente besser Haus. Deine Gelage, die Du zuweilen in Münster veranstaltest, gleichen auf ein Haar zügellosen Orgien und Deine Bacchantinnen, welche Dir den theuern Wein dabei kredenzen, müssen jetzt für immer von Dir Abschied nehmen, wie Deine Genossen, mit Denen Du theure Wetten und Luftfahrten unternimmst."

Der Junker wollte sich zornig erheben, aber der Schloßherr wehrte ihm mit einer einzigen ruhigen Bewegung seiner Hand und fuhr fort:

"Du wirst gleich sehen, daß ich genau unterrichtet bin; ich weiß selbst, daß Du in Köln im grauen Hause eine Reihe kostbarer Zimmer bewohnst und einen Schwarm Lakaien unterhältst, die auf der faulen Bärenhaut liegen."

"Deine Capitalien sind in Folge dessen zusammengeschmolzen und ich gestattete Dir dessen ungeachtet ein ungeschmälertes Einkommen, weil ich leider genöthigt war anzunehmen, daß Du mein rechtmäßiger Erbfolger sein würdest, wenn mein Sohn die Mönchskutte vor der Schloßherrschaft vorzöge. Dem ist nun nicht also, der Junge hat sich noch glücklichweise in der zwölften Stunde eines besseren besonnen und ist heimgekehrt, um mir zu beweisen, daß sich mein Blut in ihm nicht verleugnen will. Das Klosterleben scheint aus ihm nicht einen Duckmäuser gemacht zu haben; seine Rede ist frei wie sein Gang und aus seinen Augen spricht Wahrhaftigkeit und Muth."

Der Burgherr hielt inne und sah mit einem freudigen Schimmer des Glückes in die Flamme, wandte sich dann wieder zu dem Junker, der auf einem Stuhl ihm gegenüber Platz genommen hatte und seine innere Erregung durch ein erzwungenes Lächeln und eigenthümliches Zwinkern mit den halbgeschlossenen Augenlidern zu verdecken suchte.

„Ich halte es ferner für meine Pflicht,“ nahm der Schloßherr wieder das Wort: „Dich auf Deine jetzige Stellung, die mit dem Eintritt meines Sohnes eine andere geworden ist, aufmerksam zu machen. Du weißt ich bin nie ein Pfennigskrämer gewesen, aber ich habe auch nie große Summen verschleudert, da mir hierin meine Brüder zuvorkamen. Ich habe Dich bisher ruhig gewähren lassen, aber ich bin jetzt genöthigt, meinem Sohne die Einbuße seines mütterlichen Vermögens, welches dem Kloster verblieben ist, doppelt zu ersetzen und Du weißt, daß eine Aenderung meiner Vorsätze niemals eintritt.“

Der Junker erhob sich und die Spitzen seines Schnurrbartes zwischen die Zähne nehmend, trat er ans Fenster und schaute mit gerunzelter Stirn und glühenden Blicken in die Ferne.

„Noch Eins, Balduin,“ und der Schloßherr legte die Hand auf die Schulter des Bruders, „es ist sehr gütig von Dir, daß Du Dich ausschließlich mit Stephanus beschäftigst; aber es gefallen mir die einsamen Ritte nicht, die Du mit ihm unternimmst. Es würde mich verdrießen, wolltest Du ihm Deine Anschauungen über gewisse Dinge heibringen, mit denen Du es sehr oberflächlich zu nehmen pflegst. Ich wünsche nicht, daß er sich Deine Indolenz aneigne, wenn es gilt, meine Pflicht zu erfüllen. Du weißt, ich verabscheue das Gezierte an jedem Menschen und kann eher ein unbesonnenes Wort, als eine Lüge und eine Feigheit verzeihen. Der Edelmann, welcher nach Lavendel duftet und die Augen schließt, wenn er einem arbeitssamen Bürgermann auf seinen Gruß zu danken hat, scheint stets in meinen Augen um seinen adeligen Nimbus besorgt zu sein und ahnt es nicht, daß gerade da seine Würde am meisten schwindet, wo er am dünkelfhaftesten erscheinen will. Meiner Ansicht nach bestehen

die Vorzüge eines Edelmannes nicht in der Geburt allein. Durch diese meine Ansichten habe ich allerdings mit meinen Landsleuten in steter Fehde gelebt und bin in ihrer Meinung tief gesunken, schon deshalb, weil ich nicht festhielt an jenen Gesetzen, die sich der Egoismus der Vornehmen geschaffen hat und ich kein Gewicht zu legen mußte auf äußere Formen, die in ihrer Wichtigkeit den denkenden Menschen anwidern und weder das Herz noch das feine Gefühl wohlthuend berühren. Ich weiß, mein Bruder, Dir gilt ein Wappenschild und ein Stammbaum mit wurzelichten Sprößlingen als ein Inbegriff größter Errungenschaft; aber dieses hält Dich nicht ab, unter vier Augen um des Vortheils willen, der Freund eines Jeden zu sein und in Ermangelung eines hochgeborenen Gesellschafters nimmst Du auch mit einem Andern vorlieb, um ihn dann wieder bei nächster Gelegenheit im Kreise von Deinesgleichen ohne Bedenken zu verleugnen. Dies, mein Bruder, nenne ich eine erbärmliche Feigheit und unedele Menschenfurcht, welche mit der wahren Edelmannschaft nichts gemein hat.“

„Mein Sohn soll diesen Gesinnungen fern bleiben und sollte er es auch mit der ganzen hochgeborenen Sippe verderben.“

„Du hast Dir allerdings die gute Meinung des großen Hauses durch eine tadellose Außenseite zu wahren gewußt und man hat sogar vergessen, daß Du einst als Krippenreiter durchs Land zogst, als mit dem Verfall unserer Güter auch der Glorienschein unsers alten Adels abfiel. Ja Du hast sogar, während Du mit dem erbärmlichen Auspuß ehemaliger Herrlichkeit durch die Welt wandertest mich zu verlachen gewußt, der ich die Arbeit wählte und für eine kurze Zeit Amtmann meines Freundes geworden war. Du breitetest indeß die wappengestickte Kopfdecke über den letzten Klepper und, den Diener in herrschaftlicher Livrée hinter Dir, zogst Du davon und oh! der Schmach — um von Almosen zu leben. Diese Vergangenheit aber suchst Du jetzt fortzuleugnen und man erzählt sich bereits, es sei unser verstorbener Bruder gewesen, der diese Lebensweise geführt hätte. Nimm Dich in Acht, Balduin; ich schütze den Todten vor so übler Nachrede, der wohl durch Leichtfinn ein großes

Bermögen einbüßte, aber, nachdem er Kind und Gattin verlor, hatte er den Muth wie ich, die Arbeit zu wåhlen, so lange bis ihn ein früher Tod dahinraffte.“

Der Burgherr schwieg und fuhr, tief aufseufzend, sich mit der schlanken kräftigen Hand über die Stirn.

Es war, als gåbe er sich jetzt den Erinnerungen hin, die weit in die Vergangenheit zurückreichten.

„Hast Du Dich endlich erschöpft,“ nahm mit einem sardonischen Lächeln der Junker das Wort; „ich dächte, es lohnte nicht der Mühe, Begebenheiten heraufzubeschwören, welche längst zu den Todten geworfen sind. Dein Junker aber soll unbehelligt bleiben und sich nach Belieben im Stalle bei Vieh und Fasel ergehen dürfen. Du lieber Gott! thust Du doch, als wåreest Du ein Heiliger und hättest keinerlei bedenkliche Jugendreminiscenzen, obwohl man Deiner tollen Streiche noch heute im Vaterlande gedenkt.“

„Sie waren toll, ja wohl,“ nickte der Schloßherr, „aber niemals ehrlos.“

„Daß ich als fahrender Ritter die fernen und nahen Sippen aufsuchte, wer wollte mir das rügen? Ich wollte um keinen Preis da gehorchen, wo ich zu befehlen gewohnt war und unser hochseliger Ohm, der sonst ein arger Sonderling sein mochte, hätte eben nichts Besseres thun können, als uns zur rechten Zeit seinen glorreichen Namen und respectablen Ländereien zu hinterlassen. Sieh', Eberhard, Deine Gemahlin ist darin weniger scrupulös, es ist ihr ganz einerlei, ob man sie für eine spanische Gråfin oder kurische Freiin hält. Sie weiß für alle Fålle die adeligsten Marotten herauszukehren, daß man oft versucht wird, sie für eine ågyptische Prinzessin zu halten. Wo Du die dunkle Rose von Jericho geholt hast, ist selbst mir noch unenthüllt, aber parole d'honneur ich kümmere mich wenig darum und stehe doch in gutem verwandtschaftlichen Einvernehmen und Du wirst sicherlich Deiner Gemahlin keine Schranken ziehen wollen, wenn sie mich zuweilen der Ehre würdigt, ihr Begleiter auf den Spazierritten zu sein, die sie oftmals unternimmt.“

Der Junker hatte dieses mit leiser, säuselnder Stimme, aber mit einem lauernden Blick gesprochen; während es schien, als sei seine ganze Aufmerksamkeit seinen beringten Fingern zugewandt, die er bei der Entgegnung unausgesetzt beliebäugelte.

Der Burgherr athmete einige Male heftig auf, wie um sich Luft zu verschaffen; dann aber sprach er ruhig:

„Ich habe Dir nichts mehr zu sagen, unsere Unterredung ist zu Ende.“

Der Junker lächelte boshaft, lehnte sich zum Fenster hinaus und winkte dem Jägermeister.

„Veithold, bringst mein Roß und begleitet mich nach Herford!“ Er grüßte kurz und verließ mit stolzen Schritten das Gemach.

Wie ich jetzt an Balduin einen unversöhnlichen Feind habe, sprach der Ritter, indem er seinem Bruder nachschaute, so scheint dieser Veithold ein Mensch zu sein, der hier die Dienste eines Spions vertritt. Der lauernde Blick, der schleichende Schritt dieses tückischen Gesellen gefällt mir nicht. Es muß anders werden.

So vor sich hinsinnend war der Ritter bemüht, das Fenster zu schließen. Da legten sich zwei kräftige Arme um seinen Nacken und eine sonore Stimme sprach seltsam bewegt:

„Deems palihds, brahlit!“

Der Schloßherr fuhr herum, aber ein eben so bärtiger Mund wie der seine berührte ihm Wange und Lippen und mit einem Jubelruf hielten sie sich umfassen.

„Puttkammer, Du, Du!“ rief der Schloßherr.

Bald saßen nun die Freunde am Kamin, vereint und hatten sich so viel zu sagen.

Puttkammer erzählte vom Herzogshof, von seiner Sendung, die nichts Befriedigendes für die Aebtissin enthielt. Daß der Herzog seiner Kränklichkeit wegen im Auslande ein Bad besucht habe und diese Reise mit dem ganzen Gefolge ihm große Summen gekostet hätten, weshalb es ihm denn abermals nicht möglich sei, den Forberungen seiner Schwester nachzukommen. Nur einen kleinen Theil

der zu erwartenden Summe habe er den Auftrag in die Hand der Aebtissin niederzulegen.

Nun ging es an eine Schilderung der heimischen Verhältnisse und endlich schloß Puttkammer mit den Worten: „Jetzt habe ich Dir auch die längst versprochenen Koppelhunde nebst dem dazu gehörigen Züchter bringen können. Aber der Bayard ist hin, er ist des Herzogs Lieblingsspferd geworden und macht dem kurischen Marstall alle Ehre.“

So saßen die Freunde beim Kerzenglanz in traulichem Geplauder noch lange beisammen.

Puttkammer wußte nun bereits auch seines Freundes Geschichte in kurzen Umrissen und es erfüllte ihn mit solcher Freude, daß der Freund den einzigen Sohn wiedergewonnen habe. Es klangen die Gläser hell zusammen beim Gedenken an die Zukunft und bei der Erinnerung an die Jugendzeit.

Dann trat eine lange Pause ein und es schien ein jeder von ihnen mit den eigenen Gedanken beschäftigt.

Der Burgherr schürte die Flamme im Kamin und fragte endlich zögernd und wie obenhin:

„Und wie gedenkt man meiner in der Heimath?“

Puttkammer schaute gedankenvoll zu ihm auf, denn diese Frage war so direct gestellt, daß sie nicht umgangen werden konnte.

Er entgegnete daher ruhig:

Seit der Prinz auf Burg Löwentrug gewesen, scheinen unsere Landsleute mit Dir ein wenig ausgeföhnt. Du weißt man fällt eben so schnell in Ungnade, wie man durch Vermittelung einer vornehmen Person wieder zu Gnaden gelangen kann. Beides hängt sehr oft nur von kleinen Ursachen ab. Du hattest zuerst das Unglück eine unserer mächtigsten Salonschlangen in ihrer Eitelkeit zu verletzen. Dann warst Du so unvorsichtig, Deine ärgsten Verleumder öffentlich zur Rechenschaft zu ziehen und als diese sich aus Feigheit weigerten sich mit Dir zu schlagen, gingst Du in die Gesellschaft und warst so thöricht, Deinen Beleidiger mit der Hundepeitsche ins Gesicht zu schlagen und dies im Beisein der feinen Damenwelt und

der anwesenden Väter Deiner von Dir verschimpferten Junker. Das war Clat, mein Lieber, und ein gewaltiger Berstoß gegen den guten Ton. Die Elite verzeiht alle heimlichen Sünden, nur eine derartige unvorsichtige Aeußerung gerechter Entrüstung nicht. Du hättest Deine Gegner durch feinangelegte Hinterlist vollständig verderben können, aber Du hättest Dich und sie niemals öffentlich bloßstellen müssen; denn die aus Seide gedrehten Fallstricke sind absolut tödlich, beleidigen aber nicht den Schönheitsinn. Du armer Tropf, warst eben ein Naturmensch; Alles an Dir zu ehrlich und doch hat sich das Sprichwort: „Ehrlich währt am längsten,“ sehr spät an Dir bewahrheiten können.“ Puttkammer schwieg und ein zärtlicher Blick streifte das gebeugte Haupt seines Freundes, der ihm gegenüber saß und ruhig die wohlgemeinten Repliken hinnahm.

„Du bist eben kein Diplomat, mein guter Eberhard,“ fuhr Puttkammer nach einer Weile fort, Du bist eine Art Weltverbesserer, der Alles nach seiner Schablone ändern will und dazu verbrauchst Du zu viel Ehrlichkeit, ohne Dir und Anderen zu nützen. Die Welt will nun einmal betrogen sein und ihre Betrüger protegirt sie am meisten, ergo lassen wir sie wie sie ist. Es lohnt sich nicht gegen einen Strom schwimmen zu wollen, wo man im besten Falle an dem allgemeinen Egoismus zu Grunde geht. Es muß Dir genügen, wenn die gute Meinung Deiner besten und treuesten Freunde, unwandelbar geblieben ist. Jener, die Dich verstehen und zu schätzen wissen.“

„Wenn Du dem Würdigsten werth geblieben.“

„Mag Nichts Dich kränken und betrüben.“

So singt ein alter Minnesänger, dessen Namen ich Dir nicht zu nennen weiß.“

Er streckte dem Schloßherrn die Hand hin und dieser schüttelte sie tiefbewegt,

„Nur Eins noch, Eberhard; ich war so oft Dein Kumpan bei tollen Streichen, zumal wenn es galt etwas ganz Verteufeltes auszuführen; aber Dein letzter Streich, der Dich so sehr in bösen Leumund brachte, machte sogar Deine abenteuerliche Flucht mit dem hübschen Judenkinde vergessen.“

Der Schloßherr fuhr empor.

„Still!“ sprach er abwehrend, „gedenke nicht der alten verflungenen Sage, sie war der Fluch meines Lebens. Jenes unglückselige Weib heftete sich liebetoll an meine Fersen und nahm meine Herzensverirrung für baare Münze. Ich habe diese Bande niemals zerreißen können und einmal in die Hände der bösen Fee gefallen, kann ich den Bann nicht lösen. Jetzt habe ich auch den Willen nicht mehr dazu.“

„Du willst doch nicht etwa sagen, daß Du — — — — — um Gottes willen, Eberhard, denke an Deine Gemahlin!“ rief Puttkammer und richtete sich erschrocken auf.

„Du sollst wissen, was ich Keinem anvertraut und dabei erfahren, daß ich meiner Gemahlin die volle Gerechtigkeit widerfahren lasse, lächelste der Burgherr bitter; doch laß uns über den dunkelsten Punkt meines Lebens rasch hinweggehen.“

Der Burgherr erhob sich und schloß die Thür, dann kehrte er langsam zurück und begann:

„Du weißt, Freund, wie es damals um unsere Familie stand. Meine Mutter starb aus Gram, als ihr die Gewißheit geworden, daß durch die Verschwendungssucht und die kostspieligen Liebhabereien der männlichen Glieder unseres Hauses das Fundament desselben zusammengebrochen war. Mein Vater, mehrere Jahre darauf, verblieb eines plötzlichen Todes, als unser bestes Gutsgebäude über Nacht ein Raub der Flammen wurde. Bei diesem Brande verlor mein zweiter Bruder sein einziges Kind und wir alle noch übrig gebliebenen Kostbarkeiten. Unser Ruin war somit besiegelt. Balduin, das Lieblingskind der Eltern, an dem stets eine unverzeihliche Nachsicht geübt worden war, ging mit den letzten Trophäen unseres ehemaligen Glanzes in die weite Welt. Ich war der weniger Begünstigte; weder mein äußerer noch mein innerer Mensch hatte sich das Wohlgefallen der Eltern erwerben können; denn ich konnte weder den unnatürlichen Hochmuth meiner Mutter, noch den tyrannischen Sinn meines Vaters billigen. Schon als Knabe hatte ich den Muth, bei vorkommenden Fällen meine rebellischen Ansichten zur

Geltung zu bringen und mich dadurch noch verhafter zu machen. Was Wunder, wenn ich zuletzt mehr auf die Gesindestube, als auf unsere Salons angewiesen war. Ich zog mit den Buschwächtern daher oft allein auf die Jagd und während ich in Wald und Feld pürschte, stählte sich meine Körperkraft und ich drang zugleich tiefer ein in den Volksgeist und sah mit Bedauern, in welche Versunkenheit der kurische Bauer durch die Knechtschaft gerathen war. Bei unserm ältesten Wagger, der eine besondere Liebe und Anhänglichkeit für mich an den Tag legte, äußerte sich diese Erkenntniß in wehmuthreichen Liedern, die ich oft beim Aufenthalt im Walde, wenn wir den Auerhahn beschlichen hatten, Gelegenheit hatte zu hören und es schien mir, als wären sie alle selber erfunden. Als ich später die hohe Schule besuchte und das Heimweh mich zuweilen beschlich, sang ich die lettischen Lieder in corpore mit unsern Kurländern zum großen gaudium der anderen Genossenschaft. Heimgekehrt fand ich das Haus öde, die Mutter todt, und den Vater als Verwalter auf der Herzogin Leibgeding Doblen. Mein Vater verblieb mit den beiden Brüdern in Kurland und ich zog aus nach Westphalen, um meinen reichen Ohm, den Grafen von Löwentruz, aufzusuchen, der meinen Eltern stets feindlich gesinnt war. Den andern Brüdern fehlte es an Muth, dem alten Sonderling unter die Augen zu treten; ich aber hatte Nichts zu verlieren und hoffte immer noch auf meinen guten Stern. Auf dieser Reise sah ich sie, eine Erscheinung, die in der That in ihrer Holdseligkeit und Jugendschöne etwas Bestrickendes hatte; ich meine den schlimmsten Stern meines Lebens.“

„Der Sohn des melancholischen Wezzwaggers war in meine Dienste getreten, ein junger Bursche, fast meines Alters. Klaus hatte Nichts von dem Charakter seines Vaters, er war froh bis zum Uebermuth und gesangsreich wie eine Haidelerche und eben so voll toller Streiche, wie ich, sein Herr. Wir paßten vortrefflich zusammen; er verstand den leisesten Wink und die kleinste Andeutung, wenn es galt, meine Befehle zu erfüllen.“

„Du kennst die Geschichte von der schönen Rebekka zu Anfang, der Leichtsinn hatte das Alles ausgeheckt. Das junge schöne Weib

mit eitlen Sinn, mit dem Streben nach höheren Dingen, konnte sich nicht gefallen, an der Seite eines ihr verhaßten Gatten. Ihre Individualität machte eine andere Sphäre zur Bedingung; denn sie hatte sich durch die Gelehrsamkeit ihres Vaters, des Rabbi zu Uffeln, eine gewisse Bildung anzueignen gewußt. Sie war thöricht, meine übermüthigen Liebesbeweise für tiefe Leidenschaft zu nehmen und ich war eitel genug, sie bei diesem Glauben zu lassen. Mein Oheim schien, nachdem ich ein halbes Jahr unter seinem Dache gelebt, mit mir und meiner Familie ausgeföhnt. Er hatte eine Art von Wohlgefallen an mir gefunden und mein sprudelnder Uebermuth schien ihm ganz besonders zu gefallen; ja er fachte ihn noch mehr an, indem er mir die tollsten Geschichten aus seiner Jugendzeit aufsticht. Selbst mein Klaus hatte sich seiner Gunst zu erfreuen und wohlgefällig nannte er ihn oftmals einen verflizten Burschen. Mein Verhältniß zu der schönen Jüdin beschönigte er. Er spendete mit freigebigen Händen das Geld zu allen meinen tollen Unternehmungen und freute sich wenn ich und mein Bursche den eifersüchtigen Schmul, wie er den Gatten Rebekkas nannte, düpirt hatten.“

„Dieser Frevel mit den heiligsten Gefühlen, sollte bald von der Nemesis bestraft werden.“

„Mein Oheim ernannte mich zum Universalerben mit der Bedingung, daß ich seinen Namen und sein Vermögen zugleich anzunehmen habe. Ob ich mit meinen Brüdern theile, bliebe mir überlassen. Mit dieser Verheißung entließ er mich, aber jenes Weib hing sich an meine Fersen. War es Mitleid, war es wiederum Eitelkeit, ich nahm sie mit mir und wir erreichten Kurland. Hier aber durfte ich sie nicht lange, ohne Aufsehen und Aergerniß zu verursachen, um mich dulden.“

„Du weißt, mit welch' doppelter Schmach man denjenigen überhäufte, welcher sich den Umgang mit der jüdischen Nation zu Schulden kommen ließ. Ich mußte daher auf der Hut sein; denn ehrlich gestanden, schämte ich mich längst der unwürdigen Fesseln, in welche ich gerathen war. Durch die Großmuth meines Oheims

mit reichlichen Mitteln versorgt, ging ich nach Wien und hier gelang es mir, Stellung zu erwerben."

"Im Getriebe der großen Welt verschwand die schöne Rebekka, welche sich ohnehin sehr sittsam und bescheiden in ihrer Einsamkeit verhielt und die sich selten, aber stets tief verschleiert in die Deffentlichkeit wagte. Zu meinem Erstaunen entdeckte ich neben ihrer Schönheit und weiblichen Anmuth eine Reife des Geistes, die mich in der That an sie zu fesseln vermocht hätte, wenn nicht eine wilde leidenschaftliche Eifersucht jede bessere Regung bei ihr unterdrückt hätte. Ihr Mißtrauen belästigte mich nicht nur, sondern machte mich trotzig und je mehr sie meine Schritte bewachte, desto häufiger trieb es mich hinaus ins bewegte Leben. Drohungen erzürnten mich und tödteten vollends den geringsten Rest meiner Liebe."

"Klaus brachte mir eines Tages eine Einladung zur Wolfsjagd, die ein ehemaliger Studiengenosse, welcher seine Güter einige Meilen hinter Wien liegen hatte, zu veranstalten gedachte. Diese willkommene Aufforderung ergriff ich rasch und den schönen Wintertag benutzend, fuhr ich in einem kleinen Schlitten, nur Klaus als Pferdelenker vor mir und einige gute Gewehre zur Seite, in die Landschaft hinaus."

"Als wir die einsamen Strecken passirten, sang Klaus auf meinen Befehl alle kurischen Schelmenlieder ab; da ich jetzt in der fatalsten Stimmung, den melancholischen Gesang nicht leiden mochte und so unter lautem Schellengeläute und Peitschenknall glitten wir rasch über die Fläche dahin und gelangten endlich an einen Wald. Hier stand am Kreuzweg ein verwittertes Häuslein und drinnen ein katholischer Heiliger, den der Wind hin- und herzerzte. Die nach oben gestreckten Hände des hölzernen Mannes und sein vor Schmerz verzerrtes Antlitz, sollten einen Gemarterten im höchsten Stadium seiner Qual vorstellen; der breite schwulstige Mund war eben so dunkelroth gefärbt, wie die Wangen und die Nase desselben, und machten den Eindruck, als habe der Maler seinen Pinsel in Blut getaucht und an dem Heiligen nach Belieben abgetupft. Seine nackten Arme hatten eben solche Tupfe und Striche aufzuweisen und

die breite blutgetigerte Brust stachen grell von der weißen Winterlandschaft ab.“

„Der da ist der heilige Stephanus,“ grinste Klaus, und wies mit dem Peitschenstiel nach dem Heiligen. „Der Wind reißt ihn aus seinem Häuschen heraus und morgen liegt er gewiß im Schnee.“

„Schade um den schönen Burschen, lachte ich; denn mit dem Florfleide, das kaum seine Blößen bedeckt, ist er bei allen Martern noch dem Tode des Erfrierens ausgesetzt; geh' hin und lege ihn unter Dach.“

„Klaus sprang aus dem Schlitten und bemühte sich den Holzmann in seinen Winkel zurückzustellen; aber bei der ersten Berührung lag er an des Burschen Hals und seine blutbefleckten Arme streckten sich flehend über dessen struppiges Haupt zu mir herüber.“

„Laß gut sein, mein Junge, rief ich ihm lachend zu, doch was thun wir jetzt mit ihm.“

„Wir nehmen ihn mit, gnädiger Großherr, haben so keinen Diener hinten aufstehen und fahren heute armselig genug in ein fremdes Gut; mit diesen Worten stellte er den Heiligen hinten auf, band ihn mit seinem Leibriemen an den Schlitten und während ich mich über den komischen Einfall des Burschen vor Lachen schüttelte, knallte er mit der Peitsche und vorwärts ging es über Stock und Stein. Ehe wir das Gut meines Freundes erreichten hatten wir noch einige Dörfer zu passiren. In Gedanken versunken, hatte ich bald den Heiligen hinter mir vergessen und ich wahrte daher zu spät, daß sich auf den staunenden Gesichtern des uns begegnenden Volkes zugleich auch Entrüstung und Schrecken abspiegelte. Ein Stein, der plötzlich Klausens Haupt traf und ihm die Mütze mit fortnahm, erschreckte mich nicht wenig und jetzt erst begriff ich, daß wir die Volkswuth durch eine Entwürdigung ihres Heiligen heraufbeschworen hatten. Ich wandte mich, um den Holzmann von seiner Fessel zu befreien und wahrte nun, daß hinter uns ein wilder Haufe, mit Knütteln und Heugabeln bewaffnet, mit wüstem Geschrei daherstürmte. Klaus, rief ich, laß die Braunen ausgreifen, die Gefahr ist größer, als ich es mir dachte; fahr zu, während ich

den Heiligen losbinden will. Aber das war unmöglich, denn der Riemen saß fest und die Pferde jagten in gestrecktem Galopp über einen unebenen Weg dahin. Immer mehr schwoll der Menschenstrom an; aus den Hütten der Dörfer, welche wir passirten, stürzten Neugierige heraus, um sofort ihre feindlichen Angriffe gegen uns aufzunehmen. Ein großer Theil verlor den Athem und konnte uns nicht folgen, aber bald sahen wir Verittene hinter uns und vor uns. Ueber ein Feld sprengte noch ein Häuflein auf den Zuruf ihrer Laudsleute herbei, um uns den Weg abzuschneiden. Jetzt galt es, sich in Sicherheit zu bringen; meine scharfgeladenen Gewehre hatte ich zur Seite, aber ich mochte nicht nach ihnen greifen und gedachte, sie nur in äußerstem Nothfalle zu gebrauchen; denn so leichten Kaufs sollten sie uns nicht fangen. Unsere Pferde fingen bereits an zu ermüden und Klaus gestand mir in seiner Angst, daß er eine falsche Richtung eingeschlagen habe. „Wem gehört dort das Herrenhaus hinter den Föhren?“ fragte ich; „lenke die Pferde dorthin, vielleicht entgehen wir dem Troß!“ Denn zwischen den weißbeschnittenen Bäumen vor uns erhob sich ein stattliches, schloßartiges Haus, dessen mit Steinrosetten verzierte Bogenfenster vom Abendsonnenschein vergoldet, zu uns herüberglitzerten. Klaus gehorchte und ehe wir uns dessen versahen, flog unser Schlitten über einen sich erweiternden Fahrweg auf ein geöffnetes Thor zu, durch welches wir passirten, um im nächsten Moment vor der stattlichen Freitreppe des Herrenhauses zu halten. Unsere schweißbedeckten Pferde standen kaum, als ein Schwarm Bedienter die Treppe herabstürzte um uns als die vermutheten Gäste zu empfangen, aber gleich darauf regungslos stehen zu bleiben, bei dem Anblicke des seltsamen Aufpuges, mit welchem wir erschienen. Betroffen schauten sie sich an und einige bekreuzten sich, wie vor dem Gottseibeius. Auf der Landstraße erhob sich bereits das fürchterliche Getöse und Geschrei. Ich aber hatte meine Fassung wieder gewonnen und während Klaus bemüht war den Heiligen abzubinden, schritt ich ruhig die Stufen hinan und rief dem ersten besten Lakaien zu, der mir oben begegnete, mich sofort bei dem Besizer des Schlosses zu melden. Unterdessen hatte

sich der Hof mit den mit Knütteln und Stöcken bewaffneten Verfolgern gefüllt. Eine heiße Röthe der Scham bedeckte meine Stirn, als sich die Thür des Vorsaales öffnete und ein Greis mit imposanter Haltung, aber scharfen, strengen Zügen, vor mir erschien. Sein prüfender Blick glitt überrascht an mir hin und er verneigte sich kurz auf meinen höflichen Gruß, dann wies er mit der Hand auf ein Zimmer, dessen Thüren weit offen standen und dessen reiche Ausstattung bei anderer Gelegenheit meine Aufmerksamkeit wohl länger gefesselt hätte. Meine Situation glich der eines Schulknaben, der sich auf einen schlimmen Streich ertappt sieht, und der nun noch eine passende Entschuldigung für seine Unart sucht. Meine fatale Lage hatte mir fast die Besinnung geraubt, und trotz des draußen zunehmenden Geschreis, erzählte ich nun mit fliegenden Worten dem alten Herrn, der sich mir als den Gutsheeren vorstellte, die Unbesonnenheit meines Dieners; denn ich mochte so wenig wie möglich an diesem Streich theilhaftig sein.

„Auf seinem Gesicht ging keine Veränderung vor, und er entgegnete mir in gebrochenem Deutsch mit fremdem Accent, daß er diese Angelegenheit für sehr schlimm halte.“

„Junger Mann,“ hob er ruhig an, „der blinde Glaubensfanatismus unserer Religion ist gerade beim Volke am stärksten, und ich weiß nicht, durch welche Mittel es uns gelingen könnte, diese aufgeregte, empörte Masse zu beschwichtigen. Zwar will ich versuchen die Leute glimpflicher zu stimmen; allein Eure Reise dürft Ihr jetzt nicht fortsetzen, wenn Euch das Loos des heiligen Stephanus, an dem Ihr Euren Diener gestattetet, so unerhört zu freveln, nicht treffen soll.“

„Wohl, edler Herr,“ sprach ich, „gestattet mir mit dem Volke zu unterhandeln, es möge dasselbe über mich verhängen, was es wolle; denn es schmerzt mich tief, Sie in so große Angelegenheit gebracht zu haben.“

„Seid Ihr der polnischen Sprache mächtig, fragte der alte Herr mit einem seltsamen Lächeln.“

„Ich zuckte die Achseln.“

„Seht Ihr wohl, daß Ihr mich nöthigt für Euch zu handeln,“ mit diesen Worten schritt er zur Thür und bald hörte ich ihn im Vorfaal laut und eindringlich verhandeln, ohne, wie es schien, für mich ein günstiges Resultat zu erzielen.“

„Noch nie war mir so unbehaglich zu Muth gewesen; ich verwünschte meinen Leichtsinn und gelobte mir im Stillen, abzuthun alle tollen Launen. Ungeduldig schritt ich auf dem Marmorboden auf und ab. Mein Blick fiel zufällig in den großen Pfeilerspiegel des Salons. War das ein Blendwerk! Hinter mir in der geöffneten Thür stand mit angsterfüllten bleichen Zügen ein engelhaftes Frauenbild; so schön, so lieblich vom Sonnenschein der goldenen Locken umwallt, den Kopf nach vorn geneigt, die Hände vorgestreckt, schien sie auf die Debatte draußen genau Acht zu geben. Ich wandte mich und vergaß Alles, in ihrem Anschauen versunken.“

„Da bebte es wie ein unterdrückter Schrei von ihren Lippen; plötzlich flog sie auf mich zu und sprach, indem sie unbefangen wie ein Kind ihren Arm auf meine Hand legte:

„Thut Alles, was der böse Jonas von Euch verlangt; er ist der Stodmeister des nahegelegenen Fleckens und heßt das Volk gegen Euch, das Euch steinigen will, wenn Ihr dem Heiligen nicht fußfällige Abbitte thut; auch verlangt er ein neues Gewand und Häuschen für den geschmähten Stephanus; die Andern aber wollen zum Aufbau einer neuen Dorfkirche 100 Thaler Strafgeld.“

„Ich konnte keinen Laut hervorbringen.“

„Diese dunkeln tiefblauen Augensterne sahen so taubenhaft klug zu mir auf und doch lag jener Zauber in ihnen, der über mein ganzes ferneres Lebensglück entscheiden sollte.“

„Wollt Ihr das thun, bat sie mit fliegendem Athem.“

„Ich konnte nur betheuernd die Hand auf meine Brust legen und mich tief verbeugen. Mein leuchtender Blick aber mußte sie erschreckt haben; denn sie trat erröthend zur Seite.“

„Der Graf kam mit zorngerötheter Stirn zurück.

„Man verlangt eine öffentliche Abbitte und beträchtliche Geldentschädigung, sprach er kurz.“

„Du hier Baleska, wandte er sich zu dem jungen Mädchen, was führt Dich hierher? Sie senkte das Köpfchen und flüsterte einige Worte, die ich nicht verstand.“

„Was nun kam, wirst Du vielleicht errathen. Um Dir zu schildern, mit welcher Inbrunst ich dieses reizende Wesen später liebte und anbetete, dies vermögen meine Worte nicht; doch höre weiter!“

„Bei ihrem Anblick versank Alles hinter mir; ich fühlte, daß eine Umwandlung mit mir geschehen war; ich segnete im Stillen den Heiligen und hätte Klaus umarmen mögen. Wie eine Ahnung dämmerte es in mir auf, daß ich den Halt meines Lebens gefunden hatte. Statt der 100 Straßthaler unterzeichnete ich die doppelte Summe mit hastigen Fingern, schenkte freudig dem erzürnten Anführer meine kostbaren Gewehre und meine beiden schönen Pferde dazu, welche er mit besonderem Wohlwollen betrachtete und deren Zaum er nicht aus der Hand ließ. Ich hatte somit das Glück, dem Heiligen nicht fußfällige Abbitte zu leisten; sondern man begnügte sich mit der tiefen Reue, der ich durch meine demüthige Geberde Ausdruck zu geben suchte und nachdem der Troß unten in der Bedientenstube mit Branntwein regalirt worden, zog er versöhnt davon, den Heiligen in seiner Mitte.“

„Daß ich mir die Erlaubniß von meinem schweigsamen Wirth erbat, so lange unter seinem Dache verweilen zu dürfen, bis mir Klaus ein neues Gespann aus Wien hole, dies wirst Du wohl voraussagen.“

„Mühsam errang ich mir die Gunst des alten Grafen, indem ich nur dann erschien, wenn er mich einlud, mit ihm eine Schachpartie zu machen; inzwischen aber hatte ich häufiger Gelegenheit, ihn mit seinem schönen Kinde in den Salons des polnischen Gesandten zu treffen.“

„Baleskas Mutter war vor einigen Jahren gestorben und eine halbtotbe alte Gesellschafterin vertrat die Stelle der Hausfrau.

Den größten Einfluß auf diese strengkatholische Familie aber übte ihr Beichtvater, der, wie es schien, ganz besondere Rechte im Hause genoss; und diese selbst bei dem strengen Hausherrn zur Geltung zu bringen wußte.

„Das Mißtrauen des Grafen war mir gegenüber nach und nach geschwunden, nur konnte er mir lange nachher nicht den Frevel gegen den Heiligen verzeihen und sein frommes Töchterlein schaute mich mit erschrockenen Augen an, wenn ich die Scene mit dem hölzernen Märtyrer ins Lächerliche zu ziehen gedachte. Ein trauriger Blick aus ihren schönen Kinderaugen ließ mich rasch verstummen und ich hütete mich wohl, diese glänzenden Sterne wieder zu trüben. Meine Seele hatte keine Ahnung, welch' eine furchtbare Bedeutung der Heilige für mein späteres Leben haben sollte.“

„Den glühenden forschenden Blicken Rebekkas begegnete ich ruhig und gelassen, wenn ich manchmal auf flüchtige Augenblicke heimkehrte; für ihre Thränen und Vorwürfe hatte ich einige tröstende kühle Worte, welche sie noch mehr, als meine früheren zornigen Entgegnungen, aufzureizen schienen.“ War doch Alles so harmonisch in mir gestimmt; ein unendlicher Friede erfüllte meine Seele, ja ich sorgte selbst um die Zukunft Rebekkas nicht mehr, welche ich mit einer erheblichen Summe abzufinden gedachte.“

„Balesca war bereits meine Verlobte und ich sann, wie ich Rebekka auf schonende Weise meinen Entschluß, mich für immer von ihr zu trennen, mittheilen sollte.“

„Da sandte eines Tages der alte Graf einen reitenden Boten und kündigte mir an, daß er und die beiden Damen gesonnen seien mir andern Tages die Ehre ihres Besuches zu gönnen.“

„Diese Nachricht traf mich wie ein Blitzstrahl.“

„Der strenge Alte mußte von meinem Verhältniß zu der schönen Rebekka gehört haben, er durfte sie daher um keinen Preis unter meinem Dache finden und es galt jetzt dieses Gerücht lügen zu strafen.“

„Erspare mir die Schilderung dieser Scene, geliebter Freund!“

„Rebekka ging, nachdem sie mir Alles vor die Füße geworfen, was ich zur Sicherung ihrer Existenz reichlich hingeben wollte.“

„Sie ging mit todtenbleichem Antlitz und racheglühenden Blicken, ich sah ihr seufzend nach und Etwas wie tiefe Reue krallte sich in meinem Herzen fest; denn sie ging wie Hagar, vielleicht mit einem zweiten unglückseligen Wesen in die Welt hinaus, mittellos, heimathlos und ohne Schutz.“

„Dieser Gedanke trübte die Freude des Wiedersehens mit Baleska und es lag schwer wie ein Alp auf meiner Seele.“

„Ich habe Dir gesagt, daß im Hause meiner strengkatholischen Braut der Beichtvater ganz besondere Rechte genoß, daß er seinen Einfluß sogar auch bei dem Hausherrn zur Geltung zu bringen verstand.“

„Des Priesters Antlitz erinnerte mich stets an die Janusgesichter und sein ganzes Wesen machte auf mich den Eindruck, wenn seine Worte am salbungsvollsten waren, als suche er ängstlich den Pferdefuß, des Belzebub, zu verbergen. Es kam dahin, daß ich ihn zu hassen anfing, denn ich bemerkte, mit welcher Furcht und Unterwerfung Balesca seinen leisesten Winken gehorchte. Meine Antipathie wuchs täglich und ich machte bald kein Geheimniß aus meinen Gefühlen. Allein kaum bemerkte Baleska diese Abneigung, die sich offen in meinem Wesen äußerte, als sie mich mit Bitten und Küffen bestürmte, die Gunst des bewährten Freundes ihrer verstorbenen Mutter nicht zu verschmerzen. Hätte sie nun verlangt, ich sollte mich von dem gleichnerischen Mönche kasteien lassen, so hätte ich auch hier nicht Widerstand zu leisten vermocht, denn dies kleine zarte, engelhafte Wesen hatte aus einem widerspänstigen trostigen Burschen, aus einem hohnlachenden zerfahrenen Mann, einen stillen, glücklichen, fügsamen Sklaven gemacht und mit ihren Händchen, wie aus Blumenduft gewoben, lenkte sie mein unbändiges Herz, das in unaussprechlicher Liebe zu ihr vollends nährisch geworden war.“

Der Burgherr schwieg und eine eigenthümliche Veränderung prägte sich auf seinem Antlitz aus. In seinen Augen schimmerte ein seltsamer Glanz. Er schüttelte wie abwehrend das Haupt, als ringe er, sich von einer unheilvollen Macht zu befreien.

„Komm, laß uns gehen, Eberhard,“ sprach der Kanzler; „führe mich in die Gemächer der Frauen, dort wollen wir, der trüben Erinnerungen ledig, uns an heitern Gesprächen zu betheiligen suchen.“

Er schlang den Arm um den gebeugten Nacken seines Freundes und versuchte ihn aufzurichten.

„Ich bin gleich zu Ende,“ entgegnete jener leise. „Alles, was noch kommt, ist so unheilvoll, daß ich eile meinen Bericht zu enden.“

Der Kanzler nahm seufzend seinen Sitz wieder ein und schaute trüben Blickes in das glimmende Feuer des Kamins.

„Ein Jahr des unaussprechlichen Glückes war fast zu Ende,“ begann Eberhard wieder; „ich lebte mit meinem jungen Weibe auf einem unserer Güter unweit Wien, da traf mich eines Tages die Nachricht, daß ein Waldbrand in den entfernten Besitzungen meiner Gattin entstanden sei und diese zu zerstören drohe. Ich mußte abreisen, um dieser Gefahr vorzubeugen und um unsern Erbkleuten die nöthigen Rathschläge zu geben. Wie trennte ich mich mit schweren Herzen von ihr, sie selbst aber tröstete mich und sprach mir Muth zu. Pater Anselm, der damals in Wien lebte, war dessen ungeachtet oftmals unser Gast und erbot sich, der Schutz meiner Gattin zu sein während meiner Abwesenheit.“

„Balescas Vater war schweigfamer denn jemals und litt, wie es schien, an tiefer Melancholie. Wir sahen ihn daher sehr selten bei uns und es beunruhigte mich, daß ich den verhassten Mönch als alleinige Autorität des ganzen Hauswesens zurücklassen mußte.“

„Meine Ahnung betrog mich nicht; ich verließ mein Haus zur unglückseligen Stunde. Als ich zurückkehrte, fand ich sie halb genesen und Rebekka trug mir mein neugeborenes Knäblein auf den Armen entgegen.“

„Besinne Dich, Eberhard!“ rief der Kanzler erschrocken, „das konnte unmöglich sein!“

„Es war so,“ lächelte der Burgherr müde. „Höre weiter! Das Herz erstarrte mir in der Brust; allein Gene sah fremd zu mir auf und Balesca lobte die neue Hausgenossin mit fast zärtlichen

Worten; ich schwieg, aber alle Freude hatte das grausame Weib in meinem Herzen zerstört; ich sah sie die Weiden, welche mir Alles waren, mit Hingebung pflegen und sah sie in weiblicher Demuth still und anspruchslos walten. Sie vermied stets, mir allein zu begegnen und ich fing an, auf ihre Schweigsamkeit bauend, mich von diesem furchtbaren Schlag zu erholen.“

„Bei der sorgfältigen Pflege ging Valesca bald der Besserung entgegen; ich aber konnte mich meines Glückes nicht freuen, obwohl das Betragen Rebekkas mir zu keinerlei Befürchtungen Veranlassung gab. Da traf eines Abends zu später Stunde ein reitender Bote ein, der mir heimlich ein Sendschreiben von Valescas Vater überbrachte. Wenige unsichere Schriftzüge geboten mir, ohne Verzug zu ihm zu eilen; er sei krank, wünsche aber, daß diese Krankheit seiner Tochter ein Geheimniß bleiben möge. Ich schückte eine Geschäftsreise vor und begab mich mit beklommenem Herzen auf das wenige Meilen von unserem Sitz entfernte Landgut des alten Grafen. Hier angekommen, fand ich ihn blaß und abgezehrt auf seinem Bett und mit der ihm eigenen Ruhe theilte er mir mit, daß er gesonnen sei, seinen letzten Willen in meine Hände niederzulegen; da er fühle, daß es mit ihm zu Ende ginge.“

„Zugleich erfuhr ich, daß ihm noch eine Tochter in den Ostseeländen lebe; diese die Erbin seiner weiter entlegenen Güter und eines großen Baarvermögens werde, zu welchem Zweck er mir die Adresse eines Rechtsgelehrten einhändigte, der sich in Kurland aufhalte und dessen Obliegenheit es sei, die Angelegenheiten dieser Tochter zu ordnen. Ich wollte eingehender über diesen Fall reden, allein der Alte wehrte mir jedes Wort, wandte sich finster ab und ich merkte gar wohl, daß es sich hier um ein Familiengeheimniß handle.“

„Der Zustand des Grafen aber wurde immer bedenklicher und ich konnte mich nicht entschließen ihn zu verlassen. Nachdem er nun im Beisein eines Notarius meine Gattin zur Erbin der andern Diegenschaften und ihres ganzen mütterlichen Vermögens ernannt hatte, schien er für die Außenwelt theilnamlos geworden zu sein.

Eines Abends dankte er mir mit herzlichen Worten für meine Opferfreudigkeit, küßte mich zum ersten- und letztenmale, als ich mich tieferschütterter über ihn beugte. Ich empfand es erst jetzt, daß ich diesen ernstesten, schweigenden Mann mehr geliebt hatte, als meinen harten ungerechten Vater. Als er still und schmerzlos verschieden war, kehrte ich heim und sann unterwegs darüber nach, wie ich Balesca diese Trauerbotschaft, ohne ihrer zarten Gesundheit zu schaden, überbringen sollte. Die Sehnsucht, sie wiederzusehen, trieb mich rasch vorwärts und meine schweißbedeckten Pferde hielten zwei Stunden früher als sonst nach dieser Strecke, vor dem weitgeöffneten Thor meines Hauses. Ich achtete nicht auf den stillen Empfang meiner Leute; während ich mir die Zukunft heiter und schön ausmalte und selbst der Tod des alten Grafen dabei in den Hintergrund trat, hatte sich mein Verhängniß grausam erfüllt. Ich fand sie, von einem wilden Fieber ergriffen, aber der Gedanke, mich vor ihrem Hinscheiden wiederzusehen, hielt alle ihre Lebensgeister wach und der Tod rang mit ihr vergebens. Nun aber, da ich bei ihr war, kam Ruhe und Geistesklarheit über sie, so daß mein Herz sich neuen Hoffnungen hingeben wollte.“

„Ich vernahm bald zu meinem Entsetzen, daß sie im frommen Wahn unser Kind dem Kloster geweiht, welches aus ihrem Vermögen, zu Ehren des heiligen Stephanus erbaut werden sollte.“

„Betäubt und sinnverwirrt machte ich keine Einwendungen mehr und legte wie von bösem Traum befangen, Alles gelobend, meine Hand in die ihrige. Es befremdete mich nicht, daß sie mir den Peter Anselm als den Schutzherrn unseres Knaben empfahl.“

„Starr vor Schmerz hielt ich sie umschlungen; ich wußte nicht, was ich sagte und es war mir zu Sinnen, als mußte ich bei Nennung des Heiligen und des Vaters Anselm laut und grell auflachen, wie es der Wahnsinn zu thun pflegt, da sagte sie leise:

„Bete mit mir, Eberhard!“

„Und ich betete mit ihr, flüsternd und thränenlos wie sie, immer leiser und als sie schwieg, hielt ich still ihr Köpfcgen an meiner Brust, um sie nicht zu wecken; aber meine Lippen murmelten

ihre letzten Worte, wie lange, ich weiß es nicht, bis man sie aus meinen Armen genommen hatte; ich wußte es nicht wann. Viele Tage mußten vergangen sein und immer noch flüsternten meine Lippen das Amen ihres Gebets: „Leb' wohl, Eberhard, auf Wiedersehen!“

„Mein armer Freund!“ rief der Kanzler tief erschüttert und schlug seinen Arm um den gebeugten Nacken des Burgherrn; „während ich Dich für den glücklichsten Sterblichen hielt, hast Du so bitteres Weh erduldet.“

„Doch komm, führe mich in die Gemächer Deiner Damen, laß die Erinnerungen!“

„Du irrst, Freund,“ entgegnete Eberhard mit trübem Lächeln; weder Gattin noch Schwester pflegen den Frohsinn und harmlose Heiterkeit unter dem Dache dieses Hauses zu huldigen. Während die Eine stets an bösen Launen kränkelt und sich unerquicklicher Frömmerei hingiebt, jagt die Andere im wilden Ritt auf einsamen Wegen, wie die Walküre der Nacht, durch Wald und Thal, oder hält mit den Stiftsfrauen Berathungen, wo manch' unliebsames Wort zum Schaden des Nächsten zuvor mit kostbaren Mäschereien gewürzt wird.“

„Ich hoffe indeß, daß ein anderer Geist hier einziehen werde, mit der Heimkehr meines Sidams, dessen Sinn frisch und muthig ist und aus dessen kecken Augen mir oft ein leuchtender Strahl Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe entgegenleuchtet.“

Was aber wurde aus Rebekka, fragte der Kanzler, seiner Gedanken Herr werdend; wie wurdest Du ihrer ledig?

Der Burgherr schaute ihn mit einem langen Blick eine Weile schweigend an, dann sprach er jedes Wort eigenthümlich betonend:

„Du wirst sie heute sehen, mein Freund, und finden, daß sie noch immer zu den schönen Frauen gezählt werden darf.“

Der Kanzler war aufgesprungen.

„Eberhard!“ rief er betroffen, „ich rede jetzt von der schönen Jüdin.“

„Du liebest mich Dir meine Geschichte nicht zu Ende erzählen,“ lächelte der Burgherr ironisch. Höre weiter!

Der Kanzler nahm tief aufseufzend seinen Platz wieder ein.

Die Wachskerzen waren bis zur Hälfte niedergebrannt; das Feuer auf dem Herd hatten beide Freunde vergessen weiter zu schüren; das letzte Fünkchen verglomm bereits und fiel in die Asche.

Der Burgherr saß gesenkten Hauptes und mit ruhiger gleichmäßiger Stimme fuhr er fort:

„Es heirrte Rebekka wenig, daß ich für ihre stille Sorgfalt um mich, weder einen Blick noch Dank hatte. Der Vater Anselm traf im Hause Anordnungen, ohne daß meine Zustimmung von Nothen war. Sie störten mich Beide nicht aus meiner Lethargie und als es hieß, man packe die Sachen für eine weite Reise nach Italien, ließ ich Alles gleichgültig geschehen, denn ich war krank an Leib und Seele. Anselm hatte als Schutzpatron meines Kindes auch dessen Erziehung übernommen und es bereits den Händen frommer Klosterfrauen übergeben und so begleitete er uns auf der Reise nach dem Süden. Meine beiden Reisegefährten ertrugen meine bösen Launen oft mit einer Sanftmuth, welche bewunderungswürdig war. Innerlich zerfahren lebte ich mit dem trostlosen Gedanken, daß mein Lebensstern mit ihrem Tode versunken sei und ich hing an mein Dasein für nutzlos zu betrachten, da es mir nicht einmal vergönnt war, für mein Kind zu sorgen. So mag ich wohl stumm für die Außenwelt, in finsternes Brüten versunken, eine längere Zeit hingelebt haben. Allmählig beruhigte und rührte mich die stille Duldsamkeit meiner Gefährten und ich fing an meine Pfleger zu vermiffen, wenn sie mich auf kurze Zeit verlassen hatten und Andere auf die Reizbarkeit meines Gemüths keine Rücksicht nehmen wollten.

„Ohne daß ich es merkte, verstand Rebekka das Interesse für die Außenwelt wieder in mir zu erwecken. Sie liebte die Wissenschaft und umgab sich mit einem Kreis kluger und geistreicher Personen, huldigte der Musik und anderen schönen Künsten; verstand es, mich oft in ein Gespräch zu verwickeln, das meine Theilnahme wach rief und mir zuletzt Genuß und Zerstreuung gewährte. Genug! ehe drei Jahre vergangen waren, hatte Anselm sie zur alleinseligmachenden Kirche bekehrt und mich bewogen sie als rechtmäßige Gattin anzu-

nehmen, was ich denn auch nach einiger Erwägung that, zumal ich dies als eine Art Sühne gegen das Unrecht, welches ihr von mir widerfahren war, ansah. Der Pater verließ uns nun um den neuen Bau des Klosters, der zu Ehren des heiligen Stephanus bereits begonnen war, vollenden zu sehen. — — —

Der Kanzler war aufgestanden und schritt erregt im Gemache auf und ab.

„Sie, sie, Deine Gemahlin,“ murmelte er!

Eberhard fuhr fort, ohne die Entrüstung seines Freundes zu beobachten:

„Ich habe keinen Grund gehabt, dies zu beklagen; sie, die trotzig, hoffärtig und lieblos gegen Andere war, erschien vor mir stets demüthig bis zur Unterwerfung und fromm wie eine ihrer heiligen Madonnen, zu welchen sie jetzt betete. Dabei ehrte sie das Andenken der Todten mit übermenschlicher Selbstverleugnung und wies selbst meine tiefgefühlte Dankesäußerung zurück, als ich eines Tages in meinem Zimmer das lebensgroße Bildniß Valescas, von Meisterhänden geschaffen, aufgestellt fand, welches Rebekka nach einem Miniaturbildchen der Verstorbenen hatte malen lassen. Dieses Bild rief eine wehmüthige Freude in mir wach, dann aber verfiel ich in Sehnsucht um die Verlorene, in die alte Melancholie und ließ es geschehen, daß Rebekka es wieder aus meiner Wohnung holte und auf ihr Zimmer bringen ließ. Als ich nun, nachdem wir acht Jahre in Italien zugebracht, nach Ableben meines Oheims mein Besitzthum hier antrat, gelangte die Gräfin Löwentrug, ohne Schwierigkeit, zu hohem Ansehen. Geist, Schönheit und eine wohleinstudirte Sicherheit des Benehmens und dazu noch vor allen Dingen unser Reichthum mitgerechnet, dies Alles machte sie zur gesuchtesten Persönlichkeit dieser Gegend und man geizte um die Ehre ihres Umganges. Es belustigte mich, wenn man sie bald für eine Dogentochter, bald für eine spanische Prinzessin hielt und bei den Gelagen, welche wir in den ersten Jahren veranstalteten, war sie die vielumworbene Königin des Festes und ich war der beneidenswertheste Gemahl einer so vornehmen Gattin.“

Der Burgherr hatte dieses mit ironischem Lächeln gesagt und war wie von einer innern Erregung getrieben, neben seinen Freund getreten; er ergriff dessen Arm und fuhr fort:

„Glaube mir, es stimmte mich oft sehr heiter, wenn ich sah, wie sie Alle am Gängelbände führte; die adelsstolzen Stiftsdamen, die vornehme Herrenwelt und wenn die ganze hochmüthige Sippenschaft um ein Lächeln des ehemaligen Judenweibes buhlte, erfaßte mich der alte böse Humor wieder und ich gönnte es jenen gern, die sonst für das anspruchslose Talent keinen Blick hatten und sich nur zu beugen wußten vor denen, die mit dem Geldsäckel auf die Welt gekommen sind; ich gönnte es ihnen von Herzen, den adelsstolzen, titelsüchtigen Hohlköpfen, die Alles nur nach eigenen Gesinnungen und eigener Herzlosigkeit abschätzen und den goldenen Kern in den Staub treten, um einer huntbemalten tauben Auh den Vorzug zu geben. Man wunderte sich nur zu oft über meine plötzlich hervortretende Heiterkeit und fing an jetzt, wo mein Reichthum mir Macht verliehen, jede Satyre, jedes scharfe, selbst grobe Wort, das mir unwillkürlich ent schlüpfte, für göttlich, geistvoll, charakteristisch und originell zu finden; kurz, ich und meine Gemahlin können uns rühmen, die Vorbilder dieser gesammten Adels-sippenschaft geworden zu sein.“

„Sieh! herzlichster Freund, das Ende meiner Geschichte ist lustiger, als Du es Dir träumen liehest und nun komm zu den Frauen!“

„Unmöglich, Eberhard, jetzt nicht, heute nicht,“ entgegnete Puttkammer finster abwehrend; „es ist mir zu Muthe, als müßte das Geheimniß der Gräfin Löwentruß auf meinem Gesichte zu lesen sein. Wie soll ich, ohne mich zu sammeln, vor sie hintreten. Nein, laß mich nach Herford reiten; es ist noch nicht so spät, daß die Aebtissin mich nicht empfangen könnte!“

„Wohl, ich begleite Dich eine Strecke Weges,“ rief der Burgherr; „auch ich gehe heute nicht zum Nachtmahl, es mögen die Frauen, wie so oft, ihre Speisen mit guter oder böser Laune würzen.“

## Kapitel XII.

### Ein falscher Smerdes.

In den Frauengemächern, wo die Abenddämmerung bereits ihre Schatten ausbreitete, saßen um dieselbe Zeit in der breiten Fenstervertiefung Mutter und Sohn beisammen. Wieder hatte der Junker dieselben Fragen seiner Mutter gestellt, welche er bei der ersten Begrüßung an sie gerichtet.

„Ihr seid meines Vaters zweite Gemahlin und wollt mir die Liebe der verlorenen Mutter bewahren, deren holdseliges Bildniß dort aus der Nische des Nebensaales zu uns herblickt. Laßt den Vorhang nicht über das theure Bildniß der Verstorbenen fallen, laßt es unverhüllt!“ bat er mit weicher Stimme, als ein finsterner Blick der Burgfrau zum Bildniß herüberstreifte, das durch die Hand ihres Sohnes vom Vorhang befreit, jetzt wie eine Lichtgestalt aus dem Rahmen heraus, durch Dämmerung zu ihnen hinzuschweben schien.

„Und weshalb habt Ihr mich so lange im Elend gelassen und gewartet, bis mich das Mitleid einer Zigeunerin auf eine Bahn leitete, wo mir erst spät die Lehre ward, welche einem Knaben meines Standes früher gebührte; warum Alles dieses, warum?“

Das waren ungestüme Fragen, welche sie kaum zu beantworten vermochte. Wie mußte sie sinnen, um für Alles eine Aufklärung geben zu können und oft saß er gedankenvoll vor ihr, und wenn seine dunkle Augen forschend auf ihr ruheten und zuweilen ein eigenthümlicher Blick des Mißtrauens sich in seinen Blicken spiegelte, dann schoß es ihr glühendheiß zum Herzen, eine finstere Wolke lag auf ihrer Stirn, und ein bitteres Lächeln auf den Lippen. So saß sie da, sorgenvoll, reuevoll und des Lebens müde, das

Schwert des Damocles über dem Haupte, schön und doch nicht lebenswerth und Gertha Kolbe hätte wieder dieses Gesicht, das so sehr an die aus Stein gemeißelte Kleopatra erinnerte, wohl mehr denn jemals mit der verzweifelungsvollen egyptischen Königin vergleichen können.

Das ewige „Warum“ ihres Sohnes, den sie sich als einen scheuen, frommen Schüler Bohola's vorgestellt hatte, wurde ihr unfähig peinlich. Sie sagte ihm, daß es Alles so hat sein müssen, sie selber könne ihm die Räthsel noch nicht lösen und als er sie fragte, weshalb man ihm nicht vergönne seinen wahren Namen zu tragen und weshalb ihm Vater Anselm eingepägt, sich nur Stephanus nennen zu lassen, mit jenem Namen, der ihn stets an seinen früh verstorbenen Klosterbruder erinnerte, den er zuvor unter Thränen hatte einfargen sehen, ehe er das Kloster verlassen und der ja auch vornehme Eltern haben sollte.

Dies Alles hatte dem Junker viel Veranlassung zum Nachdenken gegeben und als ihn nun seine Mutter unter Thränen beschwor, nichts von alledem den Vater wissen zu lassen, weil sich schlimme Erinnerungen daran knüpften, der Jüngling aber durch neugierige Fragen sein Loos verschlimmern und selbst die Liebe des Vaters dabei verschmerzen könne. Da hatte er denn endlich gelobt, Alles zu thun, um seinen Vater, den er sich niemals so ritterlich, edel und vornehm hatte denken können, nicht zu erzürnen; aber es war doppelt schwer und kam ihn sauer an, auf des Vaters Fragen so zu antworten, wie es die Mutter ihn gelehrt und vor allen Dingen sich in diesen Antworten gleich zu bleiben, wenn sein Ohm Balduin ihn eigenthümlich prüfend anschaute und seine Fragen so geschickt zu stellen wußte, daß der Junker seine ganze ihm angeborne Schlaubeit aufzubieten hatte, um über die gestellte Falle fortzpringen zu können.

Das war eine unbehagliche Stellung und die Natur des Junkers fing an, sich dagegen aufzulehnen. Dazu kam noch, daß ihm im Elternhause Personen begegneten, die schon früher seinen Weg gekreuzt hatten.

Da war das Fräulein Nolde, die er eines Tages flüchtig gesehen, als er noch arm und ahnungslos dastand und sich wünschte, mit dem schönen Fräulein in die weite Welt hinausfahren zu dürfen; jetzt sah er sie täglich und ging scheu davon, sobald er ihrer ansichtig wurde. Eine andere Dame die ihm nun nahe verwandt war, deren Bildniß er seinem sterbenden Herrn hatte abnehmen müssen, um es ihr zu bringen, haßte er, weil sie ihren Geliebten im Zweikampfe sterben ließ, um sich bald mit seinem Mörder zu verloben. Wie fürchte sich seine freundliche Stirn, wenn sie ihm ihre sammetweiche Hand hinhielt und ihre schönen Augen fast zärtlich sein Antlitz streiften. Wie war es auch möglich in diesem schlanken, hochgewachsenen Jüngling mit dem offenen, edlen Antlitz und der charakteristischen Eigenart etwas Anderes zu suchen, als den hochgeborenen Sohn des Hauses. Das blaue Sammetwamms mit dem silbergestickten Leibgurt trug er anmuthig, als hätte er nie ein anderes Kleidungsstück gekannt und dazu das feine Spizencollier um den edlen Hals und die feinen Handgelenke. Der graziose Gang kennzeichnete den jungen Edelmann eben so, wie der ritterliche Muth, der oft an Tollkühnheit grenzte dazu kam noch ein nicht unbedeutender Grad von Gelehrsamkeit und ein sinniger Ernst, der annehmen ließ, der Junker denke mehr, als Andere seines Alters.

Nach einer kurzen Unterredung verließ er bald darauf seine Mutter, welche, in finsternes Brüten versunken, kaum sein Fortgehen zu bemerken schien.

Es litt ihn nicht mehr in den düstern Mauern; er mußte hinaus ins Weite, um ungestört über seine eigenthümliche Lage nachdenken zu können; es war ihm zu Muth, wie dem Märchenprinzen, der durch die Laune einer bösen Fee wieder zurücksinken müsse in das Nichts, aus welchem sie ihn zuvor erhoben hatte. In Gedanken verloren schritt er über den Schloßhof an dem Brunnenheiligen vorbei, ohne als strenger Katholik einen üblichen Gruß zu sprechen und begab sich, den nächsten grünen Weg einschlagend, nach der Südseite des Schlosses, wo der Wildpark lag. Hier umging ihn kühle Dämmerung und allmählig beruhigte sich sein Gemüth und

er fing an mit der ihm eigenen Geistesklarheit über seine Zukunft nachzudenken. Unwillkürlich fiel sein Blick dabei auf den Lichtstrahl, der sich zeitweise durch die dunkeln Laubkronen der knorrigen Baumriesen zu ihm herüberstahl. Er kam vom westlichen Thurm aus den Frauengemächern, welche die schöne Gräfin Bella bewohnte. Zögernd lenkte er seine Schritte dahin und bald vernahm er die wohlklingende Stimme des Fräulein von Kolbe aus einem der geöffneten Thurnfenstern. Kein Lüftchen regte sich, nur einzelne Leuchtkäfer schwirrten um den wilden Rosenbusch, dessen abenteuerlich verschlungene Zweige aus den Mauervertiefungen hervorsahen. Oben am weitgeöffneten Fenster, dicht dabei, saß Gertha Kolbe mit einem alten dicken Buche und las der kranken Gräfin Bella das Abendgebet so sanft und doch so klar, daß jedes ihrer einzelnen Worte durch die Abendstille herab tönte. Das waren altbekannte Stellen, dem Junker ebenfalls wohlbekannt und er horchte vorgebengt, um keines ihrer Worte zu verlieren:

„Segnet, die Euch verfolgen und beleidigen;“ so hatte ja auch Stephanus gebetet, wenn er vor dem Bilde des Erlösers Trost gesucht. Eine tiefe Rührung bemächtigte sich seiner, unwillkürlich faltete er die Hände und er gedachte seines todtten Freundes, dessen geschriebene Geschichte zwar hohen Personen anvertraut, dem aber doch keine Hilfe geworden war.

„Eure Rede sei ja! ja! nein! nein! was darüber ist, das ist vom Uebel,“ las Gertha weiter.

Eine tiefe Röthe flog über das Antlitz des Jünglings.

„Wie viel muß ich reden, wie viel unwahr sein, um den Willen meiner Mutter zu erfüllen. Ist sie gut, ist sie böse? Weshalb zieht sie die Lüge in mir groß, die ich gelernt habe zu hassen?“

Weshalb darf ich niemals meiner Knabenzeit gedenken und noch weniger erwähnen, daß ich im fernen Kurland der Zögling des guten Hundezüchters gewesen?“

Freilich, die Vergangenheit eines Junkers müßte eine andere sein; er müßte in seidnen Betten gelegen und die Dienerschaft schon als kleiner Bursche mit der Reitgerthe haben züchtigen können. Mit dem

zwölften Jahre mußte er sein eigenes Reitpferd besitzen und bereits seine Stellung in des Wortes mächtigster Bedeutung erkannt haben.

Das Alles konnte der Junker, so weit er auch zurückdenken mochte, von sich nicht sagen; er fühlte wohl, daß seines Vaters Stolz durch des Sohnes Jugenderinnerung keinen Stoß erleiden durfte und er beschloß wiederum seufzend, sich aller Gedanken der Vergangenheit zu ent schlagen und sein ehemaliges Leben für einen wirren Traum zu nehmen, wenn nur nicht immer wieder und wieder diese Menschen vor ihm auftauchen wollten, die ihn an sein unrechtmäßiges Junkerthum stets erinnerten. Das waren die Gedanken, welche die Seele des Junkers bestürmten, während Gertha Nolde immer eifriger weiter las.

Beim Schein der Lampe hob sich das zarte Profil des jungen Mädchens deutlich ab. Die sanfte Stimme stand in schöner Harmonie zu dem frommen Gesichtchen, das noch immer seinen ganzen kindlichen Ausdruck behalten hatte. Den Kopf leicht vorgebeugt, saß sie da und mit den glänzenden Locken spielte ungestraft der Abendwind. Wie vom süßen Bann befangen, lehnte der Junker an der Balustrade; denn noch nie hatten jene wohlbekanntenen Worte ihn so mächtig ergriffen, wie heute. Etwas wie Sehnsucht nach Licht und Wahrheit, vermischt mit Born- und Scham vor seiner Geheimthuerei, beschlich ihn, er ballte krampfhaft die Hände und stampfte zornig mit dem Fuße.

„Ich bin ein Feigling,“ murmelte er, „selbst wenn ich Böses that, wußte ich, weshalb ich böse war. Bei Gott! und jetzt will ich wissen, weshalb sie mich zur Lüge zwingt.“

Da raschelte es leise im Laube; der Junker stand, halb von dem wilden Rosenbusch verdeckt und schaute befremdet auf, dann aber sprang er plötzlich mit einem wilden Satz hervor. Ein Flintenlauf richtete sich gerade nach dem Fenster empor, als wäre das schöne Haupt der lesenden Jungfrau ein Ziel für die Mordwaffe.

Keines Lautes mächtig, krallten sich die Finger des Jünglings rasch um das Handgelenk des Jägermeisters, der starr vor Schreck die Waffe sinken ließ.

„Seid Ihr toll!“ rief der Junker mit vor Entsetzen erstickter Stimme.

Ein kurzer Moment war verstrichen, dann lachte Leithold heiser auf und flüsterte, die Finger auf seine Lippen gedrückt:

„Wie mögt Ihr mich doch so hart anfassen, hochedler Junker; ich schleiche den Mardern nach zur Abendzeit, das weiß die Herrschaft im Schlosse; das Gewehr ist nicht allzu scharf geladen, nur um den Taubendieb zu verjagen, knalle ich zuweilen ein wenig; thue ich es nicht, so schilt mich die Herrin und ich hüte mich wohl sie zu erzürnen.“

„Ihr hättet die Dame dort oben erschrecken können,“ sprach der Junker, sich seines Schreckens schämend; „hört Ihr denn nicht, das Fräulein ist in ihrer heiligen Betrachtung bereits gestört; macht, daß Ihr davonkommt und laßt Euch hier niemals wieder blicken.“

Das Zwieliicht gestattete dem Junker nicht, die Büge des Jägers deutlich zu erkennen; aber er folgte der Richtung, nach welcher Leithold noch einmal verstohlen hinzublicken schien, ehe er den Platz verließ.

Gertha neigte sich zum Fenster heraus und schaute forschend herab, dann schloß sie dasselbe und saß bald darauf wieder ruhig vor ihrem Buche; aber es scholl keines ihrer Worte mehr heraus.

Eben wollte nun auch der Junker sich wenden, um den Platz zu verlassen. Noch einmal sah er nach oben. Da, war es Täuschung! es regte sich etwas auf dem breiten Stein Sims neben dem steinernen Drachenleib, welcher den Söller stützte. Es flatterte etwas im Winde, das war keine Taube, wohl aber ein weibliches Kleidungsstück. Jetzt fiel es herab, der Junker fing es auf und hielt ein kleines Kopftuch in der Hand, wie es die westphälischen Mägde zu tragen pflegten. Er trat erstaunt näher und bei dem matten Schimmer der Lampe, der von oben herabfiel, sah er in ein bleiches, von dunkeln Haaren umrahmtes Gesicht, aus dem zwei starre, erschrockene Augen den seinen begegneten.

Entsetzt und sprachlos wich er zurück; hatte sich denn Alles gegen ihn verschworen oder äßte ihn seine eigene Phantasie; das

war ja Judiths Gesicht, nur entstellt vor Born, Furcht oder Schadenfreude und viel älter sah sie aus, aber sie war es dennoch.

Jetzt glitt sie geräuschlos herab und stand neben ihm, fast so groß wie er war sie geworden, aber entsetzlich hager und verwildert war sie anzuschauen; mit dem aufgelösten Haar glich sie einer Eumenide, welche Schlangen als Geißel zu schwingen pflegen.

„Gebt mir mein Kopftuch, Junker, sonst kann ich nicht heimgehen, denn es ist nicht mein;“ sie streckte halb abgewandt die Hand darnach aus.

Mechanisch, wie von einem bösen Traum befangen, hielt er es ihr hin; sie griff hastig darnach und schlüpfte dann durch das Gebüsch. Jetzt kam ihm der Gedanke, daß Judith ihn ja nie gekannt habe und er mußte um jeden Preis wissen, weshalb sie die Lauscherin auf einem so gefährlichen Posten mache. Wer sie gedungen, um das Fräulein zu beobachten, was führte sie hierher, wie kam sie nach Westphalen? Das Alles mußte sie ihm beantworten.

Mit zweien Sätzen war er ihr nachgesprungen. Dort in der Ferne stand sie bereits und hatte wie eine wilde Katze, mit langen, flüchtigen Schritten die Brücke übersprungen und bald den Teich erreicht. Athemlos schlang sie das Tuch um ihr Haupt, ohne das Haar, das in langen Strähnen über ihrem Rücken flatterte, verbergen zu können, dann raffte sie ihre Kleider zusammen und fort ging es in wilder Eile.

Eben so verdoppelte der Junker seinen Lauf.

„Stehe, Mädchen,“ schrie er, „höre mich an, ich thue Dir Nichts zu Leide.“

Ihr Fuß stockte einen Augenblick, dann aber, als gelte es um jeden Preis zu entfliehen, begann sie wieder ihren Lauf.

„Judith, ich bitte Dich, bleib,“ klang es athemlos hinter ihr und der Junker sank erschöpft auf einen Baumstamm nieder, der hart am Teiche lag, während sie vorwärts zu eilen schien. Er holte mühsam Athem; so flink lief selbst ein Eichkätzchen nicht und ihm hatte die Aufregung alle Kraft geraubt. Er blickte langsam auf, da stand sie an der Biegung des Weges; der Mond stieg hinter

den Schloßthürmen auf und warf einen matten Schimmer über die leichtbewegte dunkle Fluth, die wie flüssiges Metall hin und her wogte.

„Was ist Euer Begehr?“ klang es plötzlich zurück, „ich habe mit Euch nichts zu schaffen.“

„Ich lasse Dich ungehindert ziehen, sobald Du mir nur einige Fragen beantwortest,“ entgegnete er.

Zögernd trat sie näher, ein blitzähnlicher böser Blick aus den tiefliegenden Augen streifte den Junker.

„Sage mir, hob dieser an, was veranlaßte Dich Deinen Platz dort oben zu nehmen auf dem Mauervorsprung unter dem Söller, weshalb verstecktest Du Dich, um zu lauschen? Ich dulde dergleichen nicht und will wissen, wer Dich gedungen hat zu so schimpflichem Handwerk.“

Stumm und finster schaute das Mädchen zu Boden.

„Ich will wissen, wie Du nach Westphalen gekommen bist; denn Du gehörst nicht zu den jüdischen Einwohnern dieser Gegend und ich weiß, daß Deine Heimath weit von hier liegt.“

Sie lächelte seltsam, dann trat sie langsam um einen halben Schritt näher.

„Wohl mögt Ihr das wissen, hohes Herrlein, sprach sie spöttisch; aber meint nicht, daß ich nicht weiß, wer Ihr seid; denkt nicht, das Mädchen, dessen Namen Ihr so gut kennt, habe einen dunkeln Blick bekommen, um nicht ihren Landsmann zu kennen; ho! ho! Junkerlein, es gehören der Jahre viele dazu, um so blöde zu machen ein Judenkind.“

Sie neigte sich zu ihm, der starr vor Schreck darsaß und flüsterte ihm dicht am Ohr:

Ihr sollt Euch aber nicht fürchten vor mir, es ist schon recht, daß Ihr sie Alle betrügt und gönne ich Euch doch Eure Herrlichkeit um diesen Preis und ich will sein Eure Verbündete, wenn es gilt, die verfluchten Gois zu verderben bis auf den Letzten.

„Bist Du wahnsinnig, Dirne! schrie der Junker und griff nach dem Mädchen, während seine Augen in wilder Glut leuchteten; noch ein Wort und ich erwürge Dich.“

Sie neigte, ohne zu erschrecken, wie gedankenschwer das Haupt tief auf die Brust.

„Wenn Ihr das thätet, wäre mir wohl, sprach sie plötzlich melancholisch, wie von tiefer Trauer erfaßt; ich würde nicht wie eine Gehegte umherirren müssen und finden die Ruhe bei dem Aetti in der dunkeln Gruft, die ich ihm habe gescharrt mit beiden Händen und wenn Ihr mich tödtet, werde ich nicht geworden sein eine Meineidige durch die Christen, welche handeln nach den Lehren des Gekreuzigten an mir und doch nicht werden gut machen das Leid, was ihre Genossen mir angethan haben.“

Sie sank, wie von gewaltigem Schmerz niedergedrückt, in die Knie, und verhüllte leidenschaftlich weinend ihr Antlitz.

Schon bei des Mädchens erstem Wort schwand der Zorn des Junkers, um allmählig dem Mitleid zu weichen. Er schaute beruhigt zu der Weinenden nieder und glaubte, es mit einer Zersinnigen zu thun zu haben, welche von einem Paroxysmus zum andern übergehe. Er erhob sich um zu gehen, aber Judith sprang auf und hielt ihn mit flehender Geberde zurück.

Mit leisen, hastigen Worte, nicht ohne sich furchtsam umzuschauen, erzählte das Mädchen, wie sie aus Kurland mit ihrem Vater habe auswandern müssen, wie dieser durch glücklichen Handel auf der langen Reise eine beträchtliche Summe verdient und wie er die Hoffnung gehegt, seine Vaterstadt zu erreichen, um daselbst sich ansäßig zu machen, wie sie endlich beide hier geraftet und der Vater durch ihre Schuld von Mörderhand seinen Tod gefunden, wie sie den Mörder verfolge, um ihn zu tödten, ganz wie die Judith, welche nicht abließ, bis sie den Holofernes getödtet hatte und sie dieses zu thun gedanke, ehe er Zeit gewinne sie zu verderben. Bei diesen Worten zog sie einen blinkenden Stahl hinter ihrem Busentuch hervor.

„Sehet her, Junker!“ rief sie mit wildem Lachen, nicht eher will ich unterlassen die nächtlichen Gänge, bis dieser Stahl getaucht ist in den Leib meines Todfeindes. Die Gerechtigkeit dieser Welt kann ihn nicht fassen, denn er ist glatt wie die Schlange des Paradieses.

Ich aber werde ihn finden, obwohl seine Augen heute entdeckt den Winkel, aus welchem ich bewache seine Schritte. Jehovah aber wird mir Kraft geben, daß mein Arm ihn treffe wie der Blitz, welcher herniederfährt aus den dunkelsten Wolken des Himmels.

Halb betäubt, keines Wortes mächtig, starrte er das Mädchen an; allmählig erst begriff er den Inhalt ihrer Erzählung.

„Und der Burgherr weiß nichts von dieser That,“ sprach er finster; der Mörder ist Leithold, wie Du sagst? „Sah ihn denn Niemand außer Dir, den Mord vollbringen?“

„Sie, Sie sah es wohl, die stolze Burgfrau, Eure Mutter. Ha! ha! feines Funkerlein und sie schützte den Mörder.“

„Schweig! donnerte der Junker empört und die Abenddämmerung verhüllte mitleidig die Scham- und Bornesröthe auf seinem entstellten Gesicht; jetzt weiß ich, was ich zu thun habe, rief er, und Du sollst sehen, daß ich die Herrlichkeit nicht suchte, um mich im Glanz zu sonnen. Wie sie ein falsches Spiel treibt, werde ich Stolz und Muth haben, mein Junkerthum aufzugeben, ich werfe es von mir und sollte ich so arm und elend, wie Du werden.“

Bestürzt wich das Mädchen zurück.

„O! thut es nicht, bat sie mit gefalteten Händen, ich mag Euch nicht ins Elend ziehen sehen, und Keinem gönne ich das Glück als Euch, denn ich gedenke des Tages, wo Ihr um meinetwillen hinahmt die Bornesworte des alten Hundewärters, ohne Euch zu rechtfertigen. Ich gedenke, wie Euch das Mitleid um die arme, todwunde Judentirne antrieb, dem Aetti Eure Dienste anzubieten und Euch traf sein Fluch dafür. Habe ich doch immer gehabt den scharfen Blick der Wildkatze und Euer Angesicht habe ich gesehen, um es nie zu vergessen. Wie soll Euch Judith nicht gönnen das Glück, kamt Ihr doch in den elenden Judenwinkel bei Nacht und Nebel, um jedesmal ein paar Pfennige und zuletzt manches Silberstück zu legen auf das Fensterbrett. Ich habe Euch nicht gestört in der guten That und nahm das dargebrachte Opfer für mich und meine Leidensgefährten und wenn ich betete am Sabbath, rief ich zu Jehovah, er möge Euch geben die Herrlichkeit der Welt und

Euch kleiden in Ehren, in Sammt und Seide, wie den König Salomon und es möge Abbadon vernichten Alle welche Euch Schlimmes zu thun gedenken."

"So bist Du meine Freundin," klang es leise von des Junkers Lippen.

"Nein, ich kenne dieses Wort nicht, aber ich weiß, daß Ihr der einzige Mensch seid, den ich nicht hassen will, wie die Andern. Sie alle aber hasse ich, muß sie hassen. Wehe mir!"

Eine Pause trat ein. Leise rauschte der Wind in den Wipfeln als flüsterte er Beiden Trost zu. Auf dem Rasen aber kniete wieder Judith. Der Junker verhüllte jetzt sein Antlitz und glühende Tropfen der Scham, der Reue und des verletzten Stolzes stahlen sich durch die schlanken Finger.

Seine Ehre, seine ganze Zukunft lag in den Händen eines armen Judenkindes, das ihm Schweigen und Schonung gelobte.

Finstere Pläne durchkreuzten seine Seele, er wollte entfliehen, zurück ins Kloster, weit in die Welt hinaus, nur fort von hier.

Die letzten Worte des Mädchens waren, von ihm ungehört, verflungen. Jetzt erhob sie sich.

"Lebt wohl, Junker," sprach sie demüthig, "ich gehe und will niemals Euer Angesicht sehen, noch von Euch gekannt sein, so wahr mir Gott helfe!"

"Laßt mich meines Weges ziehen und wenn ich die That vollbracht, will ich verschwinden für immer aus Eurer Nähe.

Mühsam mußte der Junker seine Gedanken ordnen, um eine Entgegnung zu finden. So sehr mit seinem Geschick beschäftigt, gelang es ihm endlich, sie zu fragen, wohin sie gehe und wo sie ein Obdach zu finden gedenke.

"Ich habe ein Heim unter dem Dache des Rectors," entgegnete sie; "die Frau ist gut wie der Erzengel, ich wollte sie wäre schlimm, so könnte ich sie hassen; des Abends aber gehe ich fort, denn sie lesen die Sprüche des Gekreuzigten und heute bin ich gekommen hierher und habe gehört dieselben Worte, vor denen ich geflohen bin, aus dem Munde des schönen Fräuleins, das wie ein

geduldiges Lamm erträgt die Quälereien des kranken hochmüthigen Weibes, die kein offenes Ohr hat für das Wort Gottes und deren Herz überströmt von Gift und Galle.“

„Von wem sprichst Du, Judith,“ forschte der Junker.

Von wem soll ich sprechen, als von der Schwester Eures Vaters, von der schönen Gräfin spreche ich, die da behandelt das Gesinde wie einen Hund, ihren Hund aber wie ein Kleinod, das man bettet auf Seide und Eiderdunen. Auf diese bin ich nicht zornig; denn sie ist ebenso elend in ihrem Reichthum, wie die Judith in ihrem Unglück. Sie hat Niemand, der sie liebt, obwohl Alle die sie lieben könnten, nahe bei ihr sind.“

„Es giebt noch Andere, Judith,“ sprach er, „welche bald Niemand auf der Welt haben, von denen sie geliebt werden; warte nur, wenn meine Herrlichkeit zu Ende ist, wird man mich, wie den falschen Smerdes, mit abgeschnittenen Ohren, mit Schimpf und Schande aus dem Hause jagen.“

„Oh! das geschieht nimmer,“ stöhnte Judith, „dann will ich lieber fortwerfen mein Leben, wie das meines Todfeindes. Ich will nicht Schuld sein an Eurem Elend und Ihr sollt durch meinen Tod erlöset sein von der Furcht und Scham, die Euch quälen muß, wenn Ihr wisset, die Judith lebt und kennt Euer Geheimniß.“

Der Junker schüttelte traurig das Haupt.

„Thörichtes Kind,“ sprach er nach einer Weile tiefbewegt, „dieses unnütze Opfer wolltest Du vollbringen. Du, Du mußt mich dennoch lieb haben und es giebt eine Seele, die mir im Elende treu bleibe. Komm, reiche mir Deine Hand, wir wollen ferner zu einander halten.“

Judith trat entsetzt zurück. Eine hohe Röthe ergoß sich über ihr bleiches Gesicht, abwehrend streckte sie beide Hände vor, dann sprach sie mit leiser bebender Stimme, als verursache ihr jedes ihrer Worte eine gewaltige Anstrengung.

„Thöricht nennt Ihr mich und dennoch ist Eure Thorheit größer als die meine; glaubt Ihr, ich will wie meine abtrünnige Mutter, um die Liebe eines stolzen Junkers buhlen, glaubt Ihr

eine mit Füßen getretene Rebe sehne sich noch nach einem Sonnenstrahl. Nein! Nein! Die Judith ist nicht abtrünnig wie ihre Mutter, um deren Sünde willen sie leiden muß die Qualen der Gehenna hier auf dieser Welt. Ich habe Euch vorhin gesagt, daß ich wandle auf dem Wege, eine Meineidige zu werden; denn wisset, ich hätte längst das Messer in die Brust des Mörders versenken können. Ich fand ihn schlafend im Walde, während sein Ross neben ihm graste. Ich hätte ihn treffen können, wenn er die geheime Fallthür hinter dem wilden Rosenbusch öffnet und hinabsteigt, oft allein, oft in Begleitung der Burgfrau, und oftmals mit vornehmen Herren unter welchen ich den Junker Balduin erkannt habe. Still! laßt mich reden, sonst kann ich Euch nicht anvertrauen mein Geheimniß, das ein fluchbeladenes ist und nur mit meinem Tode getilgt werden kann. Ehe der Mond wieder hinter jenen Wolken hervorschaut, der meinen Jammer sieht, muß ich Euch Alles gesagt haben, damit Ihr erkennt die Schmach, welche ich trage und die mich scheiden wird von dem Aetti, selbst wenn ich bin gestorben; denn es wird mich ausstoßen Jehovah der Gerechte in seinem Zorn, weil er sieht mich wandeln auf dem Wege der Meineidigen. Wehe mir!"

„Unglückliche, ich verstehe Dich nicht,“ rief der Junker tiefbewegt; „ich glaube, Dein armer Kopf ist sinnverwirrt.“

„Wenn ich gekommen war zu tödten den Erzfeind,“ fuhr Judith, wie zu sich selber sprechend, mit monotoner Stimme fort, „so klangen wiederum die Worte an mein Ohr, vor denen ich geflohen war aus der Rectorei.“ Wieder sprachen die sanften Rippen des schönen Fräuleins: „Segnet, die Euch fluchen und thut wohl denen, die Euch beleidigen und verfolgen.“ Tag und Nacht kann ich sie nicht abwehren, diese mächtigen Worte, die wie Posaunenstöße an mein Ohr klingen und die heilsam sein sollen für die, welche sie aufnehmen können in ihre gläubigen Seelen. „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gott schauen,“ sagte der Nazarener. Ich aber bin ohne Frieden, wie eine Verdammte und ob ich entfliehe und verstoße mein Herz vor den Lehren des heiligen Mannes, höre ich seine Worte in der Wildniß mitten unter den Steinen und den

wilden Thieren des Waldes. Wenn der Donner rollt, bete ich: „Gott, Du Gerechter, strafe meine Feinde mit dem Blitz Deines Bornes,“ dann klingt es in mir laut und vernehmlich: „Liebet Euch unter einander, gleichwie ich Euch geliebet habe.“ Oh! oh! Junker, was aber sind die Schmerzen einer Judith, die da trägt den Fluch ihres Volkes, gegen die Pein des Gekreuzigten, der da trägt die Schmerzen der ganzen Welt.“

Abends, wenn der Rectorin milde Stimme in meine Kammer herabtönte und ich hören mußte die Leidensgeschichte des Sohnes Davids, da habe ich zerrauft mir das Haar und zerrissen das Gewand vor Born, vor Schmerz und vor Scham über die Blindheit und Ungerechtigkeit meines Volkes, welches den König der Weisheit, Geduld und Sanftmuth ans Kreuz schlug. Wie soll ich noch rufen zu Jehovah, daß er vernichten soll meine Feinde. Wie soll ich schreien zu ihm, daß er mir gebe die Kraft, daß ich sie schlage, wie Judith geschlagen hat den Holofernes, wenn ich sehe täglich so viele Werke der Barmherzigkeit unter dem Dache des Rectors. Ich kann nicht mehr lügen, seit ich weiß, daß er gewesen ist die Wahrheit und das ewige Leben. Und habe ich denn nicht dem Aetti gelobt, Rache zu nehmen an den Christen und doch bin ich geworden eine Abtrünnige. Ich habe noch nichts vollbringen können, was ich geschworen habe auf der Brust des Erschlagenen; denn ich bin in Gedanken und im Herzen eine Christin! Weh' mir!!“

Die letzten Worte hatte Judith mit einem wilden Schrei ausgestoßen und schluchzend verbarg sie ihr Antlitz in beide Hände. „Heil Dir, Judith!“ rief der Junker mit bebender Stimme und versuchte das Mädchen aufzurichten. „Du hast den rechten Weg gefunden, nun bist Du sicher vor aller Noth. Ich selber will Dich lehren festzuhalten an dem Heil, das sich Dir so wunderbar offenbart hat.“

„Nein! nein!“ rief Judith wild, „versuchet mich nicht, ich habe Euch jetzt gesagt, weshalb ich todt sein möchte, um Ruhe zu finden vor dieser Qual. Ich will meinen Eid nimmermehr brechen und ich werde dennoch thun, was ich gelobt. Laßt mich meines Weges

ziehen; denn ehe ich eine Christin werde, möge der Todesengel über mich kommen.“

Sie raffte sich auf.

„Horch,“ sprach sie, „dort tönt der Hufschlag eines Pferdes; man darf die Zudendirne bei dem stolzen Junker nicht sehen. Lebet wohl.“

Als der Junker nach einer Weile sich von seiner Bestürzung erholt hatte und um sich schaute, war das Mädchen verschwunden. Er seufzte tief auf und schüttelte die dunkeln Locken aus der Stirne, die vom Nachthau feucht, auf seine Schultern herabfielen. Ein kühler Wind strich über den Teich und machte den Jüngling frösteln.

Dort sprengte den kleinen waldbekränzten Hügel herab ein Reiter.

Der Junker erhob sich. Das Roß bäumte sich hoch auf und blieb dann plötzlich, von einer kräftigen Hand gezügelt, dicht vor ihm stehen.

„Wer ist hier,“ scholl die volltönende Stimme des Burgherrn durch die Nacht.

„Ich, mein Herr Vater.“

„Ei! Du, Stephanus, mein Junge, hältst Du mit den Fledermäusen Nachtwache zugleich? Ich dünkte, Du thätest wohl daran, das warme Nest zu suchen und mir nicht die Nachtfalter wegzu-scheuchen, die gewohnt sind, hier ungestört ihre Kreuz- und Querzüge zu halten. Da, nimm die Zügel und laß uns heimgehen.“

Stephanus führte das Pferd und schritt schweigend neben seinem Vater her.

Dieser schien ebenfalls mit seinen Gedanken beschäftigt zu sein. Endlich hub er an:

„Es war ein verteufelter Ritt, den ich heute gemacht; habe dem Puttkammer das Geleit gen Herford gegeben und dabei im Walde allerlei spuchhaftes Gesindel auf meiner Heimkehr gesehen. Eben noch huschte mir ein fledermausartiges Geschöpf am Wege vorbei und wäre beinahe unter die Hosseshufen gekommen. Am Weiler sah ich Gruppen um ein Feuer versammelt und weiter im Walde,

dort wo der Steinbruch sich befindet und das alte Gemäuer zusammengestürzt liegt, schien es mir als blickten Waffen durch das Dickicht. Ich schalt mich thöricht; denn fast mußte man meinen, der alte Wittekind habe sein Heer auf Vorposten gestellt, so abenteuerliche Gestalten bewegten sich im Mondlicht. Waren es Zigeuner oder anderes Volk, das sein Wesen trieb? Genug, morgen will ich das Gehege absuchen lassen und das verdächtige Gefindel, welches sich hier zusammenrottet, soll mir scharf aufs Korn genommen werden. Ich dächte, Stephanus, da gäbe es für Dich Arbeit, gelt mein Junge."

"Mit Freuden, Herr," klang es leise zurück.

"Was Teufel, sicht Dich an," wetterte der Schloßherr, "laß die Klauen. Der Herr bin ich für das Gefinde, für meinen einzigen Sohn bin ich der Vater, verstanden."

Da trat der Junker auf die Seite, ergriff des Ritters Hand und drückte sie inbrünstig an seine Lippen.

"Gönnt mir morgen eine Unterredung mit Euch allein, ob früh, ob spät, aber ich habe Euch viel zu sagen," bat er leise.

"Morgen? Geht nicht, Schatz, habe dem Puttkammer versprochen meine Fasanenzucht und Falkerei zu zeigen und von ihm die kurischen Koppelhunde nebst Züchter hier zu empfangen und da mußt Du dabei sein; mein Junge. Der Puttkammer bringt mir außerdem den Truchseß und die zwei fürstlichen Marschälle mit. Da haben wir mancherlei mit unserer Gemahlin anzuordnen, damit unsre Gäste noch länger bei uns weilen. Ein Schachspiel nach dem Mittagsmahl macht mir Freude, zumal es mich gelüstet, meinen kecken Partner, den Puttkammer, ein wenig aus dem Felde zu schlagen."

"So sagt Ihr mir die Stunde, wo ich hoffen darf Euch Dinge anvertrauen zu können, die eben so für mich, wie auch für Euch nicht ohne Wichtigkeit sind."

"Wohl! wohl! mein Junge, doch jetzt, wo uns der langvermißte Freund erschien, dessen Zeit gemessen ist und dem zu Ehren wir noch andere Gäste luden, da sollst Du Dein Anliegen bewahren bis auf spätere Zeit. Ich wette, es gelüstet Dich ein zweites Jagd-

roß zu erwerben, Du sollst es haben, mein guter Stephanus, oder sprich wünscht Du Dir einen der Koppelhunde und den besten Falken zum Jagen im Gebirge? was braucht es da der vielen Worte, es macht mir Freude alle Deine Wünsche zu erfüllen.“

„Es ist viel Größeres, Ernsteres, mein theurer Herr.“

„Du Schelm, jetzt weiß ich es, ich hab's, ha! ha! Die schöne Gertha, nicht wahr, mein Junge; sie ist eine Perle an Lieblichkeit und Sanftmuth und dabei schön und stolz, ganz das Ebenbild ihres Vaters, meines alten Nolde,“ rief vergnügt der Ritter und schlang seinen Arm um den jugendlichen Nacken seines Sohnes.

„Du bist zu stürmisch, Geduld ist noth, mein Söhnchen. Du mußt sie Dir gewinnen, mein Herzenskind; ein schönes Glück muß schwer errungen sein.“

„Da sind wir schon am Thor, nun gute Nacht. Zu träumen von ihr ist Dir vergönnt, hörst Du, Schelm; Du darfst den Ansehn Deines Vaters nicht geerbt haben!“

## Kapitel XIII.

### Die Aebtissin von Hersford.

„Bist Du bereit, Elisabeth!“ sprach die Aebtissin und ihr Auge ruhte forschend auf der Gräfin, welche, halbverborgen von den Fenstervorhängen, das Antlitz von ihrer Herrin abgewandt, dastand.

„Zögern wir nicht, die Glocken des Münsters zeigen uns bereits die Stunde der längst beschlossenen Versammlung an und wir sind gesonnen, unsere Freunde wie Feinde nicht länger auf uns warten zu lassen. Komm, laß mich Dein Gewand mustern, Du darfst heute nicht mit der gewohnten Einfachheit erscheinen.“

In der That befand sich die Aebtissin selber in der ganzen äußern Pracht ihrer hohen Würde. Das weiße Atlasgewand, mit kostbaren Stickereien und Spitzen geschmückt, sah nur wenig hervor unter dem fürstlichen Purpurmantel, der mit breitem Hermelin verbrämt, weithin schleppend ihr von der Schulter wallte. Das breite Ordensband legte sich quer über ihre Brust und war an der Gürtelstelle mit einer kostbaren Brillantagraffe befestigt. Eben solche Nesteln rafften das Unterkleid in kleine Fältchen und hielten den Ausschnitt am Kleide zusammen. Ein Diadem aus Rubinen und Perlen ruhte auf der Stirn und verberg sich im Nacken unter ein feines Spitzengewebe.

Eine Papierrolle, deren Inhalt die Aebtissin noch einmal mit prüfenden Blicken gemustert hatte, nahm sie jetzt an sich und so bereit, einen wichtigen Schritt zu thun, harrte sie auf das Erscheinen ihrer Damen und Kavaliere die zu ihrem Gefolge gehörten.

Zögernd trat Elisabeth aus ihrem Versteck hervor, bleich und verstört und saß' hilflos schweiften ihre Blicke zu ihrer Herrin herüber.

„Geht heute nicht in die Versammlung, Hochwürdigste Frau,“ bat sie. „Es ist nicht gut, sich jetzt in das Nest der Raubvögel zu wagen, sie haben Schlimmes ausgeheckt.“

„Ich verstehe Dich nicht, Elisabeth,“ entgegnete Charlotte befremdet; „habe ich hier nicht zu gebieten, bin ich nicht des Reiches fürstliche Aebtissin? Ich werde ihnen meinen Willen offenbaren und sie werden mir gehorchen; ich gedenke nicht nach Willkür zu handeln; denn meines Vaters Geist ist über mich gekommen in der Stunde der Selbstprüfung; sondern will selbst denen gegenüber Nachsicht üben, welche durch große Schuld ihren hohen Namen verunglimpft und gefrevelt haben an der Würde ihrer frommen Stellung. Die beiden Fürstinnen Lippe will ich heute ihrer Strafe entbinden, welcher sie verfallen wären und ihnen Gnade für Recht angedeihen lassen.“

„Durchlaucht!“ nahm Elisabeth traurig das Wort, „es ist mir leider der Auftrag durch den Ceremonienmeister geworden Euer Hochwürden zu veranlassen, heute die Versammlung aufzulösen und wollet Ihr, hohe Frau, ein Unwohlsein als Veranlassung zu dieser Willensänderung vorgeben.“

„Nimmermehr, Gräfin,“ rief die Aebtissin erregt; „wir sehen die Gründe hierzu nicht ein und nehmen unser Wort nur zurück, wenn wirklich dieses Unwohlsein da wäre; aber nie fühlte ich mich kräftiger an Leib und Seele als heute. Bei Gott und allen Heiligen, wir leihen unsere Hand zu keinem Gaukelspiel.“

Die Gräfin kämpfte eine Weile mit einer furchtbaren innern Erregung, dann sprach sie fast tonlos:

„Nun dann, Herrin, so bleibt mir die schmerzvolle Pflicht nicht erspart, Euch die Kunde zu bringen, daß sämmtliche der vornehmsten Glieder des Hochstifts zu Herford Euch den Zutritt in den großen Capitelsaal verwehren,“ sie stockte erbleichend.

Die Aebtissin trat einen Schritt bestürzt zurück und mit einem erzwungenen Lächeln entgegnete sie:

„Man hat sich mit Dir einen bösen Scherz erlaubt, Kind, man kennt Deine Liebe und Treue zu mir, Du armes Märchen, man hat

Dich ängstigen wollen; der Scherz ist plump und wir gedenken den zur Rechenenschaft zu ziehen, der ihn erfonnen hat."

Elisabeth neigte traurig das Haupt und schwieg.

Die Aebtissin stand betroffen eine Weile, dann schritt sie hastig einige Male auf und ab. Ihr feines Spitzen Tuch ballte sich zu einem Knäuel in ihrer Hand, die Papierrolle flog zur Erde und ihre majestätische Gestalt schien um einige Zoll zu wachsen. Endlich stand sie wieder vor der Gräfin, ihre Stimme klang rauh und hart:

"Wer, wer wagte Dir diesen Auftrag zu geben?"

"Der Truchseß, Freiherr von Morrien im Namen der Fürstinnen Lippe, der Gräfinnen Sayen und Horn," entgegnete leise Elisabeth.

"Dann ist ein Aufstand, ein Verrath im Werke!" murmelte die Aebtissin. "O! ich werde diesen Blindschleichen den Kopf zertreten! Nicht Nachsicht, nicht Laugmuth mehr. Nein, meinen ganzen Zorn, meine ganze Macht sollen sie fühlen; ihr Verbrechen soll an den Tag kommen und gebrandmarkt, durch ihre eigene Schuld, sollen sie für immer dieses fürstliche Asyl verlassen!"

Jeder sanfte Zug, welcher das Gesicht Charlottens verschönte, war plötzlich verschwunden, die finstern Falten an der Nasenwurzel traten scharf hervor und ihre dunkeln Augen schossen zornige Blicke.

So war Jacob Kettler, so war einst der große Kurfürst anzuschauen in seinem Zorn, so stand auch jetzt Sophie Charlotte, wie die Göttin der Gerechtigkeit, bebend vor Aufregung mitten im Gemach.

"Um Gott, Herrin!" flehte Elisabeth, "was haben denn diese stolzen, in ihrer Frömmigkeit unnahbaren Frauen verbrochen, das sie so strafbar macht vor Euern Augen?"

"Was sie verbrochen, Elisabeth, Du sollst es wissen, jetzt nur noch Du allein und nur der unbedingte Gehorsam der Fürstinnen wird vermitteln, daß dieses schimpfliche Geheimniß der Welt noch nicht kundig werde."

Sie trat einen Schritt näher, neigte sich zu Elisabeth und flüsterte ihr mit bleichen Lippen einige Worte ins Ohr.

Mit einem leisen Schrei fuhr die Gräfin zurück.

„Sieh', diese vornehmen Sünderinnen hatten allen Grund meine Nachsicht zu suchen, statt dessen lehnen sie sich gegen die geringe Strafe auf, die ich ihnen dictirte, um sie vor größerer Schmach zu schützen. Wohlan, wir wollen mit ihnen verfahren, wie es ihnen gebührt; sie sollen die Tochter Kettlers nicht ungestraft beleidigen dürfen, meine Nachsicht hat sie übermüthig gemacht; jetzt sollen sie ihre Oberin in mir zu fürchten haben.“

„Hochwürdigste Frau!“ wandte Elisabeth schüchtern ein. „Der große Kurfürst und Euer edler Vater handelten niemals im Zorn, wollt Ihr geringer denken als diese Beiden, deren Andenken Ihr so hoch verehrt.“

Charlotte sank erschöpft in einen Sessel. Allmählig glättete sich ihre Stirn; sie starrte lange auf den kleinen, behenden Sonnenstrahl, der durch das offene Fenster hereingeschlüpft war und neugierig auf den Gipfel ihres Hermelinmantels tänzelte. Ihr Blick schien zu ermüden vor dem Schimmer dieser Herrlichkeit, sie schloß die Augen, in denen sich ein seltsamer Glanz wieder spiegelte. Leise stahl sich eine Thräne über die bleichen Wangen und rollte zu den Edelsteinen nieder, welche ihr fürstliches Gewand und die von Sorgen erfüllte Brust schmückten.

Elisabeth stand noch immer resignirt, die schlanken Finger in einander gefaltet, sie wußte es wohl, daß in solchen Augenblicken der stürmische Gedankengang ihrer Herrin sich allmählig glättete, wie das Meer, das nach hoher Fluth ruhig und lächelnd daliegt.

„Was würdest Du thun, mein theures Kind,“ hob nach einer Weile die Aebtissin an, „wenn Du statt meiner zu handeln hättest? Du weißt, daß ich in vielen Fällen Deinen Rath nicht verwerfe; Du bist stets ruhigen Gemüths und hast so oft meine Angelegenheiten zu ordnen gewußt, drum sprich unverhohlen.“

„Ich würde, hochwürdigste Frau, die Andern vor allen Dingen zu täuschen suchen; es müßte die Versammlung hier an dieser Stelle stattfinden, weil, nun ja, weil ich des rauhen Windes wegen den Gang bis zum Kapitelsaal über Treppenwindungen und kühlen

Corridors gerade heute nicht unternehmen wollte, sei es des bösen Hustens wegen, der mich plagen könnte, drum ließe ich die Damen alle, die Patroninnen des Armenhauses und die Cavaliere unseres Hochstiftes hierher zu mir befehlen."

Du hast Recht, Elisabeth!" lächelte die Aebtissin, „spielen wir mit ihnen ein wenig, sie sind's nicht werth, daß wir uns weitere Scrupeln machen, dann aber, wenn wir Alles erledigt, begleitest Du mich nach Wien; ich will beim Kaiser mir die unumschränkte Machtvollkommenheiten erwirken und meine Rechte für alle Zeit zu wahren suchen; ich werde heute die andern Fragen unerörtert lassen, die Fürstinnen Lippe aber stelle ich unter sichern Gewahrsam, bis ich wiederkehre. Nach aufgehobenem Concil ordnest Du Alles zur Abreise. Vor allen Dingen muß ich Puttkammer sprechen."

Sie drückte auf eine Feder. Ein Page erschien.

„Geleitet den Kanzler aus Kurland allein zu mir!" befahl die Aebtissin; „es mögen die neu hinzugekommenen Cavaliere und Damen sich derweil im Nebensaal versammeln und meiner Befehle harren."

Der Page ging und bald darauf erschien der Kanzler, auf dessen ausdrucksvollem, mit den Jahren etwas scharfmarkirtem Gesicht ebenfalls eine unterdrückte Erregung zu lesen war.

Nach seinem ehrfurchtsvollen Gruß lud die Aebtissin ihn ein, ihr gegenüber Platz zu nehmen und ehe noch eine halbe Stunde vergangen war, hatte sie dem langjährigen Freunde und Diener ihres Elternhauses die peinliche Situation geschildert, in welcher sie sich befand und ihre Vermuthung unverholen ausgesprochen, daß sie wohl noch weitere Demonstrationen zu befürchten habe.

Der Kanzler schien durchaus nicht überrascht, die Sachlage der Dinge so zu finden; ja, er schien bereits einen Einblick gewonnen zu haben, in welch' schwieriger Stellung die Aebtissin sich befand.

Bei seiner Ankunft hatte es ihn anfangs befremdet, eine ungewöhnlich gedrückte Stimmung bei den Insassen des Stifts zu finden, welche sich bei uns nur im Wesen der Stiftsdamen auffallend ausprägte, sondern auch in dem scheuen und vorsichtigen Gebahren der ganzen Dienerschaft seinen bedenklichen Ausdruck fand. Die

dienstthuenden Cavaliere und Pagen erschienen schweigsam und verrichteten mit so ernsthaft düstern Mienen ihre Funktion, als gelte es, Anordnungen für einen großen Zeichenzug zu treffen. Die Ehrenritter und Damen der Abtissin lächelten gezwungen und wie von einem unsichtbaren Alp gedrückt bei der schleppenden oftmals ganz stockenden Unterhaltung an der Tafel.

Es war, als schwebe ein Gewitter über den Zinnen des Stiftes und drohe seine ganze furchtbare Kraft auf die Häupter der Anwesenden zu entladen.

Das Gift der Verleumdung, die gefräßige Gehässigkeit schien die frommen Schwestern zu trennen und ließ nur noch solche eng zusammenhalten, welche ein böser Zweck vereinte. Selbst beim Gebet lauerte der Verrath und der Gräfin Elisabeth blieben selbst trotz ihrer stolzen Ruhe und äußern Theilnahmllosigkeit, die Machinationen nicht ganz verborgen, welche man gegen sie und ihre Herrin schmiedete. Jedes feindliche On dit, welches bemüht war böse Gerüchte über ihre Vergangenheit in Umlauf zu bringen, machte sie lächeln und veranlaßten sie, sich noch auffallender zu isoliren, was sie mit jener stillen Verachtung that, welche sie stets der albernen Unvernunft entgegenzusetzen gewohnt war. Es schmerzte sie aber um so tiefer, wenn sie jene Frau leiden sah, deren Weg sie stets bemüht war, mit stiller Opferfreudigkeit zu ebnen; wenn sie sah wie hier die Würde Derjenigen beleidigt werden sollte, die berufen war den Geist des Friedens in diesen Mauern zu erhalten, wo bereits Neid und Hochmuth ihren Sitz aufgeschlagen hatten.

Die Abtissin hatte sich, ohne es eigentlich zu wollen, eine neue Feindin an der stolzen Gräfin Löwentruß erworben; denn sie achtete wenig auf das geräuschvolle und prunkhafte Erscheinen dieser Dame, die, wie es schien, alle Fäden der geheimen Conspiration in ihren Händen hielt und nun durch die kühle Höflichkeit der Oberin beleidigt war, welche es bis jetzt vermieden hatte, die Herrin von Löwentruß zu den Kirchenfesten zu laden, die im Stifte häufig gefeiert wurden und bei welchen die stolze Freiin sonst niemals fehlen durfte. Dazu kam nun noch, daß die Abtissin streng befohlen hatte,

dem Leibjäger der Burgfrau den Zutritt in die engen Grenzen des Stifts für immer zu versagen. Dieser Lieblingsbote der Gräfin, welcher von sämmtlichen Stiftsdamen gern gesehen und der wegen seiner Gelehrsamkeit, Demuth und Frömmigkeit bei Allen beliebt war, durfte das fürstliche Terrain nicht betreten. Seit nun Leithold nicht mehr kam, sah man fast täglich die Freiin selber mit glänzendem Gefolge in den Mauern des Stifts erscheinen. Ihr kostbares Gewand wurde stets von zwei Pagen getragen und sie verschwand in den oberen Sälen der Fürstin Lippe oder Gräfin Horn. Bis spät in die Nacht brannten dort die Kerzen und die Kofse scharren ungeduldig bis zum Tagesgrauen im Sande, wo dann die Burgfrau erschien, um mit ihrem Geschwader den Heimweg anzutreten.

Die Schwester des Burgherrn war ehemals die Hofdame der Aebtissin gewesen, aber der wandelbar-kindische Character des Fräuleins und deren sonstige unliebsame Eigenschaften, hatten dem ernstern Gerechtigkeitsfinn Charlottens widerstrebt. Die Prinzessin war froh, als die Dame rasch und ohne Bedenken einem Cavalier ihre Hand reichte, durch dessen Intriguen ein anderer Edelmann von hohen Verdiensten, sein Leben einbüßte. Der ganze Handel war so fein angelegt und unter dem Schein chevaleresker Ehrenhaftigkeit ausgeführt, daß die Meinung der nobeln Welt hier nichts anzutasten wagte. Charlotte aber, von stiller Verachtung erfüllt, vermied es stets mit der Gräfin Bella in Berührung zu kommen und es mochte wohl dies der triftigste Grund sein, weshalb sie es versäumte, ohne Einladung auf Schloß Löwentruß zu erscheinen. Die Freiin aber sah dieses als eine schwere Verletzung ihrer Autorität an, zumal sie es gewohnt war, von den Damen des Stifts alle Aufmerksamkeit und nicht selten bedeutende Ovationen zu empfangen, wogegen sie dann ihre vornehmen Gönnerinnen mit glänzenden und kostbaren Geschenken überhäufte. Nicht wenig war sie daher im Geheimen enttäuscht, als ihr im Stift berichtet ward, die Aebtissin und ihre Lieblingsdame seien eines Tages von einem Besuch aus der Rectorei heimgekehrt. Ein hämisches Lächeln verzerrte den feinen Mund der Freiin bei dieser Nachricht und sie stimmte ihren vornehmen Bericht-

erstattefrauen vollständig bei, welche mitleidig über die „unadeligen Passionen“ der kurischen Prinzessin die Achseln zuckten und die, wie sie sagten, sich aus einem ehemaligen Kammerzöfchen nicht nur eine Freundin erziehe, sondern dieselbe zu erheben suche, indem die Rectorin von der Aebtissin zur Patronin des neuen Armenasyls für elternlose Kinder bereits ernannt sei.

Dies Alles theilte Charlotte dem Kanzler mit, der mit düsterem Schweigen aufmerksam den Worten der Dame lauschte.

Bei Erwähnung der Freiin von Löwentrug zuckte es eigenthümlich um die festgeschlossenen Lippen des Kanzlers, aber er gedachte seines Gelöbnisses, das Geheimniß seines Freundes treu zu wahren und dennoch brannte er vor Begier die Frau zu sehen, welche das Geschick Eberhards in ihren Händen hielt.

Nach einer kurzen Berathung, die noch zwischen Puttkammer und der Aebtissin stattfand, erschien auf Befehl letzterer der Major-domus des Stifts, ein alter knochiger Herr mit strengen Zügen. Die durchfurchte pergamentartige Haut glich einem nekartigen Gewebe zahlloser Falten und Fältchen, das sich über dieses hagere Gesicht ausbreitete. Die buschigen Brauen überschatteten ein Paar dunkelgrauer Augen, die mit raschen klaren Blicken sofort das zu überblickende Terrain überschauten. Die Haltung des Greises war sicher und bestimmt wie seine Sprache. Das einfache aber sorgfältige Costüm aus dunklem Seidenstoff und die feingefalteten Spitzen, welche den hageren Hals und die dürren Handgelenke verhüllten, sowie der kurze Stoßdegen und die schwarzen Hackenschuhe mit den blinkenden Rosetten, paßte vollkommen zu der ernstesten Erscheinung des alten Stiftsbeamten.

„Herr von Brandow,“ sprach Charlotte, den ehrfurchtsvollen Gruß des alten Herrn erwidern, „Ihr seid lange Zeit ein Freund und Diener meines elterlichen Hauses gewesen und mit derselben Treue seid ihr mir gefolgt in ein fremdes Land. Ich verlange jetzt die Vollziehung eines Befehls durch Euch, welcher die Beweise Eurer Ergebenheit noch mehr kennzeichnen soll.“

Der Alte verneigte sich stumm.

„Wir haben einen wichtigen Dienst für Euch, von dessen genauer Vollziehung viel abhängt und wobei Ihr Eure Wachsamkeit zu verdoppeln habt.“

„Hochwürdigste Frau,“ entgegnete Brandow, „haben zu befehlen und ich zu gehorchen.“

„Wohlan, ihr habt anzuordnen, daß die Fürstinnen Lippe auf ihren Gemächern in strengem Gewahrsam gehalten werden. Daß die zuverlässigsten Beamten des Stifts die Ausgänge bewachen und Niemand zu ihnen gelassen wird. Versteht Ihr wohl, Niemand als die Kammerzofe die zur Bedienung ihrer Herrin gehört.“

Herr von Brandow trat bestürzt einen Schritt zurück und sein Blick streifte forschend den Kanzler, der mit verschränkten Armen, am Kamin gelehnt, da stand und ruhig dreinschaute.

„Durchlauchtste, hohe Frau, wollen bedenken,“ stammelte der alte Herr, „daß die Fürstinnen großen Anhang haben und daß daraufhin eine Widerseßlichkeit von ihrer Seite stattfinden dürfte. Daß ferner die gewaltige Sippschaft der Damen Dero Befehle vielleicht zu annulliren versuchen könnten. Verzeiht, Durchlaucht, dem alten Diener die Einwendung, aber es scheint, als würde nichts Gutes hier und in der Umgegend gebraut. Es treibt sich Gefindel aus dem Detmold'schen in der Nähe des Stifts herum; auch lungert seit einiger Zeit allerlei Bettelvolk an den Ausgängen, welches der Almosen wenig bedürftig scheint und dennoch von verschiedenen Damen des Stifts mildthätige Gaben und viele barmherzige Worte empfängt. Der alte lahme Welten aus dem Gebirge stelzt an den Markttagen mit einem Schwarm zerlumpter Tagelöhne umher und scheint sich seinen Kausch jetzt auf fremde Kosten zu holen. Das Alles, Durchlaucht, habe ich längst wahrgenommen und in aller Stille meine Maßregel darnach getroffen. Die Bewachung ist verstärkt und die Beamten des Stifts haben bereits gesorgt, daß sich unsere Dienerschaft doppelt bewaffnet hält und so hoffen wir denn die Ratten, die noch im Verborgenen nagen, allmählig aus ihren Löchern zu treiben.“

„Ah! steht es so, Brandow,“ nahm die Aebtissin das Wort, „so ist es um so mehr Noth, daß wir unsern Feinden unsere unumschränkte Macht zeigen. Die Fürstinnen kommen sofort in Gewahrsam. Bei meinem Zorn und bei Verlust Eurer Stellung! Hier meinen Befehl, übergebt ihn dem Erbmarschall, welcher unter den Cavalieren im Vorfaal anwesend ist.“

Sie reichte dem Alten ein Papier, welches das fürstliche Siegel trug.

„Die andern Damen haben dasselbe Loos zu erwarten,“ fuhr sie fort, „sobald eine von ihnen gegen die Regeln des Ordens handelt, oder nur widerspänstige Gesinnungen an den Tag legt. O! noch halten Wir die Zügel, noch werden Wir die Ehre dieses frommen Hauses zu wahren wissen.“

Sie schritt wieder hastig einige Male im Gemache auf und ab, wie es schien, in finstern Gedanken versunken; denn zuweilen kräuselte ein bitteres Lächeln ihre bebenden Lippen. Endlich, sich rasch befinnend wandte sie sich.

„Geht, mein Freund, mein Befehl ist unwiderruflich; ich reise morgen nach Wien, derweil haltet das Haus in Obhut, die Cavaliere werden Euer Beistand sein. Ich brauche wenig Dienerschaft bei meiner Fahrt; meine Ehrencavaliere begleiten mich. Wir sehen uns bald wieder, mein guter Brandow und dann habe ich für unsre Sicherheit Sorge getragen. Gott befohlen! und gedenket Eures Amtes.“

„Um Dero Befehle zu vollziehen will ich mein Leben einsetzen,“ entgegnete Brandow, neigte sich auf die Hand der Aebtissin, welche sie ihm entgegenstreckte und verließ hierauf aufseuzend, mit sorgenvoller Stirn, das Gemach.

Auf der Schwelle erschien jetzt Elisabeth wieder.

Ein schwarzes Sammetkleid umfloß in schweren Falten die feine Gestalt und endigte in einem mit kostbarer Perlstickerei verzierten Ausläufer. Kein Schmuck glänzte auf der Brust und um den Armgelenken, nur ein silbergestickter Schleier rollte, wie ein lustiger feiner Mondesstrahl, zwischen den dunkeln Haarflechten befestigt, vom

Haupte herab, in dessen Falten ein einziger Brillant in einer alten, plumpen Fassung eingeschlossen, wie ein einsamer Stern hervorlugte.

Die Aebtissin warf einen zerstreuten Blick auf das Gewand ihrer Lieblingsdame; man sah es, daß ihre Gedanken nach einer andern Richtung hin beschäftigt waren.

„Durchlaucht!“ begann Elisabeth, „der Vorsaal ist bereits gefüllt von den Damen und Cavalieren, welche mit Eurem Willen vertraut, auf den Augenblick harren, hier erscheinen zu dürfen; nur sah ich die Gräffinnen Horn und Sagen nicht unter ihnen, wohl aber die Rectorin an der Seite ihres Gemahls, welche ebenfalls zur Versammlung beschieden sind.“

„Es ist gut, Gräfin, die Horn und die Sagen erscheinen wohl noch später; die Fürstinnen Lippe sind für längere Zeit vom Dienste dispensirt.“

Die Aebtissin wandte sich.

„Kommt, Herr Kanzler, laßt uns unsre Gäste würdig empfangen.“

Sie lehnte sich sanft auf den Arm Elisabeths und es schien fast, daß die sonst so geistesstarke Frau noch mit einer augenblicklichen Schwäche rang; dann aber richtete sie sich in ihrer ganzen Höhe auf und auf einen Wink von ihrer Hand, öffnete der dienstthuende Kammerherr weit die Thüren und verkündete noch einmal den Harrenden, daß Ihre Hochwürden, die fürstliche Aebtissin, eines Unwohlseins wegen beschlossen habe, die Conferenz, statt im Capitelsaal, in ihren Gemächern abzuhalten.

In der That hatte nach der überstandenen Erregung die Farnesröthe bei Charlotte einer krankhaften Blässe Platz gemacht und sie durfte jetzt nicht ein Unbehagen fingiren, das sich bereits tiefinnerlich ihrer bemächtigt hatte. Ihre Züge trugen zwar das Gepräge ernster Ruhe, aber ein leises nervöses Zittern ihrer Hand ließ Elisabeth den Nachhall der noch nicht überwundenen inneren Stürme ihrer geliebten Herrin tief empfinden.

Für Jedermann hatte nun die Aebtissin ein freundliches Lächeln, ein herzliches Wort. Den Handkuß, welchen die Damen nach alter Sitte, bei ihrer Oberin nicht unterlassen durften, lohnte diese mit

einem Kuß auf die Stirn. Manch eisige Lippe, manch kalter, scheuer Blick berührte sie unheimlich; aber es gab auch unter den Frauen manches Augenpaar, das vertrauensvoll zu ihr aufblickte und in dessen Tiefen sie Treue und Herzensreinheit zu entdecken glaubte. Einen leisen Kuß drückte sie auf den blonden Scheitel der Rectorin, deren rothe, frische Lippen sich zärtlich über die Hände der Aebtissin beugten.

Dann wies sie auf einen der leeren Sitze, welche halbkreisförmig um die hochlehnigen Sammetseffel gruppiert waren, welche Charlotte einzunehmen pflegte. Hier standen die Sessel der Fürstinnen Lippe und Gräfin Horn noch zur Rechten der Oberin frei, neben welcher jene als die vornehmsten der Stiftsdamen gewöhnlich saßen. Die Cavaliere hatten sich in gewohnter Weise im Hintergrunde des Saales geschaart, nur ein alter Secretär saß bereits an einem mit Purpur überhangenen Tisch, auf welchem Papiere und Brieffschaften aufgehäuft lagen, mit der Brille bewaffnet und der Feder in der Hand und harrete der Dinge, welche er zu verbriesen und aufzuzeichnen haben würde.

Eine halbe Stunde mochte verstrichen sein.

Die Unterredungen waren allmählig lebhafter geworden; das Interesse für die zuerst in Anregung gebrachten Fragen und neuesten Berichten der Stiftsbeamten hatten die Aufmerksamkeit der Aebtissin nach und nach in Anspruch genommen.

Der Rector lieferte ein Verzeichniß der aufgenommenen Waisen, in dem von Charlotte gegründeten Asyl und die Rectorin empfing aus der Sammelcasse des Stifts bereits eine kleine Summe zur Bekleidung der neu hinzugekommenen Böglinge.

Der Truchseß, Freiherr von Ledebur, unterhielt sich lebhaft mit dem kurischen Kanzler Puttkammer und dem Erbjägersmeister Grafen Byland machte der Erbmarschall Morrien die heimliche Mittheilung, daß ihm ein Befehl der Aebtissin plötzlich zugegangen sei, die Fürstinnen Lippe in strengster Haft zu halten.

Der Erbschenk, Freiherr von Münnigh, trat hinzu und ahnungslos, welche Befürchtungen die beiden Herren mit einander aus-

tauschten, lud er diese im Auftrage des Burgherrn von Löwentrug, an einem großen Schachspiel theilzunehmen, welches zu Ehren des Kanzlers am morgenden Tage der Burggraf in seinen Gemächern veranstaltete, sowie nach Schluß desselben zu einer Jagd auf dem gräflichen Revier.

Weniger erfreut als sonst, schlugen die Herren stillschweigend ein und eben war die Aebtissin begriffen, zum Schluß der Versammlung ihre Abreise zu verkünden, als der dienstthuende Kammerherr erschien und die Gräfinnen Horn, Sayen und Löwentrug meldete.

Bei Nennung des letzten Namens stuzte die Aebtissin, faßte sich jedoch gleich wieder und entgegnete mit leichtgerunzelten Brauen und einer kurzen Handbewegung: „Die Damen erscheinen spät, indeß sie seien willkommen.“

Schon längst fühlte sich die Rectorin unter den Blicken ihrer nächsten Nachbarin recht unbehaglich; das alte, hagere Fräulein, deren zugespizte Nase über ihren Fächer fort, alle noch kommenden Ereignisse zu wittern schien, befand sich augenscheinlich in eben so unbehaglicher Stimmung und nervöser Aufregung. Ihre blöden Augen, welche sonst das Tageslicht scheuten, hatten indeß die Eigenschaft, genau und scharf Dinge zu sehen, welche oft den hellen Blicken Anderer verborgen blieben. Diese kleinen, zwickenden, rothumränderten Neugelein wurden oftmals zu gewaltigen Vergrößerungsgläsern, wenn es galt die Schwächen des lieben Nächsten nach eigener Sinnesart zu messen. Jetzt ließ es sich die Dame angelegen sein, der Rectorin Beweise ihrer Unzufriedenheit über deren Unwesenheit zu liefern. Ihre vergilbten, gleich der Nase zugespizten Finger rafften beständig das Sammetkleid zusammen, auf welchem der arglose Faltenwurf der bürgerlichen Robe ihrer Nachbarin sich ausbreitete. Der Fächer der Dame klapperte leise mit den zwei losen, einsamen Vorderzähnen ihres Mundes um die Wette. Die Neugelein hielten ein Turnier und die Blicke schweiften herüber und hinüber und glitten wie electrische Funken bald über die liebliche Gestalt der Rectorsfrau, bald über jeden Einzelnen in der Versammlung und wurden dabei nicht müde die gegenüber liegende

Thür zu bewachen. Bei der Meldung des Kammerherrn klappte der hüftelnde Mund der Dame und deren Fächer zu gleicher Zeit zusammen und nur der Blick richtete sich jetzt ganz und voll mit fast fieberhaftem Glanz auf die Eintretenden, welche in der That die Aufmerksamkeit Aller in Anspruch nahmen.

Nach einem flüchtigen Gruß gegen die Versammlung und einer kurzen Verneigung vor der Aebtissin rauschte die Gräfin Horn durch den Saal.

„Wir sind erschienen, hochwürdigste Frau, um Eurer Einladung Folge zu leisten; aber auch um zu fragen, mit welchem Rechte man unseren Genossinnen und Schwestern, den Diaconissinnen, Fürstinnen Lippe, nicht gestattet ihre Gemächer zu verlassen.“

„Mit der Machtvollkommenheit, welche uns verliehen worden ist, ließen wir die Damen wegen Ungehorsam und anderer Vergehungen in Haft setzen,“ entgegnete Stolz und mit erhobener Stimme Sophie Charlotte, „und wir sehen uns genöthigt, unsere geliebten Schwestern des frommen fürstlichen Stifts zu ermahnen und zu warnen, daß selbige Acht haben auf ihre Worte und Werke, auf daß es ihnen nicht ergehe, wie ihren rebellischen Genossinnen.“

Das bleiche Gesicht der Gräfin Horn wurde um einen Ton fahler; unheimlich flackerten ihre Blicke und ein höhnisches Lächeln spielte um ihre schmalen Lippen. Mit stolzerhobenem Haupte maß sie die Versammlung, keines Wortes mächtig.

Die lautlose Stille in dem weiten Gemach wurde nur noch durch das leise Rauschen der Gewänder oder unwillkürliche Rücken eines Stuhles unterbrochen.

„Derweil die Damen ihre Sitze einnehmen,“ fuhr die Aebtissin, den Rector zu sich winkend, ruhig fort, — welcher mit dem Kanzler im Gespräch begriffen, jetzt vor Ueberraschung schwieg, — richten wir an Euch, edler Herr, die Bitte, ein wachsamcs Auge zu halten über die Grenzen Eurer Befizlichkeit, daß nicht fremdes unberufenes Gesindel, welches durch ein Scheingewerbe die Obrigkeit zu täuschen sucht, sich bei uns einschleiche und auch unter Euren Arbeitern des Feldes, wie bei dem Hausgefinde die Saat des Aufruhrs und der

Zwietracht säe, wobei Sitte und Gesetz einen Umstoß erleiden müssen durch fremde Willkür und Anmaßung. Wir sind indeß vollkommen unterrichtet und kennen bereits die Rädelshführer, welche unter der Aegide ihres Wappenschildes sich nicht scheuen in fremde Rechte einzugreifen und dabei ihrer eigenen Sündhaftigkeit vergessend, sich für unantastbar halten, denn — — —“

Die Aebtissin stockte plötzlich in ihrer Rede, ihr Blick hatte zufällig die Gräfin Löwentruß gestreift, welche, wie es schien, sich an dem fassungslosen Wesen Elisabeths zu weiden schien.

Die Kammerdame saß in der That, wie von dem Anblick einer buntschillernden Schlange gebannt und konnte den starren Blick von der Freiin nicht abwenden.

Diese näherte sich jetzt geräuschvoll und mit stolzen Schritten der Aebtissin.

„Gestattet mir,“ hob sie mit einem feinen Lächeln an, „daß ich gegen Euer Verfahren, hochwürdigste Frau, welches Ihr den Fürstinnen Lippe gegenüber an den Tag legt, einen Einspruch zu erheben wage; die Fürstinnen sind souveräner Abkunft und wie sie aus eigenem Willen dieses Asyl erwählt, so gedenken sie ihr Gelübde zu lösen, das Stift für immer zu verlassen und sich unter meinen Schutz zu stellen.“

Die Aebtissin maß mit einem strengen Blick die Dame, dann entgegnete sie ruhig:

„Noch aber sind sie Glieder des Hochstifts und haben wegen Ungehorsam und gröblicher Vergehen gegen die Ordensregel sich zu rechtfertigen; daher, Frau Gräfin, gehabt Euch in Geduld, wie sich die Fürstinnen ebenfalls der Geduld befleißigen müssen, bis die Zeit ihrer Rechtfertigung da ist. Euch danken wir indeß für den Beweis Eurer Theilnahme und werden diese wohl zu würdigen wissen, allein — — —“

Wiederum stockte die Aebtissin.

Ein triumphirendes Lächeln flog über das Antlitz der Burgfrau, denn sie fühlte, wie die Blicke Sophie Charlottens festgebannt auf ihrer Gestalt, auf ihrem kostbaren Brokatkleid und insbesondere auf

dem funkelnden Schmuck, der, ihr im Haar und auf der Brust befestigt, ein grüngoldenes Feuer spielen ließ, ruhten. Die massive Fassung machte denselben schwer und unschön; aber die kostbaren Steine gewannen an Glanz in der schwarzen Emailleumrahmung. Die Fontange aus rothem Sammet, welche das Haupt der Dame schmückte, trug drei wallende weiße Straußfedern, mit einer Agraffe vom selben Werth und derselben Fassung, wie der antike Schmuck, befestigt. Sie trug ein Vermögen in ihrem Costüm an sich. Die dreifachen Goldbreifen um ihren Armen, wie der goldene, mit großen Perlen besetzten Gürtel, vervollständigten ihren Anzug. Alles zusammen machte freilich den unangenehmen Eindruck des Ueberladenen und war kaum durch die schlanke, schöne und noch jugendliche Erscheinung der Gräfin zu verwischen.

Wieder war eine peinliche Stille eingetreten.

Die Blicke der Aebtissin schweiften jetzt zu ihrer Lieblingsdame herüber, welche einer Ohnmacht nahe, in ihrem Sessel zurückgelehnt, dasaß.

Sie hatte schnell ihren verkauften Schmuck erkannt und wußte nun, daß die Gräfin diesen erstanden und angelegt, um sich und der feindlichen Partei den Triumph zu gönnen, der Aebtissin hier die Beweise liefern zu können, daß die Zerrüttung ihrer Finanzen kein Geheimniß mehr sei.

Durch diesen auffällig ausgeführten Coup sollte der Aebtissin ein Beweis geliefert werden, wie sehr ihre Feinde unterrichtet seien, daß nach dieser Richtung hin ihre Macht bereits zu schwinden beginne.

Raum noch ihrer mühsam errungenen Fassung mächtig, sah sie keinen Ausweg, diesen Niederschlag von sich abzuwenden.

Da erhob sich plötzlich mit einer gewaltsam raschen Bewegung Elisabeth; sie schritt gebeugten Hauptes auf ihre Herrin zu, neigte sich tief vor ihr und sprach mit halb vor Thränen ersticker Stimme:

„Verzeihung, hochwürdigste Frau, aber ich darf nicht länger zaudern, mich ebenfalls eines großen Vergehens vor Euch und der ganzen Versammlung hier anzuklagen und dies sei zuerst meine

Sühne. Jener Schmuck dort, welchen die Gräfin Löwentruß trägt, den Ihr als den erkennen müßt, welchen ich einst als Geschenk besonderer Auszeichnung und Gnade von Euch erhielt. Ich habe diese Gabe nicht zu würdigen gewußt, theure Herrin und es trieb mich die Eitelkeit und der Hochmuth, den Schmuck seiner veralteten Fassung wegen für einen geringen Preis zu verkaufen, um mir dagegen diesen kostbaren venetianischen Schleier zu verschaffen. O! hochwürdigste Frau, ich bin eine Tochter Ewas und werth der Demüthigung, welche mich jetzt trifft und werth Eures Hornes und unwürdig, ferner Eure Gnade zu genießen.“

Athemlos schwieg Elisabeth, nachdem sie hastig und mit der flehenden Stimme einer Büsserin, aber laut und vernehmlich jedes Wort gesprochen hatte.

Eine augenblickliche Bewegung, welche durch diese Scene entstanden war, wurde wieder durch die Antwort der Aebtissin unterbrochen.

Schon bei den ersten Worten der Gräfin konnte sich die Aebtissin einer tiefen Rührung kaum erwehren. Sie durchschaute schnell die rasche aufopfernde Handlungsweise ihrer Kammerdame; es that ihr weh, sie jetzt demüthigen zu müssen, aber sie mußte die rettende Hand hier annehmen, die ihr den Weg wies, welchen sie einzuschlagen hatte, um die feiuangelegte Bosheit ihrer Feinde zu Schanden zu machen.

Vielen der Anwesenden schien diese Anklage glaubwürdig, nur der Triumph der Gräfin Löwentruß und der übrigen feindlich Gesinnten war auffällig verschwunden. Betroffen schauten sie drein und waren empört, daß sie der Hinterbringung falscher Nachrichten ihr Ohr geliehen hatten. Der Unmuth drückte sich auffällig über das Mißlingen ihres Planes auf den Gesichtern aus und sie bedauerten die vergebliche Mühe, welche ihnen diese fein angelegten Machinationen gekostet hatten.

Einige der Anwesenden aber, welche keinen rechten Einblick in die Sache hatten, sahen mit unverkennbarer Theilnahme auf die Gräfin Zaway und bedauerten den Fall, daß hier augenscheinlich

eine mit allen edlen Eigenschaften begabte Frau, dennoch durch eine gewöhnliche Eitelkeit, sich zu Inconsequenzen hatte hinreißen lassen, welche sie der Liebe und Achtung ihrer Oberin verlustig machen könnte.

Nur Einer war nicht zu täuschen und dieser Eine sah klar durch das Gewebe von List und Bosheit. Er kannte nur zu gut die pecuniäre Bedrängniß der Aebtissin und kannte noch mehr den edlen Opfermuth Elisabeths. Von achtungsvoller Theilnahme für diese durchdrungen, loberte aber um so mehr der gerechte Zorn über die Infamie ihrer Widersacher, in ihm auf. Er war empört, die Gattin seines Freundes hier als Mitwifferin oder als blindes Werkzeug der feindlichen Partei auftreten zu sehen. Im letztern Falle war die Gräfin weniger verdammungswerth, aber ihr höhnisches Lächeln, ihr triumphirender Blick, den sie mit der Gräfin Horn austauschte, als sie die Bestürzung der Aebtissin bei dem Erkennen des Schmuckes wahrzunehmen glaubte; dies belehrte ihn, daß hier die schöne Gattin seines Freundes mit voller Ueberlegung gehandelt habe. Tief entrüstet beschloß Puttkammer, diese übermüthige, stolze Frau nachdrücklich zu strafen und er harrte auf den geeigneten Augenblick, dies mit Erfolg thun zu können.

Durch die ernste Rede der Aebtissin wurde er wiederum in seinem Gedankengang unterbrochen.

„Es ist mir leid, Gräfin,“ begann diese, „an Euch eine Eigenschaft entdecken zu müssen, die mich mit Trauer erfüllt. Der Schmuck, von welchem Euch nur noch die Nadel übrig bleibt, die jetzt den Schleier festhält, um dessetwillen Ihr so leichtsinnig ein Geschmeide fortwarft, war mir allerdings theuer und schenkte ich ihn Euch auch nur deshalb. Nun aber habt Ihr durch Eure reuevolle Anklage Euch übler Nachrede ausgesetzt; dies ist zu viel der Selbstverleugnung um eines Schmuckes, der uns Beiden nicht gehört. Wohlan, sühnt Eure Schuld und gebt den silbergestickten Schleier und jene Nadel, welche noch der schönen Gräfin fehlt, für den halben Preis, damit sie auch nicht eines Stückes des Schmuckes verlustig gehe und den Erlös daraus, Ihr arme Sünderin, legt in die Hand der

edlen Tochter Bengt-Ströms, der frommen Rektorin; sie wird den Wittwen und den Waisen dieses Ortes die reichste Christbescheerung daraus schaffen."

Elisabeth erhob sich. Mit einem milden Lächeln schritt sie auf die Freiin zu.

"Seid Ihr's zufrieden, theure Gräfin, so komm ich selbst zu Euch; zwei Frauen werden schnell da Handels einig, wo eine unbedachte That durch einsichtvolles Handeln sich schnell zum Besten wenden soll."

Eine dunkle Röthe flammte auf dem Antlitz der Gräfin, sie rang nach Athem um diesen mit Beziehung gesprochenen Worten mit bitterm Hohn zu begegnen.

Da trat der Kanzler zu den Frauen.

"Mit Gunst, edle Frau," wandte er sich an die Burgfrau, "fast möchte ich, wäre ich nicht ein Mann, Euch um den köstlichen Schmuck beneiden, der selbst ein Männerauge mit seinem Glanz zu blenden vermag. Fürwahr, er wird denkwürdig durch diesen Fall und gewinnt an höherem Werth; Ihr habt ein seltenes Glück, ihn Euer Eigenthum zu nennen. Bei Gott! die antike Schönheit dieser Steine erinnern an die alte Zeit der byzantinischen Könige oder man könnte gar meinen, er sei aus der Schatzkammer des Krösus durch einen Zufall auf unsere Zeit gekommen; vielleicht stammt er gar aus babylonischer grauer Vorzeit, so alttestamentarisch-traditionell wirkt er auf den Beschauer und würdig ist er, von der schönen „Rebelka“ getragen zu werden."

Die lächelnde harmlose Rede des Kanzlers brachte eine gewaltige Wirkung bei der Dame hervor. Es war, als ob ein elektrischer Schlag sie berührt hätte. Erblichend und sprachlos sank sie zurück und ihre schlanken Finger umspannten krampfhaft die Seitenlehne des Sessels. Es war als wäre ihr das sarkastisch-lächelnde Antlitz Puttkammers als Gorgonenhaupt erschienen.

Mit einer tiefen Verbeugung zog sich der Kanzler zurück.

Wiederum war dieser Vorfall für die Anwesenden ein neues Räthsel, denn man sah in der Annäherung Puttkammers eine ga=

Iante Höflichkeit, welche er der Gemahlin seines Freundes schuldete, als dessen Gast man ihn betrachtete.

Die Aebtissin erhob sich; mit wenigen Worten verkündete sie der Versammlung, daß ihre Abreise nach Wien den nächsten Tag erfolgen werde. Sie verabschiedete ihre Damen und Cavaliere, während sich die Gräfinnen Horn und Sayen besorgt ihrer Freundin genähert hatten.

Diese drückte hastig ihr Spizentüchlein auf die schweißbedeckte Stirn und etwas über die Höhe im Saale murmelnd, verbeugte sie sich vor der Aebtissin und schritt, von den beiden Gräfinnen gefolgt, aus dem Gemach.

Für die mit dem Fächer bewaffnete Dame gab es heute unlösliche Räthsel. Die kleine bürgerliche Frau, welche längst vor ihr den Saal verlassen hatte, sollte die Tochter des Edlen von Bengt-Ström sein. Was wollte das viel sagen; die Dame war vollständig davon durchdrungen, daß es keinen maßgebenden Stand außer dem ihrigen gab; denn was war ein Bengt-Ström gegen die von Heuring-Haferstroh-Buterweiler, deren ehrwürdiger hocharistokratischer Name in diesem einen letzten weiblichen Sprößling ruhmreich zu Grabe ging.

„C'est horrible“ wisperte sie beim Aufbruch der nächsten Stiftdame zu, welche ihr hilfreich den Arm lieh; „man hat allen Grund mit der Löwentruß heute unzufrieden zu sein. Ciel, war das ein Betragen, so schlagfertig diese Frau mit der ganzen lebhaften Art ihrer hohen spanischen Abkunft ihre Ansichten sonst zur Geltung zu bringen weiß, vorhin hat sie sich doch fatale Blößen gegeben. Mon Dieu! meine armen Augen verhinderten mich, Alles deutlich zu sehen, aber ich glaube sie hat heute ihre Waffe schlecht gebraucht. Die galante Annäherung des kurischen Kanzlers machte sie verstummen, als wäre sie eine Jungfrau in der ersten Blüthezeit. Ueberne Prüderie! Das Bemühen jung zu sein, läßt sie ihr Alter vergessen.“

Nach diesen Argumenten klappte der Mund und der Fächer der Dame zusammen. Beide hatten für heute ihre Schuldigkeit gethan.

In ähnlicher Weise ging Mancher unbefriedigt aus der Konferenz, welcher sich glänzende Erfolge von der so mühselig angelegten Machination versprochen hatte.

Mit sonderbaren Empfindungen und ernstlichen Befürchtungen verließ das rectorliche Ehepaar den Saal und mühsam seine Aufregung unterdrückend verabschiedete sich Puttkammer, um mit den anderen Cavalieren der Einladung seines Freundes Folge zu leisten.

Von allerlei Besorgnissen gequält, von stürmischen Gedanken bedrängt, nahm er auf dem Wege zur Burg nur zerstreut Theil an der regen Unterhaltung der Herren, welche die Ereignisse des Morgens von einem ganz andern Standpunkte, als er, betrachteten.

Der Kanzler beschloß, die Aebtissin nach Wien zu begleiten; zuvor aber wollte er das gefährliche Spiel der Gemahlin seines Freundes diesem entdecken.

Die Begegnung im Schlosse mit der, wie er wußte, ihm jetzt feindlich gesinnten Frau, war unvermeidlich und dennoch war er begierig zu erfahren welcher Empfang seiner wartete.

Die Aebtissin und ihre Lieblingsdame befanden sich jetzt allein. Charlotte breitete tiefaufathmend die Arme aus.

„Elisabeth!“

Leise weinend lehnte die Gräfin ihr Haupt an die Brust ihrer geliebten Herrin.

„Du hast sie mir wieder abwehren helfen, mein armes Kind,“ flüsterte die Oberin; „wir sind gerettet, aber für wie lange?“

„Und den Schmutz müssen wir wieder haben,“ entgegnete die Gräfin, „er darf in den Händen dieser Frau nicht bleiben und sollte ich mein Seelenheil dran setzen; vielleicht gelingt es mir, den Grafen zu bestimmen, daß wir durch den Ersatz der doppelten Summe unsere Kleinodien wieder zurückerhalten. Ich werde ihm entdecken, zu welchem Zweck seine Gemahlin denselben gebraucht. Der Freiherr ist gerecht und sein ungeschminkter Edelsinn bekannt.“

„Elisabeth,“ warnte die Aebtissin mit bitterm Lächeln, „unsere Schatulle erträgt solche Ausfälle nicht. Aus Wien zurückgekehrt, habe ich die Vollmacht in Händen, den Prozeß gegen den Herzog, meinen

Bruder einzuleiten. O! welche Sorge, welches Weh in meiner Brust deckt dieser Hermelin! Fast wünschte ich, die ärmste meiner Unterthanen zu sein, denn bin ich nicht des Mitleids mehr bedürftig, vergällt nicht fremde Bosheit mir jede Lebensfreude? Wie muß die Tochter Kettlers jetzt den eigenen Bruder des Raubes anklagen, um die Reste ihrer Habe noch zu retten. O! wer mich noch beneidet, ist ein Thor!"

„Die Tochter Jacob Kettlers hat den starken Geist des Vaters mitererbt,“ entgegnete leise die Gräfin, „und diesem Geiste müssen sie sich beugen.“

„Ja! und starke treue Freunde wie er sie hatte, sind auch mir geblieben; zwar wenige, doch diese wiegen eine große Anzahl auf. Komm, laß uns gehen, es ist eng und dumpf in dieser Sphäre. Ich meine sie haben alle die bösen Gedanken hier zurückgelassen, die wie ein Alp auf meine Seele lasten. Komm auf den Söller, ich muß den Himmel sich über meinem Haupte wölben sehen.“



## Kapitel XIV.

### Neue Entdeckungen und Ereignisse.

Der Rector hatte endlich, durch die Warnung der Aebtissin angeregt, den Gerüchten, welche längst im Umlauf waren, Glauben schenken müssen. Nach diesen mußte er annehmen, daß insbesondere sein ehemaliger Famulus geheime und gefährliche Verbindungen mit berüchtigten Leuten unterhalte. Es gereute ihn schon längst, diesen Menschen nicht der Gerechtigkeit überliefert zu haben. Judiths Aussage, daß der Jäger ihren Vater ermordet, bewog den Rector diesen bei dem Burggrafen anzuklagen.

Leithold wurde inquirirt und leistete reuevoll auf der Hostie den Eid, daß er nur in Zornesaufwallung den Juden erschlagen habe und bereit sei, dieses Vergehens wegen Kirchenbuße zu thun.

Dieses war nun auch geschehen und hatte sich der Jäger das allgemeine Mitleid der Einwohnerschaft erworben, indem er mit Demuth und Ergebung sich der ihm dictirten Strafe eines „schäbigen Juden“ wegen (wie man sagte) unterzogen hatte. Jetzt aber hatte der Rector neuen Verdacht geschöpft und beschloß nun unabänderlich, ein Schreiben an die brandenburgische Gerichtsbarkeit ergehen zu lassen. Er wußte wohl, daß ihm bei Ueberlieferung Leitholds tausendfache Widerwärtigkeiten erwachsen, daß ein furchtbares Geheimniß an die Oeffentlichkeit gelangen, und daß selbst er strafwürdig durch die Verzögerung dieser Angabe erschiene.

Nach einem kurzen Kampf mit sich selber beschloß er, um weiteres Unheil zu verhüten, den Verbrecher durch gerichtliche Inhaftirung unschädlich zu machen. Er hatte bereits eingesehen, daß seine Langmuth und Verschwiegenheit die schlimmsten Früchte getragen und er

beschloß nun die That Leitholds der Wahrheit gemäß aufzuzeichnen, die Motive zu nennen, die jenen veranlaßten Rache an dem Prinzen Alexander zu nehmen und ungeschweht selbst die unglücklichen Angelegenheiten, welche seine Familieninteressen berührten der gerechten Sache wegen zu enthüllen. Um jeden Preis mußte Leithold schweigend und ohne Aufsehen beseitigt werden.

Jetzt galt es, das Versäumte gut zu machen. Das geheime Schreiben war an Grumkow gerichtet, dessen Gönnerschaft der Rector, sowie Thomasius sich besonders erfreuten, nur galt es einen Boten aussändig zu machen, dessen Treue zuverlässig war. Das versiegelte Schreiben lag seit einigen Tagen bereit, aber noch immer konnte der Rector in der Wahl des Boten sich nicht entscheiden. Die Gegend wimmelte voll fremden Gesindels, welche vorgaben eingewanderte Handelsleute zu sein. Am liebsten hätte der Rector die Reise selbst unternommen; allein es galt jetzt doppelt wachsam zu sein und bevor die Aebtissin zurückkehrte, war es nicht rathsam ein Terrain zu verlassen, dessen Sicherheit gefährdet schien. Noch ein Weg blieb dem Rector offen; er gedachte im schlimmsten Falle diese Angelegenheit dem Burggrafen anzuvertrauen und dieser sollte bei den ersten Anzeichen, welche Leithold zum gegründeten Verdacht einer geheimen Demonstration gebe, den Jäger in Gefangenschaft setzen. So saß er, nachdem er aus der Versammlung heimgekehrt, in seinem einsamen Zimmer, das Haupt in die Hand gestützt und erwog das Für und Wider in dieser Angelegenheit.

Das Gelage auf Burg Löwentruß, zu welchem auch er geladen war, gab freilich keine Aussicht zu einer ungestörten Unterredung mit dem Schloßherrn; er beschloß daher, jetzt dieser Einladung nicht zu folgen und schriftlich den Burgherrn um eine Zusammenkunft zu bitten, die ihm dieser in den nächsten Tagen bewilligen sollte. Des Rectors Gemüthsstimmung hielt ihn ohnehin ab, einem geräuschvollen Vergnügen zu folgen, das ohnehin wenig Verlockendes für ihn hatte. Er liebte die Jagd nicht und vermied es gern, beim Schachbrett zu sitzen, da wichtige Angelegenheiten und ernste Studien seine Zeit vollauf in Anspruch nahmen, aber er schätzte den Burgherrn und

suchte gern dessen Gesellschaft, wenn es galt einen Abend unter den auserwählten Freunden des Grafen zuzubringen. Das Entschuldigungsschreiben mit der beigefügten Bitte lag mit dem Wachsfiegel versehen bereits vor ihm und er schaute zum Fenster hinaus, um einen Boten für diesen raschen Gang zu wählen; da fiel sein Blick auf Judith, die draußen auf dem Brunnenrand saß, in finsternes Brüten versunken, inmitten des Geflügels, das sich um sie geschaart hatte. Sie ließ es ruhig geschehen, daß Tauben und Hühner sich um das Futter rausten. Den Blick starr auf den Boden geheftet, achtete sie nicht auf das, was um sie vorging und schien mit ihren Gedanken weit fort zu sein.

Ann-Sophie ging mit langen hastigen Schritten über den Hof und wandte den Kopf ab, als erzürne sie der Anblick des Mädchens. Das Besperläuten versammelte das Gesinde zum Gebet und Judith floh diese Versammlung und ging dann hinaus aufs Feld oder in den Wald. Es war wieder mehr denn je über das Mädchen derselbe unstätte Geist gekommen und der unheimliche Blick mit dem sie die ganze Welt mißtrauisch betrachtete scheuchte wiederum jeden von ihr zurück, der ihr noch ein wenig wohlwollte. Ann-Sophie hatte sie ebenfalls aufgegeben und nannte sie einen „Unglücksraben.“ Der Rector stellte seine Ermahnungen ein, da er von der Fruchtlosigkeit derselben längst überzeugt war. Nur die Rectorin hatte noch einen mitleidigen Blick für sie und sann darauf sobald als nur möglich, sie nach ihrer Heimath zu entlassen; denn es schien ihr als franke Judith an einem Heimweh, welches nicht schwinden wollte. Die Arbeit lag unberührt in ihrem Schoß und weder ein hartes Wort noch gütiger Zuspruch vermochte ihre Thätigkeit anzuspornen. So hatte man sich allmählig gewöhnt, sie kommen und gehen zu sehen und kümmerte sich selbst dann nicht, wenn sie die Speisen unberührt ließ. Eine entsetzliche Magerkeit ließ sie älter erscheinen als sie war; ihre hohlen Wangen und der flackernde Blick flößten jedem mehr Furcht als Mitleid ein. Nach langem Sinnen, als kein Diensthote sich auf dem Hofe blicken ließ, entschloß sich der Rector das Mädchen in die Gesindestube zu senden, aus welchem

ein geistliches Lied zu ihm herüberklang; da kam ihm der Gedanke, daß sie vielleicht die flinkste Botin wäre.

„Judith!“

Das Mädchen erhob den Kopf und schaute, wie aus einem Traume erwachend, zu ihm herauf.

Sie gewahrte ihren Brodherrn am geöffneten Fenster, erhob sich schnell und scheuchte mit einem hastigen Ruck das flatternde Gefindel fort.

„Fühlst Du Dich stark genug, dieses Schreiben nach Burg Löwentruß zu bringen.“

Blitzartig zuckte es in ihren Augen auf; sie streckte hastig die Hand darnach aus.

„Ja, Herr, muß ich Euch heute die Antwort sagen?“

„Nein, nur suche den Burgherrn zu finden. Geh', die Leute sind beim Gebet und von der Arbeit müde, während Du die kleine Bürde der Arbeit abstreifst und dich dem Müßiggang ergiebst. Es ist nicht gut, Mädchen, das Müßiggehen erzeugt böse Gedanken; weshalb fliehst Du die Arbeit, bist Du krank?“

„Nein, Herr, ich bin stark zu thun, was Ihr gebietet; ich kann nicht sitzen beim Garnwickeln; es brennt mir das Gehirn. Im Walde, wo ich begraben habe den Vater, ist es kühl und still. Wenn ich den Brief dem Burgherrn überliefert, will ich den Morgen dort erwarten; drum scheltet nicht, wenn die Judith nicht heimkehrt in dieser Nacht.“

Es schien, als ringe sie mit einer innern Bewegung. Der Rector schaute sie befremdet an, Judith schlug die Augen nieder und vermied seinen Blick.

„Gebt, gebt Herr,“ sprach sie hastig, „der Abend bricht an und ehe die Sonne dort hinter den Baumgipfeln versinkt, bin ich gelaufen eine gute Strecke Weges.“

Sie hatte das Schreiben in der Hand, noch ehe der Rector es wehren konnte; mit flüchtigen Schritten eilte sie über den Hof und entschwand schnell seinen Blicken.

Eines unbehaglichen Gefühles kaum Herr werdend, verließ er das Zimmer, um sich in den obern Stock zu begeben. Er beschloß, Judith aus seinem Hause zu entfernen; dazu wollte er den klugen Rath seiner Schwester sich holen, die längst schon mit der Anwesenheit des „Belialkinds,“ — wie sie das Mädchen nannte — unzufrieden war.

Während nun am Nachmittag desselben Tages ein großes Gastmahl in dem Banketsaal des Grafen Löwentruz stattfand, sah es in den Gemächern der schönen Gräfin Bella ziemlich einsam aus.

Das Fräulein von Kolbe war in dem Stift auf dem Berge zu einer wichtigen Verhandlung anwesend und die Gräfin Löwentruz in ihren Gemächern nicht aufzufinden; somit fehlten heute der kränkelnden Schönen ihre Gesellschafterinnen; dabei hatte sie noch allen Grund mit ihrer neuen Kammerfrau unzufrieden zu sein, in welcher das Lieblingshündchen Zephyr ebenfalls keine verständnißvolle Pflegerin fand. Das waren fatale Ereignisse und störten den Frieden und somit die Verdauung der gräßlichen Persönlichkeit. Dazu kam noch, daß die schwüle Luft des Zimmers nicht durch das Oeffnen der Fensterflügel vermindert werden durfte; denn vom Schloßhof herauf drang ein wüster Lärm zu den Ohren der nervösen Dame und machte sie vor Entrüstung erbeben. Was half alle Pracht dieses mit Luxusgegenständen überladenen Gemaches, was halfen die seidenen Polster, die weichen Teppiche, was selbst jener große goldgefaßte Spiegel inmitten der wappengeschmückten Marmorpfeiler, welcher ihrem Ruhebette gegenüber stand und in den ununterbrochen zu schauen, die Dame gewohnt war. Heute strahlte ein zorngeröthetes Frauenantlitz mit fieberhaft blitzenden Augensternen aus ihm heraus. Zwar umrahmte dieses nicht mehr jugendliche Antlitz noch eine Fluth weicher, goldbrauner Locken, in welchen die kleinen blaugeäderten Hände bald zum Zeitvertreib wühlten, bald wieder ein duftendes Spitzentüchlein zerknitterten oder Zephyr streichelten, der sich eben auf das rosenfarbene Kleid seiner Herrin zur Ruhe niederlegte.

„Zephyr, mein Liebling,“ sprach die Gräfin, „du fühlst dich mit mir vernachlässigt, armes Thier, es schmeckt dir nicht das Essen, du einzige treue Seele, die bei mir ausharrt!“

Der Hund, durch diese Zärtlichkeit im Schlummer aufgestört, steckte den Kopf unter die Falten des Ueberkleides und verbarg das feine Näschen in den Spitzenbesatz desselben.

Wieder verging eine Pause, da richtete sich die Gräfin aus ihrer liegenden Stellung auf; es schien ihr ein neuer Gedanke gekommen zu sein; sie drückte heftig auf die Metallfeder und es erschien das lächelnde Angesicht der neuen westphälischen Kammerfrau.

„Ann-Marie, hole mir den Junker Balduin,“ befahl sie, „ob aus dem Zimmer, ob aus dem Banketsaal, einerlei, geh' und beeile Dich.“

Eine Weile stand Ann-Marie, dann sagte sie bedächtig:

„Ge is nicht heim, aber die ol Babet harrt im Flur.“

„Ah! Gerthas Kammerfrau, hurtig, sie soll kommen, derweil Du Dich um den Junker umsiehst.“

Die Gräfin warf sich auf die andere Seite herum, wobei Zephyr abermals in seiner Ruhe gestört, mit einem lauten zornigen Gebell auf eine alte Fran zusprang, die hüftelnd und knixend an der Thür stand und bedächtig den Saum ihrer Schürze zu prüfen schien, ehe sie sich weiter ins Zimmer wagte.

„Komm nur näher,“ sprach gütig die Gräfin, „hier ganz dicht zu mir; ich kann vor dem fatalen Lärm da unten nichts von Deiner leisen Stimme hören. Still, Zephyr! so, Du kannst Dich auf den Polster zu meinen Füßen setzen, niemand Herrschaftliches wird Dich bei mir sehen, außer dem Junker und ehe er kommt, erlaube ich Dir mir Alles vorzuplaudern, was Du glauben könntest, es mache mir Zeitvertreib. Sieh', Babette, ich muß das Zimmer hüten, meine Gesundheit ist so zart; ich ertrage den Lärm nicht und ich harre mit Ungeduld, bis Deine Herrin kommt, daß sie wieder in der Stille mit mir bete.“

Mit diesen Worten wies die Gräfin auf ein altes dickes Buch, das zwischen Backwerk, bunten Seidenfäden und welken Blumen,

mit welchen die Gräfin getändelt hatte, auf einem kleinen Tischchen vor ihr lag.

„Deine Herrin hat nun einmal eine Passion, aus diesem alten Buche zu beten, das einen so üblen Ledergeruch verbreitet. Aber weil es ein Vermächtniß der kurischen Herzogin ist und aus der Zeit stammen soll, wo die Mutter Deines Fräuleins am kurischen Hofe Hofdame war, so dulde ich die alte Schartefe mit dem gräulichen Titelblatt, wo ein Todtengerippe in die Posaune stößt und sämtliche heiligen Heerschaaren in Gestalten von dickleibigen Engeln herbeieilen, um das jüngste Gericht und den Untergang der Welt mit anzusehen. Weiß Gott, Babette, mir graut vor dem Gedanken des Sterbens, während Dein Fräulein gar zu gern sich über Tod und Jenseits ausspricht.“

„Ja, du meine Güte,“ räusperte sich Babette, indem sie sich vorsichtig auf das kleine Polster niederließ, „mein Fräulein ist justement über ihre Jahre ehrbar und wo Andere herumflattern und das Schönthun lieben, sitzt sie entweder unter den alten Damen des Stifts oder sie betet Euch halbe Tage lang aus dem Buche da vor. Aber was hilft das Frommsein, wenn das Fräulein, mit Verlaub gesagt, kein Einsehen hat und Nichts thut, um den Willen ihrer Eltern zu erfüllen. Der Junker Levin, der jetzt Majoratsherr ist, hat sich umsonst in Erinnerung zu bringen gesucht und ist endlich nach allen Mahnungen selbst erschienen, um das grausame Gemüth meines lieben Kindes — wollt ich sagen, des Fräuleins — zu erweichen.“

„Der junge Freiherr ist also hier?“ fragte die Gräfin und richtete sich halb auf.

„Ja, um gleich mit in den Strudel hineinzugerathen, wohin der Burggraf sie alle zieht. Ist das ein Jagen und Lustiren und eben ritten sie alle zum Thore hinaus. Die Bagen und der Jägertröß, mit Mordwaffen versehen, hinterher und Gnade Gott dem armen Gethier, das ihnen ins Gehege kommt. Aber Gnädigste, es war doch schön anzuschauen die stolzen Cavaliere, unter ihnen so reputirlich der junge Erbe und der Freiherr Nolde; obwohl der letztere

sehr ernst mit zunehmendem Alter geworden ist. O je! Gnädigste! das Hundsvieh zernagt Ihnen ja die schönen Spitzen! Ne, so was lebt nicht."

"Kümmere Dich nicht um meine Robe," verwies ihr die Gräfin, indem sie Zephr einen leichten Schlag gab; sage mir vor allen Dingen, war der Freiherr Balduin, mein Bruder, auch unter den Cavalieren?"

"Sah ihn nicht, Gnädigste und auch der Jägermeister, der doch sonst niemals bei den Jagden fehlt, war nicht im Zuge; na, was geht's mich an, aber mit dem Reden vergesse ich meinen Auftrag, weshalb ich eigentlich hier bin. Herr Jeses, bin ich vergeßlich wie ein westphälischer Döskopp." Mit diesen Worten holte die Alte ein zusammengefaltetes Papier aus der weiten Tasche ihres bauschigen Kleides.

Die Gräfin griff eilig darnach und kaum hatte sie die wenigen Zeilen gelesen, als sie heftig empor schnellte und zu gleicher Zeit sich Zephr, so eilig wie noch nie, auf den Boden befördert sah. Sie schritt, ihre Schwäche vergessend, hastig auf und ab.

"Weißt Du, was hier drin steht?" fragte sie, stehen bleibend.

"Ne, Gnädigste, wie sollte ich," lächelte Babette, welche sich ebenfalls rasch erhoben hatte.

"Jetzt muß ich den Junker gleich sprechen," murmelte die Gräfin; „mein Gott, wo bleibt diese Ann-Marie. Hat denn Graf Eberhard die Burg Löwentruß zum Tollhaus gemacht.“

Sie ging hastig an den Tisch, welcher vor dem Ruhebett stand, warf das alte dickeleibige Buch mit einem kräftigen Griff bei Seite und drückte auf die Feder, daß es schrill durch das Gemach drang. Es erschien Niemand. Die Gräfin stöhnte vor Zorn und Erregung.

"Geh," befahl sie, „und sage Deiner Herrin, daß man ihr falsch berichtet hat, daß man meinen Bruder, den edlen Junker Balduin, verlästert, um ihn von Deinem Fräulein zu trennen. O! ich will dieses Lügengewebe zerreißen.“

"Den Junker Balduin von meinem Fräulein trennen?" murmelte Babette. Na, ferner können sich nicht zwei Menschen stehen

als diese Beiden. Das fehlte noch, mein Schäfchen sollte sich dem Wolf vermählen, lieber wollte ich . . . Doch, Gott schütze Euch Gnädigste, ich muß heim, bevor der Abend hereinbricht."

Die Gräfin stand abgewandt und zerplückte den Brief in kleine Stückchen und warf sie Babetten nach.

"Als ob er ein Wegelagerer wäre," knirschte sie; „mein stolzer ritterlicher Bruder ginge mit schlechtem Gefindel um, ein Freiherr von Löwentruz, mein Gott, die Kleine ist doch gar zu einfältig; aber es ist wahr, Balbain verbraucht große Summen und niemals hielt er Wort, wenn es galt, mir wiederzuerstatten, was er lieb. Du lieber Gott, er ist eben vergeßlich; aber dabei ist er immer so heiter, so klug und herzugewinnend; ah! ich vermisse ihn mehr als die Andern; sein chevalereskes Benehmen kennzeichnet ihn selbst seiner Schwester gegenüber als Cavalieren, während Eberhard sich um mich selten kümmert.“

Die Gedanken der Gräfin schweiften weiter und sie beschloß wieder ihr weiches Ruhebett aufzusuchen, um den Aerger zu vergessen.

Da erschien Ann-Marie mit erhitztem Antlitz und meldete, der Junker sei über Nacht nicht daheim gewesen und man wisse nicht, wohin er gestern mit dem Leibjäger geritten sei.

Die Gräfin winkte mit der Hand:

„Geh', geh', mich ärgert Dein Gesicht,“ und sie wandte sich verdrossen ab.

Blöthlich aber schlug sie lachend die Hände zusammen.

„Um Gotteswillen, Zephyr, was hast Du denn angerichtet,“ rief sie und der Unmuth schien geschwunden zu sein.

In der That lag Zephyr von einem Wust alter, vergilbter Blätter umgeben.

Das arme Thier langweilte sich wie seine Herrin und gewohnt, Alles, was auf dem Teppiche lag, für nichtig zu betrachten, folgte er der ihm eigenen Zerstörungssucht und hatte sich diesmal das alte häßliche Gebetbuch zum Zeitvertreib auserkoren. Der Leim war bereits vom eisrigen Belesen weich geworden und der Einband mit leichter Mühe zernagt. Das graufige Titelblatt mit dem posaumenden

Gerippe war ebenfalls losgelöst und die pausbäckige Engelschaar lag in zwei Hälften getheilt. Zephyr schälte emsig aus dem dicken mit Pergament beklebtem Holzdeckel eben neuen Vorrath zum Ragen und ließ erst dann beschämt seine Beute fahren, als sich plötzlich Ann-Marie mit einem Weheruf darüber warf.

Eine stille Bewünschung murmelnd, raffte sie Alles in ihre Schürze zusammen und ging hinaus, wo sie der vor Erstaunen sprachlosen Amme Alles in den Schooß schüttete.

Babette lobte Gott, daß der Herforder Milchpächter noch keine Eile mit der Heimkehr zu haben schien; denn während dessen Gefährt im Hinterhofe zur Abfahrt fertig stand, flüsterte der Pächter noch eifrig mit dem Gesind und es schien Wichtiges zu sein, was Jener den staunenden Zuschauern mittheilte. Bald aber stand Babette, ihn mahnend, zur Seite; denn jetzt galt es ihrer Herrin die Beweise zu liefern, daß ein so gotteslästerliches Verfahren der Gräfin nichts weniger als auf Freundschaft und Frömmigkeit schließen lasse.

Nachdem nun Babette abschiednehmend und dankend die rothglänzenden Wangen der Ann-Marie gestreichelt hatte sah sie zu ihrem Aerger durch einen Ankömmling von Neuem ihre Heimreise verzögert.

Um Judith geschaart, standen sie alle und obwohl die neugierig stürmischen Fragen unbeachtet blieben, so mochte ein Jeder doch gerne erfahren, zu welchem Zweck die neue Botin eintreffe.

„Sagt mir nur, wo ich den Burgherrn finde!“ bat Judith, athemlos sich an den Hausmeister wendend.

„Wird sich viel um Dich scheren,“ lachte dieser, „aber wenn Du ihn haben willst, mußt Du tiefer ins Gebirge hinein zum Waldschlößchen. Die Herrschaften befinden sich heute daselbst und von dort geht es in die Fasanenzüchterei. Doch halt! der Leibjäger ist eben heimgekehrt; es muß in wichtiger Angelegenheit sein, denn er eilte stracks in die Waffenkammer auf Befehl der Gnädigen, sagte er und mir kann es schon recht sein, wozu er die Schlüssel von mir fordert, wenn's die Gnädige will, hilft kein Widerstreben. Vertraue Dich dem Leibjäger an, er hat Deines schätzbaren Vaters wegen

Buße thun müssen; vielleicht packt ihn die Reue bei Deinem Anblick und er nimmt Dich auf seinem Pferde mit ins Gebirge."

"Mich schießt der Rector und ich habe Eile," entgegnete Judith, "wo liegt die Waffenkammer, sagt es mir?"

"Im westlichen Thurm, unter den Zimmern der Gräfin Gleichen."

"Wieder funkelte es eigenthümlich in des Mädchens Augen und sich schnell besinnend sagte sie:

"Da nehmt das Schreiben! finde ich den Jäger nicht, so besorgt Ihr es. Ihr seid treu und Eurem Herrn ergeben, den Weg ins Gebirge kann ich nicht gehen, er ist zu weit für meine müden Füße, lebt wohl!"

Sie wandte sich und ging eilig dem westlichen Thurm zu.

"Nicht da hinaus!" rief der Hausmeister, "dort giebt es keinen Ausweg auf die Landstraße."

Judith achtete indeß nicht darauf und war halb den Blicken der ihr Nachschauenden entschwunden.

"Sie wird zu der Gräfin gehen," sagte er, "vielleicht eine Botschaft von den Stiftdamen überbringen. Die aber ist bei schlechter Laune und sie heßt die Kammerfrauen durchs ganze Haus, um den Junker Balduin zu suchen; der steckte schon gestern in der Rüstkammer und stieg, bewaffnet bis an die Zähne, aufs Roß und jagte durchs Thor, als gelte es mit dem Wittekind einen Wettritt zu unternehmen; beim Styr, es gehen seit einiger Zeit hier Dinge vor, die ein frommer Christenmensch sich nicht zusammenzureimen weiß; diese Worte waren an Babette gerichtet, die ihm zum Abschied die Hand hinhielt.

"Das weiß Gott ja," nickte sie; "seit der Kurt nicht mehr lebt, giebt's keinen der mit wenigen Worten uns ein Licht aufsteckt, wo der eigene Verstand nicht ausreicht klar zu sehen."

Und Babette stieg, ihre Schürze sorgfältig zusammenhaltend, mühsam in den zweirädrigen Karren und nahm neben dem Pächter, seufzend ihren knappen Sitz ein.

Ein Schlag mit der Peitsche. Der Gaul zog an und holpernd ging es zum Thore hinaus.

Judith war in den Wildpark gelangt und stand hier tiefaufathmend still. Das fahle Antlitz war noch um einen Ton blasser geworden; die blutlosen Lippen fest auf einander gepreßt, prüfte sie mit triumphirenden Blicken einen langen glänzenden Stahl und dann sah sie hinüber zum westlichen Thurm, dessen Fenster vom Abendsonnenschein vergolbet, friedlich zu ihr herüberblickten.

„Möge mir Jehovah oder Abbadon beistehen,“ flüsterte sie, „ich bin keine Christin geworden und will jetzt den Fluch Samuel Baruchs von meinem Haupte wenden; ich will thun nach seinem Willen. Er hat das Leben gelassen um meinethwillen und ich werde nehmen dem Mörder das seinige, wie er es mir befohlen hat in seiner Sterbestunde; ich will es thun ohne Reue, ohne Furcht, denn ich hasse ihn wie die sieben Plagen Egyptens und ich will befreien die Welt von einem Verräther. Ha! er ist ein Verräther geworden an seinem Brodherrn und ich hab's gesehen, wie er mit dem Gefindel getragen hat die Waffen aus der Rüstkammer bei Sturm und Nacht. Wenn es nichts Böses war, weshalb wählten sie den geheimen Weg durch die Fallthür; ich könnte es verrathen dem Rector, dem Burgherrn, wenn es nicht wäre gegen des Todten Gebot. Sie sollen sich vernichten und zerfleischen, die falschen Goims; du sollst sie belügen und betrügen und meinen Mörder tödten! Ich will nichts thun zum Heil für die Christen; aber ich will sie nicht beleidigen und verderben, lieber wollte ich meine Hand ins Feuer legen. Nur diesen Einen, diesen Einen, den ich hasse, der mir genommen hat die Stütze meines Leben.“

Dies waren die wilden Gedanken Judiths; sie warf plötzlich jede wehmüthige Regung von sich, richtete sich jäh auf und laufchte mit den Blicken einer Leopardin, welche ihres Raubes sicher ist. Dann schoß sie wie ein Pfeil durch das Gebüsch und kauerte bald hinter einem Mauervorsprung, verdeckt durch das wilde Gestrüpp, am Fuße des Thurmes.

Wie dunkle Geister stiegen die Schatten des hereinbrechenden Abends in diesem winkeligm Gemäuer auf. Drüberhin zogen rothgoldne Wölkchen am Horizonte und die leuchtenden Kuppeln und

Kreuze auf der Schloßkirche küßte, in ihnen sich widerspiegelnd, der scheidende Sonnenstrahl.

Da hob sich leise die alte, verrostete Fallthür und fiel auseinander. - Lange, gelbliche Finger wurden sichtbar und warfen geschäftig große Bündel alter Flinten und Partisanen ins tiefe Gras.

Dann trat eine Pause ein.

Bald darauf schlüpfte die geschmeidige Gestalt Judiths in die offene Thür; den Dolch in der Hand, stand sie, den Athem an sich haltend, in einem schmalen dunkeln Gang, der in einem thurmähnlichen Raum auslief.

Das schwache Licht einer Blendlaterne verbreitete wenig Helligkeit; leise streifte das Mädchen ihre Schuhe ab und huschte weiter.

Dort stand er und prüfte zwei schöne Pistolen, die er nach vollbrachter Aufgabe im Begriff war, in den Gürtel zu stecken. Da sprang Judith blitzschnell vor. Ein furchtbarer Stoß mit dem Dolch mußte unfehlbar den Mann zum Sturz bringen; aber als sei er der Geist des Abgrundes selber, an dem jeder Mordversuch zum Hohn wird, der Stahl sprang ab und die Hälfte fiel leise klirrend zu Boden, zu gleicher Zeit aber fühlte sich Judith an beiden Händen gepackt.

Das Entsetzen hatte sie willenlos gemacht und starren Blickes schaute sie ihrem Gegner in das infernalisches lächelnde Angesicht, während er mit eiserner Faust ihre hageren Handgelenke zusammenpreßte.

„Du bist's also und Deine Drohung, mich tödten zu wollen, war kein Kindergeschwätz,“ lachte er; „das trifft sich ja gut, Du tolle Närrin und ich will Dich hier in aller Stille zu denen betten, welche dort im Thurmloch seit vielen Jahren modern; noch ein paar Schritt weiter und kein Hahn kräht weiter nach einem so albernen Weibsbild; sind doch vor Dir ganz Andere in den Abgrund gestiegen, um im Schlamm den Molchen Gesellschaft zu leisten. Ei, sieh doch, mich wolltest Du tödten, Du dummer Kindskopf und denkst dabei nicht, daß Leute unseres Schlages, welche bedeutend genug sind, um ihnen nach dem Leben zu trachten; daß solche Leute, sage ich,

sich vorzusehen wissen und daß es für diese sehr kunstvolle Stahlhemden giebt, wo alle Dolchstöße abprallen.“

„Na, vorwärts, sträube Dich nicht! Ich habe Eile und kein Flehen schützt Dich vor Deinem sicheren Ende.“

Noch suchte Judith ihrem Todfeinde Widerstand leisten; es fiel ihr ein, daß die Dienstboten von dem unterirdischen Kerker erzählten, in welchem vor vielen Jahren so manche Unthat vollbracht sein sollte; daß dieses Gewölbe sich viele Klaster tief unter der Erde befinde und die hier hinabgestürzt würden, könnten noch einige Zeit zwischen schauerlichem Gethier leben und ihnen dann zum Opfer fallen. Dieser Gedanke kam Judith mit Blitzesschnelligkeit; das Haar sträubte sich ihr vor Grausen und das Herz stand ihr fast stille vor Entsetzen, aber kein Wort kam über ihre Lippen. Sie fühlte sich eine Strecke vorwärts gezerrt und gab nun auch allen Widerstand auf.

„Ich flehe nicht um mein Leben,“ murmelte sie, „nur macht schnell ein Ende.“

Einen Moment ließ der eiserne Griff nach, aber nur um sie dann noch fester zu packen. Da fiel plötzlich ein heller Strahl auf die Ringenden und in einer kleinen Bogenthür, zu welcher mehrere Stufen in die Höhe führten, erschien, einen silbernen Armleuchter mit brennenden Kerzen in der Hand, die Freiin von Löwentruk.

„Was geht hier vor? Ich hörte Euch laut sprechen, wo bleibt Ihr? Die Waffen müssen fort, ehe die Zeit verrinnt.“

Sie stieg ein paar Stufen herab.

„Ah! seid Ihr von Sinnen, was mißhandelt Ihr das Mädchen, was that sie Euch?“

„Sie wollte mich ermorden, Herrin und ich will sie dafür ins Jenseits befördern, wie sie es mit mir zu thun gedachte.“

„Daß sie frei, jetzt Euch zu rächen ziemt sich nicht. Geht, macht fort, die Leute müssen mit den Waffen ins Gebirge, ehe mein Gemahl heimkehrt; jede Verzögerung brächte Gefahr und keine so gute Gelegenheit wieder. Ich sage, laßt sie frei!“

Die Dame stampfte mit dem Fuße vor Ungeduld und ihre Augen funkelten vor Zorn.

Da schleuderte Leithold das Mädchen von sich, zog aber das Pistol aus dem Gürtel und richtete dasselbe auf Judith.

„Seid Ihr toll?“ rief die Dame, „wollt Ihr durch den Schuß das Gefinde herbeirufen? Die Fürstinnen Lippe würden Euch solches schlimm danken.“

Leithold steckte mit einem unterdrückten Fluch die Waffe wieder an ihre Stelle; doch, ehe er ging sprach er zu dem Mädchen, das in die Kniee gesunken war und das Gesicht in beide Hände barg:

„Es mag heute drum sein; aber hüte Dich, meinen Weg zu kreuzen, wie eine tolle Hündin schieße ich Dich nieder und wollte selbst die Herrin Dich wieder schützen.“

Er nahm die Blendlaterne an sich und verschwand bald am Eingange des schmalen Ganges.

Berwirth von den Eindrücken dieses entsetzlichen Augenblicks, kniete Judith noch immer auf dem Steinboden.

Da legte sich die Hand der Burgfrau auf ihre Schulter.

„Mach' fort!“ sprach sie! „Eile, Du darfst hier nicht lange weilen.“

Judith erhob sich langsam, schüttelte das aufgelöste Haar zurück und schickte sich an, den Raum zu verlassen.

„Noch Eins, Mädchen,“ sprach die Burgfrau, „diene Dir zur Warnung; es trieb Dich die Rache hierher, den Eingang zu belauschen, den nur Eingeweihte kennen; ein Wort davon und ich gebe Dich schonungslos in die Hand Deines Feindes!“

Judith nickte stumm.

„Was trieb Dich zu so gewagtem Unternehmen, hat der Jäger sonst an Dir gefrevelt, hat er Dich betrogen?“

„Um meinethwillen hätte ich ihn nicht tödten wollen,“ lächelte das Mädchen mit bleichen Lippen, „ich schwor es auf der Brust meines sterbenden Vaters und ich hasse den Mörder, der mir genommen hat meinen Stab und der elend und heimathlos gemacht hat für immer Samuel Baruchs verlassenes Kind.“

Als gähnte plötzlich ein Abgrund zu den Füßen der Edelfrau, so starrte sie mit weitgeöffneten Augen zu dem Mädchen hin. Sie taumelte einen Schritt rückwärts, der Leuchter bebte in ihrer Hand; aber sie hielt ihn höher empor und der grelle Schein beleuchtete jetzt von oben herab, die in Sammet gekleidete und mit Kleinodien geschmückte Dame, welche den heimkehrenden Gemahl im Festgewande zu empfangen gedachte, um an der Abendtafel als einziger Stern zu glänzen. Derselbe Schein beleuchtete aber auch das dürftig gekleidete Judenkind, das vor ihr mit aufgelöstem Haar und zer-rissenem Gewand, ein Bild des Jammers und der Dürftigkeit, da stand.

Judith fühlte, wie sich um ihr schmerzendes Handgelenk krampfhaft die zarten Finger der Dame legten.

„Samuel Baruch, sagst Du,“ flüsterte diese ihr mit heiserer Stimme ins Ohr, „und Du bist sein Kind?“

„Du lügst, Mädchen! Doch was sage ich, es giebt ja der Juden viele, die diesen Namen tragen; sprich, er kannte diese Gegend nie und Du bist weit — weit von hier geboren?“

„Nein!“ sagte Judith traurig, „dieses ist unser Vaterland; Jahre des Elends hat er getragen durch die Untreue seines Weibes. Der reiche Baruch ist geworden ein Schnorr, ein heimathloser Mann, durch das Elend, welches gebracht hat die falsche Mutter über ihr verlassenes Kind. Hier! hier fand er den Tod durch Mörderhand und Ihr selbst habt jenen Mann geschützt, der ihn tödtete.“

Die Burgfrau schleuderte die Hand Judiths von sich und griff mit einem wilden Schrei nach ihrem Herzen.

„Die falsche Mutter,“ stöhnte sie, „ja, Du hast Recht, ihr ganzes Leben war eine Falschheit und der Geist der Eitelkeit und eine sündhafte Liebe trieb sie dazu, eine Verbrecherin zu werden. O! diese Liebe war dennoch größer als die, welche Mutterliebe genannt wird.“

Judith richtete ihren traurigen, halb irren Blick voll auf die schönengeschmückte Gestalt.

„Was wist Ihr von meiner Mutter!“ sprach sie leise. „Die hohe reiche Christin hat Nichts gemein mit dem gotteslästerlichen

Judenweibe, das um eines reichen Goims willen verließ den Gatten und ihr hilfloses Kind.“

„Sehnst Du Dich diese Mutter wiederzufinden und würdest Du ihr vergeben?“

„Nein!“ sprach Judith rauh, „ich könnte nicht nehmen den Fluch Samuel Baruchs von ihrer Seele und ihr geben mein Herz, das sie getreten hat in den Staub und das in seinem Elend böse und schlecht geworden ist. Ich will sie nicht sehen, denn ich gedenke ihrer Schmach zu jeder Zeit!“

In den starren Blicken der Freiin spiegelte sich Verzweiflung gepaart mit Reue und Mitleid. Klirrend fiel der Leuchter zu Boden, es war finstere Nacht.

Lange war es still, dann flüsterte es plötzlich leise mit bebender Stimme.

„Komm, Judith, mein armes Kind!“ und zwei weiche Arme legten sich um den Nacken des Mädchens, „komm! Deine Mutter will gut machen, was sie an Dir verbrach; komm, komm ermanne Dich.“

Die feinen Hände streichelten ihr das verwilderte Haar und einen Moment wie betäubt, wie todmüde ließ sie den Kopf auf die Schulter der Dame sinken.

„O! daß ich dort unten bei den Schlangen läge,“ seufzte sie, dann lösten sich ihre Arme von dem schlanken Leib, den sie umschlungen hatten; sie brach zusammen und sank schwer auf den Fußboden nieder.

Draußen schmetterten die Fanfaren, lautes Rüdengebell und rohes Zurufen der Jäger und Knappen tönte durch die Abendstille.

Unter Lachen und Scherzen schritten die Cavaliere die Stufen hinan und befanden sich nach wenigen Augenblicken im Banketsaal, wo alsbald zum ersten Willkommen die vollen Humpen kreisten.

„Was bringst Du, Melchior?“ wandte sich der Burgherr zum Hausmeister, „Ah! ein Schreiben, wir kennen das. Unser guter Rector

schützt wie immer, wenn es hier hoch hergeht, Geschäfte vor. Na, thut mir leid, habe ihn gern, den Bravsten unter den Braven. Die große Jagd morgen und das allgemeine Schachspiel muß nun ohne ihn vollzogen werden.“

Mit diesen Worten schob der Graf das Schreiben ungelesen in sein Wams.

„Wir erwarten die Herrin bei der Abendtafel, Melchior; mit diesem Auftrag sendet die Pagen zu ihr und nun Ihr Herren, beeilt Euch, mir zu folgen; denn wie ich sehe, ist angerichtet und die Strapazen dieses Tages haben den Appetit um Einiges verschärft.“

Die gute Laune des Grafen wurde nur für einen Augenblick gestört, als der Page nach einiger Zeit erschien und die Herrin krank meldete.

„Weibermarotten, kennen das schon,“ murmelte der Graf, zu Puttkammer gewendet; „sind's gewohnt sie tagelang nicht zu sehen, aber daß sie so rücksichtslos die Gastfreundschaft verletzt, ist mir nicht lieb und werde ich zur Zeit meine Unzufriedenheit hierüber zu äußern wissen.“

Damit war die Sache abgethan und da nun die Abwesenheit der einzigen Dame den gesellschaftlichen Zwang löste, so gaben sich die Cavaliere desto ungezwungener dem Vergnügen des Schmausens hin. Lustige Schwänke, abwechselnd mit launigen Trinksprüchen, unterbrachen das Gläsergeklirr und fröhliche Lachen. Das Wohl des jungen Erbherrn war dabei nicht vergessen; aber dessen scheues Verneigen und schweigsamer Ernst, veranlaßte manchen der Gäste zu sonderbaren Gedanken.

Während nun aus den untern Räumen des Schlosses der Jubel nach oben stieg und zuweilen abgerissene Strophen eines Liedes dazwischen klangen, rang dort in den Prunkgemächern ungehört und ungesehen, allein und verlassen, eine schuldbeladene Menschenseele im bittersten Weh.

Wer hatte wohl eine Ahnung, welche Kämpfe, welche Schmerzen hier zu überwinden waren.

Mit ruhiger und sanfter Stimme ertheilte die Herrin des Schlosses, dem eintretenden Pagen Ihre Befehle, während sie das Brillantcollier mit dem Fuße bei Seite schob, das sie vorher, in Verzweiflung und mit wilder Hast, als brandmarke es sie, abgerissen und von sich geschleudert hatte. Es war der herzogliche Schmuck, den sie wiederum heute, dem Kanzler zum Troß und um ihn irre zu führen, dennoch angelegt.

Der Page ging. Und wieder saß sie zusammengesunken, das starre Auge auf den Fußboden geheftet da, alle Leidenschaften zuckten auf diesem bleichen Gesicht; es kämpften da die Dämone der Finsterniß mit den Engeln des Lichts und düstere Schatten verdrängten bald das milde Lächeln, das sich um diese schöngeschweiften Lippen legen wollte. Wie um die Stirn Cleopatras ringelte sich das aufgelöste Haar und die Schlangen der Verzweiflung wühlten in ihrem Herzen.

„O! es giebt eine Vergeltung,“ stöhnte sie; „Alles, Alles umsonst, was kann mir noch Frieden bringen? als ein ewiges Vergessen, ein Stillstehen dieser wirbelnden Gedanken.“

Die Gräfin fuhr auf. Wieder tönten Schritte am Eingang.

„Verzeiht, Herrin,“ ließ sich die Stimme des Pagen vernehmen; „eine verschleierte Dame läßt sich nicht abweisen; sie sagt, es gelte in dringender Angelegenheit Euch zu sprechen.“

Die Gräfin fuhr sich besinnend mit der Hand über Stirn und Augen.

„O! ich vergaß, daß Jene im Stift ein Recht auf mich haben,“ murmelte sie, „die Fürstinnen Lippe sind ungeduldig und senden eine Botin.“

Sie erhob sich und winkte mit der Hand.

Der Page ging.

Sie bückte sich, hob den Schmuck vom Boden und warf ihn zum übrigen Geschmeide, das zerstreut auf dem Tische lag.

„Verzeiht, edle Frau,“ ließ sich bald darauf eine wohlklingende Stimme am Eingange vernehmen, „daß ich zu so später Stunde in Euer Haus dringe.“

Und die Gräfin Zawaky schlug den Schleier zurück.

„Die schnelle Abreise der Nebtiffin,“ fuhr sie fort, „welche morgen in aller Frühe stattfindet, läßt mir keine Wahl in der Zeit übrig, da ich sie zu begleiten gedenke; zuvor aber eine dringende Angelegenheit mit Euch zu ordnen, gekommen bin. Es ist des Schmuckes wegen, Gräfin, den ich Euch bitte, mir für den rechten Preis, den er einst gekostet, liebeich übergeben zu wollen.“

Bewirrt und keines Wortes mächtig, griff die Freiin nach den Schmuckstücken, welche vor ihr lagen.

Das matte Licht einer verschleierte Ampel, die von der Decke herabhing, ließ die Züge beider Frauen undeutlich sehen; aber der helle Blick Elisabeths überschaute nicht nur mit eigenthümlicher Schnelligkeit die Unordnung im Gemache, sondern gewahrte auch das verstörte Aussehen der Burgfrau, das sich auffallend in ihrer Haltung und in ihrem ganzen Wesen ausprägte.

„Ja! Ja! nehmt den Schmuck, Gräfin,“ flüsterte sie hastig; „er hat mir, seit ich ihn besitze, viel Unheil gebracht; fort mit ihm! Ich mag das Geld nicht, gebt es den Armen; meine Hände berühren diese Goldstücke niemals. Nehmt ihn und die Schatulle dazu, in welcher der Schmuck lag und die ich Euch bringen will.“

Die Metallfeder erklang laut und mit brennenden Wachskerzen in beiden Händen, trat der Page ein.

Die Freiin winkte ihm, ihr zu folgen.

Elisabeth stand bestürzt über die sonderbare Art der Dame und schaute ihr beklommen nach. Der Lichtschein ließ ihr Gesicht leichenfahl erscheinen und das schwarze, herabhängende Lockenhaar verlieh demselben einen finstern, unheimlichen Ausdruck. Elisabeth folgte mit den Blicken dem langsamen schleppenden Gang der Dame, der alle Elasticität verloren zu haben schien.

Da stand sie im Nebenzimmer und stützte sich wie ermüdet und wie sich besinnend, auf einen Pfeiler und der Page mit den Lichtern blieb unschlüssig hinter ihr.

Aber wer war denn jene leuchtende Gestalt, welche lächelnd über der finsternen Erscheinung der Burgfrau zu schweben schien.

Aus dem goldenen Rahmen trat sie heraus, lebensgroß — lebenswahr; blumendurchflochtenes Goldhaar, wie Sonnenschein umstrahlt es ein lieblich weiches Mädchenangezicht; die kleinen Hände sind lässig im Schooß zusammengefaltet und die Augen schauen sinnig lächelnd und doch wehmüthig träumerisch in die Ferne.

„Balesca!“ so zitterte es wie ein unterdrückter Freudenschrei von Elisabeths Lippen.

Die Freiin zuckte zusammen.

„Wer nennt diesen Namen hier?“

„Verzeiht, edle Frau! die Dame dort, lebt sie, wessen Bildniß ist es?“ stammelte Elisabeth.

„Die erste Gemahlin meines Vatters,“ entgegnete düster die Edelfrau.

Elisabeth sank, keines Wortes mehr mächtig, in einen Sessel.

Das kleine Miniaturbildchen, welches bei den Papieren des jungen, unglücklichen Mönchs lag, war eine getreue Copie dieses Bildes oder umgekehrt.

So war er, der Sohn Balescas, nicht unter der grausamen Behandlung umgekommen. So war der junge Erbe ihr Neffe. Allein wie war dieses möglich, hatte denn der Graf die schimpfliche Behandlung seines Sohnes ungestraft gelassen und wie war er seinen Peinigern entschlüpft? Diese Gedanken zermarteten ihren armen Kopf. Sie sagte sich, daß hier ein finsternes Geheimniß walten müsse und daß der Burgherr nicht einmal davon Kenntniß habe. Den Zweck ihrer Anwesenheit vollständig vergessend starrte sie unausgesetzt das Bildniß an.

„Hier,“ sprach die Burgfrau, „ist nun was ihr erbeten und ich gab noch niemals ein Geschmeide mit so leichtem Herzen fort wie dieses.“

Elisabeth verneigte sich stumm und empfing wie traumbefangen das schwarze Ebenholzkästchen, welches den Schatz barg. Noch wollte sie zu erfahren suchen, ob er Balescas oder der jetzigen Gemahlin einziger Sohn sei; aber der müde, leblose Blick der Freiin hielt sie davon zurück und zögernd war sie an den Ausgang gelangt.

Dort empfing sie der Kanzler im Reitkostüm, gefolgt von seinen Knappen.

„Erlaubt, Gräfin!“ sprach er, „daß ich mich zum Schutz Eurer Sänfte anschließe; wir hörten von Eurer Ankunft und da ein gleiches Ziel uns berechtigt, denselben Weg zu gehen, so erlaubt, daß wir die Zahl der Veritlenen vermehren. Ein Ueberfall im Gebirge steht leicht zu befürchten, denn noch immer schwärmt dort Raubgesindel, das trotz allen harten Maßregeln von Neuem aus dem Boden zu wachsen scheint.“

Elisabeth verneigte sich und stieg, geleitet von dem Kanzler, die Stufen hinab.

Unten in der Halle empfingen sie die andern Cavaliere und der Burgherr neigte sich tief vor der Dame.

„Man könnte Euren Besuch geheimnißvoll nennen,“ sprach Eberhard galant, „denn Ihr wähltet leider eine Zeit zum traulichen Geplauder, von dem wir ausgeschlossen bleiben mußten.“

Elisabeths Fuß stoßte, ein Gedanke durchzuckte sie.

„Gestattet mir, mein edler Ritter!“ sprach sie, schnell sich fassend, „mir Euren Rath in dieser geheimnißvollen Angelegenheit für künftig zu erbitten; vielleicht ist auch Euer in dieser Stunde des traulichen Geplauders gedacht worden; vielleicht schlichtet Ihr den Zwiespalt und den Zweifel, den ein zagend Frauenherz bei kleinen Dingen hegt, die sich in ihrer Phantasie zum Niesenbau von Leiden thürmen.“

Sie trat einen Schritt näher.

„Vergeßt nicht, ein Papier, daß ich Euch morgen senden will, recht eifrig und mit Ernst zu lesen und wenn ich heimkehre, will ich mir von Euch die Lösung dieses Räthsels holen.“

Sie reichte dem Burgherrn ihre Hand hin, der sich achtungsvoll über sie beugte; dann nahm sie ihr Gewand zusammen und schritt eilig die Stufen der Freitreppe hinab, wo von Fackeln und Windlichtern beleuchtet, die Sänfte ihrer harnte.

Nachdem nun Puttkammer seinen Freund und dessen Sohn zum Abschiede umarmt und den zurückgebliebenen Cavalieren die Hände

herzlich geschüttelt, geleitete er die Dame zu ihrem Sitz und schloß die Sänfte.

Der Reiterzug scharte sich im Halbkreis um sie; die Fackelträger trabten voran und fort ging es im gemessenen Schritt über die Brücke der Landstraße zu.

„Eine sonderbare Frau!“ lächelte der Burgherr; „von mir verlangt sie die Lösung eines Räthfels und dennoch ist Niemand räthselhafter als sie selber. Nun, Ihr Herren, sucht Eure Gemächer auf; denn morgen geht es zur großen Haß ins Gebirge. Doch nach dem Frühstück gilt's, die Hunde zu sondiren. Du, Stephanus, wählst Dir dabei die besten aus, die Treiber sammt den Kossen laß vors Thor bestellen; doch hätt' ich's bald vergessen, wo steckt der Balduin und sein Gefelle? Sie zogen in den Wald hinaus, damit der Knappentrost die Netze zeitig stellen, als ob's schon heute dort zum Bürschen ginge. Noch nicht zurück, sagst Du, Stephanus? Bei Gott, er fehlte bei dem Mahle! Ist er vor Mitternacht nicht heimgekehrt, so blasen wir Alarm, Ihr Herren und reiten eine Strecke Weges ihm entgegen. Du Fridolin, mein Page, wache, bis wir einstweilen uns zur Ruhe legen. In einer Stunde sitzen wir vielleicht zu Roß.“

Der Burgherr grüßte die Anwesenden, drückte dem Sohn einen Kuß auf die Stirn und ging, während sich die Gäste in ihre Zimmer zurückzogen, um sich, mit Wamms und Koller angethan, ein wenig auf das Ruhebett zu legen.

Während nun der Burgherr zwischen Träumen und Wachen seltsamen Gedanken nachhing, in welchen seine Gemahlin und die Hofdame der kurischen Prinzessin keine unbedeutende Rolle spielten, saßen auf einem Baumstumpf am Waldesaum, da wo die Gegend am wildesten und unzugänglichsten war, zwei Männer beisammen.

Die Streiflichter des Mondes schlüpfen durch die Dichtung über ihre Häupter; nach und nach aber beleuchtete das helle Nachgestirn voll die bekannten Gestalten des Junkers Balduin und seines Gefellen.

Die sonst so vornehm zusammengekniffenen Augen des Junkers waren jetzt weitgeöffnet und aufmerksam zum Jäger hingerrichtet, horchte er eifrig auf dessen Erzählung.

„Ja, Herr, nickte Leithold, mit einem Gesicht, aus dem längst das demuthsvolle Lächeln verschwunden war, nach einer Pause seinen Bericht weiter verfolgend: „Ich hätte ihr mit dem Pistolenkolben das Hirn auch ohne Geräusch zerschmettern können, aber die Herrin stampfte vor Zorn den Boden. Nun, ich halte Wort; sobald mir die Zubendirne vor Augen kommt, ist's um sie geschehen. Doch hört weiter! Raum hatten wir die Waffen alle in Sicherheit, da erschien auch der Jagdzug am Thor und ich beilte mich, Euch hier aufzusuchen; der Augenblick ist da, Graf; die Aebtissin verläßt in aller Frühe das Stift und gegen Abend rücken wir in das alte Gemäuer ein; die Lippe'schen geben die Signale von der andern Seite und dann wollen wir einmal sehen, wer dem Leithold noch den Zutritt in den Stiftshof versagen wollte. Es müßte denn der Teufel selber sein; ich freue mich ordentlich darauf, wenn sie Widerstand leisten wollten, ihnen die breiten kurischen Schädel einzuklopfen; dabei werde ich denken, es sei das Gethier meines klugen Magisters Kunkel, das mir zur Ehre der Wissenschaft zum Schinden überliefert worden ist. Hei! das soll morgen eine Arbeit werden und den Pfortnerposten bei der neuen Aebtissin erkämpfte ich mir ganz zuerst.“

Die Augen des Mannes leuchteten bluthroth vor Mordgier und erschrocken zog sich der Junker zurück.

„Ich freue mich auf die Arbeit nicht,“ seufzte er, „denn da, wo es blutige Köpfe geben soll, bin ich nicht gern dabei; ich liebe den Frieden und die behagliche Ruhe des Wohllebens und bin an Liebkosungen gewöhnt, die, wie Du weißt, den Menschen weich und zärtlich machen. Hätte ich mein Wort nicht den Lippes verpfändet, bei Gott, ich bliebe jeko fern.“

„Feigling“ murmelte Leithold ingrimmig, dann wandte er sich und seine Stimme hatte einen schrillen Klang.

„Ich weiß nichts davon, Herr, daß Liebkosungen weich und zärtlich machen; denn ich bin nie geliebkoset worden, außer mit Fußtritten, Spott und Schlägen und dies macht aus einem denkenden Menschen, der kein Feigling ist, gerade das, was ich geworden bin.“

„Ja! Ja! ich glaube Du könntest einen Menschen tödten ohne mit den Wimpern zu zucken, wenn Du ihn hassst oder wenn es Deinen Vortheil gilt,“ entgegnete der Junker und klopfte mit der Gerte die Spitze seines glänzenden Reiterstiefels.

„Hat man mich dieses nicht von Kindesbeinen an gelehrt?“ entgegnete düster der Jäger. „Mein Meister ließ lebenden Hunden das Rückgrat zerbrechen, Kaninchen das Herz ausreißen und Vögel und anderes Gethier blenden, Alles zur Ehre der Chirurgie und wenn der zehnjährige Knabe über die Qualen dieser elenden Geschöpfe weinte, mußte er's zur Strafe selber thun. Mein Meister drückte mir das Messer in die kleine Hand und der Schnitt wurde von ihm geleitet; nach und nach ging's schon leichter; mir schwindelte nicht mehr; je mehr das Herz sich stählte, desto heller wurde der Blick und desto sicherer die Faust und ich strebte darnach, ein Gelehrter zu werden trotz meiner Niedrigkeit, aus welcher er mich nie erhob, die aber später aufhörte ein Hemmschuh meines Strebens zu sein. Ich sah, wie man die Frömmigkeit nach äußern Geberden schätzte und ich gewöhnte mich mit frommen Augenzwinkern und wehmuthsreicher Miene die Hoffahrt zu betrüben und die Dummheit auszubeuten. Wie es mir im Stift gelang, das wisset Ihr, Junker? Ihr seid doch selber Meister, wenn es gilt, den Pferdefuß zu rechter Zeit zu bergen. Doch was rede ich jetzt von mir, als ob ich mich zur Geltung bei Euch bringen wollte. Ihr seid der einzige Mann, vor dem ich Nichts bedeuten will; die Freiin aber ist die einzige Frau, die mich meistern kann nach Willkür, denn ich fühl's, daß jener Dämon, der mich unstät macht, auch sie beseelt und zum Bösen antreibt. Einst war ich thöricht mich vor Frauenmilde tief zu neigen, ein wankend Rohr war's, das jeder Wind bewegte; es war erbärmlich; nicht einmal Mitleid ward der Milde beigegeben aber hier ist Troß und eisernes Beharren und hier ist Hohn dem feindlichen Geschick. Bei Gott! wer so aus Nichts emporzusteigen weiß und mit bezwingender Gewalt sich Herrschaft kann erringen, dem beug' ich mich, denn der ist groß; ich fühl' mich ihm verwandt!

„Der Mondschein macht Euch toll,“ rief der Junker. „Laßt uns aufbrechen, geht, holt die Pferde, wir müssen heim, ehe Mitternacht gekommen; ich fürchte, man wird uns schon zu lange vermissen; Ihr eitler Thor, Ihr sprecht von einer Dame, als ob sie Euresgleichen wäre. Hütet Euch, frecher Gesell, das Auge gar zu hoch zu heben!“

„Herr, wer heißt Euch, meine Worte nach Eurer Gefinnung messen! Doch mit dem Hochgeborensein hat's oftmals ein seltsam Bewenden. Die Gräfin Horn kennt einen alten Harfner aus Uffeln, der singt gar seltsame Geschichten und Balladen und seit nun eines Abends im Stift der Harfner der Gräfin Löwentruz seine Lieder vorgesungen, wie Gräfin Horn es ihm befohlen, seit jener Stunde sage ich, übt jene Gräfin Horn so viel Gewalt an unserer Herrin, als wäre sie ein Werkzeug ihrer Laune. Welt, das sind Neuigkeiten. Nicht wahr, mein hoher Herr?“

Der Junker war aufgesprungen.

„Wie war der Inhalt jenes Liedes, das der Harfner sang?“

Der Jäger lächelte geheimnißvoll.

„Wenn Ihr den Inhalt dieses Liedes kennen würdet, dann wäret Ihr morgen der reiche Erbe wieder und bliebet es für immer.“

Der Junker schaute den Jäger zweifelnd an; dann aber rief er wüthend:

„Willst Du Dein Spiel mit mir treiben, beim Teufel, ich erwürge Dich, Versucher.“

„Ich habe Nichts gesagt, wenn Ihr's nicht wollt,“ entgegnete gelassen der Jäger; „auch bin ich kein Verräther, ich sehe nur klar. Was schert's mich, ob's Euch kränkt; Ihr könnt noch hoffen. Der junge Erbe hat noch lange Zeit, auch ist sein Vater wurzelsest, wie unsere stärkste Eiche im Gebirge; da trifft sich denn ein unglückseliger Zwischenfall, ein Unglückschuß beim Jagen, ein Sturz beim Wettrennen und mancher Erbe ging dahin, noch-ehe er's ganz geworden. Doch was ich sagen wollte, Euer Schwesterlein hat sich die Augenlein nach Euch blind gesehen; die fromme schöne Frau hat das Gesinde nach Euch müde geheßt. Da sind die Pferde, Junker, laßt uns heimwärts reiten.“

Schweigend trabten Beide neben einander her, Jeder in seine Gedanken vertieft und dem Junker summt es im Gehirn: „Oft kommt ein Unglückschuß beim Jagen, oft ein Sturz beim Wettrennen. Und morgen ist ein Jagen wie noch nie, nach Thier und Menschen, nach dem Eigenthum Anderer und nach Ehre.“

Der Junker erschrak über seine Gedanken, riß das Pferd an sich und stürmte weiter.

Leithold war einige Schritt vor einem kleinen Hügel stehen geblieben; sein Pferd bäumte sich empor und wollte schnaufend zur Seite! „Vorwärts!“ rief der Jäger. Da erhob sich etwas am Hügel und das Pferd sprang darüber fort.

Ein leises Grauen schüttelte die Glieder des Reiters. Schweigend über den Vorfall sprengte er mit verhängtem Zügel dem Junker nach. Schon sah man die Umrisse der Burg, dort lag der Teich, auf dessen dunkler Oberfläche sich die Mondesstrahlen schaukelten.

## Kapitel XV.

### Wiedergefunden.

Berwirth, und ihre Gedanken sammelnd schaute Judith den beiden Reitern nach; sie war müde und gebrochen, fast ohne es zu wissen, bis zum Grabe ihres Vaters gelangt. Ein blendender Mondesstrahl hatte sie aus ihrer Ohnmacht erweckt und so tastete sie sich bis zur offenen Thür, stieg hinauf und ging den gewohnten Weg zum kleinen Hügel, den sie mit bunten Scherben und Steinchen geschmückt hatte:

„Hörst Du es, Samuel Baruch,“ sprach sie, „ich habe sie wiedergefunden, ich habe sie gesehen, zwar wie im Traum, aber ich meine doch noch zu fühlen ihren warmen Athem; sie war so schön wie eine Königin von Juda und sie hat mich an ihr Herz gezogen wie ihr eigen Kind. Wenn sie Dein Weib geblieben wäre, so wäre sie zu schön gewesen für Dein Haus und unter Deinem Dache wäre ihre Klugheit geschwunden, wie Spreu im Winde. Ich weiß es jetzt, Samuel Baruch, wenn ich klug denke, so sind es die Gedanken von ihr und ich weiß, wenn ich böse bin, daß Du mich gelehrt hast Rache zu üben und zu fluchen meinen Feinden. Du hast mich behütet mit den Augen und gesorgt für mich das ehrliche und das unehrliche Stück Brod; aber sie hat mir gestreichelt das Haar mit sammetweichen Händen und sie hat mich geküßt auf den Mund, daß meine Seele aufschrie vor Glück in der finstern Stunde, da ich meinte zu sterben. Jetzt bin ich gekommen, Samuel Baruch, um zu sterben bei Dir, aber ich kann ihr nicht fluchen, denn ich habe sie wiedergefunden und sie hat mich beschützt in der Stunde der Noth.“

Leiser und immer leiser sprach Judith, die gewaltigen Erlebnisse der letzten Stunden hatten ihr die Sinne verwirrt. Ihr Kopf neigte sich müde herab, die Arme über die Brust gekreuzt, sank sie zusammen. Der Wind wühlte in ihren Haaren und der Thau nekte ihre Glieder; aber die Gewohnheit, Kälte und Sturm zu trotzen und das Nachtlager im Freien zu suchen, ließen sie den sanften Schlaf der Ermüdung und mit ihm liebliche, friedliche Träume finden.

Am Morgen des anderen Tages stand Junker Stephanus, des Befehls seines Vaters gedenkend, auf der Freitreppe und musterte die Jagdroffe, welche man vorüberführte; die Piquere mit den Hunden standen seitab und harreten der Befehle, sich ebenfalls stellen zu dürfen.

Im Banketsaal nahmen die Cavaliere ein Frühmahl ein, das seiner guten Weine wegen wohl verdiente nicht eilig betrieben zu werden und dem man mit weiser Behaglichkeit alle Ehre anthat, derweil draußen der junge Erbgraf im dunkelgrünen Sammetwams und dem Baret mit der Reihersfeder keine Eile zu haben schien, das Gelage mitzufeiern. Auch schien er es nicht gar ernsthaft mit der Revue zu nehmen; manch schönes Roß ging unbelobt vorüber, während das langgestreckte Pferd eines fremden Fanfarenbläfers seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Der lange Leib des Pferdes verschwand jetzt und hinter ihm kam eine merkwürdige, gekrümmte, knochige Gestalt zum Vorschein. Der dicke Kopf des alten grauhaarigen Mannes war mit einer Otternfellmütze von ehrwürdigem Alter bekleidet. Die weißgrauen, borstigen Augenbrauen sahen aus, wie mit Reifeis überzogen und beschatteten vollkommen die tiefliegenden Augen. Ein blauer Kittel, von einem schwarzen Ledergurt zusammengehalten, bekleidete den Oberkörper, die Kniehose aus grauem Zwillich und die Füße, mit den kurischen Parasiten angethan, kennzeichnete den fremden Hundezüchter, welcher sechs wohlgeschulte Thiere an der Leine führte und dem gegenüber das andere Gefinde der Gastfreundschaft wenig eingedenk, sich stolz und annaßend

benahm. Was sollte man auch mit diesem kurischen Tölpel beginnen, der schweigsam seinen Hantirungen nachging, ohne sich auch nur durch eine unvollkommene Mimik verständlich machen zu wollen. Man hatte ihn gleich in den ersten Tagen aufgegeben und begriff nicht, wie der kurische Kanzler den schönen Hund einen so häßlichen Führer als Geschenk für den Burggrafen hatte beigegeben können.

Seit nun aber der Junker sein Auge unverwandt auf den Mann gerichtet hielt, war dem Alten eine eigenthümliche Unruhe überkommen, welche sich zwar nicht zu auffallend äußerte; aber dem Beschauer, dem dieser Mann nicht fremd war, jetzt einen Beweis lieferte, daß eine gewaltige Aufregung sich seiner bemächtigt hatte. Er richtete sich allmählig aus seiner gekrümmten Stellung auf, dann schob er seinen Gurt in eine Lage, die ihm nur unbequem sein konnte und dabei fiel die Fellmütze eigenthümlich schräg zum rechten Ohr hin, um wieder, von der breiten Hand zurechtgeschoben, nach der linken Seite hin noch schlechter zu sitzen. Die Gesichtsmuskeln des Alten arbeiteten dabei; aber es war weder ein Ausdruck der Wehmuth noch der Freude, das sich da Bahn zu brechen vermochte.

Endlich flüsterte er fast unhörbar in einer fremden Sprache:  
 „Ach, Du ein Racker, habe ich Dich doch wiedergefunden!“

Dabei wunderte der Hundewärter sich durchaus nicht, daß sein „Wiedergefundener“ ein feines Herrlein geworden war. Das verstand sich ja Alles von selbst und daher stand er denn ruhig auf seinem Platz und lächelte endlich verstohlen und blöde vor sich hin. Selbst dann noch, als der Junker mit hastigen Schritten, Alles um sich vergessend, auf ihn zueilte, ihm beide Hände auf die Schulter legte und in eben derselben Sprache, die von keinem verstanden wurde, rief:

„Zansche, mein Freund, habe ich Dich wiedergefunden!“

„Mit Gottes Hilfe, ja!“ sagte der Alte, ohne sich zu rühren; aber in den Winkeln der treuen Augen schimmerte es, als ob sich von den bereiften Wimpern durch einen warmen Sonnenstrahl zwei Tröpflein gelöst hatten und dort hineingefallen wären.

„Sieh, wie vornehm ich geworden bin.“

„Warum denn nicht,“ entgegnete Janſche.

„Sehe ich aus wie ein Grafenkind,“ rief der Junker wehmüthig.

„Accurat so,“ nickte die Pagode.

„Du sollst es gut bei mir haben, mein Freund.“

„Ist schon gut genug, mein Junge, mein Jungherr wollt' ich sagen.“

„Auf Wiedersehen, reiche mir doch die Hand.“

„Kann nicht, Herr, die Hunde reißen aus,“ entgegnete Janſche mit scheuem Lächeln und sah über die Schulter des Junkers fort.

Dieser wandte sich und hinter ihm stand der Burgherr.

„Welch' seltsame Passionen,“ sprach er, „statt am Frühstückstheilzunehmen, hältst Du vertrauliche Unterredungen mit dem geringsten der Diener in meiner Landessprache. Wer lehrte Dich diese? Im Kloster zu Krakau pflegt man meines Wissens nicht lettisch zu sprechen.“

Jetzt fiel dem Junker das Mißliche seiner Lage ein. Die Cavaliere scharten sich bereits im Hofe und tief erbleichend aber mit fester Stimme sprach er rasch:

„Bei der Unterredung, welche ich mir von Euch, mein Vater, erbeten habe, soll Euch auch Aufklärung werden, wer mich mit der lettischen Sprache vertraut machte. Gewährt sie mir bald um Euret- und meinethwillen.“

Gräfin Bella lag, von tiefem Grimm erfüllt, in nachlässig reizender Stellung, wie immer, auf ihrem seidenen Ruhebett und betrachtete mit Aufmerksamkeit ihre goldgestickten Pantöffelchen, als ihr Bruder Balbuin, vollständig im Jagdcostüm gekleidet und reichlich mit Waffen im Gürtel versehen, hastig zu ihr eintrat. Ohne das Haupt zu erheben sprach sie:

„Mein Gott, Balduin! Du trittst ohne Meldung zu mir ein.“

„Verzeih', Schwester, aber die Zeit drängt, es wird Janten gleich aufgefressen, ich wollte Dir zuvor noch einen guten Morgen wünschen und nach Deinem Willen fragen.“

„Nun,“ entgegnete Bella mit nervöser Hast, „wer wie ich der Einsamkeit und der Gesellschaft seiner Kammerfrauen überlassen wird, kann nur zur Genüge der Ruhe pflegen, ohne gerade einen Willen zu haben; doch lassen wir das,“ sie richtete sich halb in die Höhe. „Wisse, ich habe Dich nicht um meinetwillen hierher bitten lassen. Es sind mir Nachrichten gekommen, Du hättest standeswidrige Verbindungen angeknüpft und wärest oftmals an gewissen Orten im vertraulichen Gespräch mit diesen gesehen worden. Ich dächte, einem Edelmann wie Dir ziemte dergleichen nicht.“

Der Junker sprang auf.

„Genug,“ rief er, „bin ich ein Schulknabe geworden, der bestellt ist, um gescholten zu werden. Du weißt, Bella, ich lasse meine Thaten nicht richten, am allerwenigsten von kurzfristigen Weibseuten.“

Er ließ sich in einen Sessel fallen und streckte die Füße auf einen goldgestickten Teppich aus.

„Fast müßte man glauben, die Leute hätten Recht; denn so unwirsch sah ich Dich noch nie. Mir gegenüber solltest Du Dich nicht so bloßstellen,“ sie drückte ihr Tuch vor die Augen und war im Begriff sich umzuwenden.

„Sieh', Bella,“ sagte er begütigend und streckte ihr die Hand hin, „ich bin Dir stets ein guter Bruder gewesen, weil ich Dich gern habe, drum laß sie schwätzen und kümmere Dich nicht um ihr Gewäsch, was weiß der niedere Mann von unserer Weise und was scheeren wir uns um ihn; das was er aus den Büchern schöpft, prägt er sich ein, um uns die Spitze zu bieten; so denkt es der kluge Rector, der Bürgersohn.“

„Ich meinte, er sei vom Stande,“ kispelte die Dame, „und seine Gemahlin, ein Liebling der Aebtissin, sei geadelt.“

„Ah pah!“ entgegnete der Junker geringschäßig, „es giebt keinen Stand außer den unsrigen,“ und seine Reitgerte strich leise den Rücken Bephyrs, der ihm knurrend die Zähne wies.

„Alles Andere, Schwesterchen, ist gemacht und unächt; warte nur, Du sollst meinen Verstand noch kennen lernen, obwohl ich das Bücherhoden nicht leiden kann; aber mit unsern Philosophen nehme ich es noch auf und meine Kunst ist gerade da lang genug, wo ihre Weisheit zu kurz reicht. Ich weiß mich stets der großen Schaar als rechten Mann zu zeigen. Hast Du es vergessen, daß ich oft mehr als Bruder Eberhard bei Vielen gelte, der gleich mit seinem Thun und Lassen die innere Denkungsart verräth und hältst Du mich nicht hoch? und hast Du selbst nicht oft, Du launisches Kind, gar gerne meine Schwänke angehört? Je mehr ich log, je mehr gefiel ich Dir. Es mußte nur geschickt und fein gelogen sein!“

Bella lächelte wieder.

„Geh! Du bist garstig, Balduin.“

„Ja, Kind, Du solltest sehen, wie ich im Kreise der Stockgelehrten als Weiser gelte, dort schweige ich unablässig und sehe mit ironischem Lächeln unverwandt die Zimmerdecke an. Sieh' her, so ungefähr!“

Die Gräfin lachte jetzt hell auf und schlug mit dem Fächer nach ihrem Lieblingsbruder.

„Nur dann und wann,“ fuhr jener ernsthaft fort, „drücke ich den größten Schreibern verstohlen die Hand, zuweilen auch den beiden Gegnern, die im Wortgefecht sich gründlich hassen lernen. Du hast mich aber niemals reden hören, armes Kind. — gelassen, ehrbar und bezwingend im Rathe als Ständeherr. O! Du würdest staunen über meine Würde! Sagte man Dir Nichts davon. Sieh, der Rede Honigseim gleitet über meine Lippen; aber so hoch sind die Gedanken, daß der gemeine Mann sie nie begreifen wird, wozu auch, ich denke nicht für ihn. Wenn ich mich in der Rede übe, geschieht's, um meine Weisheit an den Tag zu legen. Doch darf man mir das Wort nicht nehmen. Sieh' Bella, das macht mich wild, dann reißt der Faden und ich schweig, für lange. Horch! der Jagdruf schallt

zu uns herauf. Bei Dir vergißt man seine Pflicht und noch Ems hätt' im bald vergessen; was meinst Du, Kind, zu einem kleinen buntgefiederten Arras, den ich Dir zu kaufen gedenke; er wird Dir die Zeit verkürzen und kostet nur 500 Gulden.

„Ei wie schön!“ sprach Bella freudig; „doch meine ich, ist der Preis zu hoch.“

„Mit nichten, Kind, die Fürstin Lippe bietet 600 Gulden.“

„Nein, nein, wir nehmen ihn!“ rief Bella, „Du hast mir aber die 1000 Gulden für den Armreif, der ähnlich wie der, der Gräfin Horn, angefertigt werden sollte, mit zwei Brillanten mehr verziert, wie Du sagst, noch nicht erstattet. Es ist schon lange her und immer warte ich vergebens.“

„Ei Bella, was lange währt, wird gut.“ Noch ehe zwei Wochen ins Land gehen, kommt der fremde Kaufmann, dem ich das Geld vertraute, und bringt Dir ein Geschmeide, das werth ist, ein fürstlich Handgelenk zu zieren.

„Den Vogel will ich, Balduin!“ rief die Gräfin ungestüm, „es wird die Zeit mir gar zu lang. Die kleine Zibettage, die so schönes Geld gekostet, die mochte Zephyr nicht und ich schenkte sie dem Koch. Jetzt, lieber Bruder, schaffe mir den Vogel und nimm einen Theil des Geldes das dort liegt, er wird mir meine Einsamkeit vermindern, denn Eberhards Gemahlin und Gertha Wolbe haben mich verlassen und die Frauen des Stifts, sie scheinen todt zu sein.“

Der Junker lächelte fein.

Wieder erschalten unten die Jagdhörner.

Balduin steckte rasch das Geld ein, küßte seiner Schwester die Fingerspitzen und ging, begleitet von Bellas liebevollen Blicken, welche jetzt, mit dem klugen kranken Bruder völlig versöhnt, aufs Neue sich ihren Träumen überließ.

Mitten im Forst saß Graf Eberhard auf einem bemoosten Stein, die Hände über das Knie zusammengefaltet, müde und erschöpft.

Ein Page hielt den Trunk, den er aus silbernen Kannen schenkte, seinem Herrn hin.

„Trinkt noch nicht, mein Vater!“ bat Stephanus, der sich neben dem Grafen ins Gras gelagert hatte; der Wein ist kühl, ein kalter Trunk kann schaden.

„Meinst Du, mein Junge, dann trinke Du zuerst, denn Dir ist kühl zu Muth; derweil die Andern jagen, schleichst Du nach und schaust gemächlich zu, wie sie vor Deinen Augen den schönen Sechszehnder niederschießen. Wo ist Dein Muth und Deine Kraft geblieben, bist Du nicht Deines Vaters Sohn?“

Der Junker erbleichte.

„Das Jagen heute war ein Morden!“ sprach er leise, ich kanns nicht sehn, wenn das Gethier in Todesangst den Ausweg sucht, das durch die Reihumstellung seinen Feinden preisgegeben, so jämmerlich verenden muß. Es ist ein ander Ding, den Hirsch zu jagen mit eigener Gefahr; da giebt's der Wege viele ihn zu tödten, es bleibt ihm da die Möglichkeit die Kraft der Läufe zu erproben. Verzeiht, mein Vater, doch so scheint der Kampf mir ehrlicher.

„Rechtchaffen, wie Dein Vater, bist Du, Junge, doch zu gewissenhaft für einen Löwentruz.“ „Wohlan, noch ehe wir heimwärts ziehen, sollst Du den Rehbock treiben dort oben auf waldbekränzter Höhe. Kurz vor unserer Schlossesgrenze, dort stellt Euch auf Mann für Mann und Du an ihrer Spitze, dort ist kein Stellnetz und kein Kreis gezogen und was Dir ins Gehege läuft, ob Steinbock oder Reh, dem brenn außs Blatt, wies eben Dich gelüftet.“

„Ihr Leute, bringt mein Roß und blaset sie zusammen, die wilden Mordgesellen, sie fegen mir den Wald zu rein.“ Auf und davon, die Sonne ist im sinken. Ich fühle mich müde und wollte Stephanus, wir wären schon daheim.“

„So reiten wir den nächsten Weg nach Hause, die Andern kommen nach,“ entgegnete Stephanus.

„Geh mir, Du träger Junker; soll man Dich heute den Feigen nennen, derweil die Andern wackere Schützen waren.“ „Erst zolle Du

Dein' Jagdgebühr und schieß ein schlankes flinkes Thier," so klingt ein altes Jägerlied.

Lächelnd schwang sich der Graf in den Sattel und gefolgt von den Jagdbedienten ritten Beide zur bezeichneten Stelle. Hier riefen die Hornsignale die Cavaliere zusammen und mit Jubel wurde der Vorschlag des Grafen aufgenommen.

Bald stand der Kreis, die Gewehre angelegt und die Hunde trieben aus der Ferne das Wild heran.

Dort unter der breitästigen Eiche hatte Stephanus seinen Standort, ihm gegenüber der alte Graf, rechts und links in der gehörigen Entfernung Leithold und der Junker Balduin; dann kam der Erbmarschall, der Truchseß, der Oberstallmeister, der Erbmundschenk des fürstlichen Stifts und all' die andern Cavaliere, welche dergleichen Ehrenämter bekleideten und zu dieser Jagd geladen waren.

Da brach's durch die Zweige.

„Setz vor, Stephanus!" rief leise Balduin, „paß' auf, jetzt gilt es."

Eine Hirschkuh und zwei schlanke Ricken brachen durch. Stephanus bog sich vor, zu gleicher Zeit hing an seinem Halse ein seltsames Geschöpf. Es krachte aus den Läufen und Stephanus' Schuß ging ins Blaue.

„Judith, um Gotteswillen!" stammelte bestürzt der Junker und versuchte das Mädchen, welches in die Knie sank, aufrecht zu erhalten.

Der Burgherr warf sein Gewehr zu Boden und war bald drüben, wo der Unglücksfall sich ereignet hatte.

„Sie hat den Schuß im Rücken!" schrie er, „schafft Hilfe!"

Bleich und mit bebenden Lippen stand Balduin und regungslos auf dem Plage Leithold, während die Andern bemüht waren, Hilfe zu schaffen. Auf der Unglücksstelle aber kniete Stephanus und hielt Judith in seinen Armen, während er bemüht war, mit seinem Taschentuch ihr das Blut zu stillen, das bereits den Rasen färbte.

„Es ist nicht geschehen, gelobt sei Jehovah!" flüsterte das Mädchen, der Mordplan mißlang. „Hütet Euch, Junker, vor dem Jäger und seinem Herrn."

Sie athmete schwer und schwieg.

„Neigt Euch recht nahe zu mir!“ sprach sie endlich mühsam. „Wisset, ich habe sie gefunden, die Frau, welche sich meine Mutter nennt; Ihr kennt ihre Geschichte, denn Ihr waret der Lauscher in der Nacht des Laubhüttenfestes; Ihr waret gekommen zu sehen das Elend unseres Volkes und ihr habt gesehen, daß sie leiden und dulden die Qualen der Gehenna. Wenn Ihr sie sehet, die schöne Rebekka, sagt Ihr, ich habe nur gehabt die Gedanken für sie.“

Das Mädchen richtete sich mit Anstrengung höher auf.

„Sagt ihr, ich habe ihr Alles vergeben, verspricht es mir.“ Stephanus schaute sie bestürzt an.

„Sie redet irre!“ sprach er wehmüthig. „Ermanne Dich, Judith, Du armes Kind; denn ich kenne keine Frau, die Rebekka heißt.“

„Sie, sie, die Herrin von Löwentrug heißt Rebekka und ist meine Mutter, so wahr Gott der Gerechte mir giebt einen glücklichen Tod.“

„Die Schlossherrin, Deine Mutter?“ sprach Stephanus entsetzt.

„Meine und die Deine!“ flüsterte das Mädchen, „deshalb habe ich müssen bitten Jehovah um Dein Glück.“

„Wie soll ich es fassen, es verwirrt mir die Sinne,“ stöhnte Stephanus.

„Und ich habe Dich geschützt mit meinem Leben!“ entgegnete lächelnd Judith und wie ein bleicher Sonnenstrahl flog es über ihre fahlen Züge. „Dort! dort ist Samuel Baruch, ich bin nicht geworden eine Christin! Und mit starren Blicken sah das Mädchen auf den Burgherrn, der sie aus Stephanus Armen nahm und sanft an den kleinen, mit bunten Scherben geschmückten Hügel, lehnte.“

Jetzt schloß Judith den ewigen Schlaf und Stephanus fuhr mit sanften Fingern über die halb geöffneten Augen der Todten, die sich nun friedlich schlossen.

„Du hast nun den Frieden!“ flüsterte er; ich aber trage noch schwer am Dasein, fast wünschte ich an Deiner Statt zu sein.

Nach dieser Jagd gab es kein Schachspiel mehr. Die Cavaliere, durch den traurigen Zwischenfall bestürzt, begaben sich schweigsam in die Burg. Einer mochte dem Andern seine Gedanken nicht anvertrauen und dennoch ahnten Alle, der Schuß habe nicht zufällig dieses Ziel erreicht und ein Bubenstück verberge sich hier unter dem Deckmantel der Absichtslosigkeit. Ja man konnte sich nicht des Verdachtes erwehren, daß dies ein tückischer Angriff auf das Leben des jungen Erben gewesen sei.

Der Burgherr forschte bei seiner Heimkehr nach seinem Bruder und dessen Jäger.

„Es hieß, sie hätten sich mit einer kleinen Abtheilung Bewaffneter in den Wald begeben, um die Grenzwachen zu verstärken.

Die Herrin aber sei aus Herford, wohin sie geritten, noch nicht zurück; ein Bote aber habe schon heute früh eine Papierrolle übergeben, welche nur dem Grafen einzuhandigen sei.

Mit diesen Worten legte der Hausmeister das Packet in seines Herrn Hände.

Graf Eberhard prüfte, auf seinem Zimmer angekommen, mit Befremden die Rolle, um welche ein versiegelter Papierstreifen mit folgender Inschrift lief:

„Mein edler Ritter!

Zögert nicht den Inhalt dieser Papiere kennen zu lernen. Dem Prinzen Alexander von Kurland waren sie anvertraut und er empfing sie auf seinem Kriegszug nach Wien, wo er sich von seinem Regimente trennen mußte, um dem König von Polen, der sich in Krakau aufhielt, eine geheime Botschaft des Kurfürsten von Brandenburg zu überbringen. Ein Unwetter zwang ihn, in einem der Klöster vor Krakau, welches den heiligen Stephanus als seinen Schutzpatron verehrte, zu flüchten. Von einem sterbenden jungen Mönch erhielt er diese Papiere, deren Inhalt vielleicht für Euch von großer Wichtigkeit sein könnte. Wenn ich heimkehre, wird für uns Beide das traurigste Räthsel gelöst sein.“

„Elisabeth Gräfin Zawaty.“

Auf diesen Namen starrte der Graf.

„Schnell verdoppelt die Kerzen!“ befahl er und seine bebenden Finger zerrissen das Band.

„Gräfin Zawayk,“ murmelte er, „mein Gott, es gab ja keine Gräfin dieses Namens außer Balesca.“

Nach zwei Stunden erschien der dienstthuende Page und fand bei den herabgebrannten Kerzen seinen Herrn wie im trunkenen Zustand, mit verwildertem Haar, die Hände vor das Gesicht gedrückt, im Sessel zusammengesunken. Zerstreute Papiere und ein kleines Medaillonbildchen lagen vor ihm auf dem Fußboden. Bei dem Geräusch des Eintretenden richtete der Graf sich nicht auf und der Page, gewohnt, das Schweigen seines Herrn nie zu stören, verließ lautlos das Zimmer und bekreuzte sich draußen still, der weiteren Befehle harrend.

Mitternacht war längst vorüber und immer noch drang kein Laut von innen zu ihm heraus und er verließ leise das Gemach.

Wieder öffneten sich die Vorhänge und der Junker stand bleich und mit verstörtem Antlitz auf der Schwelle.

Der Page hatte Recht, der Burgherr war schwer erkrankt.

Diese traurige Botschaft trieb Stephanus an, zu seinem Wohltäter hinzueilen.

Graf Eberhard regte sich jetzt. Der starke Mann rang die Hände und ein tiefes Stöhnen, wie der Aufschrei des verwundeten Löwen, entrang sich seiner Brust.

„Mein Gott! was ist geschehen,“ jammerte Stephanus und sank zu den Füßen des gebrochenen Mannes nieder.

Der Graf schaute ihn fremd an.

„He! Du hier, wer bist Du? Ihn, ihn, meinen Sohn haben sie gemordet und Du Unseliger willst statt seiner die Rechte genießen, welche ihm gehörten. Wie wagst Du es noch, vor mein Angesicht zu treten.“

Der Junker richtete sich jäh auf und ließ die herabhängende Hand seines Vaters fahren.

„Ihr seid jetzt nicht stark genug, Herr, um anzuhören, was ich Euch zu vertrauen, schon längst ersehen. Ein großes Unglück hat Euch dem Unglücklichen gegenüber hart und ungerecht gemacht. O! könntet Ihr mich hören. Vielleicht ist mein Geschick beklagenswerther als das Eure. Der junge Mönch starb wie ein Heiliger und in der Scheidestunde habe ich ihm die Augen zugeedrückt. Er war Euer Sohn. Ha! jetzt begreife ich Alles, dort liegen die Papiere; ich kenne ihren Inhalt und jenes kleine Bildniß; ich sah es oft in seinen Händen. Er starb den Tod des Dulders und er ist schmerzvoll zu beweinen. Mein Ende aber wird Schmach und Schande sein.“

Der Junker verhüllte sein Gesicht und schwieg.

Der Graf sah bald auf den Jüngling, bald auf das kleine Bildniß, das vor ihm lag. Er fuhr sich mit der Hand über die Augen, dann winkte er Stephanus zu sich heran.

„Ich habe ihn verloren für immer!“ sprach er düster. „Was giebt's noch in der Welt, das mich versöhnen könnte. Du sagst, Du warst bei ihm. Wohl an, erzähle, ich will Dich hören; mich flieht der Schlaf und Dich läßt Deine Schuld nicht ruhen; komm, setz Dich hier zu meinen Füßen nieder.“

„Herr, wenn ich schuldig bin, so bin ich's nicht mit Vorbedacht gewesen und seit ich ahne, daß man Euch durch mich betrügen will, da läßt's mich keine Ruhe und wie ein höllisch Feuer martert's mir die Seele. So hört mich denn, ich will's nicht lange machen und habt Ihr mich gehört, dann laßt uns Abschied nehmen, nur gönnt mir als ein Zeichen Eurer Gnade, daß ich das Judenkind bestatte, dann wollen wir für immer scheiden. Wie mein Erscheinen für Euch ein böser Traum gewesen, so wird die Erinnerung an Euch, mir stets ein lindernd Balsam für alle Schmerzen meines Lebens sein.“

Draußen hörte der Page noch lange die leise Rede des Junkers.

Ein leichter Streif im Osten schien bereits den Aufgang der Sonne zu verkünden, obwohl draußen die Vöglein sich noch nicht regten.

Die Unterredung drinnen wurde immer lauter.

„Ha! ich will sie zur Rechenschaft ziehen,“ schrie plötzlich der Burgherr auf. „Wehe dem! der Schuld ist an seinem Tode, ich

werde diesen heuchlerischen Pfaffen Anselm, den Beichtvater meiner Gemahlin, viertheilen lassen und sie, sie, Rebekka, muß Rechenschaft geben, ob sie von dieser scheußlichen That Kenntniß hatte. O! diese Frau, die Furie meines Lebens, wehe ihr! tritt sie vor mein Angesicht, und Du, dennoch mein Sohn, mein verstoßener Sohn. Ich habe Dich wiedergefunden als ein Vermächtniß des heiligen Stephanus. Nein! weine nicht, trockne Deine Thränen; Du bleibst mein Stephanus, Du hast's um Dein Geschick und auch um ihn verdient."

Der Junker schluchzte laut auf.

Draußen hörte der Page, wie ein Sessel plötzlich mit einem lauten Geräusch umstürzte.

"Das giebt ein Unglück; jetzt halte ich mich nicht länger!" sprach der Page und eilte zum Eingange des Gemachs und schlug die Vorhänge zurück.

Da standen sie beide, Vater und Sohn, festumschlungen. "Ich dacht's wohl," flüsterte der Page, "der hat ihm alle schlimmen Geister fortgeschreckt, nun, Gott sei Dank! Es war die höchste Zeit, daß ich den Junker holte."

Mit diesen Worten zog er sich zurück, schloß die Vorhänge und wollte sich auf die Ruhebank strecken, um noch ein wenig den versäumten Schlummer nachzuholen.

"Ehe wir's uns versehen, ist die Sonne herauf," sprach er; "aber dort der rothe Streif am Himmel ist doch ein seltsames Morgenroth."

Er drückte das Fenster auf.

"Bei Gott, in Herford brennt es und höre ich recht, so klingen die Glocken des Münsters dumpf zu uns herüber; da thut wohl Hilfe Noth und jede Morgenruhe wäre hier Sünde."

Nach einigen Minuten blies der Thürmer mit lauten Hornstößen das Volk zusammen.

Halb schlaftrunkene Reiter schwangen sich aufs Roß, bald saßen auch die Cavaliere im Sattel, an ihrer Spitze der Burgherr und sein Sohn und fort ging's im sausen Galopp, daß Riez und Funken stoben.

Am Abend desselben Tages saß Gertha Nolde in ihrem stillen Gemach, im Stift auf dem Berge, mit hochgerötheten Wangen, und ordnete die vergilbten Blätter ihres alten mißhandelten Gebetbuches. Zwei Pergamentblättchen und drei zusammengefaltete Briefe, welche trotz der verblichenen Inschrift dennoch deutlich Namen und Jahreszahl sehen ließen, faltete sie nach genauer Prüfung sorgfältig zusammen, während Babette bemüht war, den zweiten Deckel aufzudrücken, der noch von den Zähnen Zephyrs verschont geblieben war, um dessen Inhalt zu erforschen.

„Seht her, Fräulein, da sind noch zwei zusammengechnürte Briefchen; hier, der Faden ging von selber auf; nehmt und leset.“

„Ich kann's nicht entziffern, Babette, wo nur Levin bleibt. Hier ist so viel Latein und er ist dieser Sprache mächtig. Doch sieh! dort steht „Agnese Nolde“ und dort „Duc Wilhelms.“

Gerthas Hand zitterte.

„Meinst Du nicht, Babette, daß wir hier die Briefe des Herzogs Wilhelm und unserer Ahnfrau Agnese Nold in Händen halten; sie war dem Herzog theuer und treu ergeben, obwohl derselbe ihren Vater so grausam tödten ließ.“

Babette schlug die Hände zusammen.

„Nein, so was lebt nicht, Fräulein! Ich habe später selber dran gezweifelt, wer hat nun Recht? Wenn jetzt der alte Herr aus seinem Grabe stiege, dann würd' ich unerschrocken sagen: „Es war kein Ammenmärchen, Herr, Ihr habt mich ohne Grund gescholten, seht, hier steht's; da haben sie sich geschrieben und Gottlob, die Sonne bracht es an den Tag. Dort kommt nun auch der Freiherr, Fräulein, so eben steigt er ab vom Roß, der wird's noch deutlicher aufklären, der kann's; der kennt das Rauberwälsch aus allen Ländern und das Latein, wie ein Scholastiker der besten Sorte.“

„Geh', Babette, verlaß uns.“

„Ich gehe schon, Herrin, und bitte Euch, seid gut zum Junker; wie wollt ich glücklich sein, wär't Ihr nicht so verhärtet und grausam gegen ihn.“

Auf der Schwelle begegnete Babette dem Freiherr. „Guern Eingang segne Gott, Herr!“ sprach die Alte gerührt; „hofft nur, es wendet sich noch Alles zum Heil.“

Es war doch eine große Arbeit gewesen, die alten Briefe zu entziffern und selbst Levin Nolde hatte Mühe gehabt, sich mit dem Inhalt derselben vollständig vertraut zu machen.

Es war schon spät geworden und beim Schein der Lampe saßen die Beiden noch immer zusammen und waren bemüht, die sonderbar geschnörkelten Buchstaben und den oft unklaren Sinn der Worte nach eigenem Verständniß sich zu deuten. Da lagen sie nun endlich geglättet und geordnet und Beide waren vollkommen inne geworden, daß es sich hier um eine tiefe Neigung des Herzogs Wilhelm und des Fräulein Nolde gehandelt habe.

„Gelobt sei Gott! Levin,“ sprach endlich Gertha, tief athmend. „Der alte Haß der Kettlers und der Noldes war diesen Beweisen nach, doch nicht so ganz begründet; so mag er mit den Papieren hier der Vergessenheit anheimfallen und ich darf, ohne eine schwere Sünde zu begehen und ohne den guten Geist meines Vaters zu erzürnen, die Kettlers schätzen und —“

„Von Herzen lieben“ setzte der Freiherr hinzu, „ja, das darfst Du, theure Gertha, auch wenn diese Papiere nicht da wären; nur laß für mich im kleinsten Winkel Deines liebevollen Herzens ein wenig Raum.“

Das Fräulein reichte ihm ihre beiden Hände hin.

„Du guter Levin, wie verdiene ich so viel Treue.“

„O! Geliebte, was seit der Kinderzeit so fest verwachsen ist mit meinem Herzen, dem untreu zu werden, vermag ich selbst im Tode nicht, wie wäre dies möglich?“

„Mein theurer Levin.“

„Und folgst Du mir zur Heimath,“ fragte er leise.

„Ja.“

„Horch, was war das. Die Glocken des Münsters hallen zu uns laut herüber und zu so ungewohnter Stunde. Hörst Du es,

Levin, das sind Nothsignale. Um Gotteswillen, dort steigt eine Feuersäule auf."

"Das fürstliche Stift ist umzingelt," rief der Freiherr, das Fenster aufreißend; „mein Pferd hierher und alle Mannen aufgefessen, da giebt es heiße Arbeit, Gott schütze uns."

"Komm hierher, Babette und laß das Klennen, sei guten Muths und zeige Deine alte Kraft. Bewache mir mein Kleinod, hörst Du! Hier sollen mir die Raubgesellen nicht den Weg vertreten, sage den Frauen, für sie giebt's keine Gefahr."

"Seht da, die Oberin ertheilt Befehle die Thore zu schließen, das ist weise. Lebe wohl, Geliebte! In wenig Augenblicken, will's Gott, bin ich bei Dir."

Gertha sank weinend in die Arme ihrer Kammerfrau, während der Ritter, gefolgt von bewaffneten Leuten, durchs Thor sprengte, das sich gleich hinter ihm schloß.

Schon der Weg zum fürstlichen Stift war mit neugierigem und raublustigem Gesindel angefüllt.

"Platz da!" rief der Freiherr und zog sein Schwert, während die Reiter mit gefüllten Partisanen sich links und rechts Bahn zu brechen suchten; „das Thor muß schnell erstürmt werden!" rief er, „dort wüthet der Kampf am stärksten, auch sehe ich Rauchwolken sich aus den Fenstern des Capitelsaales herauswälzen. Vorwärts! wenn's noch nicht zu spät sein soll."

"Hier giebt's keinen Durchgang," rief ein geharnischter Mann, der den nördlichen Eingang des Stiftes zu bewachen schien.

"Für dergleichen Schufte wie Du, wohl nicht" rief Levin und ein wuchtiger Hieb seines Schwertes machte den Mann taumeln und von den Partisanen der Berittenen niedergeschlagen, sank er zu Boden.

"Sie haben die fürstliche Schatzkammer erbrochen und die Kirchengengeräthschaften geraubt!" rief eine Frau, in wilder Hast den Reitern entgegenstürzend. „Brandow liegt geknebelt und der Pförtner erschlagen in seinem Blute."

"Die Pest über die Bestien!" fluchte ein Reiter; „den Brandow müssen wir schützen, vorwärts!"

Im Stiftshof angekommen, war es unmöglich, den innern Eingang gleich zu gewinnen; der Kampf wüthete überall, die wenigen Stiftsbeamten hieben drein und wehrten sich, so gut es ging. Dazu fehlten die Cavaliere, welche für die Sicherheit des Stifts einzustehen hatten; denn sie waren alle zur Jagd auf Burg Löwentruß und mit ihnen fehlte die rechte Umsicht und das rasche Einschreiten und so waltete denn nur blinde Kauflust und rohe Willkür.

Im innern Raum des Münsters war die Sacristei erbrochen und zerstreut lagen noch einzelne silberne Geräthschaften auf dem Boden.

„Laßt ab, ihr Bösewichte!“ schrie der Rector, der keuchend, das Schwert in der Hand, sich vor den Eingang zu stellen suchte.

„Klaus, hinauf in den Thurm und löse den Glöckner ab, der Mann scheint zu erlahmen und die Glocken dürfen nicht aufhören, um Rettung zu rufen.“

„Ich sage Dir, mach' Platz, Du mit der Helmhaube; Du hast Dein Schelmenangeficht verkappt; es hilft Dir nichts, jetzt mach' den Weg mir frei.“

Da sank das Schwert des Geharnischten durch die Luft, — der Rector bückte sich und der wuchtige Streich fuhr in den Boden.

„Ah! meinst Du es so, Du feiger Hund; gut, so kämpfen wir.“

Die Schwerter klirrten und der Kampf begann; doch war er ungleich, die Kraft des Rectors ging zu Ende.

Da fuhr ein Schlag über den Arm des Gewappneten mit furchtbarer Wucht herab und trennte ihm die geballte Faust, welche das Schwert hielt, mit einem Streich herunter. Der Mann stürzte und über ihn hinweg gieng weiter.

„Wo sind die Frauen?“ schrie Levin, „wo die Hüterinnen der heiligen Geräthschaften, daß man's wage so grausen Anflug hier zu treiben.“

Levin, gefolgt vom Rector und einem Trupp Bewaffneter, stürmte die Treppe zum Capitelsaal hinauf und fand die Fürstinnen Lippe, die Gräfin Horn, die Gräfin Sayen und andere Damen des Stifts um ein Lager geschaart, auf welchem der Junker Balduin, schwer verwundet, lag.

„Hilf mir, Levin,“ stöhnte der Verwundete, „sonst geht's zu Ende; der große Blutverlust, schaff' einen Arzt, Gott verdamme die Rädelsführer, im Kampf mit ihnen traf mich eine mörderische Kugel.“

„Zum Lohn für Deine Tücke,“ schrie Levin; dann wandte er sich zu den Franen. „Wodurch entbrannt der Streit, ihr Damen? Wer hat's heraufbeschworen? Ich frage nicht als Richter, nur als tief empörter Mensch und bin entrüstet über so viel Tücke und wohlberechnete Verrätherei.“

„Dort naht die Stadtmiliz,“ flüsterte die Gräfin Sagen aus dem Fenster schauend und tief erbleichend; „und vom Fürstbischof noch keine Botschaft.“

Die aufgehende Sonne beschien mit ihren bleichen Strahlen eine wüste Stätte; aber der Kampf hatte aufgehört und die schwüle Ruhe, welche jetzt eingetreten war, lag bleischwer und beängstigend auf allen Gemüthern. Die Rädelsführer, theils verwundet, theils geknebelt, befanden sich in sicherem Gewahrsam und das Feuer, welches ruchlose Hände angezündet, war gelöscht; aber die geschwärzten Mauern und ein eingestürzter Bogengang zeugten von der zerstörenden Macht der Flamme. Einzelne Geräthschaften lagen zerstreut auf dem Boden, zertrümmerte Fenster und Thüren mahnten noch immer an die Schrecknisse der vergangenen Nacht und die Truhen und Koffer, deren zersprengte Schlösser von der Gewaltthat der Zerstörer Zeugniß gaben, waren ihres Inhalts beraubt oder derselbe lag halb verbrannt und zerstört, ausgestreut in den Gängen.

Oben im Capitelsaal schlief der Junker Balduin den ewigen Schlaf, er war still und kalt und Niemand kümmerte sich um seinen Leichnam. Alles Forschen nach Leithold war vergebens; er war und blieb verschwunden. Draußen fing man an die Trümmer und die traurigen Reste verbrannter Kostbarkeiten fortzuräumen. Zerbrochene Schwerter, zer Schlagene Rüstungen, in Blut getaucht, zeugten genugsam von der Wildheit des Kampfes und lieferten die traurigsten Beweise menschlicher Verirrung. Hier war der Zweck des Streites vergessen worden; der Kampf um Ruhm und Ehre in Mordlust und in Blünderung ausgeartet.

Die Fürstinnen bereuten bitter, sich dem Schutze eines Volkes anvertraut zu haben, das wie ein entfesseltes Thier nur seiner Leidenschaft nachging und sich der gerechten Uebermacht, nachdem ihm kein anderer Ausweg blieb, mit Schmach und Schande feige überlieferte.

Bei dem Erscheinen des Burgherrn und seiner Reiterschaar und beim Anblick der höhern Stiftsbeamten, welche mit ihm eintrafen, bemächtigte sich des großen Haufens ein gewaltiger Schreck. Ein großer Theil der Räubelführer floh ins Gebirge und der Graf entdeckte mit Bestürzung unter den Verwundeten seine eigenen Leute, welche von dem Junker Balduin zur Grenzwaage abgeordnet waren.

„Bin ich denn nur von Verräthern umgeben,“ rief traurig der Graf, „und mein eigener Bruder mitten unter ihnen. Komm, Stephanus, laß uns heimkehren; es ist zuviel für einen alten Mann, ich habe nicht die Kraft noch mehr zu tragen.“

Der Junker folgte seinem Vater, von dessen Seite er nicht gewichen war.

Ja, war es denn möglich! Der Burgherr schien in dieser Nacht um viele Jahre älter geworden zu sein. Den stolzen Nacken tief gebeugt, saß er zu Pferde und selbst das Haar, das wirr ihm um die Schläfe hing, schimmerte weiß und schien über Nacht vollständig ergraut zu sein und sein müder Blick streifte theilnahmlos den eigenen Sohn.

---

Wochen waren vergangen und Vieles noch geschehen.

Im Stift war wiederum der äußere Frieden eingelehrt. Die Frauen lebten still und scheu, sich meidend, wie unter dem Druck der eigenen Schuld.

Seit sich aber ein schweres Unglück auf Burg Löwentruz ereignet hatte, lag die Gräfin Horn täglich, aufgelöst in Thränen und vertieft im Gebet, vor dem Altar. Sie betete für das Seelenheil jener unglücklichen Frau, welche das Werkzeug ihrer Ränke gewesen war, deren Lebensgeheimniß ihr ein alter Harfner in die

Hände gegeben und das sie als Schreckmittel gebraucht hatte, um die Unglückliche zu unbedingtem Gehorsam zwingen zu können.

Seit nun die Herrin von Löwentruz durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde ihr Leben eingebüßt, zehrte die Reue am Herzen der Gräfin Horn und sie beweinte bitter den Tod der einzigen Freundin, wie sie die Verstorbene nannte. Dies glaubten denn auch Alle und man ehrte schweigend den tiefen Schmerz der Gräfin Horn.

Der greise Burgherr hielt oftmals einen Streifen Papier in der Hand und seine trüben Blicke konnten sich nicht abwenden von den wenigen Worten, die darauf geschrieben standen und die mit Flammenschrift in seine Seele eingegraben waren. Es war Rebekkas letzter Gruß und lautete:

„Ich sühne mit dem Tode, was ich verbrach.“

Das zaumlose Roß, das allein heimgekehrt war, ließ den Grafen nur zu sehr den wahren Zusammenhang ahnen; er fand die Unglückliche, das schöne Haupt an einen Stamm gelehnt, ganz in der Nähe des Wildbaches, mit einem traurigen Lächeln auf den Lippen, für immer eingeschlafen.

Elisabeth fand bei ihrer Heimkehr mehr als ein trauriges Räthsel gelöst. Alles, was sich in dieser Zeit begeben hatte, war ja genug, um die Freude für lange Zeit, aus manchem Hause und aus manchem Herzen zu bannen und dennoch linderte diese Zeit allmählig die Allgewalt der bitteren Erinnerung.

In seinem Sohn sah der greise Burgherr neue Hoffnungen erblühen. Elisabeths frommer Sinn und liebliche Anmuth belebten oft die einsamen Brunnkammer und ließen so manchen Augenblick die trüben Erinnerungen in den Hintergrund treten.

Als nun eines Tages der junge Erbherr zu seinem Wiegenfeste auf der blumenbekränzten Freitreppe die Huldigung der Dienerschaft empfing, da nahte sich auch der greise Hundewärter, um demüthig den Rockzipfel des gnädigen Herrn zu küssen.

„Du nicht, Fantsche, Du nicht,“ hatte der Junker, sanft abwehrend, mit weicher Stimme gesagt. „Vergiß es nie, daß Du mein

Freund bist. Geh' und gieb Dein Amt ab; Du sollst hinfort der Ruhe pflegen."

Und eben so durch laubgeschmückte, weitgeöffnete Thore war wiederum die Aebtissin eingezogen und hatte Besitz genommen von dem Hause, das jetzt keine Spur der früheren Zerstörung trug.

Elisabeth war ihr voran geeilt, um für den würdigen Empfang zu forgen und Alles sanft zu ebnen, was rauh und unsanft das Gemüth ihrer Herrin berühren konnte.

Getilgt schien nun auch der schlimme Geist der Zwietracht und des Neides.

Gebogenen Hauptes naheten sich ihrer Oberin die Fürstinnen Lippe und tiefe Reue im Blicke die Gräfin Horn.

Mit lieblichen Worten und mildem Lächeln dankte die Aebtissin für den ehrenvollen Empfang, und Alles schien vergessen und wie ein böser Traum entschwunden zu sein.

"Elisabeth, wir haben ihn wiedergefunden, den Frieden, nach dem wir Beide so heiß gerungen," sprach die Aebtissin am Abend desselben Tages, "und ich glaube nun, daß meine Rechte gewahrt sind für alle Zeiten."

Wieder läuteten nach einigen Tagen die Glocken des Münsters; aber ihr freudiger Klang rief diesmal zu einem Feste, wo es viel zu schauen gab.

Die fürstliche Aebtissin hob heute ein blondes Töchterchen der Rectorsfrau aus der Taufe, welchem der Name „Charlotte“ beigegeben ward.

Angethan mit einem Brocatkleidchen, wie ein fürstlich Kind, sah das kleine Geschöpfchen mit klugen Augen in die Welt und hielt ganz still beim priesterlichen Segen, zum Zeichen, daß es mit seinem Geschick zufrieden sei.

Auf die Anklage der Aebtissin und des Grafen von Löwentruk war Pater Anselm der gerichtlichen Haft übergeben. Ruhig und ohne mit den Wimpern zu zucken, hatte er sich in Ketten schließen lassen; aber der Kerkermeister fand ihn am andern Morgen todt auf seiner Streu. Ein Ring an seinem Finger, den man vergessen hatte

ihm zu nehmen, enthielt ein schnelltödtendes Gift und dies war sein Retter, vor einem Tode durchs Beil, geworden.

So waren die Jahre gekommen und gegangen.

Man hatte den Burgherrn längst zu Grabe getragen und auch die Gräfin Bella war einer nervösen Krankheit erlegen.

Die greise Elisabeth wiegte auf ihren Knien die Kinder ihres Neffen und erzählte ihnen Märchen von der schönen Balesca und dem heiligen Stephanus.

Seit einiger Zeit aber gab es im Gebirge einen Einsiedler, einen alten hagern Mann, mit tiefliegenden Augen und langem greisen Bart, dem aber die rechte Hand fehlte.

An der Stelle, wo die Gräfin Löwentruz den unglücklichen Sturz gethan, hatte sich der Alte seine Hütte erbaut. Die eine Hand that viel Gutes und schaffte bei Tag und bei Nacht. Der alte Magnus lieferte für das Stift die heilsamsten Kräuter, heilte Menschen und Vieh und schützte die Kinder der Umgegend. Nie aber verließ er seine Klause und stundenlang saß er, wenn der Mond hoch am Himmel stand, bis tief in die Nacht hinein am Wildbach und die murmelnden Wasser übertönten das leise Gebet des alten Mannes.

Segensreich wie er, wirkte auch Sophie Charlotte. Sie trocknete manche Thräne und tröstete die Betrübten.

Längst schon ist Burg Löwentruz ein Trümmerhaufen geworden. Sturm und Wetter zieht über die letzten Reste der versunkenen Herrlichkeit. Im Volksmunde aber lebte noch lange die Erinnerung an den Grafen Eberhard, die treue Elisabeth und ihre edle Herrin, die Aebtissin von Herford.

E n d e.

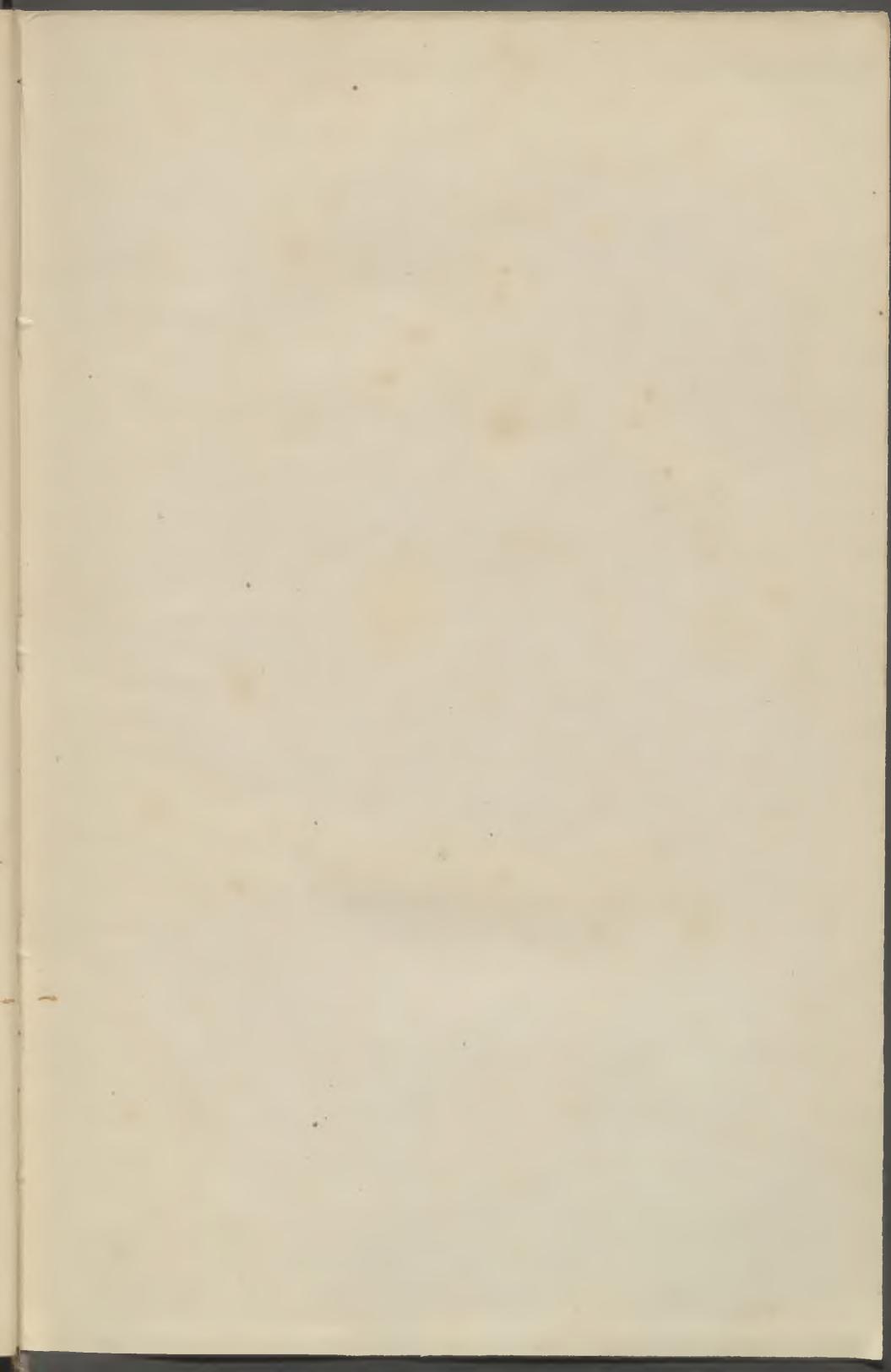


## Inhalt des zweiten Theils.

---

	Seite.
Kapitel I. Sophie Charlotte am Hofe des großen Kurfürsten . . .	1
"  II. Kurländer in Westphalen . . . . .	25
"  III. Ein eifriger Diener . . . . .	50
"  IV. Ein verhängnißvoller Maskenball . . . . .	62
"  V. Die letzte Heerschau . . . . .	74
"  VI. Die weiße Frau . . . . .	86
"  VII. Was sich in der alten Rectorei zutrug . . . . .	105
"  VIII. Burg Löwentrug . . . . .	116
"  IX. Der Visionsmarkt zu Herford . . . . .	142
"  X. Entdeckungen und Machinationen . . . . .	156
"  XI. Am Feuer des häuslichen Herdes . . . . .	196
"  XII. Ein falscher Smerdes . . . . .	223
"  XIII. Die Aebtissin von Herford . . . . .	240
"  XIV. Neue Entdeckungen und Ereignisse . . . . .	262
"  XV. Wiedergefunden . . . . .	289

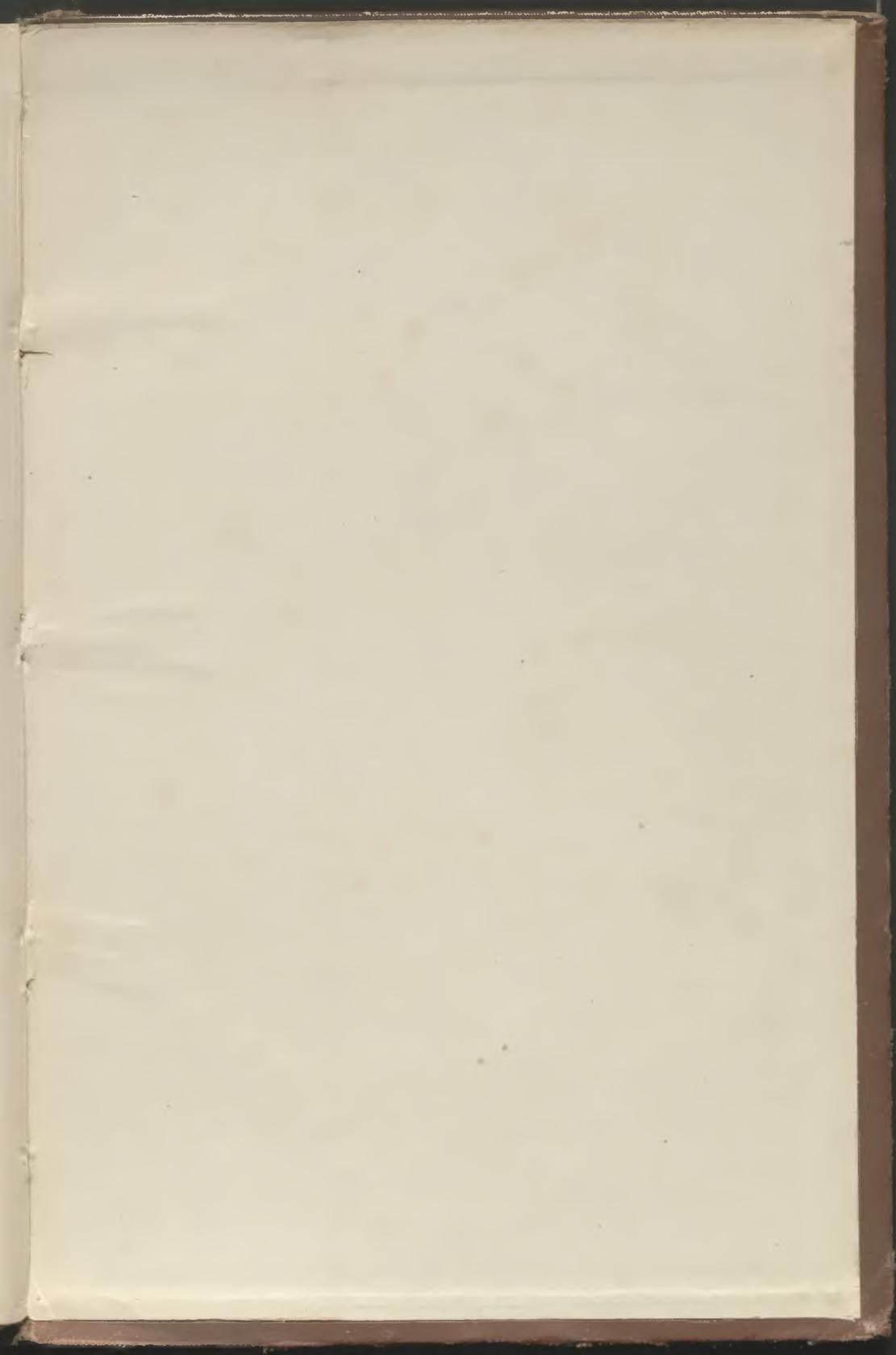




Biblioteka Główna UMK



300048187278



Biblioteka Główna UMK



300048187278